

Die  
Bergstadt















Paul Kellers  
Monatsblätter  
Die Bergstadt

Dreizehnter Jahrgang 1924/25  
Zweiter Band



Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn  
Leipzig \* Breslau \* Wien



# Inhaltsverzeichnis

Dreizehnter Jahrgang 1924/25. Zweiter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit \* bezeichnet

	Seite		Seite
<b>Romane, Novellen</b>			
<b>und andere erzählende Beiträge.</b>			
Barth, Paul: Von ernstern Dingen.		Schütt, Hans Anton: Heidheimat. No-	
Erlebtes und Erlauschtes . . . . .	505	velle . . . . .	585
*Bettauer, Fritz Ernst: Am Herzen des		Seidenfaden, Theodor: Der Teufel und	
Rundfunk. Beobachtungen eines		die Lorelei. Eine Rheinlage . . . . .	249
Funkspielleiters. Mit fünf Zeich-		Steinmüller, Paul: Die Wallfahrt zur	
nungen von Gerhard Stein . . . . .	182	Rose. Ein altes Märchen . . . . .	401
Ein Brief an den Fürsten Blücher . . . . .	520	Voigt, Theodor: Philosophisches über	
Castelle, Friedrich: Der Vogel Holder-		Film, Schallplatte und Radio. . . . .	390
mund . . . . .	51	Vollmer, Walter: Der Stapelbrand.	
von Eshel, Anna Hilaria: Swanhild.		Bergmannsskizze . . . . .	174
Novelle . . . . .	545	*Wurbach, Adolf: Die Wiege. Holz-	
Findeisen, Kurt Arnold: Robert Schu-		schnitt von Grete Schmedes . . . . .	368
mann. Ein Schattenbild . . . . .	142	Wugly, Anna Charlotte: Der Trauer-	
Fischer, Walter: Der Schaulasten. Eine		walzer . . . . .	572
heitere Geschichte . . . . .	601	*Zimmer, Fritz Alfred: Hermann Löns.	
Gutting, Willi: Mein Freund Franz		Mit einer Federzeichnung von Doro-	
Georg. Eine pfälzische Geschichte	286	thea Milbe. . . . .	604
*Hall, Hermann: Der Hafner von Lorch.			
Eine Märkte-Erzählung z. 50. Todes-		<b>Aufsätze belehrenden und beschreibenden</b>	
tage des Dichters (4. Juni) . . . . .	302	<b>Inhalts.</b>	
Harten-Hoende, Tony: Eine Hochzeit		*Ammussen, Else: Die verlorene Insel.	
in Hehl . . . . .	62	Mit 6 Abbildungen nach Zeichnungen	
Hellwag, Fritz: Wie der Teufel den		der Künstlerin . . . . .	509
Maler Spinello holen wollte. Eine		*Aust, Dr. Paul: Frauenwörth. Mit	
Künstlergeschichte aus dem Cinque-		sechs Zeichnungen des Verfassers . . . . .	337
cento . . . . .	470	Becker, Michel: Rheinische Rot als Aus-	
*Herbert, M. †: In der Gloriette.		löser rheinischer Kräfte . . . . .	240
Eine Droste-Erzählung. Mit drei		*Castelle, Friedrich: Aus unsers Herr-	
Federzeichnungen von Hans Dieter	369	gotts Bauhütte. Eine Wanderung	
Hofrichter, Ernst: Die Freikarten . . . . .	618	durch das Heuscheuer-Gebirge. Mit	
Kaergel, Hans Christoph: Der liebe		acht farbigen Bildern und acht Zeich-	
Gott bei den Glasbläsern . . . . .	95	nungen von Prof. Arnold Busch . . . . .	425
Karin, Ellen: Die Erben . . . . .	513	*Edardt, Dr. Johannes: Das deutsche	
Keller, Paul: Mordgerichte. Skizze . . . . .	161	Museum in München. Zu seiner Er-	
— Von meinem Großvater. Skizzen 297, . . . . .	385	Eröffnung im Mai 1925. Mit acht	
Kind, Magdalene: Die klaren Ritter . . . . .	441	Abbildungen . . . . .	165
Kneip, Jakob: Der Pflüger . . . . .	236	*Ehm, Ferdinand: Ein Tag und eine	
Kreitling, Hans: Der Schwimmer . . . . .	355	Nacht am Atna. Mit einer Abbildg. . . . .	480
*Lennemann, Wilhelm: Maria in		*Francé-Harrar, Annie: Biotechnik.	
Gnaden. Holzschnitt von Grete		Mit acht Abbildungen . . . . .	135
Schmedes . . . . .	158	*von Fürstenseld, Elfriede: Deutsche	
Lichtfuß, Jakob: Bilder um Bonn . . . . .	246	Festtage in Kuffstein. Mit zwölf	
Luhmann, Heinrich: Der Narr in der		Zeichnungen der Verfasserin . . . . .	577
Liebe . . . . . 1, 113, 265, . . . . .	321	Halbh, B.: Ein Totentanz . . . . .	98
Manns, Alfred: Der Rundschaffter. Eine		*Haertel, Sigfried: Ein Wandertag, dem	
Kriegsgeschichte aus Spanisch-Marokko	71	Landchaftsmaler Eugen Burtfert ge-	
Müller-Partenkirchen, Fritz: Die Son-		widmet. Mit neun Abbildungen nach	
derwelle . . . . .	374	Gemälden von Eugen Burtfert . . . . .	33
Müller-Schlösser, Hans: Die Bratwurst		*Hayel, Max: Die internationale poli-	
Anekdote . . . . .	250	tische Karrikatur. Mit sieben Abbild. . . . .	359
Oberhauser, Franz Friedrich: Herbst-		*—Der Bildhauer Gustinus Ambrosi	
novelle . . . . .	616	mit 8 Abbildg. . . . .	565
Peregrinus, E. M.: Ostern. Novelle . . . . .	25	*Hellwag, Fritz: Menschen, Möbel und	
*Ploeg, Hermann: Der Rucksack. Mit		Künstler. Mit neun Abbildungen . . . . .	42
Zeichnungen von Gerhard Stein . . . . .	621	*Hempelmann-Schellöhne, Josef: Ein	
Schäfer, Wilhelm: Taub . . . . .	233	deutscher Gartengestalter. Mit sieben	
Schuster, Rudolf: Galantes Theater . . . . .	177	Abbildungen . . . . .	465
		*Hermanns, Dr. Will.: Rheinische Mario-	
		netten . . . . .	307



	Seite
Hirschberg, Dr. Leopold: Faust und Wagner . . . . .	82
— Zwischen dem siebenten und achten Sonntag nach Trinitatis. Zum 175. Sterbetage Johann Sebastian Bachs . . . . .	412
*Julien, Rose: Urkunden der Freundschaft. Mit 11 Abbildungen . . . . .	540
*Keller, Ludwig: Eduard von Gebhardt. Mit sieben Abbildungen . . . . .	289
*Roene, Paul: Im Flügel durch sieben Staaten. Mit elf Aufnahmen der Junkers-Luftbild-Zentrale . . . . .	591
*Krißinger, Dr. H. G.: D, Ausblick der Glanznacht. Mit zwei Abbildungen . . . . .	188
Lucardis, E.: Wieland der Schmied. Eine alte deutsche Sage . . . . .	205
*Zimmer, Prof. Dr. Otto: Telegraphische Bildübertragung, Problem des Fernsehens und Kinematograph . . . . .	489
*Luther, Carl F.: Aus der Heimat des Faltbootes. Mit sechs Abbildungen . . . . .	05
Marzell, Dr. Paul: Zur Kulturgeschichte des Mai . . . . .	185
*Mayer, Theodor Heinrich: Die Wachau. Mit 10 Aquarellen von Bodo Zimmermann . . . . .	529
*Meyer-Leimgo, Karl: Das Hermannsdenkmal und sein Schöpfer. Zur Fünfzigjahrfeier der Einweihung (16. August 1875). Mit zehn Zeichnungen des Verfassers . . . . .	343
*Müller, Otto: Kunstsammler und Kunstfälscher. Mit 14 Abbildungen . . . . .	377
*Oberhauser, Franz Friedrich: Wiener Beethovenhäuser. Mit 8 Originalzeichnungen von Hans Koch in Wien . . . . .	19
*Preiß, Frik: Durch das Lahntal zum Rhein. (Zur Jahrtausendfeier der Rheinlande.) Mit 9 Abbildungen nach Gemälden u. Zeichnungen des Verf. . . . .	257
*Reddingius, J. A.: Emden. Mit 9 Abb. . . . .	393
Schade, Dr. Rudolf: Unbekannte Gedichte und Pläne Eichendorffs . . . . .	623
*Schmedes, W.: Java-Kaffee. Einiges über den Kaffeebau in Niederländisch-Indien. Mit 7 Aufnahmen d. Verf. . . . .	607
*Schmidt, Georg: Das Flettner-Schiff. Mit 7 Abbildungen . . . . .	405
*Schneid, Bernhard: Paul Schulz. Mit 9 Abbildungen von Werken des Künstlers . . . . .	145
*Schoenfeld, Hans: In einem deutschen Steinbruchbetriebe. Mit 4 Aufnahmen des Verfassers . . . . .	517
*von Stockmayer, L.: Die Naturschutzparkbewegung in Deutschland und Österreich. Mit 6 Abbildungen . . . . .	56
*Trebefius, Ernst: Bergbahnen. Die eisernen Pfade der Gebirgswelt. Mit 6 Abbildungen . . . . .	473
*Urff, G. S.: Die Haube, das am meisten gefährdete Stück der deutschen Volkstracht. Mit zwölf Abbildungen . . . . .	75
*Webe, Prof. Dr. Adam: Tausend Jahre rheinischer Kulturarbeit . . . . .	218

Gedichte und Sprüche.	Seite
Ambrosi, Gustinus: Das XXXV. Sonett . . . . .	571
Bäte, Ludwig: Wasserrosen . . . . .	358
Berglar-Schröber, Paul: Und eines Tages . . . . .	563
Bloem, Walter: Rheinfahrt mit der Mutter . . . . .	334
Boelsh, Martin: Nacht bei Wesel . . . . .	301
Brunß, Marianne: Mein Wunsch . . . . .	479
— Der gepanzerte Ritter . . . . .	576
Brües, Otto: Rheinland . . . . .	245
— Niederrhein . . . . .	256
Buchhorn, Josef: Ich bin am Rhein geboren . . . . .	305
Castelle, Friedrich: Deutsche Oskern . . . . .	55
Federau, Wolfgang: Sommernacht . . . . .	410
Findeisen, Kurt Arnold: Wald und Welle . . . . .	70
Gutting, Willi: Die Bettler . . . . .	173
Hau, Gerty: Liebe Menschengeschwestern . . . . .	464
Hausdorf, Susanne: Bergfrühling . . . . .	32
Hermanns, Will: Daag an Düüster (Machener Mundart) . . . . .	309
*Holst, Ab.: In der Nacht. Umrahmung von Otto Stein . . . . .	134
Jungnickel, Max: Das Lieberbuch . . . . .	472
Lenemann, Wilhelm: Lieb der Jungen . . . . .	74
— Rheinland: „Der Rheinländer klagt“, „Deutschland ruft“ . . . . .	248
Lersch, Hans: Spruch . . . . .	41
†Mannich, Else: Herbst. Umrahmung von Otto Stein . . . . .	600
Melzer, Arthur: Dank an die Morgenstunde . . . . .	157
Meher, Conrad Ferdinand: Der Rheinborn. Umrahmung v. Grete Schmedes . . . . .	217
Neumann, Anne-Marie: Mann und Mädchen . . . . .	64
— Abendgang . . . . .	520
— Verliebte Windfahne . . . . .	620
Ponten, Josef: Frühling . . . . .	239
Rohmer-Heilscher, Lucie: An einer Rosenhecke . . . . .	181
*Rose, Walter: Taormina . . . . .	488
Schneider-Glauff, Wilhelm: Wie mer alt weed — wie mer jung blieb. (Kölner Mundart.) . . . . .	254
Schneidereit, Emmy: Auferstehung . . . . .	81
Thiel, Georg: Dichten . . . . .	384
Wiltrud, Prinzessin von Bayern: Sein letzter Waldbegang . . . . .	590

**Büchertisch. Schach. Rätselede usw.**

Vom Büchertisch 102, 192, 310, 417, 522, 625
Von der Schnurrpfeisergilde 112, 203, 320, 423, 528, 632
Rätselede 111, 200, 319, 422, 527, 631
Schach und Schachliteratur 109, 201, 317, 420, 525, 629

**Farbendrucke.**

Bayer, Walter: Sommerfingen . . . vor 369
Busch, Arnold: Bäuerin aus der Heuscheuer. Gemälde . . . . . vor 425



	Seite
— Blick von der Heuscheuer ins Böhmi- sche. Gemälde . . . . .	441
Cleff, Walter: Sonntag in Thüringen. Gemälde . . . . .	321
Feyerabend, Erich: Oliver Plumket. Gemälde . . . . .	561
Raempffer, Ed.: Lena. Gemälde vor — Lebensende. Gemälde . . . . .	1 297
Rittmann, Erich: Hafen von Hiddensee. Gemälde . . . . .	601
Klein, Bernhard: Schneeballen. Ge- mälde . . . . .	145
Seydelt, Hans: Weistein an der Mosel. Gemälde . . . . .	217
Starbina, Helmut: Gestörte Liebes- erklärung. Gemälde . . . . .	113

**Ton- und Schwarzdruck.**

Adermann, Otto: Der Dom zu Xanten. Kreuzganghof. Federzeichnung . .	253
Bayer, W.: Das Brautpaar. Radierung vor . . . . .	81
Bitz, L.: Mädchen am Fenster. Künstle- risches Lichtbild . . . . .	313
Bunke, Paul: Christusgärtlein. Radie- rung . . . . .	33
Coppentrath, Annie: Flamingos. Holz- schnitt . . . . .	376
Driber, Kurd: „Im Rhein, im schönen Strome“. Raub. Radierungen, vor — Siebengebirge. Voreich. Radieren- gen . . . . .	249 529
Eichner, Alsta: „Der Dichter“. . . . .	516
Feyerabend, Erich: Euden. Holzschnitt — In der Schmiede. Holzschnitt . . . . .	393 508
Gerndt, G.: Drei gute Freunde. Künst- lerisches Lichtbild . . . . .	65
Herberholz, W.: Fischfang auf dem Rhein. Radierung. . . . .	488
Jäger, Georg: Sommertag. Künst- lerisches Lichtbild . . . . .	353
Jung, W.: Sommertag. Nach einem Bromölbrud . . . . .	457
Kaul, August: Neuj a. d. Erft. Radie- rung . . . . .	265
Kronburg, Sascha: Der Bücherfreund. Müller-Gera, Willy: Leuchtenburg bei Kahla. Radierung . . . . .	411 177
Oboy, Max: Glasbläser. Nützelzeichnung vor . . . . .	97
Pistorius, Johanna: Im Garten. Künst- lerisches Lichtbild . . . . .	193
Plüdebaum, Karl: Warum ist es am Rhein so schön? Radierung . . . . .	251
Preuß, Alfred: Kaffeehäuschen in Westpreußen. Künstlerisches Lichtbild vor . . . . .	585

	Seite
Probst, Otto F. †: Vorfrühling im Riesen- gebirge. Radierung . . . . .	129
— Stadtmühle in Dinkelsbühl . . . . .	473
Schlicht, Heinrich: Am Chiemsee vor Schwigen, Peter: Die Familie Johann Peter Neuchen . . . . .	161 255
Siegele, Franz: Altes Schloß. Zeich- nung . . . . .	545
— Bauernburg Rosenau. Zeichnung vor . . . . .	577
Trappe, Wilh.: Pappeln am Wege. Künstlerisches Lichtbild . . . . .	385
Vogt, Wilhelm: Waldsee. Künstlerisches Lichtbild . . . . .	49
Zwiener, B.: Alles soll wachsen. Ra- dierung . . . . .	617
— Ein schwieriger Fall. Radierung vor — Ein stark Geschlecht. Nach einer Radierung . . . . .	505 337
— Ein stark Geschlecht II. Nach einer Radierung . . . . .	401

**Musikbeilagen.**

Valuff, Franz: „Wie könnt' ich je vergessen“. Gedicht von Anton von Raer. — „Das Kinglein“. Gedicht von Richard Schneck. Kabiersch, Georg: Hab' Sonne im Herzen. Gedicht von Caesar Flaischlen. Kügeler, Johannes: Kirmes. Schubert, Richard: Der Frühling ies kumma. Gedicht von Paul Keller. — Gruß. Wirth, Friedrich: Maria milst. Die fünf Hühnerchen. Zwei kleine Nieder zur Laute oder Gitarre. Zobel, Alfred: Wer die Welt am Stab durch- messen. Gedicht von Philo vom Walde. — Das deutsche Volkslied.
---

**Schauinsland.**

Prinzessin Eholi . . . . .	316
Der Maler Franz Hoffmann-Fallers- leben . . . . .	316
Fürst Günther zu Schwarzburg † . . . . .	315
Hoffmanns Postenstübchen in Bamberg . . . . .	315
Der gedrehte Kirchturm in Mayen . . . . .	314
Die Goslarer Pieta . . . . .	314
Das Rathaus in Rhens . . . . .	314
Ein Modell des Babylonischen Turmegg Die vereinigten Staaten im Luftbild Gedenkstein für Carl Hauptmann . . . . .	313 313 199
Heinrich Federer . . . . .	199
*Der neue Breslauer Messehof. . . . .	198
*Schiff, Prof. Dr. Julius: Otto Lum- mer . . . . .	196
*Die Jahrtausend-Ausstellung Köln 1925 . . . . .	107
*Zwiener, Bruno: Die neuen Schatten- spiele . . . . .	105









Ed. Kaempffer

Lena





# Die Bergstadt

## Monatsblätter

13. Jahrgang / 7. Heft

### Der Narr in der Liebe

Roman von Heinrich Lohmann

1. Fortsetzung.

3.

Der Mensch lernt nicht aus. Aber es gehen doch nicht alle durch drei Werkstuben wie der Anton Andreas Weitensicht.

In Münstkirchen daheim war er Schreiner. In der Faßstube des Meisters Wietkegel lernte er das Reifenschlagen hinzu, und der Michael Poggel endlich unterwies ihn auch in seiner Kunst. Er lernte viel. Aber er blieb doch ein Kind. Immer noch konnte er lachen, wo andere weinten, und weinen, wo sie fröhlich waren. Vogellied und Tieraugen sprachen wunderbar deutlich zu ihm — aber Menschenwerk und -wort verstand er nur zu oft gar nicht oder doch mit selig betörten Ohren.

Die Krankheit seiner Kindheit wollte und wollte sich nicht beheben, immer noch schlug ihm alles auf das Herz und in das Herz. Und mehr und mehr füllte sich die wunderliche Truhe.

Der Meister und Rüstler Michael Poggel änderte in diesen Angelegenheiten nichts.

„Ich bin nicht für Gewaltthaten bei den Vögeln und Menschen,“ sagte er, „es ist ein schlechter Spaß, dem Star ein Stück von der Zunge abzuschneiden, damit er ein Gesangbuchlied stümpfern lerne. Wenn es nicht langsam von selber kommt, was da von allen Bäumen

des Lebens mehr oder weniger richtig den Jungen vorgepiffen wird, so bleibt es zeitlebens was Eingelerntes, das nicht klingt und keine Melodie hat.“

Die Vögel in seinen Körben behielten ihre eigene Melodie.

Er hatte zumeist von allen Arten und Brüderschaften einen in Pflege. Er kannte alles, was da Flügel hatte in seinen Wäldern. Da saßen sie hinter den Gittern ihrer Krankstuben oder Winterquartiere beisammen, Drossel und Rotbrust, Stieglitz und Lerche, Star und Krähe, Maikob und Käuzchen, Specht und Taube, wie sie sich fanden. Das war oben in dem Vogelreich ein Flöten und Pfeifen, Zirilieren und Zirpen, Hämmern und Gurren in allen Terzen und Quinten. Das ganze Haus war davon gefüllt wie ein breitdachiger Frühlingsbaum. In alle Artschläge und Sägezüge hinein sang und zirpte es dem Anton Andreas Weitensicht von oben aus den kleinen Kehlen. Der Vater Michael flatterte und piff zwischen den Körben.

Es hätte keinen Menschen sonderlich wunder genommen, wenn dem kleinen, immer hüpfenden Manne plötzlich Flügel und Schwanz zum Kopf hinausgewachsen wären.

Sein kleines, schmales, fast kinnloses



Gesicht überhing eine schnabelspitze Nase. Ohne Bart setzte es sich in schwacher Stirnwölbung über den völlig glatten Schädel in den Nacken fort. Dort saß eine weißhaarige Halskrause, der einzige Rest einstiger Herrlichkeit.

Der Meister Michael Poggel war immer von einer schalligen Heimlichkeit, die ernstesten Gesichts die größten Lächerlichkeiten sagen und treiben konnte. Er sinnierte allzeit über einer Narrheit, die er dann gewichtig ernsthaft ankündigte, schüttelnder Freude voll, wenn sie ihm geglaubt wurde. So wollte er jetzt dabei sein, seinen Vögeln ein vielstimmiges Gloria einzüben, das sie von der Orgelbühne herab vortragen würden, wenn demnächst die Jungfrau Annemike mit ihrem Theodor an dem Traualtar stände. Es gebe einen trefflichen Zusammenklang, und keiner solle sich den Genuß entgehen lassen.

Vorerst aber wurde dieses Freuden-gloria nur von der frommen Braut gesungen.

Sie sang es heimlich; denn es schien ihr nicht christlich, sich laut zu freuen. Das sei Heidenart, sagte sie. Vor Aßermittwoch noch sollte der Hochzeitstag sein. Eine glückliche Fügung; dann ging man gleich mit Fasten und Büßen hinein in die christliche Ehe. Es war ihr immer noch gewiß, daß der rechte Ehestand eine Dornenhecke sei, daraus man mit zerstochnen Fingern die himmlischen Rosen brechen müsse.

So betete sie jetzt in ihren Nähstuben herum. Sie seufzte auch viel, und manchmal gelangen ihr wirkliche Tränen, daß sie nun aus dem jungfräulichen Stande austreten müsse. Sie fügte dann aber gleich hinzu, sie habe sich nicht dazu gedrängt. Das wüßte jeder in Himmelpforten.

Vielfach ließ sie um diese Zeit auch ihre Seufzer in ein frommes Lied ausströmen. Sie öffnete dann zumeist das Fenster auf eine schmale Luke, zog es aber schnell zu, wenn Leute kamen. So bereitete sie sich würdig vor auf die schrecklichen Dinge, die ihrer harrten. Aber, obschon sie das Furchtbare schon am Leibe fühlte, sehnte sie es doch herbei,

wie nur Märtyrernaturen nach Folter, Schwert und Kreuz verlangen können.

Es war dann an dem hohen Tag alles prächtig.

Eine hellklare Februarsonne lachte über die schneeglikernde Welt, und ein Lenzlüftlein mischte sich der Fröhlichkeit bei. Eine frühe Amsel stieß ein paar Hoffnungslaute aus. Die Natur freute sich des Glückes mit, das sich heute in zwei Menschenherzen senkte.

Die holde Braut war sehr blaß und leidvoll, hielt sich aber tapfer und kämpfte siegreich alle Tränen wieder. Der glückliche Bräutigam vergaß in der Aufregung seine ritterlich höfliche Art einige Male und tat sehr kurz angebunden. Der Küster und Meister Michael enttäuschte wieder einmal. Er erklärte lächelnd:

„Es muß leider ausfallen, das Vogelkonzert auf der Bühne. Die Fasten- und Leidenszeit steht bevor. Das wissen selbst die in den Körben zu würdigen.“

Dafür aber schossen der Nachbar Weber Fostes und der Schuster Hermes ein Duzend dünne Schüsse aus ihren Döppchenslinten in die Welt, die verkündeten, daß nunmehr die Jungfrau Anna Maria Reithe den Holzstoß des Märtyrertums bestiegen habe, um sich Gott im Ehestand zu opfern.

Der Vogelvater Michael hatte die Himmelpfortner hinters Dicht geführt.

Der Anton Andreas aber sang sein Gloria. Er sang es still für sich und ganz allein von Anfang bis Ende, aus dem vollsten Herzen. Ja, er pries und lobte Gott mit allen Kräften seiner Armseligkeit, daß er an diesem Tag nicht Schneider war und Theodor Trilling heiße. Er hätte das Glück auf seinen schwachen Schultern nicht zu tragen vermocht.

„Den Hut in die Luft, Anton, und wenn möglich, den Kopf dazu! Aber was sehe ich, es fliegt sich nicht?“

In des Anton Andreas Gloria klang ein Lönchen vom Miserere durch. Er sang es um die schöne Sef. Über deren wahre Liebe begann endlich auch ihm ein Licht aufzudämmern. Je mehr aber das Licht sich auf seine liebende Narr-



heit senkte, desto dunkler und verworren wurde ihm.

In dieser Zeit hub der Vater Michael an, an dem Ärmsten die Dienste zu tun, die einst David dem Saul erweisen mußte. Er spielte zwar nicht auf der Harfe, wenn den Anton Andreas die Trübsal befiel, sondern er holte seinen lahmen Raben aus einem der Körbe oben. Der philosophische Vogel verfügte über eine schön gereimte, in Menschensprache gebrachte Weisheit. Auf Befehl seines Meisters mußte er sie dem Anton an der Hobelbank überliefern. Er tat es allemal flügelschlagend und mit alters- und weisheitsheiserer Stimme also:

„Quack—quack, den Kopf hoch,  
Was nich is, das kommt noch!“

Diese immer wieder vorgetragene Aussicht auf das Kommende söhnte den Anton Andreas in der That in etwas mit seinem Schmerze aus. Er merkte nicht, wie das Schicksal — diesmal aus Vogelmund — abermals mit ihm scherzte. Die Weisheit nämlich meinte das Glück, das noch für ihn kommen sollte. Er aber dachte an die Sef.

Der Arme war töricht genug, immer noch an sie zu denken mit sehnlischem Verlangen!

An die Barbe dachte er mit schmerzlichen Entsetzen in jener unglücklichen Irrennis der Gefühle, die ihm und nur ihm bereitet werden konnte. Und neu quirlte das Schicksal diese Gefühle in dem wunderlichen Topfe, darin es den Anton hatte.

Die Barbe nämlich ging fort von Himmelsporten.

Sie nahm Stellung an in Mühlenhausen, vier Stunden unten im Hawerland, wie jene Gegend hieß. Der Zufall ließ es in dem Dorfe sein, darin der Holzknecht Peter Spenner zu Hause war, der um sie warb und dem sie an jenem unglücklichen Glücksabend in der Weberstube verzweifelnd und herzblutend zugehört hatte. Das gab ein neues Wasser auf die Mühle des Irrtums, darauf der Anton den Weizen seiner Liebe hatte.

Es fügte sich, daß er an ihrem Ab-

schiedstag ein Stück Weg mit ihr gemeinsam hatte, den Berg hinab nach Rünkskirchen hinzu.

Es war ein Vorfrühlingsmorgen.

Die fernhängenden Höhen lagen noch im Schnee. Die Nähen aber und Tiefen wuchsen braun heraus, und die Wälder atmeten erwachend auf. Früh schon war die Sonne warm und heiter am Werke, die Luft süß und linde anzuhauen. Über rotbraunen Knospen lag ein Versprechen von Farbe und Duft.

Sie gingen durch den Morgen, die liebsten Kinder Gottes, schwiegen ihre Not abermals tot und fügten fester das Maschenwerk der Täuschung.

„Er liebt die Sef,“ dachte die Barbe, „der arme, liebe Tor liebt die Sef, und der Hochzeitstag ist schon im Kalender rot angestrichen! Die Sef liebt er, dich aber kann er nicht lieben. Was hast du an dir, daß er dich nicht mehr lieben kann? Wie schön war es doch in der Heuhude damals, wie schön war es!“

Und der Anton dachte:

„Sie liebt den Peter und geht nun nach Mühlenhausen in ihr Glück. Jetzt ist sie noch traurig, und der Abschied steht ihr an vom Vater und von der Sef oben. Ja, es ist mir sonnenklar, sie liebt den Peter Spenner, dich aber kann sie nicht lieben! Warum liebt sie dich nicht mehr? Und es war doch so schön in der Ziegenhude damals, wie sie in Tränen lächelte und sich nicht wehrte!“

So dachten sie und schritten durch den Duft der Frühlingswelt. Lenzliebeleise fangen die Vögel, sonngeküßt fluckten die Wässerlein die Schneisen hinunter. Barbe war es, als ginge der Schall ihnen nach, der ihrer Liebe immer neue Bedrängnis und Verwirrung bereitete. Richernd und lustig schien er zu folgen. Jetzt zupfte er sie wohl gar am Rock:

„Wie klug du bist,“ lachte er, „du schöne Barbe! Du Fernglühende, wie klug du bist in deiner sittsamen Schweigsamkeit! In deinen Gedanken schlägt die Liebe meerhohe Wellen für das Kind an deiner Seite, Anton Andreas. Aber du legst ihnen die zitternden Hände



auf, daß sie sich nicht verströmen. Dein Fuß eilt ins Tal, aber dein Herz bleibt oben. O, wie tuft du wohl an dieser holden Schüchternheit! Weidenkätzchen wachsen dort! Wär' die Sef an deiner Stelle neben ihm, du schöne, kluge Barbe, mit Knospensilber und Glockengold an gebrochener Nute würde sie den Anton zur Vernunft wecken. Da hüpfst das klare Siepenwasser, damit würde sie seine heiße Narrheit fühlen — die dumme Sef! Du tuft es nicht, du kluges Kind, du gehst und heißt die Tränen nieder, um ihnen nachher freien Lauf zu lassen, wenn du in Mühlenhausen im Glück siehest."

Der Anton verstand es anders.

Er sah die Barbe, die ihm herz- und hauchnahe zur Seite schritt durch den frühlingshellen Tag, bereits weit fortgerückt aus dieser Gegenwart. Es war wie immer, heute ging das Glück ihm greifbar nahe er hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um es zu halten — aber er war schon bei morgen und übermorgen, weinte um ein Verlorenes und griff ins Leere.

Weit weg hob seine Narretei das Nahe in die bitterste Ferne.

An der unteren Drehe, die einen letzten Blick freigab die Schneise hinauf auf Kirche und Dorf in Himmelpforten, sah die Barbe rückwärts. In dem Turmfinauf oben spiegelte sich die Sonne, es gab ein goldenes Funkeln, wie wenn ein riesiger Ringsinger sich ins Licht hebt.

Sie stand ein paar Herzschläge und wandte sich dann kurz und schnell zum Weiterschreiten. Es war plötzlich eine Tapferkeit über sie gekommen. So war es, wie wenn jemand mit einem Kind an der Hand durch die Nacht muß. Er weiß, daß auf es kein Verlaß ist, und geht rüstig, mit zusammengebissenen Zähnen ins Dunkel hinein.

„Anton,“ sagte sie mit leicht fühlbarer Herbe, „wie geht es dir in der Werkstube oben? Was macht der Vater Michael den ganzen Tag vor seinen Hörben? Hat er ein neues Windei gelegt? Anton, laß es nicht so still sein! Willst du mir nichts erzählen? Anton, erzähle mir etwas!“

Es war beinahe wie ein Befehl — so hatte er die stille, sanfte Barbe nie gesehen.

Erzählen sollte er?

„Als Abraham hoch in Jahren war,“ begann er, „sprach er zu seinem Knechte Elieser: Die Töchter dieses Landes sind sehr böse. Wähle daher keine von ihnen meinem Sohne zur Gemahlin, sondern reise in mein Vaterland und suche dort für ihn eine Frau.“ Elieser versprach es unter einem Eide. Er nahm zehn Kamele, belud sie mit wertvollen Geschenken und reiste ab. Er kam zur Stadt Haran in Mesopotamien. Seine Kamele ließ er am Brunnen vor der Stadt ausruhen. . . .“

So erzählte er.

Dann nahmen sie Abschied.

Die Hände trafen sich, die Herzen nicht. Auf der Straße unten schritt die Barbe hin wie geschlagen und tränenlos. Am hohen Ufer stand der Anton Andreas, brennenden Auges ihr nachsehend, die er ewig verloren wähnte an ihr Glück in Mühlenhausen.

Auf dem Meilenstein am Wege saß lichernd der Schalk und spielte mit den Pfeilen.

\* \* \*

Auch im Fassbänderhaus spielten sie vorerst noch ein heiteres Spiel.

Die Ehefrau Annemike war von den lebenden Flammen noch nicht verzehrt, und mit ihrem Opfertode hatte es noch Zeit und Weile. Die Mutter Wietkegel erhielt um diese Zeit ihren sehnlich begehrten Teller noch auskömmlich voll, auch ab und zu einen Zuckerkringel zum Sonntagskaffee. Nur der Meister tailleur hatte von den Gemütsregungen, die der Umzug in eine kältere Gegend und die neuen Lebensbedingungen oben mit sich brachten, Nerven bekommen. Seine frühere, allgemein bewunderte, jeder Lage gerechtwerdende große Höflichkeit und Ritterlichkeit verließ ihn in folgedessen hier und da.

Er streichelte seiner Frau nicht mehr die Wangen.

„Ich fürchte, deine Brille in Gefahr zu bringen,“ pflegte er mit etwas eigenartigem Lächeln zu sagen, wenn die



Annemike nach solchen Zärtlichkeiten Verlangen äußerte. „Sie steht dir vorzüglich, meine Teuerste.“

Er küßte auch der alten Dame nicht mehr die Hand.

„Sie wäscht sich mit Kernseife,“ sagte er und lächelte gleichfalls ein eigenartiges Lächeln, „das Doppelstück für zwölf Pfennige. Früher wusch sie sich wohl nur mit brauner Seife. Sie ist fortgeschritten um fünf Pfennige, seit du zugezogen bist, meine Teuerste. Aber ich sage doch, merci, madame, merci für Handküsse!“

Für manche fromme Bemerkung, die seine Frau anzubringen für nötig hielt, hatte er kein Verständnis mehr. Oft fand er dafür eine kurze, anscheinend zornige Abfertigung auf französisch. Sie verstanden sie ebenso wenig wie den zärtlichen Namen Cretins, mit dem der galante, jetzt leider nervöse Ehemann sie schmückte. Die braven Seelen faßten diesen letzten Duff der Höflichkeiten nicht, aber sie zogen doch die Nase kraus von der ungeahnten Würze.

Noch in anderer Beziehung enttäuschte der Held aus Paris die Weiblichkeit des Fassbänderhauses bald.

Aus den Salons und Ateliers, den Sälen und Schaufenstern wurde vor der Hand noch nichts. Das moderne Kaufhaus für prima Damen- und Herrenkonfektion „mit allem Komfort der Neuzeit“ blieb auf dem Papiere ihrer Phantasie stehen. Nur eine Aenderung traf der Meister. Er ließ die Wand ausbrechen zwischen der Wohnstube und der dahinterliegenden Kammer der Alten. Für ihre warme, altgewohnte Schlafung unten wies er ihr in jener herrischen Bestimmtheit, die seit einiger Zeit unter seinem höflichen Umschlag herschimmerte, eine kältere oben an, ohne sich lange um das Betern, das nun nach der alten Art ausbrach, zu kümmern. Der gewonnene größere Raum wurde die Arbeitsstube, darin er mit einem Gesellen aus dem Ort die männliche Kundschaft bearbeitete, während es die Annemike über ihren Hemden einstreifen noch allein besorgte.

Es ließ sich nicht leugnen, der Glanz,

der wie die junge Sonne über dem Fassbänderhaus geschwebt hatte, begann vom Nebel getrunken zu werden.

Auch der sagenhafte Reichtum des Meisters schien irgendwo ertrunken oder vertrunken zu sein. Er reichte gegenwärtig nicht einmal zum Ersatz für die einzige, übel ausgelaufene Nähmaschine der Frau Meisterin, die jammern und kreischend die ganze Hemdenbekleidung bei Männlein und Weiblein allein zu besorgen hatte. Infolgedessen wurde ihnen auch nicht, wie es gleichfalls die weibliche Hoffnung vorgesehen hatte, die Haustür von einer sich stoßenden, schiebenden und drängenden Kundschaft eingelaufen. Selten genug, dann aber durch das halbe Dorf hörbar, schrillte die Schelle.

Der Vater und Küster Michael erzählte zwinkernd, er wolle den Damen im Schneiderhaus zum Trost seinen Raben dort über die Türe hängen, daß sie die erquickliche Weisheit vernähmen:

„Quake—quak, den Kopf hoch,  
Was nich is, das kommt noch.“

Dem guten, zum Tode weitsichtig benannten Anton war nämlich der kluge Vogel überflüssig geworden. Die Davidsnarbe wirkte nicht mehr, als auch endlich seine Holzschuhe fühlten, daß er in seiner Hoffnung um die Ses auf dem sehr harten Weg des lächerlichsten Irrtums trabte.

„Es hilft dir nicht, Anton,“ sagte der Vogelküster, „du bist allein und ohne Hilfe in dies verrückte Alloch gekrochen, und kein Rabe zieht dich wieder heraus. Du hättest es freilich besser haben können auf dem schönsten Zweig im Baume und mit der Barbe zusammen. Du mußt nun ganz allein und von selber wieder heraus. Aber es schadet nichts, wenn einer eine Zeitlang warm zu sitzen meinte, wo es doch nur Mudde und faules Laub war. Drücke dich gut zu diesem Loche hinaus, mein Sohn! Auf einmal wird's nicht gehen, ist auch nicht nötig, du mußt dich täglich etwas dünner machen!“

Auch die Witwe Wietzegele fühlte den Irrweg unter ihren Füßen.

„Sie kommt mir vor wie eine Krähe,



die auf den Telegraphendraht geflogen ist, Anton," sagte der Holzschuhler und Küster Michael, „wo doch jeder das Gewitter in den Knochen hatte, das von Minskirchen aufzog. Jetzt fängt es zu kitzeln und zu donnern an. Es muß was getan werden, sagt die Pastorentheze, aber ihr hilft nichts mehr. Eines Tages liegt sie unten. Sie ist zu bedauern! Seit sie im Faß gefessen und krank im Kopf gewesen ist, macht sie die dümmsten Sprünge, die klug sein sollen. Danke du Gott, Anton, daß du deine Federn nicht bespricht hast!"

Die Armste von allen im Schneiderhaus sollte um diese Zeit Frau Annemike werden. Das lächelnde Wort des Küsters, womit er sein Vogelgloria abgewinkt hatte, die Leidenszeit stände bevor, und ihr eigenes heuchlerisches Gerede von den Dornen des Ehestandes huben an ernst zu werden.

Sie war nicht ohne Schuld.

Sie war nicht mit dem guten Willen der großen Liebe Weib geworden, sondern mit kleinen, eigensüchtigen Wünschen. Sie gehörte nicht jenen Frauen an, die mit der Wundergewalt ihrer Liebe Verbrecher halten können. Alles an ihr war dazu angetan, solche Naturen nur noch mehr zu stoßen.

Das fromme Gelispel ihrer Stimme nahm die Schärfe eines erzürnten Predigers an, wenn sie jetzt sprach.

„Theodor," hieß es, wo sie ihn allein zu fassen vermochte, „wie hast du mein kindlich gläubiges Herz enttäuscht! Was hast du einer auf dich vertrauenden Jungfrau versprochen? Und was hast du gehalten? O, weißt du es nicht, daß es eine himmelschreiende Sünde ist, eine Jungfrau und Waise also zu hintergehen? Befehre dich von deinen Wegen, und es wird dir verziehen werden. Wisse, was der Herr spricht: Und wären deine Vergehungen rot wie Purpur, sie sollen weiß werden wie Schnee!"

Es ist wahr, er hatte die aufrichtige Seele lächelnd getäuscht und täuschte sie weiter.

Er richtete immer noch nicht den stolzen Bau und Traumpalast auf. Er

kam immer noch reichlich mit der einen Hilfe aus, und die Damenmode hatte sie noch immer allein zu machen. Aber er neigte doch nicht sein Haupt um Vergebung und schlug auch nicht bei solchen Reden und Psalmen an die Brust. Im Gegenteil. Er saß auf dem Tisch und flötete die Holzauktion im Grunewald. In den Pausen aber, die ihm das schöne Lied ließ, warf er aus dem Grunewald einen kräftigen Stein in die Stube. Er tat es mit dem kurzen, freundlichen, immer in gleichmäßiger Gelassenheit niedergeworfenen Wort:

„Quatsch!"

War bei solchen Anlässen der Geselle zugegen, dann näselte der getroffene Meister ein Längeres auf Französisch und begab sich wieder pfeifend auf die Holzauktion in den Grunewald. Bald aber tat er es nicht mehr mit Pfeifen und Wortwürfen von dorthier. Es wurde mehr.

Eines Tages flog der galante Mann in den schönsten Darbietungen der Annemike vom Tisch auf — und nun streichelte er wieder einmal seines Weibes Wangen. Aber mit einer solchen rührenden Innigkeit, daß der Betroffenen und Getroffenen Himmel und Erde vor Augen tanzten.

Diese Art ehelicher Zärtlichkeit pflegte er von Zeit zu Zeit öfters anzuwenden, sehr zur Belustigung der Nachbarschaft, die in Himmelpforten nicht die Ansicht der Annemike von der Dornenhecke des Ehestandes zu teilen vermochte. Auch die Wietkegelsche war diese Art ehelicher Liebe aus dem Umgang mit ihrem seligen Jochen nicht gewohnt.

O Gott, sie wurde vielerlei gewohnt!

Sie tat das Fhrige und ließ alle Behörden ab, rückgängig zu machen, was nicht ging. Mit billigem Bedauern bestärkte man sie allerorts in ihrer immer deutlicher aufsteigenden Erkenntnis, daß sie sich hatte auszuziehen lassen, ehe sie zu Bette ging.

Mit dem kalten Frösteln über ihre Dummheit am Leibe saß sie auf der harten Bettkante ihrer selbstverschuldeten Armeligkeit und das zu einer Zeit, wo sich ihr kränkliches Alter regte.



Nur einem nahm um diese Zeit das Leben nicht alle duftige Traumseligkeit, dem Vogelküster Michael.

Er diente seine kurzen Morgenstunden Unserer Lieben Frau vor der Pforten und diente die Sonntage den Wallern, die sich diesen trockenen Sommer in langen Reihen hinauffangen in den grünen Waldrieden nach Himmelpforten. Die übrige Zeit gehörte seinen singenden und hüpfenden Genossen, denen seine rauhen Holzschuhhände und sein weiches Herz halfen, bis er sie kinderglücklich und diebesheimlich aus seiner Dachstube entlassen konnte. Laut aber erzählte er:

„Wer sagt, daß ich sie fliegen lasse? Der Anton Andreas und ich halten sie zur Probe. Wir üben uns an ihnen im Halsumdrehen, das wieder in Mode kommen soll. Wir wollen im Vogelhaufe bereit sein, wenn es in Himmelpforten so weit ist. Und es ist bald so weit, verlaßt euch darauf! An den Sperbern und Fledermäusen probieren wir's am meisten!“

Der fremde Vogel aus Paris hielt sich in seinem Nest und blieb auf den Flügeln. Den Hals hielt er jedenfalls noch nicht hin.

Er mochte ein Jahr im ehelichen Käfig gefessen haben, da kam jene eigene, naturgeborene Wandersehnsucht, wie sie Vögeln seiner Art ins Herz gelegt ist, über ihn. Ihn lockte das tiefe Land, zunächst der Ort seiner glücklichen Kindheit, Münskirchen. Er begnügte sich vorläufig damit, es den Strichvögeln nachzumachen und strich in glattem Abflug manchen Abend den Berg hinab, nicht ohne einen frommen Geleitspruch seiner lieben Frau. Laut wagte sie ihn indessen nicht mehr anzubringen.

Sie mußte den frechen Vogel streichen lassen. In den altvertrauten Hecken von Münskirchen schien sich allerlei Gewürm für seinen Schnabel zu finden. Er brachte dort ganze Nächte zu.

Diese Ausflüge vermehrten gerade nicht seine Arbeitsfreudigkeit. Der Duft seines Pariser Ruhmes lockte schon lange keine Kundenschaft mehr hinter dem Ofen

hervor. So nahm der Geselle die einzige Sprosse in der Leiter des kühn geträumten Aufstiegs, seine Entlassung. Immer mehr erfüllte es sich, daß die Dornen in der Tat stachen und das Opferfeuer brannte.

Das Opferfeuer brannte, aber für den Küchenherd der Frau Trilling wurden Holz und Kohlen immer rarer. Sehr wenig tröstlich und erfreulich für sie, da sie sich um diese Zeit Mutter werden fühlte.

Wenig erfreulich für sie war auch die Kollegenschaft von Nabel und Zwirn, die ihr der Meister eines Tages in die Nähstube brachte.

Sie hieß Fräulein Rosa Grünholz und hätte gleichfalls auf dem kürzesten Wege von Paris kommen können. Sie kam indessen ebenfalls von Münskirchen, wie ihr Geburtschein auswies. Nach eigener Angabe war sie aus Cöln. Zu der Frau Annemike bildete sie einen Gegensatz, weshalb die Natur sich selbst zur Freude die beiden hinter einen Nähtisch gesetzt zu haben schien. Was bei der Meisterin hagere Länge war, strebte bei Fräulein Rose zu runder Fülle hin. Sie trug sich, was bei ihrer Herkunft und ihrem Geschmack selbstverständlich war, nach der neuesten Cölnier Mode. Ihr schwarzes Haar schlängelte sich vorn in zwei frisch der Brennschere entquollenen Locken auf die Stirn. Nach hinten wuchs es sich in eine Art babylonischen Turm aus. Sie unterhielt sich nicht gern, wie Frau Annemike bald heraus hatte, über den Cölner Dom, sondern lieber über Eau de Cologne und den Carneval. Ihren Brotherrn und Meister nannte sie mit vießsagendem Augenwerfen „Herr Theodor“. Im übrigen war sie Spezialistin für elegante Damenmoden und also in Himmelpforten unstreitig am rechten Ort.

Es war sonderbar zu bemerken, wie der eingekerkerte Mann aus Paris aufzuleben begann, seit dieser Vöte aus der großen Welt in die Stube seiner Einsamkeit geraten war.

„Anton,“ meinte der Vogelküster, und sein Zwinkern wurde Ernst, „der



Pariser hat sich da ein nettes Vögelchen geschlingt — was sag ich, sie wird ihm wohl so zugesogen sein! Sie haben nun allgemach im Faßbänderhause einen richtigen auserwählten Korb voll. Es ist ein Glück, Anton, daß unser Wald diese schönen, bunten Singvögel nicht ausgebrütet hat. Ich machte mich sonst mit der Barbe hier fort ins Haverland!"

Der Meister tailleur lebte neu auf.

Es bewies sich wieder einmal klar, daß das Lächeln einer edlen Dame das Wintereis seines ewig jungen Herzens zu schmelzen und ein Blumenbeet daraus zu wecken vermochte. Das Laufen und Tagvertun hörte auf. Es hielt ihn an der Arbeit. Auch seine Höflichkeit kehrte wieder. Sie stellte ihre schönsten Blüten, echt französischen Duftes, vor Fräulein Rose Grünholz nieder. Aber auch Frau Annemike erhielt einen Ableger davon zugeschoben und mit der Zeit immer mehr. Der Einfluß Fräulein Rosas auf den Meister nahm täglich zu und zeitigte immer edlere Früchte der Freundlichkeit und des Zutvorkommens. Es war beinahe wie zur Zeit der jungen Liebe und des rothamtenen Poesiealbunns.

Ja, die tiefsten Gefühle quollen wieder auf. Der bekehrte Meister Theodor, tailleur de Paris, machte, wie einst, sehr innige Verse. Sie waren aber diesmal nicht an die Mutter Wieckegel gerichtet.

Der gebesserte Theodor streichelte seinem guten-Weibe wiederum zärtlich die Wangen, küßte ihre sommerproffenreiche, sonst aber schöne Stirn und schenkte ihr ein illustriertes Gebet- und Erbauungsbuch für glückliche Ehefrauen und Mütter.

Die Annemike nahm es in freudiger Dankbarkeit an.

In eben dieser Dankbarkeit beschloß sie auch, ihr Kind, wenn es ein Knäblein sein sollte, nun doch nach dem herrlichen Vater Theodor zu benennen. Dem Mädchen wollte sie den Namen Rosa geben. Ein Name, der bei allem Klang und Duft auch noch einer großen Heiligen im Himmel eigen wäre, und der zudem auf Erden Fräulein Grünholz gehörte, jener vornehmen Dame

aus Eöln und jezigen Freundin, der soviel für das Glück des Hauses Trilling zu danken war.

## 4.

Aus dem Weberhaus des Meister Jostes machte sich um diese Zeit das Glück los, um lachend und strahlend den Berg hinab nach Dohlsbach zu ziehen.

Die Sef heiratete ihren Förster.

Es war Oktobertag. Der ganze Wald von Himmelsporten warf bunte Fahnenwipfel zur Erde. Letzte Vögel schütteten ihre Lieder aus. Eine milde Sonne schlug goldene Reifen um das Menschenglück, das heute aus zwei Herzen quoll, um eines zu werden.

Wunderliches Geschiß, das über dem Anton schaltete!

Auch an diesem Tag setzte es ihm schelmisch ein Bein. Der philosophische Vogel Vater Michaels eröffnete den Reigen. Er war die Nacht aus seinem Käfig entwischt und extor sich das Treppengeländer vor der Kammer Anton zum Ruheplatz. Er besleißigte sich aber nicht besonderer Rücksichtnahme, sondern er begann schon beim ersten Taggrauen, dem Ärmsten in bewunderungswürdiger, aber sehr heiserer Beharrlichkeit die Mahnung zu singen:

„Quake—quak, den Kopf hoch,  
Was nich is, das kommt noch!“

Das sang der Schelm dem Anton Andreas am Hochzeitmorgen seiner vergeblichen Liebe.

Der aber war diesen Tag solchen Versprechungen noch weniger als sonst zugänglich und wünschte den Prediger auf den Blockberg. Mit diesem Wunsche und einem sehr bleichen Gesicht erschien er dann nach vergeblicher Jagd auf den frühen Sänger gegen fünf Uhr morgens vor dem Meister und Holzschuher Michael. Der schüttelte sich eben aus glücklichen Träumen, besah ihn lange und sagte endlich mit mittheidsvollem Lächeln:

„Du sitzt immer noch in dem verriäkten Astloch, mein Sohn. Ich glaub's wohl, daß dir da ein Rabe den Schlaf wegträhen kann. Anton, ich sage dir hier vom Bette aus noch einmal, du



mußt heraus aus dem Loch! Du mußt der Barbe nach in die frische grüne Welt, meinetwegen ins Haverland, aber du wirst es heute näher haben können; denn sie ist ja auch dabei. Da muß was getan werden, wie die Thres sagt! Und nun muß ich wohl auch heraus — aus dem Bett, um dir den Schwarzen vom Halse zu wehren.“ Dann erhob er sich, die Philosophie und Poesie einzusperrn.

Dieses Bergreifen an den höchsten Gütern der Menschheit rächte sich zweisech.

Der Meister Poggel zunächst hatte seine liebe Not, den entwichenen Gast zu erschassen. Das ging treppauf, treppab, gangauf, gangab. Man fand das sangesfrohe Vieh endlich auf dem Bettgeländer in der Kammer Antons. Dort saß es, das verkörperte ruhige und gute Gewissen. Zu Kopfende saß es, tief-sinnig in das verlassene Lager schauend, als säme es nach einem neuen Weisheitspruch in Versen. Es äußerte keinerlei Bedenken, von seinem Herrn und Meister eine Treppe höher gebracht zu werden. Auf dieser Treppe höher hinauf aber traf den Vogelkünstler der rächende Arm der Musen. Er stürzte im Dunkeln und verstauchte sich den Fuß.

Er sagte den kleinen Unfall richtig auf.

„Anton,“ sagte er, riß ein Streichholz an und beleuchtete sich, „mit Recht leiden wir dieses; denn was muß uns der Teufel und dein Narr reiten, zu nachtschlafender Zeit Raben zu fangen? Vierzehn Tage wird's wohl dauern, ehe es die alten Knochen wieder tun. Kalte Aufschläge dreimal in der Stunde und das Wein lang voraus auf den Stuhl, ich sehe es schon. Ich habe einen Markolf oben in einem Korbe, dem ist's ähnlich ergangen. Stecke mich zu ihm hinter die Trallgen! Dir ist natürlich auch ein nettes Steinchen ins Nest gefallen; denn du hast zu küstern. Mach dich nur gleich bereit an die Hochzeitglocken für die Sef und den Grünen, es ist über unseren Vergnügungen Tag geworden. Stell dich nicht wie die Krähe auf Glatteis, gib dir einen leichten Schwung, dann schlin-

derst du auch über dies letzte Eis, das da von dem langen Winter her noch liegt!“

So läutete denn der Anton Andreas an diesem dunkel hellen Morgen die Hochzeit der Sef aus.

Und dann tat er Küsterdienst bei ihrem Brautamt.

Er hatte die Lichter zum Glück der beiden anzuzünden, die Blumen zum Schmuck zu stellen. Er tat alles mit jener schweigmamen Unterordnung unter sein Schicksal, das ihn dienen hieß, wo er geglaubt hatte, an des blonden, schönen Mädchens Seite zur Frau zu schreiten. Schrittweise dem Körper nach, aber bergfern in Gedanken saß er dann an des Alten Stelle im Letzer, sah der heiligen Handlung zu, die sie zusammen-gab.

Wie eine schmerzvoll süße Musik rauschte die Stunde an ihm vorbei.

Der ganze Tag verging ihm in dieser schmerzvollen, süßen Musik.

Sie waren längst von Himmelsporten weg. Die Sef in ihr grünes Kleid nach Dohlbach. Die Barbe in den Dienst zurück nach Mühlenhausen. Aber den Wallerberg hin fuhren die Herbststürme und nahmen den Wäldern die letzte Erinnerung an Sommerzeit und wipfelgrüne Seligkeit.

In dieser traurig vergänglichem Sterbezeit lernte der Anton Andreas sein Leid und Glück um die Sef als ein großes, ihm geschicktes Irren messen. Er sah ein, daß seine Seele von ihr, wenn er es auch anders geglaubt, doch immer nur ein halb gefüllter Becher gewesen war. Wie er das aber einsah, da jauchzte und klagte jäh alle Liebe zu der Barbe in heißer Welle über sein Herz. Jetzt war ihm, als sei es nur ein Spiel gewesen, was in ihm der Sef zugeflogen war. Seine letzten Tiefen hatten allein nach der einzigen Barbe gestrebt.

Was lange geteilt war, nun endlich war es eins. Der Barbe allein gehörte jetzt seine Liebe. Freilich fand sie um diese Zeit noch nicht den kurzen Weg zu ihr. Sie verstrickte sich tief und tiefer in dem Dornestrüpp seiner Narrheit, die ihm sagte, daß sie ihm gleichfalls



verloren sei, wie die Sef ihm verloren war.

Im Fassbänderhaus des Meisters tailleur hielt sich das neu erweckte Lächeln.

Besonders süß und mit der ganzen Goldseligkeit der großen Dame mußte Fräulein Rosa Grünholz zu lächeln. Es traf zumeist den Herrn Theodor und war dann besonders schmelzend, wenn sie allein in der Nähstube saßen. Dieses Alleinsein hatte die Frau Annemike eine lange Zeit mit der ganzen Klugheit ihres Wesens zu beschränken gewußt, ohne indessen in dieser Fürsorge großen Dank ihres Gatten zu ernten.

„Liebes Kind,“ pflegte er zu sagen, indem er sie zärtlich küßte, „dein gelegener Zustand verpflichtet dich zu viel Bewegung in der schönen Natur.

Sei unbesorgt, meine Teuerste, unsere liebe Freundin und ich, wir werden in den Stunden deiner Erholung alles auf das Beste zum Wohle unserer Familie besorgen in verdoppeltem Eifer.“

Die Kluge schien sich in ihrer Art, die es an der Gewohnheit hatte, von allen Menschen das weniger Gute für wahrscheinlich zu halten, den verdoppelten Eifer der beiden besonders zu deuten. Jedenfalls bedurfte es bei diesen freundlichen Einladungen erst immer der Unterstützung durch Fräulein Rosa. Die aber zog dann Frau Annemike zur Seite und flüsterte ihr ins Ohr:

„Beste, du wirst ihm gewiß die Freude nicht nehmen wollen. Es soll eine Überraschung für dich werden. . . ich sagte dir's gerne, aber ich bin zu schweigen verpflichtet.“

Erst die hartnäckigste Weigerung der Mißtrauischen, trotz allem bleiben zu wollen, löste der mitleidigen Dame aus Cöln die Zunge.

„Meine Beste,“ gestand sie, jungfräulich errötend, „wir machen uns die Freude, gemeinsam das Laufhemdchen zu sticken. Nicht wahr, ein rührender Einfall? Nur die an alles denkende Liebe hat ihn Herrn Theodor ins Herz gelegt. Aber nun verstehst du, liebes Kind, ich wußte es. Also bis auf ein Stündchen!“

Sie schob die jetzt nicht mehr Wider-

strebende sacht zur Türe hinaus, wie es ihre Gesundheit und die liebevolle Heimlichkeit des sorgenden Gatten erforderlich machten.

In liebevoller Heimlichkeit saßen dann die beiden guten Menschen in der Stube beisammen. Wie es für ihre gemeinsame Arbeit nötig war, saßen sie nicht zu fern voneinander. Es gelang ihnen auch, der teuren Gattin und besten Freundin eine Überraschung zu bereiten. In ihrer letzten Auswirkung vertiefte sie aber nicht nach dem vorgefaßten Plan. Daran war die fromme Frau Annemike selber ihr Teil schuld. Sie wurde nämlich immer mißtrauischer. Der liebende und verliebte Schneider dagegen wurde immer sorgloser — und poetischer.

Ja, er wurde immer poetischer! Sein Inneres war ein glücklicher und tiefer Brunnen geworden, daraus es von Liedern quoll. Sein Bruder in Apoll und Genosse in der Verbannung Heinrich Heine hätte sich gewiß aus seiner Gruft gehoben und ehrfurchtsvoll geneigt vor solch — einem Gedächtnis des dichtenden Schneiders, wenn nicht lange die Pariser Würmer sein Leibliches verzehrt hätten. Theodor Trillings Gedichte hatten vor vielen den Vorzug voraus, daß sie nicht bloß gedanklich, sondern auch sächlich bis zum letzten lyrischen Hauch, und erst recht in jedem Kuß auf die „roten Plüschlippen“ erlebt waren.

Sehr viele trugen den Hinweis auf das hinter ihnen stehende Objekt untrüglich schon in der Überschrift. „An Rosa“ hieß es da. Oder zusammengedrängter „Rosa“. Oder romantisch „Rheinliebchen“. Oder symbolisch „Samtkätzchen“. Oder besonders stimmungsweiß „Seidenhaar“.

Und noch einen Vorzug hatte Trillings Lyrik vor der vieler Dichter. Sie fand immer ein dankbares Publikum — eben in Fräulein Rosa selbst. So trafen Objekt und Subjekt glücklich zusammen.

Das Objekt, die liedunwobene Dame aus Cöln, beliebte in solchen Wehestunden auf dem Nähtische zu sitzen. Der begnadete Dichter saß auf der Fußbank vor ihr, die Augen zu ihr erhoben.



Es fehlte dem Meister nicht jene scheue, echt künstlerische Zurückhaltung, die sich die tiefsten Dinge erst abschmeicheln läßt.

Fräulein Rosa verstand es, wie eben jetzt, durch einen Kuß meisterhaft.

„Mein Theddi,“ bat sie dabei, „heute mußt du mir dein schönstes Gedicht noch einmal auffagen, was du gedichtet hast, als du des Webers Weste flicktest. Willst du, mein Jung?“

Er wollte. Er schloß sie gerührt in die Arme.

„Für dich,“ jubelte er dabei, „teures Leben, für dich alles! Du Leuchte in meinem Kerker. Du Balsam für meine Wunden, die Drachenzähne bissen! Höre denn Geliebte:

Du.

Du kamst vom Rhein  
In meine Pein.  
Hast mir den Sinn berücket  
Und hoch mein Herz beglücket.  
Dein Haar ist weich wie Crêpe de Chine.  
Komm, laß uns fliehn,  
Komm, laß uns fliehn!“

Sie flohen vorerst doch nicht, sondern sie erschrafen heftig.

Vor der Stubentüre nämlich unterbrach ein dumpfer Fall jäh die dichterische Weihestunde. Die nackte Wirklichkeit verlangte ihr Recht. Was sie zunächst bemerkten, bestand darin, daß die Gardine vor dem Türfenster unten von kluger Hand um eine Spanne gekürzt war. Vor der Türe, auf den Steinen im Hausflur, aber lag die ergriffene zweite Zuhörerinnen von Theodor Trillings Liebeslyrik, Frau Annemike. Sie war sehr ergriffen — von Krämpfen nämlich.

Ein Vorbeerkrantz wurde an diesem Tage dem Dichter nicht überreicht.

Eine drückende, qualvolle Nacht zog hin über die Stätte deutschen Familienglücks. Ein langer, schmerzlicher Tag und wiederum eine Nacht. Dann, am Morgen, legten sie der Frau Annemike ein schwächliches, zu früh geborenes Mädchen auf das Kissen. Der Vater Tailleur aber war nicht zu finden, und Fräulein Rosa Grünholz fand sich eben-

falls nicht ein mit dem bestickten Taufhemd, obschon beide nötig waren, sehr nötig, da jeder Augenblick das kleine, hauchzarte Menschenlichtlein löschen konnte.

Sie kamen den ganzen Tag nicht und nicht den folgenden.

Nirgends hing ein Flocklein ihrer weißen Wolle und verriet den Weg, den die braven Lämmer genommen hatten.

\* \* \*

Der Wittfrau Wietkegel war in der letzten Zeit eine heimliche Hoffnung aufgegangen. Ihr Seliger brauchte nicht immer Recht zu haben. Nicht jedes Sonnenstechen mußte unbedingt ein Gewitter ankünden. Die Sonne konnte sich auch ohne Blitz und Donner aus der übergroßen Hitze in die natürliche Sommerwärme zurückfinden. Ganz leise hoffte sie auf Beständigkeit bei dem Meister Theodor.

Nun aber kam sie in das furchtbarste Blitz- und Donnerwetter. Nach einigen Tagen nämlich fand sich hoher Besuch bei ihr ein. Der Herr Sägewerksbesitzer Melchers aus Rünnskirchen. Bei ihm war der Rechtsbeistand und Auktionator freundlichen Angebendens Herr Friedrich Wilhelm Krautmann.

Der Herr Krautmann führte sich als alter Bekannter ein. Er war übrigens auch heute wieder von der gewinnendsten Liebenswürdigkeit und von einer beständig lächelnden Höflichkeit. Er stellte dann den Herrn Sägewerksbesitzer Melchers als den jetzigen Eigentümer des Trillingschen, früher Wietkegelschen Grundstücks vor.

Der Herr Sägewerksbesitzer Melchers war gleichfalls freundlich höflich. Ob schon der Kauf einige Wochen zurückliege, erklärte er, habe er erst jetzt Gelegenheit gefunden, das Haus auf seine Zweckmäßigkeit und auf die etwa nötige bauliche Änderung hin prüfen zu können. Er müsse übrigens sagen, meinte er zu dem Herrn Auktionator und Rechtsbeistand gewendet, der Preis erschiene ihm heute reichlich hoch. Er habe zwar für seinen neuen Holzmeister hier oben etwas beschaffen müssen, aber



für dieses Geld hätte er ein neues Haus hinsetzen können. Er würde sich auch sicher noch bedacht haben, wenn nicht sie beide, er und der Verkäufer, sehr auf das Geschäft gedrungen hätten. Er war sehr freundlich, der Herr Sägewerksbesitzer, und er war so gütig, den Frauen das Wohnrecht in seinem Hause zu belassen bis zum Frühjahr. Um die Zeit allerdings müsse der Holzmeister, den er für das hiesige Revier neu eingestellt habe, einziehen.

Der Mutter Wietfelgel war, als rollten tausend dunkle, schwarze, furchtbar gähnende Fässer auf sie zu. Sie bezwang sich aber und führte die beiden durch die Stuben ihrer einstigen Herrlichkeit. Sie sprach kein Wort. Ihr Gesicht wurde mehr und mehr von allem Blut leer und eigen fahl. In ihren Augen schien ein Fernes aufzustehen und sich langsam heranzuwälzen.

Jetzt waren sie in der Werkstube.

Dort unter den Fässern, die von ihres Seligen Zeit noch standen, kam plötzlich eine schüttelnde Verstandnislosigkeit über sie. Ein Frösteln und Erstarren fiel auf sie. Dann aber sprang aus den Augen jäh ein krankes Wüten. Sie riß eines der Fässer zu Boden, griff den Hammer, lief die Runde und rief:

„Gib das neue Band, Fochen! Geschwind, das Feuer geht aus! Gib das neue Band, Fochen!“

Sie lief gebeugt die Runde und schlug mit dem Hammer gegen die Bohlen, daß es hohl widerhallte.

„Das neue Band, Fochen — Anton Andreas —! Das neue Band — Trilling.“

Da rechte sie sich, wie geschlagen von diesem Namen.

Sie stand, ließ den Hammer fallen und sah die Männer mit dringenden und doch verhüllten Augen an. Dann sprang sie auf den Auktionator zu, entwand dem Überraschten seinen Stock, setzte zu den Fässern zurück, rührte und stach darin herum, hielt wieder, sah die beiden an, und eine aufblühende Erkenntnis fuhr über ihr zerstörtes Gesicht:

„O, ich weiß,“ rief sie, „ich weiß, ihr seid die Richter von Rünzkirchen unten!

Ich weiß! Ihr sucht den Schneider Trilling! Der hat gegen die zehn Gebote Gottes gesündigt. Den sucht ihr, den Schneider Trilling. Den Dieb, den Mörder, den Gotteslästerer, den Ehebrecher und Betrüger! Wißt ihr, wo der ist? Hier hat er sich verkrochen! Hier in den Fässern sitzt er! Ich will ihn euch herausholen. Ich stoche ihn heraus! Dann könnt ihr ihn mitnehmen. Holla, Schneider — Tailleur — Theodor — Trilling! Heraus! Heraus! Theodor — Kopf ab! Kopf ab!“

Sie lachte ein grausames, schrilles Lachen und schlug immer wütender in den Fässern herum.

Nur mit Gewalt brachte man sie zur Ruhe.

Sie lag gänzlich erschöpft und tief hinabgesunken in Bewußtlosigkeit und Krankheit. Sie schien wieder zurückgestoßen ins Dunkle, das sie schon einmal grausig irr umfangen gehalten hatte.

\* \* \*

Geschlagen war und blieb auch die Mutter im Kindsbett oben, Annemike. Nun brannte der Scheiterhaufen lichterloh. Die Dornenhecke spitzte zudem immer schärfere Dornen. Sie war die Märtyrerin geworden, die sie durch den Ehestand zu werden sehulichst begehrt hatte. Auf eines aber horchten sie in Himmelpforten vergebens, wenn sie unter ihrem Kammerfenster gingen. Es klang kein Beten und Singen zu ihnen her, darin die fromme Seele Gott dankte für alles Leid, das sie zu tragen gewürdigt wurde. So fehlte doch wohl der letzte Glanz an der Heiligenkrone, die sie sich selber zu gerne aufgesetzt hatte.

Und doch, das Mitleid mit ihr und dem Kind war stärker als alles Spötteln, das im Dorfe umlief. Das schön aufgeputzte Mäntelchen ihrer Verstellung freilich wurde ordentlich gezupft, den Menschen darunter aber fütterten sie mit kräftigen Taubensuppen, mit Milch und Eiern durch alle Erbarmlichkeit dieses Kindsbettes.

Des Pastors Threse saß bei diesem Guttun wirklich ein Krönlein auf dem Haupte. Sie wußte es freilich nicht und



wollte es nicht wissen. Sie hätte auch in ihrer geraden Art den Kopf geschüttelt, daß es zur Erde kollerte, wäre ihr gesagt worden, es sei mehr als schlichter Weibeszchnuck. Sie war Magd, und dienen hieß ihr Leben. Und doch gab es Gelegenheiten, wo sie Goethe und Martin von Cochem, ja selbst den Pariser Schneider mit ihrer Weisheit überragte. Solche Gelegenheiten nämlich, wo sie geschürzten Rockes und mit aufgeschlagenen Ärmeln stand und das Wort sprach: „Es muß, was getan werden!“

Sie tat immer etwas und hatte immer etwas getan seit ihrer ersten Kindheit.

Sie war Himmelpfortener Kind, aber frühe Waise, der die Mutter an ihrer Geburt gestorben, der Vater durch einen fallenden Baumstamm erschlagen war. Sie hatte einen Bruder, zwei Jahre älter als sie und in den Dreißigern. Er war Krüppel und Halbsinner. Die Sorge für seinen Unterhalt, den er selbst nicht erwerben konnte, lag einzig auf ihren Schultern. Dem Krüppel war zu Zeiten eine gefährliche Bosheit eigen. Ein halbes Jahr und länger konnte sie geduckt liegen, um dann jäh aufzuspringen und Verderben anzurichten. Er mußte wie ein Kind gehütet werden. Die Thres hatte ihn dem Schuster Reichling und seiner Frau, älteren, kinderlosen Leuten, in Pflege gegeben.

Sie wohnten dem Pfarrhaus benachbart. Von der Küche aus konnte sie in die Werkstube sehen, darin der Unglückliche dem Meister kleine Handreichungen tat. Auch sonst konnte sie jeder Zeit mit einem Sprung über die Bleiche fliegen. Denn hier mußte in der Tat immer etwas getan werden. Der letzte ihrer bescheidenen Lohnpfennige, den sie wie eine selbstverständliche Pflicht gab, zahlte nur das Äußere. Das meiste tat ein Herz, das sich nicht ausschöpfen konnte an Opferliebe, und ein Wille, der alle Frauenweiche eisern und scharf durchbrochen zu haben schien.

„Anton, mein Sohn,“ sagte der Vogelkünstler und Holzschuher von ihr, „glaub mir's, an der versteht sich mancher, der sich nicht auf die tiefsten Unterscheidungen versteht. Er hält sie für einen gemein-

gewöhnlichen Feldsperling oder für einen unscheinbaren Fliegenschnäpper. Und doch sage ich dir, sie gehört zu den Edelsängern erster Klasse und in die Familie der Nachtigallen. Ich rate dir, Anton, halte die Fenster der Werkstube zur Pastoreseite öfters auf. Da ist allerlei zu hören — auch wenn sie am Waschfaß steht oder über dem Kartoffel-eimer sitzt. Sie singt auch bei Tage.“

So sagte der Alte von der Thres.

Diese Heldin ohne Schwert, das tapfere, schon alternde Mädchen, das in seiner Unscheinbarkeit kein Mann begehrte, half der jungen Mutter im verkauften Fassbänderhaus durch das Schlimmste. Sie tat ihr Werk auch hier mit geschürztem Rock und in aufgeschlagenen Ärmeln; in das Zimperf der Näherin sprach sie manch klares Wort, das deren Allberheit richtig traf.

„Mache dir keine Hoffnungen mehr auf den windigen Schneider,“ sagte sie, „er ist ein Schwindler und Hochstapler, ist es immer gewesen und bleibt es. Wiedertommen wird er niemals, und die Betrogene bist einzig du. Du hättest es vorher gut genug wissen können, denn es war nicht schwer, die Ohren unter seinem Hut zu sehen. Wer die Augen nicht braucht, stößt sich ein Horn. Es muß, was getan werden!“

Solch kalten Wahrheiten gegenüber wagte die Annemike nur selten ihr kraftloses Nachbeten:

„O Gott, wie hast du deine Kinder verlassen, mich und das arme Wesen!“ Die Thres aber setzte stets ihr rechtes Amen darunter.

„Schäme dich,“ sagte sie, „die Menschen schieben zu gerne dem Herrgott in die Schuhe, was sie selbst hineinsündigen. Du wirst die Nadel wieder säbeln können und dein Brot verdienen. Das Würmchen da aber findet wohl tagsüber seine Wartung bei Schuster Reichlings. Ich habe schon zugefühlt. Nun aber schlafe dich zu Kräften bis heute abend, und da steht ein Näpfschen warmer Milch mit Weißbrot. Hier sind übrigens noch ein Paar Windeln für das Kleine. Woher sie sind? Annemike, das hat wohl rein nichts zu sagen!



Warm sind sie, verlaß dich drauf. Minners, nun schlägt es schon zwei! Vergiß das Kind nicht, und noch einmal, Schlaf dich zu Kräften und zu Verstand!"

So sprach sie und ließ Rock und Armel fallen, diese wirkliche Märtyrerin, die von Paris und Cöln rein nichts wußte.

Der falsche Märtyrer und Meister, Herr Theodor Trilling, Tailleur und lyrischer Dichter, und Fräulein Rosa Grünholz wußten natürlich viel von diesen schönen Städten. Zurzeit bereicherten sie wohl ihre Kenntnisse von ihnen durch frische Anschauung an Ort und Stelle. Aber Cöln nach Paris — der D-Zug hatte ein Rädchen den Berg nach Himmelpforten hinaufgetrieben! Am Bahnhof drüben in der Weststadt aber standen — wer wollte es in Zweifel ziehen — die Herren Minister und Attachés, höchstwahrscheinlich auch der Herr Präsident Fallières in eigener Person, um den Mann mit der Medaille 1900, den sie so lange an das Land der Barbaren verloren hatten, gerührt und mit der Bitte um Verzeihung in die Arme zu schließen.

Wer wollte zweifeln?

Man zweifelte in Himmelpforten nicht an seinem Aufkommen.

\* \* \*

An das Aufkommen der betrogenen Wittfrau Faßbänder glaubte man nicht mehr.

Sie war nun in Wahrheit ein armes Weib geworden und hätte um ihren allzeit sehnlich begehrten vollen Teller jetzt ernstliche Sorge gehabt, wenn ihr das Gehirn zu grübeln und zu denken gestattet hätte. So wußte sie nicht einmal, daß ihr undankbarer Ziehsohn Anton Andreas, den sie mit Liebe und Guttaten überhäuft hatte, daß er jetzt das Maß seiner Schandtaten an ihr vollmachte. Die Thres aus dem Pastorenhaus und der Vater und Kirchenküster Michael unterstützten ihn gar.

Eines Abends nämlich trugen sie die Alte aus ihrer Elendskammer in das Vogelhaus.

„Hier muß etwas getan werden,“ hatte die Thres gemeint, „es geht nicht

einen Tag länger, sie verkommt unten, und die Annemike kann es ansehen, als ginge es um einen faulen Apfel.“

„Der hier was tun muß, Thres,“ sagte der Anton, „das bin ich aus der Verwandt- und Erbschaft. Sie dauert mich; denn sie war nicht schlecht, nur hatte sie aus ihrem Faß von einstmals ihre Nuppen mitgebracht. Wenn sie gehezt und gezerrt wurde, konnte sie beißen. Die Annemike hat sie gehezt. Und ich, ich habe sie vielleicht gezerrt, es war nicht recht von mir. Darum ist es nichts gewesen zwischen uns, obwohl wir in die Verwandtschaft gehörten. Es tut mir heute leid, und ich will es gutmachen an ihr!“

„Anton,“ lachte der Meister Michael sein gutes Lachen, „zum Hundezergen paßtst du so gut wie der Frosch zum Gendarmen, und abzutragen hast du der alten Gule auch nichts; denn sie hat anständig auf deinem unschulbigen Kopf herumgetrakt und gehackt. Den Floh schüttle dir aus den Federn! Aber holen wollen wir die Faßbänderche, wir werden unter den Lahmen und Schadhafte wohl auch für sie einen Korb freizumachen wissen. Ein Glück ist es freilich, daß uns das saubere Vöglein Annemike Trilling nicht mitgetrillert kommt — um deinetwillen, Anton!“

Als habe sie noch ein Erbe zu vergeben, so tat der Anton Andreas an seiner siebenfachen Mutter. Er plackte in der Werkstube jetzt mit dreifachem Fleiß. Langte es nicht für Arzt und Apotheke, dann tat er in den frühen Morgenstunden ein übriges im Holzberg des Sägewerksbesizers Melchers. Seine vielbelächelte Kindheit zählte jetzt nach Mannesjahren. Aber sie blieb sich immer gleich in jener Art, sich selbst zu vergessen und andern Platz zu machen. Auch jetzt noch und immer wieder hatte er es mit dem Herzen zu tun, und hier reiften seine heldenmütigen Liebestaten sowohl, als auch seine schwärzesten Verbrechen, mit denen er sein Leben im Weinen und Lachen bespuckte.

Die mutvolle Threse teilte sich um diese Zeit in die Küche des Pastors, die



Schusterstube Meister Reichlings und in die Krankenkammer unten und oben. Selbst der Holzschuhler und Rüstler opferte einen Teil des Tages für die Wache am Bett der Mutter Wietkegel. „Ein Menschenleben und wenn's auch nicht mehr zu nützen scheint als ein Sperling,“ sagte er, „ist im letzten Grunde doch mehr wert als hundert der besten Singvögel. Und auch die Alte ist mir mehr wert als alle in meinen Körben. Freilich für ihr Fliegen gebe ich nichts mehr. Das Raubzeug hat sie zu grausam untergehakt. Nein, ihr sollt sehen, Kinder, die kommt nicht mehr hoch.“

Er behielt recht, sie flog nicht mehr.

Der Frühling half ihr zwar wider alles Erwarten noch einmal auf die Beine. Aber es blieb ein Kriechen am Boden. Ab und zu wurde es ein Hüpfen. Das zeigte mehr als alles das Cleud ihres gebrochenen Lebens. Sie hatte das Bewußtsein der Wirklichkeit nicht wiedererlangt. Sie schlurfte im Hause umher, von einer Stube in die andere, in alle Ecken spähend — sie suchte etwas. Sie sprach kaum. Sie schleppte sich stumm und mit irren Augen durch alle Kammern, immer suchend, suchend, suchend.

Eines Tages fand ihre wirre Not einen Ausfluß.

Der Nabe saß auf dem Treppengeländer. Er krächzte seinen Vers. Sie sah und hörte ihn zum ersten Male.

„Quake — quak, den Kopf hoch,  
Was nich is, das kommt noch!“

Wie ein heiseres Höhnen klang es.

Die Irre hielt erschrocken, stand wie erstarrt und mit entsetzten Augen. Sie sah und hörte einmal, zweimal. Dann aber glitt es wie eine plötzliche Erhellung über ihr Gesicht. Eine strömende Erkenntnis öffnete den lange stummen Mund in schrillumem Aufschrei:

„Theodor — der da! Trilling!  
Mörder! Da, da! Der Schwarze, das ist er! Kopf ab, Kopf ab!“

Sie schlug mit dem Stock nach dem Tier.

Noch als es längst entwichen war, schlug sie wild auf das Geländer ein. Sie lachte ein reißend hohes Lachen

und schlug ohne Aufhören, bis man die Arme zur Ruhe brachte.

Es war ein tagelanges Versunkensein in Schlaf und Entrücktheit. Sie wachte davon auf, um nur noch in tieferem Dunkel zu tappen. Die Irnis, die sie jetzt umherstieß, hatte ein freundlicheres Gesicht als ihre stumme Schwester zuvor. Sie hieß sie lachen, wenn sie an die Dinge des Lebens traf. Und doch war es nur eine wehere Narrheit; in dem vogelliebedurchhallten Haus, das sie wie ein Käfig umgitterte, verlor das furchtbar getroffene Weib mehr und mehr alle Vorstellung von Menschengestalt, Antlitz und Sprache. Aus ihrer Welt versank der Mensch in das Nichts. Was blieb, waren nur Vögel. Sie umflogen und umflatterten sie auf Schritt und Tritt mit grausigem Flügelschlag. Alles in ihrer Umgebung, alle aufdämmernden Personen der Erinnerung waren und wurden ihr Vögel. „Stieglitz,“ rief sie den Meister Michael, „die Raß frißt dich, die Raß frißt dich! Stieglitz, Vogelpapapapaah! Die Raß frißt dich, die Raß frißt dich, hühü, hühüüüü!“

Der Anton Andreas war ihr ein Specht geworden.

„Hämmer, hämmer, Specht,“ hieß es, wenn sie ihn traf, „Sarg, Sarg! Tot, toot, tooot, to, to, tooooo!“

Aus dem Dunkel der Erinnerung von fernher kamen ihr nur hoch hinziehende Schatten. Eine Gule huschte durch ihr Dämmern — Unnemiße.

„Die Uhl, die Uhl,“ kreischte sie auf, „schneid weißes Linnen, hackt Augen aus, huhu, huhuuuh!“

Angstlich mußten sie um diese Zeit den Raben hüten. Wenn sie nur von oben seine Stimme hörte, geriet sie in eine schüttelnde Unruhe. Sah und hörte sie ihn nahe, steigerte sich ihr Born ins Maßlose. Ihr Atem kochte dann. Sie warf und schlug nach dem Tier und schrie:

„Du Schwarzer! Trilling, Schneider, Betrüger! Du hast die zehn Gebote Gottes übertreten! Kopf ab, Kopf ab!“

Die Thres einzig wußte ihre heiße Not zu fühlen.



In ihr sah die Kranke durch alle Wolken das gütige, helfende Menschentum von ferne schimmern. Sie hatte für sie keinen Vogelnamen und hatte in ihrer Gegenwart kein Wort und kein Lachen. Sie weinte. Aber sie tat alles, was das Mädchen sie hieß, und war wie ein Kind, das zu der helfenden Mutter aufsieht.

„Es ist schrecklich, wie weit doch einer fort sein kann,“ sagte die Thres, „und hier kann nicht einmal was anderes getan werden, als ihr mit großer Liebe auf die Wege zu passen. Ich bin von der Schusterstube allerlei Krankheit des Kopfes und viele Blödsheit gewohnt, hier aber ist das Leid nicht mehr zu messen. Übrigens zieht es einen zur Besinnlichkeit und zum Danke gegen unsern Herrgott, daß man mal wieder einfieht, wie gut wir selbst es unverbientermaßen haben! Wenn's nach Verdienst ginge, müßten wir wohl alle ins Faß; denn besser sind wir alle nicht als die Mutter Wiekegel, nur vielleicht nicht ganz so dünn und ein Stückchen glücklicher als sie.“

„Ja, Thres,“ entgegnete der Küster Michael, „ich hätt's auch nicht geglaubt; das Leben hat in seinem Korb doch noch mehrerlei als ich in meinem. Die Mutter Faßbänder geht einem wieder ganz über alle Einteilungen hinaus und paßt auf keine Stange mehr. Mit Rübsamen, faulen Äpfeln, mit Bähnen und Schienen an den Füßen ist ihr auch nicht zu helfen. Du wirst wohl wieder einmal recht haben, Thres, wenn du es mit aufgetrenpelten Armen, geschürzten Rodes und im übrigen mit Liebe anfahst. Das Lektore geht noch über Kamillentee!“

\* \* \*

Inzwischen war mit Sommerbeginn das Schifflein der Frau Annemike wieder flott geworden.

Sie hatte in der Tat bei den Schustersleuten eine Stube gefunden, die ihr für die Nacht Schlafung gewährte. Tagsüber ging sie wieder zu nähern von Haus zu Haus wie vor ihrer Beglückung durch den Pariser.

Alle Bemühungen, den Schneider ausfindig zu machen, um ihn für seinen galanten Streich öffentlich zu belobigen und entlohnen, waren vergeblich.

Das Kind im Schusterhaus, die kleine Magdalene, war wie ein Vogel, der zu früh dem Nest entflüpft ist.

Sie rang sich langsam zum Leben durch. Zu einem Leben, das kümmerlich genug war. Die fromme Mutter nämlich war nicht fromm und gut genug, ihr verchrumpftes und belastetes Herz von den Tränen des eigenen Kindes weich und warm werden zu lassen. Sie schien in ihm die Hinterlassenschaft des Entwichenen zu sehen und nichts anderes. Sie erwachte nicht zur wahren Mutterchaft.

Sie nährte es des Morgens beim Gehen. Sie nährte es des Abends beim Kommen. Sie zahlte keine Unterkunft — und glaubte genug zu tun. Die goldene Leiter, die vom Mutterherzen zum Himmel steigt, darauf alles Gute von der Erde aufstrebt und vom Himmel wiederkommt, alles Träumen, Hoffen und Beten, alles Erhören, Segnen und Beschenken, die setzte bei ihr nicht an, und darin war sie in aller Armut am ärmsten.

Und arm blieb das Kind Magdalene. Es lag im Gras unter dem Birnbaum, öffnete die großen Augen, ließ von der Sonne ein Leuchten, vom Blattgewir ein Kieseln, von der Himmelsbläue ein Dufeln, vom wandernden Vogel ein Flügelschlagen ein in die erwachende Seele. Es streckte die zarten, blütenfeinen, viel zu feinen Händchen nach Liebe aus — und griff in die leere Luft.

Dann sprang wohl die Thres hinüber, nahm es auf ihre nackten Arme, herzte, liebte es, wiegte es und sagte aus ihrem Herzen heraus:

„Lütt Wörmken, mein Kind, mein Appelfen, für ein Augenblickchen komm zu mir! Die Kartoffeln stehen im Topfe, und es muß was getan werden. Wirst es später früh genug erfahren, mein Appelfen, mein Kind, buhei, buheihahaa!“

Sie sprang um den Birnbaum und





W. Kleinerz: Kapelle  
Dritter photographischer Wettbewerb







tanzte mit dem Kind. Auch hier geschürzten Rockes und mit aufgeschlagenen Ärmeln. Sie tanzte und sang und drückte das Kind an ihre Brust, die Helbin ohne Schwert, die Mutter ohne Kind, das Weib, das kein Mann beehrte.

## V.

Im Vogelhaus wurde es auch diesen Winter nicht still.

Es ward nicht still in den Käfigen der Vögel und in den Stuben der Witfrau Wietkegel. Sie trug immer noch durch alle ihr Lachen. Sie mußte gehütet werden wie ein Kind. Es nahm dem Vater Michael manche Stunde, auf ihren Ausflug zu achten. Trotz allem aber hielt er seine pfeifende Lustigkeit und zwinternde Heimlichkeit. Er wolle jetzt oben an seinen Vögeln das Fliegen studieren, erklärte er mit ernsthaftem Gesicht. Er arbeite daran, sich Flügel zu machen, um demnächst von seinem Dache Vorstellungen zu geben.

In der Tat trieb er oben in seinem Reiche hinter einem sorglich geschlossenen Verschlag sein wunderbar Wesen mit Hämmern, Sägen und Leimen, als wolle er wirklich bald schon aufsteigen. Er unterhielt sich oft mit dem Anton Andreas über die hohe Kunst und meinte dann tiefen Ernstes:

„Die wenigsten werden es lernen, Anton, denn sie haben keinen rechten Ansaß für die Flügel. Die meisten haben nur einen guten Ansaß für den Kropf, und damit fliegt man bekanntlich nicht, auch wenn er groß ist wie ein Luftballon. Die Flügel müssen gleich beim Herzen anfangen, ich hab's bei meinen Vögeln öfters abgetastet. Aber du und ich, Anton, wir können es eigentlich schon. Wir müssen nur noch das Windschlagen begreifen. Die gerupfte Annemite wird es nie lernen und auch die Wietkegelsche nicht mehr, obschon die wahrhaftig genug hüpfet und trillert. Aber das Kind Magdalena kann es schon und die Thres und ein Stückchen auch die Barbe.“

„Ja, Vater Michael,“ entgegnete der Anton und dachte wohl an sein Liebes-

mißgeschick, „solch ein bißchen Fliegen und in der Luft sein ist schön. Auch, wenn einer immer wieder der Wind zurückbläst, daß man drunten in die Nesseln und Disteln zu liegen kommt.“

„Schadet nichts,“ sagte der Küster und lachte, „du hast dich freilich stets nach jedem Versuch schön wieder auf die Erde gefunden und mit bewunderungswürdiger Sicherheit in die Nesseln und Disteln gesetzt. Übrigens schimpf mir nicht die Nesseln und Disteln! Ich habe diesen Sommer einem Finken zugesehen. Der fiel mit gebrochenen Flügeln in einen Busch dieser prächtigen und nützlichen Blumen. Was tat der Kujon? Er blieb drin sitzen, baute sich ein Nest in die Nesseln, fraß von den Disteln und piff vergnüglich. Sieh, Anton, so muß es gemacht werden! Der echte Vogel singt auch in den Nesseln. Aber oft, Anton, oft bist du mir gar kein Vogel mehr, sondern ein blinder Esel. Du meinst, sie haben dich in die Disteln und Nesseln gebunden, und es ist doch der schönste grüne Klee. Da muß was getan werden, sagt die Thres. Aber du tust das wenigste von uns allen, ja, du tust rein nichts, du frißt nicht und du pfeiffst nicht!“

Er hatte nicht unrecht.

Den Anton brannte immer noch der Schmerz um die verlorene Barbe. Immer tiefer schnitten die Wunden unter der Erkenntnis, daß sein Irren der Sef, sein Lieben aber dem schönen, stillen Kind Barbe gehört habe — und immer gehören werde. Nun, wo sie fern und vergeben war, wußte er das. Einst, da sie ihm nahe war und aus traurigen Augen ihre Seele klagend ließ, hatte er es nicht wissen wollen.

Ein wunderlicher Wind blies ihn wirklich vom Himmelsflug auf die Erde zurück. Es war aber nicht die gewöhnliche Menschenerde. Grüner Hoffnungsklee war es in der Tat. Seine Torheit indes ahnte es auch jetzt noch nicht. Es kam immer noch keine Kunde von Mühenhausen nach Himmelpforten hinauf, die von der glücklichen Braut Barbe und der noch glücklicheren Frau Spinner, von Kind-



taufen und anderen Familienfesten sprach. Trotzdem piff er nicht, sondern er hielt getreulich weiterhin den grünen Alec für Messeln.

\* \* \*

Der Anton Andreas piff nicht. Die franke Witfrau aus dem Fassbänderhaus hingegen tat ihr übriges darin. Sie sah immer noch ihren schwarzen Himmel voll Vögel.

Hörte sie den Meister Michael oben hämmern, stellte sie sich an die Treppe, lachte und rief schrillend hinauf, daß es in Stuben und Gängen grauig wiederhallte:

„Stieglitz, die Raß frißt dich, die Raß frißt dich! Stieglitz, Vogelpapapaa! Papapaaah! Die Raß frißt dich, die Raß frißt dich, hüüü, hüüüü!“

Es wurde schlimmer.

Sie konnte bei ihrem Schlurfen plötzlich innehalten, mit großen Augen zur Stubendecke starren, dann aber lächelnd hinaufweisen:

„Der Weih! Der Weih! Fochen, flieg nicht fort! Ich will mit! Ich sitze hier im Faß, in der Regentonne. Die Frösche belecken mich. Huh, ich will raus in die Luft. Flieg nicht fort!“

Dann plötzlich fing sie an, mit den Armen zu schlagen und schreiend in der Stube umherzuhüpfen.

Eines Tages erlebten sie im Rüstlerhaus die letzte Steigerung ihrer Trniz. War ihr der Mensch ihrer Umgebung lange schon versunken und zum Tier geworden, so verlor sich ihr jetzt auch noch das letzte Schimmerchen ihres schon ganz entstellten Menschentums. Sie bildete sich ein, selbst ein Vogel geworden zu sein. Sie fanden sie am Morgen in ihrem Bette sitzend, wie sie immerfort durch das Haus rief:

„Kuckuck, kuckuck — id fliege in de Wolken, hühuhuuuh, huuuuh!“

Ein bebendes Grauen befiel alle, die es hörten.

Nirgends im Weltall kann es heller strahlen als in einer Menschenseele.

Nirgends aber auch kann tieferes Dunkel lagern.

„Thres,“ sagte der Rüstervater Michael, „ich bin sonst sehr für hüpfen und krähen, für pfeifen und kuckucken, das weißt du. Es ist ein Glück, Thres, daß du immer mit einem Fuße im Rüstlerhause stehst, du bist die einzige, die hier helfen kann.“

Es war so, nur die Thres behielt auch jetzt ihre sacht wirkende Macht über sie.

Sie griff die beiden fieberheißen Hände der alten Frau, hielt sie lange in ihren arbeitshartem und doch wohl-tuenden, suchte ihren Blick zur Ruhe zu kühlen und sagte dann aus tiefem Mitleid:

„Mutter, ihr irrt euch! Ihr seid kein Vogel, das ist alles dummes, törichtes Zeug. Ihr seid ein Mensch wie ich und wie wir alle sind. Ihr könnt auch nicht fliegen, das kann kein Mensch. So, und jetzt ist es euch besser geworden, ich fühle es an den Händen. Ja, gewiß, krank seid ihr und müßt gesund werden. Und wenn die alten, dummen, quälerischen Träume kommen, da muß etwas getan werden, Mutter!“

Sie ließ auch jetzt ihre Wildheit allmählich fahren und sich zur Ruhe streicheln. Sie weinte ihr leises, linderndes Weinen. Den Tag blieben ihr dann die Schauer der Trniz ferner. Andern Tags freilich fielen sie die Ärmste immer wieder neu und heftiger an. (Fortsetzung folgt).





# Wiener Beethovenhäuser

Von Franz Friedrich Berghauer

Mit acht Originalzeichnungen von Hans Koch in Wien



Es hat einen seltsamen Reiz, in tiefster Verehrung und namenloser Bewunderung, vor jenen Häusern zu stehen, in denen der unsterbliche und größte unserer Tonbichter geschaffen, gelitten und gehofft hat, und sich auch mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß bei einem großen Teil dieser Häuser und Häuslein die Zeit nichts fortgenommen und Menschenhände fast keine oder nur geringfügige Veränderungen durchgeführt haben. Und so sind uns mehrere Beethovenhäuser über alle die Jahrzehnte her bis in unsere Tage erhalten geblieben, und wir können, gesammelt von liebevoller Ehrfurcht, bei den meisten dieser noch stehenden Häuslein in Büchern, unter Holzschnitten, Radierungen und Photos alle oder zumindest einen großen Teil der Werke verzeichnet finden, die der große Meister darin geschaffen, geplant oder entworfen. Freilich ist vieles in Dämmer gehüllt, in Unsicherheit, aber Briefe aus Beethovens Händen brachten da und dort Klarheit und Sicherheit.

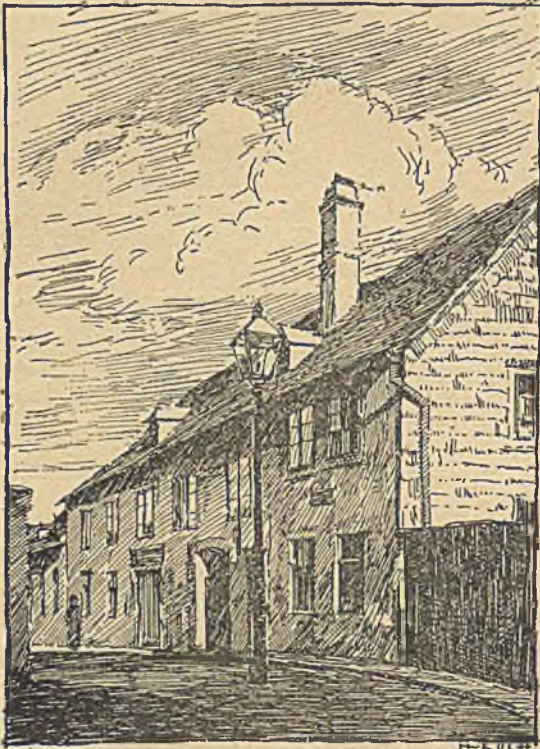
Es sei auch gleich vermerkt, daß wir hier nur jene Häuser besuchen, die in den Wiener Vorstädten Grinzing, Sievering und Döbling stehen, besser gesagt in Heiligenstadt, wie diese Bezirke früher alle zusammen hießen. Anders gibt es eine Anzahl von Beethovenhäusern noch in allen Windrichtungen, mitten in der Stadt, vor den ehemaligen

Glacies in Nord und Süd, West und Ost, gegen Mödling zu, dort selbst, in Baden und anderen kleinen Dörfern, die in der Reichweite oder ein Wegstündlein von Wien entfernt liegen. Diesmal aber spazieren wir in die Heurigenedörfer vor dem Rahlenberg, in eine der anmutigsten Landschaften, die Wien wie eine zärtliche Gebärde umschließen.

Nun, die Unsterblichkeit Beethovens in seinen gigantischen Werken mag uns indes nicht abhalten, auch für jene Häuser unsere Liebe zum Ausdruck zu bringen, in denen der Meister lebte und arbeitete.

Es mag sein, daß den genialen Menschen äußere Umstände mißlicher Natur, Zwist, Streit, Unverständnis seiner Lebensart gegenüber zu oftmaligem Wohnungswechsel zwangen, aber abgestritten kann wohl nicht werden, daß Beethoven die Natur über alles liebte, wie sie nur große Menschen mit stärkstem Innenleben zu lieben verstehen, mit seiner Liebe bis in das kleinste, bis auf den Blick aus dem Fenster, der weit und viel umfassen und eine Symphonie der Welt, der Landschaft in den engen Fensterrahmen setzen muß, Seele und Gemüt beschwingen und erheitern. Freude war ihm und Bedürfnis, einen weiten Blick aus dem Fenster zu erhalten, über die Dächer hinweg, die Bäume, die kugelig in der Form ihres Laubganzen in die Ferne entwanderten, über die Dasteien: so liebte er es, in das Land zu schauen. Deshalb suchte er sich auch Wohnungen, die einen solchen Fernblick gewährten, deren Fensteransblicke weite Landschaften und viel Natur zeigten, und so sehr liebte dies der Meister, daß, wie Breuning erzählt, auf seine Veranlassung im





Probusgasse Nr. 6

Das Haus, in dem Beethoven das berühmte „Heiligenstädter Testament“ schrieb. 1802

Basqualatischen Hause auf der Möllerbastei einfach eine fensterlose Mauer im dritten Stockwerke durchbrochen wurde, damit Beethoven, wollte er in den Prater sehen, sich nicht aus dem anderen Fenster weit hinausbeugen mußte. Das ließ aber der Besitzer des Hauses nicht zu, die Maurer mußten ablassen von der Arbeit und auf der Stelle das Haus verlassen. Verärgert über dieses Verhalten zog gleich darauf Beethoven aus. Seine empfindsame Natur litt. Alles schmerzte ihn doppelt, seine wenig seßhafte Lebensart trieb ihn rast- und ruhelos umher. Überall blieb er ein paar Monate, wenn es hoch ging, zwei bis drei Wochen, und nur ein einziges Mal wohnte er, ein wenig beständig geworden, gegen drei bis vier Jahre lang in ein und demselben Hause

auf der Wiener Landstraße hinter dem Stadtparke im dritten Bezirke. Und selbst da mit mehreren Unterbrechungen.

Zu seinem liebsten Aufenthalte zählten wohl jene Häuser Wiens, die außerhalb Wiens zwischen den sanftgeschwungenen Weingärten standen, draußen in den feinen, beschwingten, amnutigen Landschaften des Nahlenberges, in deren Tälerwiegen der Wiener Frühling schöner als überall anderswo um das Heiligenstädterdorf schäumte. Dort gab es jene stillen, einsamen Wege, die ihn ganz von der Welt abschlossen, ihn, den die Welt nicht verstand und, wie Grillparzer in seiner Rede sagte, deshalb für feindselig hielt, indes er nur die Einsamkeit liebte, zu viel beschäftigt mit sich selber, mit seinen gewaltigen Ideen und Plänen und seinen Werken. Heiligenstadt wurde späterhin, in Bezirke geteilt, Döbling, Grinzing, Siebering, Rußdorf. Wir nennen es heute „Alt Wien“.

\* \* \*

Geurigenchenken hängen ihren Tannenfranz auf der langen Stange vor die Haustüre, da und dort hören wir nur allzu schreierisch und brutal moderne Lieder. Gitarre, Ziehharmonika und Geige spielen, obwohl dies auf großen, zwinkernden Plakaten zuverlässig versichert wird, gar nicht mehr wienerische „G'stanzl“ und Lieder und Tänze. Es ist ein bißchen laut geworden, eingestellt auf die Fremden, die hier in dieser stillen, idyllischen Gegend das „Wien“ kennen lernen wollen, das nur noch in wenigen alten, weißhaarigen Menschen zutiefst im Innern unverfälscht lebt. Um den Eindruck vom alten Wien zu verstärken, wird also übertrieben. Die alten Volkslieder und G'spasmacher sind dahin gegangen; Puder, Schminke und Börse sind die großen Wichtig-



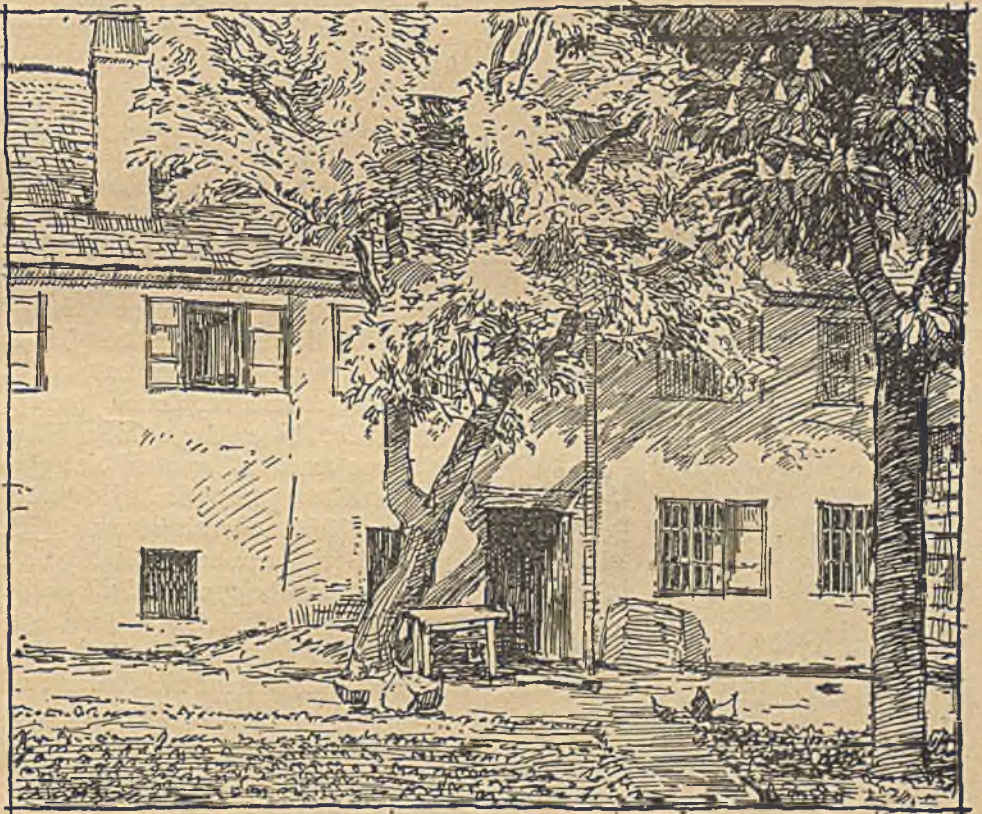
keiten, Vorfälle und Tatsachen, die heute etwas gelten. Wir sind eben beim Außerlichen angelangt, und man wird lächerlich erscheinen, wenn man heutzutage mit flehenden Augen oder heroischem Temperament und kühner Leidenschaft für die reineren Ideen viel Worte, und seien sie noch so überzeugt und ehrlich... — überhaupt Worte — verliert.

\* \* \*

Dazwischen aber, in den kleinen Vorstadtgassen, auf den stillen Plätzen, auf denen die Sonne liegt, wo in blütenbesterntem Azien und in Pastanien, die in tausend Blütenkerzen strahlen, wundersame, freundliche Träume hängen, stehen die kleinen Weinbauerhäuser, fernab vom Trubel der Stadt, versteckt hinter Ginster und Goldregen. Bauer-

häuser, in denen heute einfache, bäuerliche Menschen wohnen, die wahrscheinlich keine blasse Ahnung von der Schicksalsymphonie haben, von den Kämpfen und hoffnungsburchstürmten Hinaufsehnen, den reinen Himmeln zu, dem Sonnenlichte; Kämpfe, die in denselben Zimmern gekämpft wurden, in denen nun alte Mütter und Frauen ihre einfache häusliche Arbeit sauber verrichten und ehrsame Fassbinderburschen und Gehilfen ihrem Werktag nachgehen.

Alte Steinfiguren berühmter heiliger Männer stehen unter dem Laub der Bäume im blauen Schatten und heben die Hände hoch, in denen Papierrosen rauschen, sehen zum Himmel auf, als würden sie eine begnadete, gewähnte Idylle wie einen unfaßbaren Schmuck aus zartem Duft auf ihren Armen tragen.



Probusgasse 6. Hof mit den fünf Fenstern zur Beethovenwohnung

Koch.



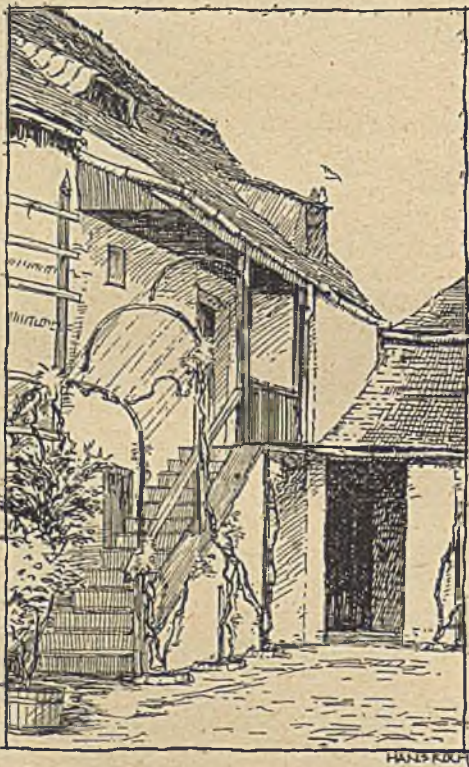
Alte Leute sehen in den stillen Sonntag hinaus, zwischen rotfleckigen Geranienblumen, in die ländliche, enge Straße, in der auch jenes etwas schiefe Häuslein steht, in welchem der Meister im Hoftrakt wohnte und niedergeschlagen, verstört, verbittert und doch ergeben und voll Hoffnung während seines beginnenden Gehörleidens schließlich das erschütternde, anklagende und namenlos tragische Bekenntnis niederschrieb, das wir als „Heiligenstädter Testament“ kennen. Hier in diesem Gartenhause entstand aber auch die D-Dur-Symphonie, und ebenda begann er am Werke der ersten zwei der drei Klaviersonaten op. 31 und vollendete auch die beiden Variationenwerke op. 34 und 35. Dieser Sommer im Jahre 1802, den er hier verbrachte, in der Probusgasse, sammelte

alle seine Hoffnung auf Genesung seiner körperlichen und seelischen Leiden.

Nicht weit von diesem Hause entfernt, in der Grinzingerstraße Nr. 64 wohnte der Meister mit dem Dichter Grillparzer zusammen in einem kleinen Haus im Sommer 1808. Von hier aus hatte man einen herrlichen Blick über die sich aufschwingenden Weingärten gegen den Kahlenberg zu. Nicht weit davon liefen stille, freundliche Wege in alle Richtungen in die Haine und Wälder, das Silberglöckenspiel eines Baches, an welchem, nach verschiedenen Niederschriften ehemaliger Zeitgenossen, sich jene Stelle befand und noch befindet, die die Inspiration zur „Scene am Bache“ gab, dann ein ansteigender Weg, der auf den Kahlenberg führt, zwischen den Weinbeständen, in denen die Winzer arbeiten und ihre Lieder singen.

In diesem Hause, einem der wenigen, das wohl schon ganz umgebaut und verändert die seinerzeitige Form nicht mehr bewahrt hat, entstand der erste Entwurf zur großen Pastorale. Anmutige Umgebung, versonnene Plätze, duftige Landschaft, enthüllend allen Liebreiz, leichtbogige Hügel, wunderbare Wanderungen, nach wenigen Schritten schon der überraschend schöne Blick auf das unten liegende Wien, das sich in blaue Schleier gehüllt an das glatte, geschmeidige Band der Donau schmiegt.

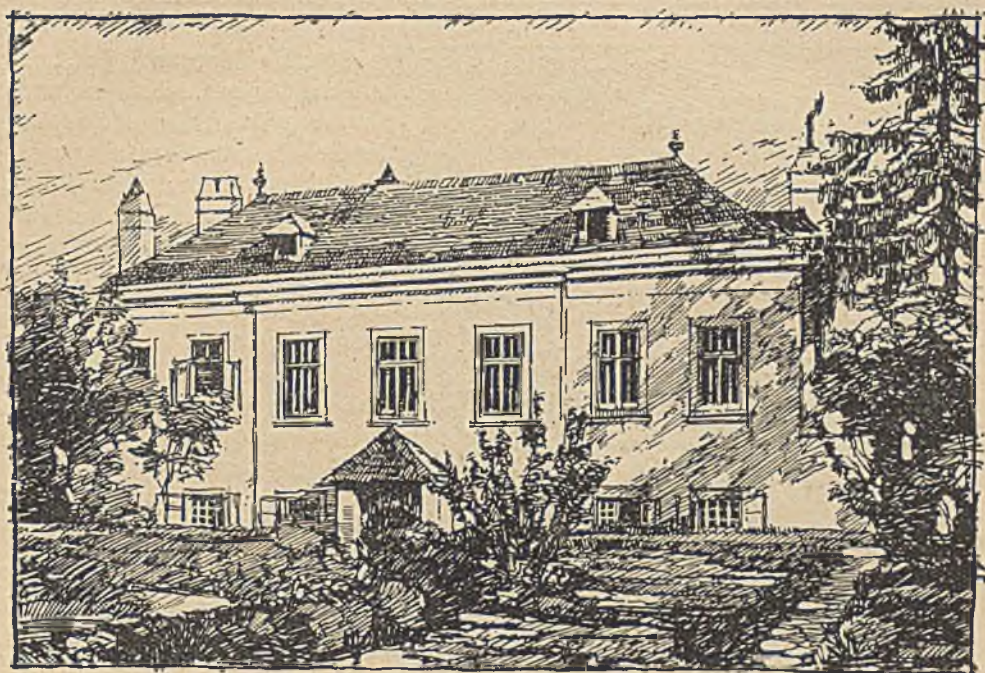
Ich liebe diese Wege, diese stillen Orte, von denen aus man auf die unten liegende Stadt sehen kann. Welche der großen Weltstädte ist mit solchen Elysien gesegnet, mit begnadeten Landschaften geschmückt und beschenkt? Leise Düste wehen über die Hügel, und Frühlingswinde streichen durch die blühenden Bäume. Sommerhelle klingt unter dem Himmelsglase, und das ganze Land liegt wie eine unfassliche Melodie, ohne Heroismus, ohne gigantische Züge, aber doch nicht ohne einen Ton tiefer Wehmut, versonnener Träumerei und demütiger



Pfarrplatz Nr. 2

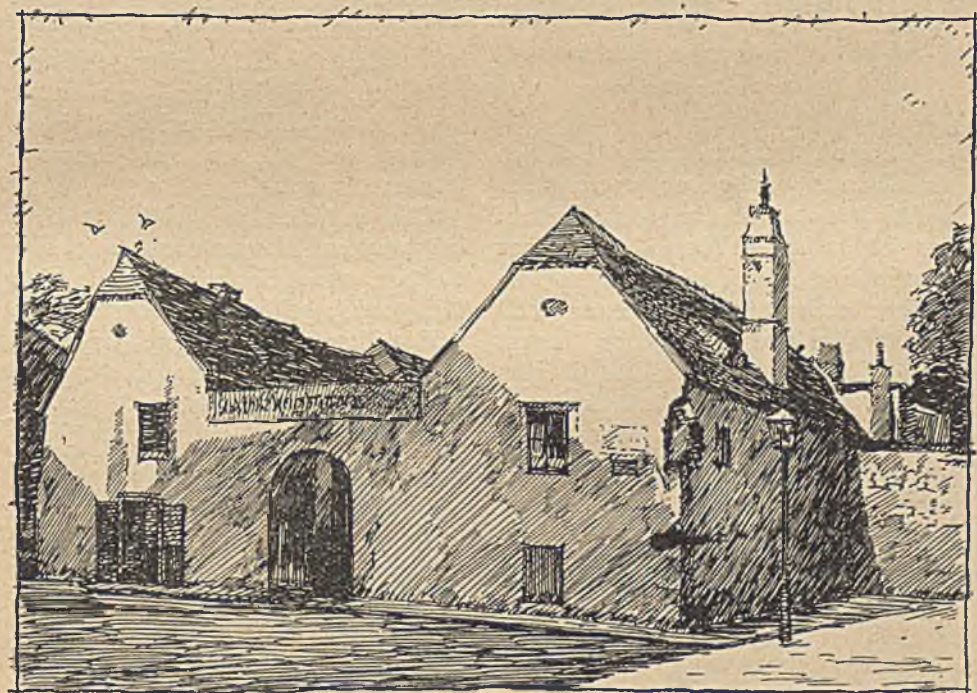
Stiege im Hof zur Beethovenwohnung





Rahlebergerstraße Nr. 26, Ruffdorf 1817

Quintett op. 104. Lied „Resignation“



Pfarrplatz Nr. 2, Heiligenstadt. Eingang. 1817





Pfarrplatz Nr. 2

Fenster der Beethovenwohnung

Ergebenheit, wie ein altes Volkslied einfach und beschenkend vor uns...

Und man muß an das Haus denken, das da unten in der Kahlenberger Straße liegt, eines der schönsten und unverändert erhalten gebliebenen Beethovenhäusern mit dem schönen Garten, jenes Haus, in welchem der Meister in der zweiten Hälfte des Sommers 1817 das Quintett op. 104 komponierte und das viel berühmtere Lied der „Resignation“. Resignation ist es, was der empfindsame Wanderer in der wienerischen Landschaft erkennt, in dem ganzen wienerischen Wesen, eine lautere Fröhlichkeit, eine Schwärmerei, eine reiche Empfindung und ein wenig Wehmut und eine unverkennbare Ergebenheit.

\*

Über die Wege und schwachgeneigten Wiesen wandern wir, noch immer zwischen Weingärten hindurch. Sonnenverbrannte Pauerwirtschaften in den Weingärten, indes dort und da eine weiße Villa hinter verwünschten Pärken steht, hinter dunkelgrünen, silberdurchzogenen Tannen, Krokus und Buchsbaum.

Aber anheinelnd und lächelnd, aus einer alten Zeit herüber, lächelnd über die heutige wilde Welt, schmiegen sich die alten Häuslein aneinander. Schiefe Giebel, müd gebogene Dachfirste und mit Schindelholz belegte Rücken säumen den alten Bauernhof ein, an Spalieren flüstert wilder Wein oder Efeu, und der heilige Nepomuk steht, unzählige Male, schon leise verbröckelnd und immer noch gütig lächelnd, Legenden spendend, in Mauernischen, an Straßenecken, über verworren singenden Brunnen, unter dunkelbelaubten Kastanien, von liebender und zarter Hand bekränzt, mit Frühlings-

blumen verehrt und mit Sommerkränzen verziert.

Oder in hellen, mit fröhlichem Blau ausgemalten Mauerrunden steht eine einfache, ohne Sensation und großen Gelbgewinft geschnitzte Madonna, eine heilige Jungfrau Maria, die Hände voll Blumen, über alte Plätze sehend. Vielleicht noch aus den fernen Tagen, da der Meister über diese Plätze stürmte, wild bewegt, vor sich hinbrummend und redend und sie, ihm lächelnd nachsehend, mit erhobenen Händen voll Blumen... ihn lächelnd verstehend: Solemnis...

Indes der Meister, umflügelt und umdrängt, in neue Ideen und neue Pläne stürmend, über die sommerlichen waldbuftenden Hügel wanderte...



# Ostern

Novelle von E. M. Peregrinus



„Ach, aber Väterchen! Wie? Ihr wolltet in diesem Jahre nicht mit uns zur Frühmesse gehen?“

Der Alte, in voller Meidung auf der Bank hinter dem Ofen liegend — selbst seine Füße steckten in den hohen Schaststiefeln, die er weiß Gott von welchem Händler einmal gekauft hatte und stets trug, weil er sie zur Aufrechterhaltung seiner Autorität und Ältestenwürde in der Familie für unentbehrlich hielt — drehte sich mit gequältem Gesicht gegen die Wand.

„Aber weshalb denn nicht, Väterchen? Seid Ihr etwa krank? Sagt schnell, dann will ich dem heiligen Elias einen Kuchen opfern!“

Die junge Bäuerin, erst halb angekleidet, einen Kerzenstumpf in der Hand, trat auf den Alten zu. Der Schein des flackernden Lichtes fiel auf Grigoris schlohweißes, wirres Haar.

„Sagt, Väterchen, ist Euch vielleicht der Weg bis zum Dorf zu weit?“

„Laß mich, mein Täubchen!“ brummte der Alte. „Der Schnee liegt tief, und mich drücken die Jahre.“

„Aber Väterchen! Gestern wart Ihr noch so frisch wie ein junger Falke. Keine Spur von Jahren, keine Spur. Dachte ich mir doch: Siehst du, Mascha, unser Väterchen hat die großen Fasten gut überstanden. Wir werden frohe Ostern haben. Und nun wollt Ihr auf einmal nicht mit uns zur Frühmesse kommen.“

Grigori gab keine Antwort.

„Ah — Väterchen, jetzt weiß ich, warum Ihr zu Hause bleiben wollt! Angst habt Ihr, Angst vor dem Dorfskommissar Timofej Timofejewitsch, mit dem Ihr so unfällig oft in diesem Winter verkehrt seid. Oh, er könnte sagen: ‚Schaut, schaut! Grigori Iwanowitsch ist auch so einer, der in die Kirche zum Popen läuft!‘ Ja, ja, Alter schützt vor Torheit nicht. So könnte er sagen. Und man muß die Spottreden des Dorfskommissars Timofej Timofejewitsch mehr fürchten als Christi —“

Der Alte ließ sie nicht zu Ende reden. Er wehrte mit der Hand ab und richtete sich auf.

„Laß deine gottlosen Reden, Maschenka! Ich habe nicht Angst vor Timofej Timofejewitsch. Aber in unseren unruhigen Zeiten muß auch jemand zu Hause bleiben. Es können nicht alle fortgehen. Und — ja — da kann gleich ich zum Schutze hier bleiben.“

Er, der nahezu Siebzigjährige, zum Schutze! Als ob er sich der offenbaren Lächerlichkeit seiner Worte geschämt hätte, legte er sich wieder auf die Bank und drehte sich gegen die Wand. Mascha sah ein, daß er einen besonderen Grund hatte, nicht in die Frühmesse zu gehen, daß sie aber diesen Grund jetzt nicht erfahren würde.

„Wie Ihr wollt, Väterchen!“ Und sie ging aus der Stube. Nur keine Sorge, das brachte sie schon noch heraus, dieses Geheimnis! Sie weckte die anderen Familienmitglieder. Bald wurde es lebendig im Haus. In kurzer Zeit war alles an der Tür versammelt und zum Abmarsch bereit. Wanja trug den Korb mit den farbigen Eiern und Katja die Osterkuchen, die nach der Frühmesse auf den langen Tischen neben der Kirche geweiht werden sollten.

„Aber wo ist denn unser Väterchen?“

„Laßt mir, Kinderchen!“ beschwichtigte Mascha. „Er ist nicht ganz gesund und will zu Hause bleiben.“ Das „er ist nicht ganz gesund“ sagte sie besonders laut, damit der Alte in der Stube es hören sollte. Möchte er nur wissen, daß sie ihm schon hinter sein Geheimnis kommen würde!

Grigori saß halb aufgerichtet auf seiner Bank. Er horchte dem Knirschen der im Schnee sich entfernenden Schritte nach. Als er keinen Laut mehr vernahm, erhob er sich vollends und blickte mit ängstlichen Augen in der Stube umher. Es war sehr früh am Morgen, eigentlich noch Nacht.



Aber ein weißliches Dämmern umfloß den Ofen, den Tisch, die Bank, die Stühle und schimmerte an den Wänden hinauf: der Schnee auf den Feldern leuchtete. Grigori ging ans Fenster und schaute hinaus. Sie waren bereits ein hübsches Stück entfernt. Gerade konnte er noch im hellen Grau der Nacht die hohe Gestalt seines Sohnes unterscheiden. Noch ein Weilchen, dann schwammen die Unriffe auseinander. Der Alte war allein.

Unruhig begann er auf- und abzugehen. Sollte er es tun? Sollte er? Noch mußte er nicht, Mascha ahnte noch nichts? Hätte er es nicht schon längst tun sollen? Seit ein, zwei und drei Ostern? An seinem Seelenheil lag wohl gar nichts? Grigori, Grigori!

Er setzte sich auf die Bank und starrte in die Ecke, wo das Heiligenbild hing. Drohte es ihm nicht? Warum war es da drüben in dem Winkel so finster? Nicht einmal das Lämpchen brannte. Natürlich, das Lämpchen. Wo lagen doch die Streichhölzer?

Er entzündete den Docht und setzte sich an den Tisch. Das Flämmlein zuckte hin und her und kämpfte gegen die Dunkelheit in der Ecke, die es ersticken wollte; dann rang es sich durch. Grigori, mach's wie die kleine Flamme! Reinige dich! Verbrenne den Schmutz und läutere deine Seele durch das Feuer! Ostern, Grigori! In der Kirche singen sie die Frühmesse: Christ ist erstanden! Und du! Und du?

Wieder stand er auf und ging in der Stube herum. Sollte er? Er fühlte deutlich, wie der Teufel jede Faser seines Herzens gefangen hielt. Aber schließlich mußte er es tun, wenn er überhaupt noch ein Christ sein wollte. Er ergriff das Lämpchen und näherte sich nachdenklich der Türe. Wirklich? Mußte es denn sein? Aber Grigori, eine solche Feigheit ist doch unerhört! Los, zaudere nicht länger! Der Tag naht, und Ostern zischt herauf.

Schleppenden Fußes stieg der Alte die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf. Das Lämpchen zitterte in seiner Hand. Zaghaft öffnete er die Türe, die zum Speicher unter dem Dach führte. Die verrosteten Angeln knarzten abschreckend. Wie eine Waffe hielt Grigori das Lämp-

chen vor sich hin. Orr! Was war es da heroben kalt! Natürlich, zwischen vier und fünf ist es stets am kältesten. Es fiel ihm ein, daß man sehr leicht von draußen durch die Dachrißen den Lichtschimmer sehen konnte. Wenn jemand aufmerksam wurde! Eiligst blies er das Licht aus. Die Finsternis fuhr ihm an die Augen. Aber bald hatte er sich an das Dunkel gewöhnt; auch drang durch einzelne Spalten etwas Helligkeit. Und Grigori kannte sich hier aus! Oh, bei schwärzester Nacht hätte er hier jeden Gegenstand gefunden! Wie oft war er nicht heimlich, wenn die andern bei der Arbeit auf den Feldern waren, heraufgeschlichen und hatte einsam in einer Ecke gehockt!

Das Dach lag niedrig auf den Balken. Wo es schief abfiel, mußte sich Grigori niederknien und vorwärtskriechen, wobei er auf allerlei Gerümpel stieß. Er gelangte an einen kleinen Vorsprung, an dem mehrere kurze Bretter übereinander geschichtet lagen. Grigori schob den Kopf vor und griff mit der Hand gradeaus. Aber — ha! Was war das? Er glaubte zwei kleine, funkelnde Augen zu sehen. Pui Teufel! Etwa gar eine Ratte? Wenn die ihm mit ihrer kalten Schnauze ins Gesicht fuhr! Erschreckt wollte er sich aufrichten, stieß aber mit dem Kopf gegen eine Dachlücke, die nachgab und sich öffnete. Beim Anblick der kalten Sternenpracht am Himmel seufzte Grigori. Ach, welche Qual war es doch, ein Mensch zu ein! Wie widerlich, am beginnenden Ostermorgen da heroben zu knien, wo die Ratten hausten, und — nein, er vollendete den Gedanken nicht, suchte rasch das Paket, das hinter den Brettern lag, nahm es, schloß die Dachlücke, kroch zurück und verließ, ganz durchgefroren, den Speicher.

Wieder in der Stube, setzte sich Grigori auf die Bank und legte das Bündel, das sorgsam in Papier gehüllt und mit Stricken vielfach umwunden war, vor sich auf seine Kniee. Wie von selbst glitten seine dünnen Finger die Schnüre entlang, ringsherum, leise, liebevoll, lieblosend, als streichelte er sein eigenes Herz. Nachdenklich öffnete er einen



Knoten und wickelte die Umhüllung ab, immer wieder aussehend und im Innehalten überlegend: Wenn ich es dennoch geschlossen ließe? Warum soll ich es denn öffnen? Kein Mensch zwingt mich dazu. Und er löste Hülle um Hülle. Endlich hob er vorsichtig das letzte Stück Papier weg und starrte auf den dunklen Haufen. Da lag sein Leben. Ja, sein Leben. Und das sollte er opfern, mußte er opfern? Wirklich? Gab es wahrhaftig keinen Ausweg? Ach, aber zum mindesten wollte er sich noch ein letztes Mal an dem herrlichen Anblick erfreuen! Ein letztes Mal.

Er packte alles zusammen und trug es zum Tisch. Dann zündete er das Lämpchen an und stellte es daneben, daß das Licht gerade auf das Paket fiel. Und Grigoris Augen leuchteten, sein Herz weitete sich und schlug heftig; er hörte es hämmern. Da lagen sie, sorgsam geschichtet, neu, in schönen Farben, mit den Banderolen der Russischen Staatsbank versehen: seine Hundertrubelscheine. Fünzigtausend Rubelchen. Mochte er sie betrachten, so oft er wollte, stets empfand er ein Glücksgefühl, jenem ähnlich, das ihn ergriffen, als er die Scheine ausbezahlt erhalten hatte.

Ach, das war schon lange her, sehr lange. Gleich zu Anfang des großen Krieges war es gewesen. Ja, ja, und der Zar hatte noch in Rußland das Regiment geführt. Ein gutes Regiment, davon war er überzeugt, sogar ein sehr gutes Regiment, wenn die Minister und die Gutsbesitzer nicht alles verdorben hätten. „Hundertrubelscheine möchte ich, Hundertrubelscheine!“ hatte er zu dem Schalterbeamten gesagt, und der hatte ihm lächelnd zehn Päckchen zu je fünftausend Rubeln gegeben. „Ihr habt das große Loß gewonnen, Väterchen? Ich gratuliere.“ Wie? Große Loß gewonnen? Woher wußte das denn der Beamte? Die Obrigkeit wußte aber auch schon alles. Vor ihr gab es kein Geheimnis. Wie hätte sie sonst wissen können, daß er das große Loß gewonnen? Er selbst hatte es wahrlich niemandem verraten, nein, keiner Seele, nicht einmal seinem eigenem

Sohn, noch seiner Schwiegertochter Masche. Auch nicht seinem besten Freund Affanassij Affanassytich hatte er es verraten. Obgleich alle aufs tiefste überrascht gewesen waren, als eines Tages ein Brief aus der Gouvernementsstadt eintraf, der seine Adresse trug. Seine Adresse! Nun, nun, was bedeutete das? Alle hatten sie ihm über die Achsel sehen wollen, als er die Aufschrift entzifferte. Er aber hatte den Brief in der Nacht gelesen, beim Mondlicht. Und einige Tage später hatte er gesagt, er müsse unbedingt wieder einmal in die Gouvernementsstadt. Geschäfte, na, ihr wißt! Man hat zuweilen allerlei Geschäfte. Dies und das. Wenn man es auch nicht gerne tut, aber schließlich... Und dann hatte er sich das Geld geholt. Anfänglich waren ihm Bedenken gekommen, ob er nicht ein Unrecht getan, daß er das viele Geld gewonnen hatte. Seine Seele sträubte sich gegen den großen plötzlichen Besitz. Nur aus Laune, sozusagen nebenbei, hatte er ja auf dem Pferdemarkt in M., den er jedes Jahr zu besuchen pflegte, ein Loß gekauft. Und nun gewann er gleich fünzigtausend! Aber die Bedenken hatten sich schnell gelegt. Im Lauf der Jahre verlor Grigori sein Herz immer mehr an seinen Schatz. Am Ende schien geradezu sein Leben davon abzuhängen. Die Hundertrubelscheine gaben ihm in seinen eigenen Augen gleichsam erst das Recht zu leben. Ohne sie — was wäre er ohne sie gewesen? Nichts, garnichts. Kein gelinder Schreck hatte ihn deshalb ergriffen, als Timofej Timofejewitsch ihm einmal sagte, das ganze alte Geld sei jetzt nichts mehr wert. Was war nichts mehr wert? Nun die Kopfen und Rubelscheine. Auch die Hundertrubelscheine? Natürlich auch die Hundertrubelscheine. Ja, aber warum denn? Wegen des Währungszerfalles. Grigori hatte eine Weile nachgedacht und das niegehörte Wort in seinem Hirn hin und hergeschoben. Dann aber hatte er laut heraus gelacht, voll Heiterkeit über diesen drolligen Gedanken Timofej Timofejewitschs.



Währungszerfall? Haha! Gehirnzerrfall, das hatte er schon gehört. Aber Währungszerfall? Hm, lieber Timofej Timofejewitsch, hm, wie wäre es mit Gehirnzerrfall? Freilich gab es neues Geld, freilich. Aber—ach, dieser dumme einfältige Timofej Timofejewitsch, der sich für weiß der Himmel wie klug hielt! Die Bolschewiki besaßen eben kein gutes altes Geld mehr. Der Krieg und die Revolution hatten es gefressen. Übrigens sprach Timofej Timofejewitsch nur aus Neid gegen die Leute, von denen er glaubte, daß sie noch alte Hundertrubelscheine besaßen, von Währungszerfall. Währungszerfall, nein, das war nur ein Schreckschuß.

Aber eine andere Schwierigkeit erhob sich und wuchs und wuchs, seit elflichen Jahren schon, und wollte am Ende Grigori schier erdrücken. In einem Osterfest hatte der Pope in der Kirche gesagt, wenn der Christ in uns auf-erstehen solle, dürfe man sein Herz nicht an den Mammon und die Güter dieser Erde hängen, denn es stehe im Evangelium: „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich.“ Wie ein Wurm hatte dieser Satz in ihm zu bohren begonnen. Von da ab war ihm das Osterfest vergällt. Ostern mit seinem Jubel, seinem Frohsinn, seinen Kuchen, Eiern und Pasteten bei der vierzehntägigen Festfeier! Wenn der Pope auch von etwas anderem predigte, immer stach es Grigori ins Herz: „... denn ein Reicher ins Himmelreich, denn ein Reicher ins Himmelreich.“ Ein Reicher, ein Reicher! Das war ja er. Dann ging also seine Seele verloren? Seine Qual steigerte sich immer mehr. Einmal setzte er sich, während die anderen alle im Wald waren, verzweifelt auf den Dachboden neben sein Paket Hundertrubelscheine und dachte sich, wenn er doch damals überhaupt kein Los genommen hätte! Wirklich, das dachte er sich. Diese ganze jahrelange Hölle wäre ihm erspart geblieben. Wie eine schwache Flamme schlug zuweilen in ihm der Wille auf: Grigori, befreie dich, mach ein Ende! Aber es war doch zu schwer. Erst als die große Fasten-

zeit dieses Jahres nahte, nahm sein Wille immer greifbarere Gestalt an. Nur war er sich nicht recht klar darüber, wie er sich befreien sollte. Im Winter kam es nie vor, daß er allein zu Hause war. Ah, am Osterfest selbst! Wenn er von der Frühmesse wegbliebe? Das konnte schließlich ohne allzu großes Aufsehen gelingen. Er brauchte ja nur Krankheit oder Unwohlsein vorzuschützen. Schon der Entschluß, es wenigstens einmal zu versuchen, fiel ihm nicht leicht. Aber er hatte es fertig gebracht. Jetzt war er so weit. Da stand er, und vor ihm lagen die zehn Päckchen. Die fünfzigtausend Rubel. O, seine Rubelchen, seine Rubelchen! Hatte der Himmel denn gar kein Erbarmen? Nein, er war unerbittlich! „Leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, denn ein Reicher ins Himmelreich.“

Das Flämmchen flackerte wie irr-sinnig. „Wie meine arme Seele,“ dachte Grigori.. Er nahm eines der Päckchen zur Hand, drehte und wendete es und zeriß dann langsam die Vanderole, den Schmerz auskostend, den ihm das Knirschen des Papierees bereitete. Er hatte Hand an sein eigenes Leben gelegt. Vorsichtig hoben die Finger den ersten Schein ab, strichen den Rand entlang und ließen das Kleinod wieder entgleiten. Nein, nein und tausendmal nein! Es war einfach unmöglich, das Geld zu vernichten. Wenn er es tat, verlor sein Leben jedes Daseinsrecht. Er hatte dann nichts mehr zu suchen auf Erden. Er war, sozusagen, hohl, leer, ohne jeden vernünftigen, greifbaren Inhalt. Es wäre dann gar kein Wunder, wenn er sich in Luft auflösen würde, in ein Nichts, in ein Garnichts. Befäße er doch kein Gewicht mehr, keine Schwere, nichts, was ihn halten könnte. Und wenn er auch noch einige Zeit auf Erden weiterleben würde, was bedeutete er denn seinen Kindern gegenüber? Wäre nicht alle Autorität wie — nun, wie durch Feuer vernichtet? Ein Häuflein Asche — sein Leben, weiter nichts. Der Wind konnte es wegblasen, der allergewöhnlichste Wind, und es zerstreuen, daß es nicht mehr



den geringsten Wert besaß. Wenn er seine Rubelchen verbrannte, war er wie ein nackter Mensch allen Widerwärtigkeiten schußlos preisgegeben. Alle konnten mit ihm treiben, was ihnen gerade gefiel. Er hatte ja nichts, was ihm innerlich irgend einen Halt gegeben hätte. Ein Bettler war er dann, ein nichtsnutziger, erbärmlicher Bettler, den man von der Türe jagte, wenn er einem lästig wurde, der jämmerliche Wicht. Konnte er dann etwa Mascha noch gerade ins Gesicht sehen? Gerade, wißt ihr, so ein wenig selbstbewußt, aufrecht, mit dem königlichen Bewußtsein im Gesichtsausdruck: „Ihr könnt mit mir nicht Schindluder treiben, wie ihr es gerne wolltet, ihr! Ich bin etwas. Mehr bin ich wie ihr. Ihr seid gegen mich garnichts. Ich besitze fünfzigtausend Rubel, hört ihr: fünfzigtausend! Wer von euch besitzt fünfzigtausend Rubel? In guten, alten Hundetrubelscheinen? Niemand. Also was wollt ihr dann?“ Statt dessen mußte er sich vor seinen Enkeln schämen. Wenn er starb, würden sie die Mäuler verzichen: „Wozu war er gut? Er hat unsere Eltern ins Leben gesetzt. Aber ist das etwa ein Verdienst? Das konnte auch ein anderer, warum brauchte man gerade ihn dazu, wenn er sonst zu nichts taugte?“ Mußte er sich dann nicht im Grab und im Sarg noch umdrehen vor Scham über seine Nichtsnutzigkeit? Nein, nein, daraus würde nichts!

Dann hieß es also die ewige Qual weiterschleppen? „... denn ein Reicher ins Himmelreich.“ Keine frohen Ostern mehr all die langen Jahre, die er gewiß noch zu leben hatte! Und nach seinem Tode das höllische Feuer. Das war noch das Ausichtsreichste. Herrgott, es war zum Verzweifeln! Aber er konnte doch nicht. Wie mußte er vor Timosej Timosejewitsch zusammenschrumphen, wenn der wieder seine Weisheit vom „Währungszerfall“ von sich gab, und er konnte sich nicht mehr im innersten Herzen mit stillem Wohlbehagen denken: „Du Märchen, du neidischer Narr! Wenn du meine Rubelchen hättest, würdest du dein dummes

Neben bleiben lassen!“ Er hatte fremder Willkür nichts mehr entgegenzusetzen. Alle Lebensfreude war für sein Alter dahin. Er war ausgelöscht. Ach, so laßt mir doch ein wenig Freude! jammerte es in seiner Seele. Genug Freude, genug Glück, mein Bester, im ewigen Leben! Was ist besser, Grigori: fünfzigtausend Rubel oder das ewige Leben? Das ist die Frage, darum handelt es sich, um nichts anderes. Nicht um Ansehen, um Lebensrecht, um irdische Freuden. Fünfzigtausend, Grigori, gegen die himmlischen Freuden! Entscheide dich! Aber du weißt doch, was Christus gesagt hat: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ Was sind schließlich die zehn Paketchen! Auch nur ein Häuflein Asche, das einmal der Wind verwehen wird. Dein Seelchen aber ist viel, viel mehr wert. Denke doch, wie froh wird Ostern für dich werden, wenn du aller Bedrückung ledig bist! Tanzen wirst du, so leicht wird dir sein, wahrhaftig tanzen. Und das ewige Ostern, Grigori!“ Wird Christus dich nicht besonders für dein Opfer belohnen? Ist vielleicht Christus keine fünfzigtausend Rubel wert, keine zehn Paketchen guter, alter Hundetrubelscheine? Ein Held wirst du sein, Grigori, ein großer Held. Du wirst sehen, wenn du die ganze Geschichte nachher deinem Freund Affanassij Affanassyttsch erzählst, er wird die Augen und den Mund aufreißen und ausrufen: „Grigori, Väterchen, Grischka, du bist ein Heiliger, ein Held! Laß dich küssen, du Großer!“ Ja, das wird er sagen und dir einen Freundeskuß geben.

So kämpften der Himmel und die Hölle in Grigoris Seele. Schließlich nahm er einen der Scheine wieder zur Hand und brachte ihn dem Lämpchen näher. Mit einem Ruck hielt er ihn über die Flamme. Das Feuer züngelte an dem Papier herum, als koste es seine Güte. Der Schein bog und krümmte sich. Des Alten Seele bog und krümmte sich mit. Endlich stach ein Flämmlein durch. Es fuhr Grigori direkt ins



Herz: ach, ach, was hatte er getan! Er zog den Schein zurück und betrachtete die Brandwunde. Oh, wie schmerzte sie ihn! Jetzt war der erste verloren. Und alle, alle sollten sie ein solches Loch in der Mitte tragen, das sich immer mehr vergrößerte, bis sie verkohnten? Verkohnten! Weißt du, Himmel, was das heißt: verkohlen? — Immer noch besser als selbst verloren gehen, kam die Antwort. Aber da ging er doch gerade selbst verloren! Keine Spur, Grigori, keine Spur! Das Samentorn muß verfaulen, wenn es treiben soll. Das Feuer reinigt. Auferstehung, Grigori, Auferstehung! Du hast das rechte, heilige Osterfeuer. Zaudere nicht länger, zünde es an!

Mühsam ging der Alte zum Ofen und legte die Päckchen davor nieder. Dann holte er das Lämpchen und kniete sich selbst daneben hin. Kraftlos ließ er eine Weile die Arme herabhängen. Endlich ermannte er sich, packte die obenauf liegenden Scheine, setzte sie in Brand und warf sie in den Ofen. Rasch, rasch! Fieberhaft riß er die Vanderolen ab, zerknüllte, zerriß die Scheine und schleuderte sie den ersten nach. Fünf, zehn. ein Duzend. Dann starrte er weg, die Hände abwehrend gegen das Feuer haltend. So mußte Abraham zu Mute gewesen sein, als er auf Gottes Geheiß seinen Sohn Isaak opferte. Kam kein Engel, um die Flammen in letzter Minute zu löschen und ihm zu sagen: „Du guter und getreuer Knecht! Es ist genug. Gott hat dein Opfer gnädig angenommen. Behalte die Scheine und lebe in Ehren!“

Wärme drang zu Grigoris blutlosen Händen. Er hörte wie mit toten Ohren das Knistern und Rascheln des verbrennenden Geldes. Da packte ihn wilde Verzweiflung. „Meine Rubelchen! Meine Rubelchen!“ Und er zerrte einige Scheine aus dem Feuer. Aber bereits bis zur Hälfte versengt, zerfielen sie ihm in der Hand in flatternde, schwarze Fetzen. Verständnislos betrachtete Grigori seine Hände, die noch einige traurige Reste festhielten. Mechanisch

legte er dieselben in den Ofen zurück. Dann löste er ruhig die übrigen Bündel und warf Schein um Schein ins Feuer, langsam, gemessen, beherrscht, als wäre er der Schalterbeamte der Russischen Staatsbank und zahlte einem armen Schluder das Glück aus. „Hier mein Herr! . . . fünfhundert, sechshundert, siebenhundert . . . eintausend. Sie glauben vielleicht, mir tue das Herz weh? O nein, mein Herr, Sie täuschen sich! Weshalb sollte mir das Herz wehtun? Zweitausend, einhundert, zweihundert . . . Ich habe gar keinen Grund, daß mir das Herz wehtun sollte. Gar. . . keinen. . . Grund. . . Gewiß nicht. . . fünftausend, zehntausend, fünfzehntausend. . . da, da und da! So, mein Herr, genügt es jetzt?“

Ein letztes Päckchen hielt Grigori noch in Händen. Er betrachtete es einen Augenblick. Dann nahm er den obersten Schein weg, faltete ihn und steckte ihn in seine Brusttasche. Den ganzen Rest warf er auf einmal ins Feuer. Die Flammen schlugen hoch auf und fielen über den Haufen her. Mit verglasten Augen sah Grigori zu, wie die Ecken allmählich abkohlten und das Feuer immer weiter und weiter sich hineinkraß. Bis es keine Lust mehr fand, weil die Scheine festgepreßt aufeinander lagen. Da züngelte es bläulich an den Wänden herab und wollte erlöschen. Grigori ergriff den Schürhaken und warf die Bündel auseinander. Sofort flammte die Glut von neuem auf, und in kurzem hatte sie alle Scheine vernichtet.

Der Alte starrte unentwegt auf die letzten verglimmenden Funken. Es war ihm, als lägen die Trümmer seines Lebens vor ihm. Ein großes, weites Blachfeld, wozu konnte es noch nützen? Ja, ein Tummelplatz für die anderen. Und doch war ihm keine andere Wahl gegeben worden. „Fünfzigtausend oder die ewigen Freuden!“ so hatte die Forderung gelautet. Es war geschehen, er hatte seinen eigenen Reichtum vernichtet. Nun — her mit den ewigen Freuden! Kamel und Nadelöhr, solche Vergleiche trafen auf ihn nicht mehr zu. Jetzt war er bettelarm, Luft, so-



zusagen. Um ins Himmelreich zu gelangen, genügte ihm eine Pore, ein Nichts, Nadelöhre waren überflüssig. Wo blieb die Seligkeit des Herzens? Er verspürte kein heldenhaftes Bewußtsein, kein überwältigendes Glück. Einen Haufen Asche sah er vor sich, sonst nichts.

Da kam ihn der Gedanke: Grigori, du bist ein Narr! Für nichts hast du in deinem Wahnwitz deinen ganzen Reichtum verbrannt. Gerade recht geschieht dir, warum bist du auch so ein Narr! Das Blut stieg ihm ins Gesicht, erregt bewegte er die Finger. Wie? Was? Sollte es möglich sein? War er wirklich ein Narr? Natürlich, mein Verehrtester! schrie es in ihm. Aber selbstverständlich! Haha! Dieser Idiot verbrennt sein ganzes, wohlherhaltenes Geld für ein Hirngespinnst, für „ewige Freuden“! Wo sind denn deine ewigen Freuden, he? Freundchen, der Himmel (in diesem Fall war es der Teufel!) ist schlau. Er hat dich übers Ohr gehauen. Hahaha!

Der Alte erhob sich siebernd. Langsam tappte er zum Fenster. Jetzt erst gewahrte er, daß es fast schon Tag war. Nicht mehr lange, dann mußte die Sonne kommen. Er presste die heiße Stirn an die Scheiben. Dann öffnete er das Fenster. Ein leichter, frischer Morgenwind strich in die Stube. Grigori sah die weite, stille Schneedecke bis zum fernen Waldbrand. Sein Blick irrte hin und her, von dem Birkenwäldchen, das rechts drüben schlief, bis zum Dorf, dessen Dächer sich erst unklar vom Morgenhimmel abhoben. Grigori dachte und dachte und konnte sich doch keinen Gedanken zum Bewußtsein bringen.

Plötzlich hub es an zu klingen und zu läuten. Weit draußen die Dorfglocken läuteten Ostern. Groß, schwer, gewichtig rollten die Töne über den Schnee, leicht und hüpfend, sich überschlagend, jubelnd und jauchzend, die kleinen hinterdrein. Ostern! Ostern! Alleluja! Es war, als würfen sich die Glocken das Alleluja gegenseitig zu, als spielten sie damit Schneeball, als schrieten sie laut vor Entzücken, wenn eine besonders gut traf.

Ein Aufleuchten ging über Grigoris verrunzeltes, altes Gesicht. Ja, Ostern! Und sein Herz, das müde, leere, gepresste, zerschundene, tote, öffnete sich, mühsam erst, dann aber leichter und leichter, bis es weit offen stand und Ostern hereinließ. Sein Seelchen, das eben noch traurig und verzweifelt darinnen gefesselt, richtete sich auf und atmete die Frische. Ja, er hatte recht getan, als er den Mammon verbrannte! Dem Alten schien es, als hätten es jetzt alle Glocken auf ihn abgesehen, als hätten sich alle mit ihrem Alleluja gegen ihn gewandt, bewürfen und bestürmten ihn und lachten noch über seine Hilflosigkeit.

„Wartet nur, ich will euch schon!“

Mit flinken Füßen eilte Grigori aus der Stube. Aber unter der Haustüre blieb er plötzlich stehen. Einen Augenblick dachte er nach, dann kehrte er wieder um, trat in die Stube, stellte sich vor den Ofen und nahm den letzten, sorgsam gefalteten Hundertrubelschein aus der Tasche. Ruhig lächelnd betrachtete er ihn, hielt ihn dann in die Flamme des Lämpchens, das immer noch brannte, und sah zu, wie er langsam zerfiel. Als er nur mehr ein Eckchen in Händen hielt, trat er hinaus ins Freie, hielt diesen allerletzten Rest seines Vermögens gegen die aufgehende Sonne und blies ihn in die Luft. Er zwinkerte dabei verschmüht mit den Augen, als wollte er sagen: „Siehst du, mein Freundchen, ich habe dich nicht vergessen! So blase ich, Grigori Iwanowitsch, den Teufel von mir. Bewundert mich!“

Es war ein herrlicher Anblick: der Alte mit dem strahlenden, kindlich vergnügten Gesicht vor den Feldern, deren Schneedecke im Sonnenglanz glitzerte. Mit einemmal begann Grigori zu laufen. Und lief und lief, bis er nicht mehr konnte. Aber nur weiter weiter, zum Dorf, zur Kirche, zu den Glocken! Klinget, ihr Glocken, klinget! Christ ist erstanden. Alleluja!

Mitten auf dem Felde traf er seinen Sohn, Mascha und die Enkelkinder, die sich auf dem Heimwege befanden.



„Über Väterchen! Wo wollt ihr hin?  
Wir dachten, Ihr wäret krank!“

„Ostern, Kinderchen, Ostern! Alle-  
luja! Christ ist erstanden! Alleluja!“

Und er taunte weiter, ohne noch auf  
sie oder ihre Bertwunderung zu achten.  
Was nur auf einmal mit ihm sein mochte?  
Er war doch nicht kindisch geworden?

Iwan Grigorowitsch rief ihm nach.  
Über der Alte hörte nicht. Die Sonne,  
der Schnee, die Glocken, Auferstehung,  
Ostern. Alleluja!

Er war wie trunken. Selbst die  
Birken schienen ihm Ostern und Alleluja  
zu läuten.

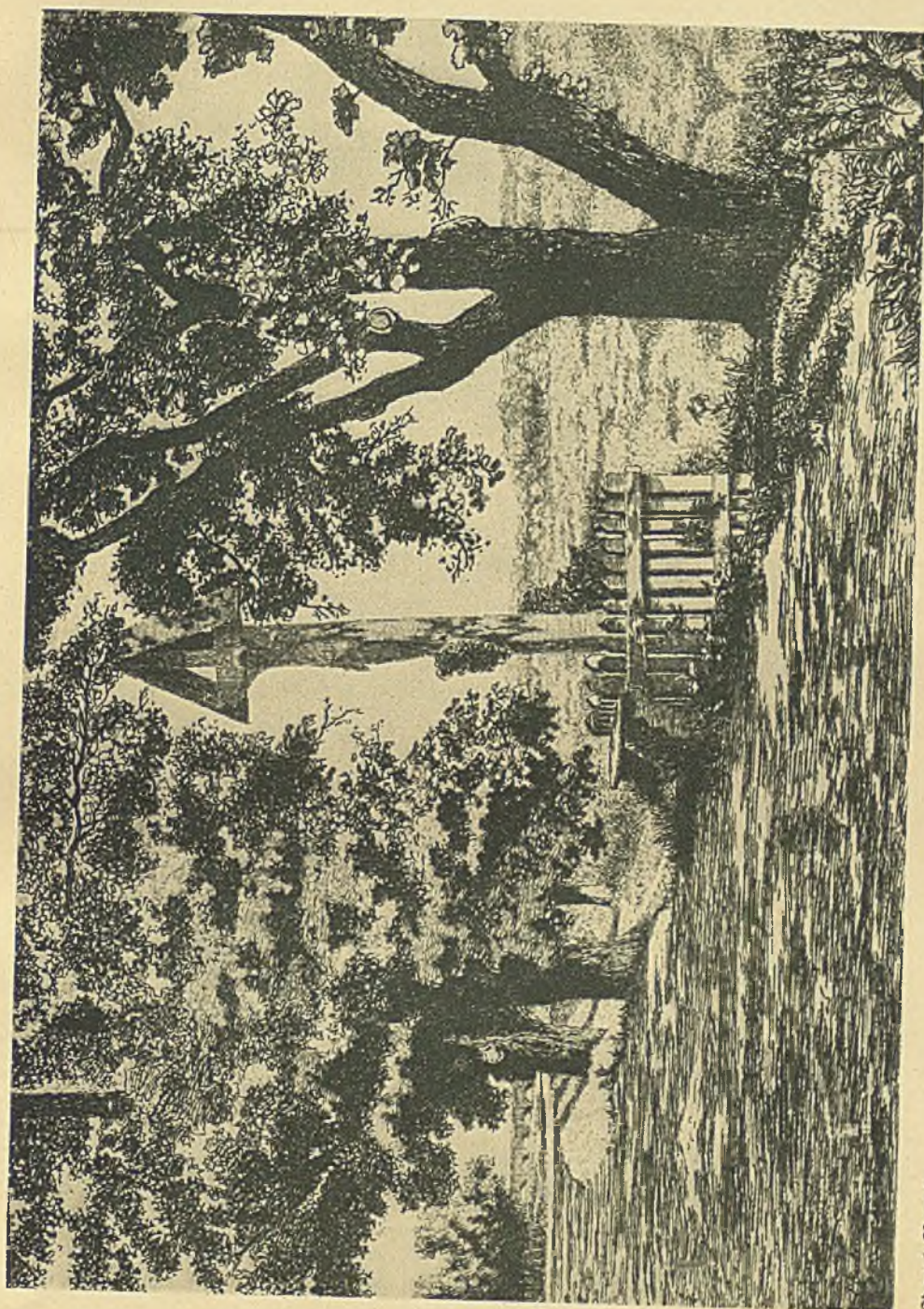
Und wahrhaftig, sie läuteten.

## Bergfrühling

von Susanne Hausdorf

Er ist wie edler Wein, der noch im Werden:  
Herb, kühl und rein  
und doch die Süßigkeit  
der künftigen Reise schon in allen Pulsfen.  
Die Hänge schneeumsäumt, voll Silberklang  
rieselnder Wasser, die zu Tale eilen.  
Schwarz das Geäst, voll winzig kleiner Knospen,  
die scheu das Wunder ihres Werdens hüten. —  
Hoch oben jagt der Wind die weißen Wolken,  
der lecke Frühlingswind,  
und weckt den Duft,  
den wundersamen Duft nach Harz und Erde,  
der nur dem Bergland eigen. —  
Und wenn der Tag sanft in den Abend gleitet —  
Dann klingt es aus den blauen Dämmer Schatten  
inbrünstig auf:  
Das Liebeslied der Amsel.





Paul Bunte:

Robierung

Christusgärtlein









Baumlandschaft im Frühling

## Ein Wandertag

Dem Landschaftsmaler Eugen Burkert † gewidmet

Von Sigfried Gaertel

Mit neun Abbildungen und Gemälden von Eugen Burkert

**D**urch das Moor windet sich der schmale Damm. Wo nicht Wurzelgefäß von Erlen und Niederholz seine Festigkeit sichert, gibt ein Knüppelflechtwerk dem schwanken Boden etwas Halt. Die Einsamkeit wird durchsungen von dem gleichförmig harttrauschenden Liedklänge der dünnen Schilfrohrfahnen, durch deren zahllose tote Stengel der Wind harzt.

Rauhreif. Dolchzackige, glasdünne Eiskrausen umwehren braune Wurzelknorren im braunen Moornasser. Zarte Eisspiegel über den Wegpfützen brechen, unberührt von den Schritten, klirrend in den Grund. Jrgendwoher das flüchtige leise „Düit Düit“ einer Meise. Schwerflügelnd, lautlos ziehen vom Osten her Krähenzüge zum Horstwald über die klingende Stille.

Wenn man die weite Niederung durchschritten hat, geht es über Kahlhöhen

immer aufwärts. Sand und Heide. Tiefe Wagengleise durchfurchen den Weg. Der Wind hat über Tag nach der Rauhnacht den Reif aus den Ginsterbüschen geblasen, und nun liegt er, beschattet in den Fahrgleisen gebettet, im goldgelben Sande und windet blaue Bänder in ihn.

Noch immer schütteln auch die braungoldenen Haarsträhne krummwüchsiger Birkenhäupter schimmernden Silberpuder in den Wind; hauchzart wehen für Augenblicke die Wunderfarben der zerteilten Sonnenlichter in ihm auf. In einiger Ferne frösteln kaltgrün schmale Streifen Wintersaat an den Hängen. Himmel und Erde verschwimmen horizontlos im Bodendunste.

Mühsam stapft sich der Hölperweg. Der Wind wird steifer und schärfer hier droben. Magere Äder. Von den umgeworfenen, lockeren Sandschollen blies der Wind da und dort kleine wandernde





Landschaft, Gebirgsdorf

Dünenwuchten ab. Soweit man sieht, überall schmale Kost fürs Wildzeug. Selbst die trotz des Frostes schön grünen Unterranken der Brombeersträucher stehen dürftig. Da kühlt Freund Lampe, männelt, staunt und hoppelt gar nicht eilig in eine Senke.

Hügel auf und ab immer weiter, bis man hinter einem lichten, hohen Kieferngestämme mit sturmzerfahrenen dunklen Häuptionern das kleine Dorf hervorslugen sieht. Im Gehölz liegt der Friedhof. Dorthin zuerst — wir haben zu gedenken. In seiner Stille saß ich vor Jahren oft mit Eugen Burkert, dem schlesischen Heimatmaler.

Es ist ein Acker, der heißt Zeit —  
Liegt mitten in der Ewigkeit.  
Wer weiß, wie weit er gehen mag.  
Darüber wandert Nacht und Tag  
Und Wintersturm und Sonnenglut;  
Er ist nicht schlecht, er ist nicht gut,  
Gebüngen mit Schweiß, durchtränkt  
mit Blut.

Der ihn bestellt, hat frohen Mut.  
Die ihn geschaffen haben,  
Liegen in ihm begraben,  
Und über ihnen reißt die Saat,  
Das Leben jauchzt „Glückauf zur  
Mahd“.

Die Sense rauscht — bald ist's voll-  
bracht —

Der Schnitter Tod mäht Tag und  
Nacht.

Ein Gottesacker ist die Zeit,  
Liegt mitten in der Ewigkeit.

Vom letzten Häuschen zwischen Dorf  
und Kirchhof her klappt schon lange ein  
Köter herüber. Merkwürdig, was diese  
Tölen für eine sichere Witterung für  
alle Ortsfremden haben.

Zwischen Kirchhof und Ort wird der  
Boden besser.

Im letzten Häuschen hauste damals  
der Schusterjuhle. Es steht unverändert  
schiefwändig, scheibenblind die kleinen  
Fensteraugen inmitten des engen Gär-  
tchens; der uralte Zudebirnbaum, in





Dorfstraße





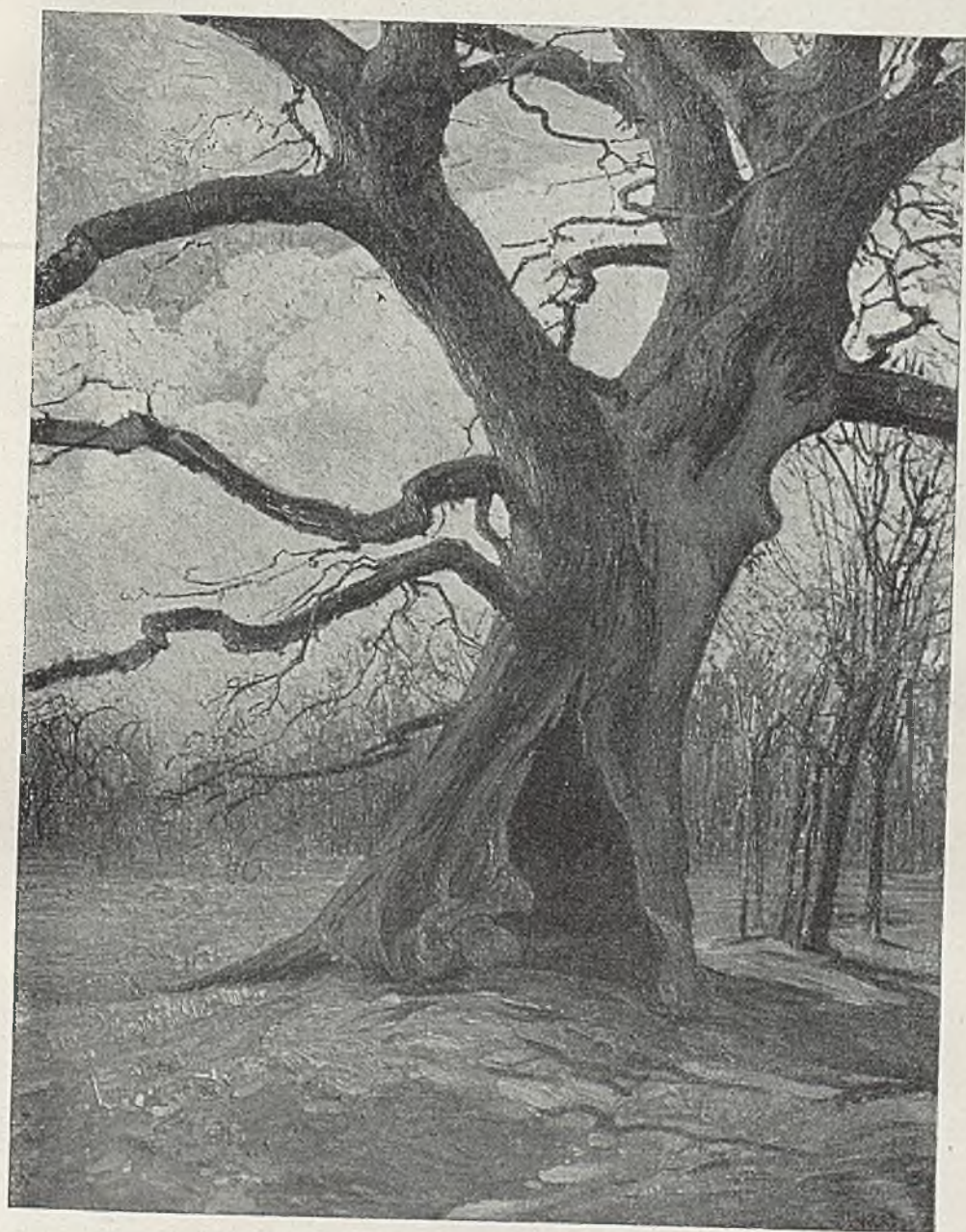
Windmühlen

dessen hohen, schiefergrauen Stamm die Spechte zahlreiche runde Löcher weißelten, breitet noch immer sein gebeugtes Haupt sorglich schützend über das eingesunkene, moosüberwachsene Schilfrohrdach. Köstlich der alte Gefelle, wenn er sich im Frühling mit dem eiteljungen Liebesblütenschopfe schmückt und um ihn herum die niederen Krichelpflaumenbäume wetteifern in Hochzeitslust und Singsang aus allen Hecken. Ein Stückchen Land, an dem die Zeit vorüberflich. Der Gemüsegarten vor der Kate, auch der Zaun überraschend gut gehalten. Das war früher nicht so.

Der Köter hat inzwischen die Bestätigung seiner Beobachtung weitergegeben, und das Dorf lang ist man schon unterrichtet, daß sich „was tut“. Das kleine Wirtshaus ist noch immer kein Gasthof geworden. Wann verirrt sich auch einmal jemand in die Abgeschiedenheit dieses viele, viele Siedlungen Niederschlesiens nahe der Ober

kennzeichnenden armen Dürmlandnestes. In der Schenkstube hinter der Schenktischgitterung blickblank wie alles in dem niederen, balkenüberspannten, weißsandbestreuten Raume die bekannten bauchigen Flaschen „Korn, Rümmler, Rose, Nellen, Stonsborfer“. Die derben Bierkrüge hängen reihenweise schrägabwärts am Holzapfengestell. Am Fensterladen das Zecherschuldbuch: Kreuze, Striche, Punkte „’s stiehn a viele ei der Kreide“. Über dem Schultentische an der Ofenwand braungeräuchert die gipsene Kaiserbüste mit der schwarzweiß-roten Papierbinde über der Brust; darunter im blinden Goldrahmen hinter Glas das perspektivisch so spaßige Gruppenbild „Erinnerung an meine Militärzeit im 10. Regiment“ mit den auf einem farbenprangendem Vordrucke aufgeklebten Photoköpfen der Kameradschaft. Der hagere Flügelmann darauf ist der Gastwirt hier. Da kommt er selbst, dürrstieglisch, gries geworden, aus





Alte Eiche





Der Hohlweg

der nebenan befindlichen Küche herein, fragt nach meinen Wünschen, murxt eine Weile hinterm Schenkgitter, geht wieder an mir vorüber nach der Küchentür und spricht in die Küche: „Nu, Mutter, nu kumm ock blaus a moll rei ei de Staube, iehs doß nich da Herr Hährtl?“ Die muntere, rundliche Ehehälfte mochte wohl schon gelauert haben, behäbig tritt sie ein und beaugenscheinigt das Ereignis auch ihrerseits. „Nu frelich, Noarle, doß is a. Nu die Freide!“ Und nun geht's ans Erzählen von dem und jenem, was sich in langen Jahren ereignet hat — Freuden und Leiden. Von der Not und dem Tod im Kriege Dazwischen wird aufgetischt, was da ist. A paar Mupfern kommen, beißen a

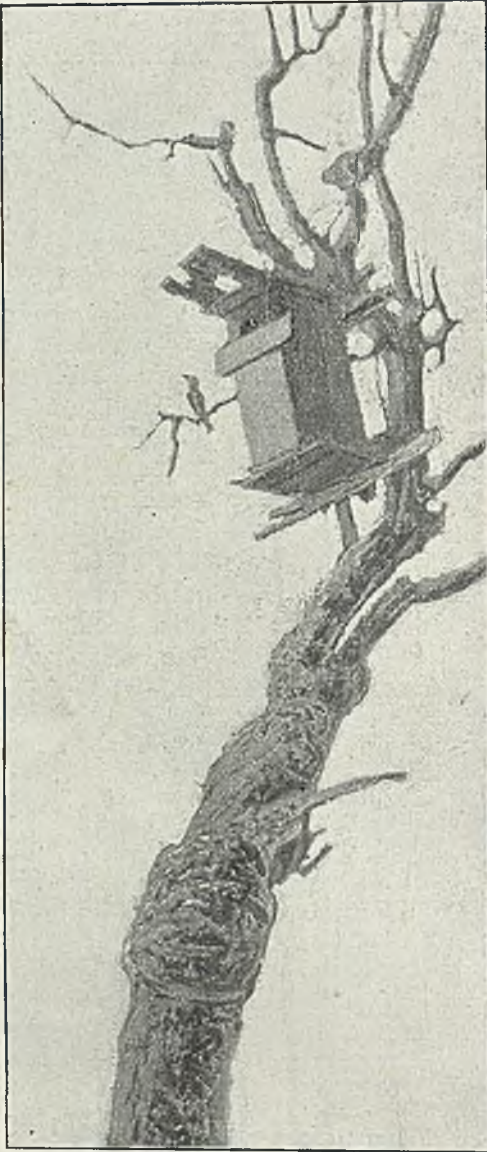
Kürndl ab, stehen und gehen wieder. Der Fremde ist ihnen unbekannt, doch im „Tischlerieren“ sind einige Namen gefallen, und nicht lange dauert es, da kommen von ungefähr der griene Simon, nach seinem grünen Zaun ums Gehöft genannt, der Muppelsimon, dem den ganzen Tag die Tabatzpfeife im Mundwinkel hängt, der Schusterjuhle, a gutter Moan, dam die Leute su gerne 's Koalb macha toat'n, weil a und ar ihs a bissel a sunderliger Kupp und noch ein paar andere, denen die beda Kunstmoala von dazumal noch in der Erinnerung geblieben waren. Na, und da soß ber haltig und beredden die ahlen Zehnten stundalang. Da kam's nun raus, woß der Herr Burkert für





Blühender Apfelbaum





Frühlingsstrophe

a pfeierlicher Moan gewesen is; woas nu publich is, doas wau's en nie vergassen, so lange se leben, doas a und a hoat a Stidel gemacht, vun dam se sich a poar Joahre lang a Nischel zabruchen hoaten aber de Naturgeschichte. Wie's zugegangen war, doas wufter se ju bis heute nich, und war doch ganz einfach. Aber es kennzeichnet Burkerts schnurrigen

Humor und ein Gemüt, das nicht erst mit leisen Händen aus der Umarmung einer Tränetüchlein schneuzenden Schwester Sentimentalität befreit werden muß, um es lächeln zu sehn.

Es war um die Zeit, als die Felder bestellt und die Hausgärten in Ordnung gebracht waren, bis auf das vom Schusterjuble; dessen lag brach. Der Schusterjuble, der hote immer keene Zeit nich derzune. Der hoate a Kümmele un de Melka und de Nofe lieber ein Schnapsloase as ein Goart'n.

Burkert war nach dem nächsten Städtchen gegangen und kam erst in der Nacht zurück. Auch die nächsten Abende verschwand er regelmäßig, um erst zu spätem Abendtrunktevergnügt zurückzukehren. Was er trieb, blieb verschwiegen. Sein blonder Krauskopf hatte es manchem Mädchel angetan, so fragte man nicht darnach. Erst viele Jahre später erzählte er die lustige Geschichte.

Der junge, spinatgrüne Sommer kam, der gefiel Burkert wenig, das Geld wurde knapp, und die Studienreise war zu Ende.

Seltzam — der Schusterjuble stand vor einem Rätsel. In seinem schon Jahre verwahrlost liegenden Gärtchen wuchsen, schossen täglich kräftiger und freudiger Sonnenrosen empor — Pflanze an Pflanze in dichter Fülle. Allein nicht nur dort. In ganzen Dorfe, auf den Feldern, bald gruppweise, bald einzeln, auch an den Zäunen, selbst im Nachbar-dorfe dort und da, überall daselbe wunderliche Naturspiel, darüber die Leute staunten. Der Herr Lehrer, ein guter Freund Burkerts, behauptete zwar, es ginge alles in der Welt mit rechten Dingen zu; aber der Juble hatte seine eigene ängstliche Meinung vun dam eignen Dinge; der soags as a ibernatierliches Zeichen oan vom Him-





Bauernhaus

mel vun wegen jennér Schlecttigkeet und Lasterhaftigkeet, und er beschloß, besser zu werden. Seitdem war sein Garten ein Sorgenkind um sein Seelenheil. A Hoalbjohr lang hot, wie der Wirt soate, a drei Biem zu wing ei der Loageskaffe gehoot, weil der Zuhle ni me schnäpfele toat. Nu, 's hoat'n ni geschoat, a hut's noacha nachgehult.

Die Sonnenblumen wuchsen und blühten; die goldenen Flammenräder sprühten und leuchteten in köstlichster Pracht, als die beda Kunstwala aus Breslau wieder einkehrten und ihren

Gewinn aus der herbstlichen Schönheit des Dorfes im reichgestickten Sonnenblumenkleide einheimsten. Es ist seinem neugewonnenen, reizenden Schmuck tren geblieben. Jetzt heben allherbstlich zwischen den rosa, dunkelroten und weißen Malvenkerzen in üppiger Fülle hundertfrüchtige Blumenräder sich hoch und lichttrunken empor und erzählen dort und in vielen Nachbarorten den Lesern dieser Erinnerungsworte immer wieder dies Geschichtchen von Eugen Burkert, dem Landschaftsmaler und schnurrigen Kautze, der sein Schlesien liebte.

## Spruch

Das Glück, mein Freund, nun merk' es dir fein,

Das ist ein gar winziges Eidechselein

Und du bist der große Reptilienfänger . . !

Du faßt es

Du hast es

In Gras und Sand

Und hältst nur ein . . . Stücklein Schwanz in der Hand

Hanns Lerch



# Menschen, Möbel und Künstler

Von Fritz Hellwag  
Mit neun Abbildungen



Auf alten Kupferstichen und Gemälden des frühen und späten Mittelalters sehen wir Wohnräume dargestellt, bei deren Betrachtung uns ein Mitleid beschleichen möchte mit den Menschen jener Zeiten, die doch recht behelfsmäßig und gedrückt dahingelebt haben müssen, weil ihnen doch so ganz die zivilisatorische Bequemlichkeit gefehlt hat. Nichts ist verkehrter als eine solche Ansicht. Denn wie kann das vermist worden sein, was man gar nicht kannte? Sonst müßten doch auch wir den Comfort des einundzwanzigsten Jahrhunderts entbehren, von dem wir keine Vorstellung haben können und den wir, um uns zu belustigen, zuweilen utopisch karrikieren. Nein, die Menschen waren sich zu allen Zeiten gleich in Lust und Leid, in Glück und Unglück, und die große Masse gab sich stets in heiterer Lebensfreude so, wie sie war, und nahm die äußeren Verhältnisse und Umstände so, wie sie ihr geboten wurden.

Aber wenn die große Masse, also das Volk schlecht hin, mit dem Gebotenen zufrieden war und daraus ihren Lebensstil entnahm, warum

dann diese ungeheuren Veränderungen der Formen im Laufe der Jahrhunderte, die wir nach Zeiten und gemeinsamen Merkmalen als Stilwechsel deutlich festlegen können? Warum waren stets die technischen Erfinder am Werke, und warum bemühten die Künstler sich immer wieder aufs neue um den formalen Ausdruck, der dem veränderten und neuen „Zeit“ vollkommen entsprechen sollte? Sie handelten nicht aus Laune oder Lust an der Zertrümmerung des Bestehenden, sondern aus der tieferen Erkenntnis heraus, daß eingetretene Umwälzungen der Wirtschaft — wie etwa die Ausbreitung von Handel und Industrie

über ferne Weltteile oder wie die Entdeckung neuer Baustoffe und Arbeitsmaterialien — neue technische Auswirkungen und Stil- und Lebensformen verlangen würden.

Alle Stilwechsel, von der Gotik beginnend, waren die Folge von sehr umfassenden wirtschaftlichen Umstellungen der einzelnen Völker. Die Gotik war letzten Endes eine Folgeerscheinung des Übergangs von der Naturalwirtschaft zur freien Geldwirtschaft,



Kommode für Noten

Ausführung: Ebenholz geschliffen, Schnitzerei aus dem vollen Holz herausgearbeitet





**Arbeitszimmer**

Ausführung: Kaukasischer Nußbaum matt. Wände bis zur Türhöhe getäfelte, darüber grüner Damast  
Ecksöfa, Stühle und Schreibtisch mit Leder bezogen



**Arbeitszimmer**

Ausführung: Kaukasischer Nußbaum. Schnitzerei, Sprossen und Sockel aus Ebenholz  
Türen an Schreibtisch und Bücherdrant leicht geschweift





Empfangszimmer

Ausführung: Mahagoni matt, wurde mit Leisten geteilt und mit altgoldfarbigem Stoffe bespannt, Decken farbig behandelt, Sprossen im Eckschrank Ebenholz

denn jetzt wurden die Städte gegründet, und es bildeten sich in ihnen zum erstenmal größere Volksgemeinschaften, die zu einem ganz neuen und unerhört wuchtigen Erleben der Religion gelangten. Die Erfindung einer neuen Bautechnik ging diesen Ereignissen parallel; ebenso die Erfindung der Brettersäge, die überhaupt erst die Herstellung von transportablen Möbeln ermöglichte. Die Entdeckung der neuen Welt hatte einen riesigen Aufschwung des Handels und die religiöse Emanzipation zur Folge, die den Gebrauchsdingen und Wohnräumen den weltlichen und in allem der Gotik entgegengesetzten Stil der Renaissance aufprägte. Der Barockstil kennzeichnet

die Zeit des üppigwerdens des Reichthums; in Deutschland, das durch inneren Streit und durch den Dreißigjährigen Krieg schnell verarmte, hat dieser Stil der Üppigkeit nur eine schwache Gestalt hervorgebracht. Der Stil der französischen Ludwige war der Ausdruck gewaltfamer Konzentration des Volksvermögens in feudalen Händen und der damit bezahlten, äußersten künstlerischen Anschauung, aber der erheblich bescheidenere Stil Ludwig XVI. folgte dem Staatsbankrott auf dem Fuße. Der Empire-Stil kennzeichnete die parvenühafte Gegenrevolution und Machtentwicklung Napoleons und der Wiedermeierstil die europäische Verarmung.

Nach dieser historischen Erinnerung fragen wir uns, ob denn unsere Zeit auch schon ihren eigenen

Stil habe, da ihr doch die große wirtschaftliche Umwälzung in Gestalt der mit der Gewerbefreiheit beginnenden Herrschaft des Kapitalismus und die technische Umstellung des Handwerks zur Industrie vorangegangen sind? Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Frage rückhaltlos mit ja beantwortet werden muß. Wir selbst stehen den Dingen freilich fast zu nahe, um mit ganzer Überzeugung zu antworten, und wir sehen so viele verwirrende Unterschiede in der Erzeugung der einzelnen deutschen Länder und der vielen in ihnen tätigen, namhaften Künstler; aber das Ausland hat aus einem weiteren Gesichtswinkel einen besseren Überblick und erkennt schon



die Einheitlichkeit des neuen deutschen Stils.

Wenn schon die Frage des Bestehens dieses Stiles überhaupt schwer von uns selbst zu beantworten ist, um wieviel schwerer können wir über sein Wollen und Wesen selbst urteilen! Aber immerhin können wir nach gewissen Merkmalen und mit ästhetischem Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit einiges positiv feststellen.

Es ist noch gar nicht lange her, daß es außer der Wiederholung, bestenfalls der selbständigen Neubearbeitung der historischen Stile bei uns in Deutschland und in den anderen Ländern nicht einmal den Versuch zu Eigenem und Neuem gab. Es erscheint vielen von uns aber schon heute fast unbegreiflich, wie unsere Eltern und Großeltern es in den Stilkammern, in der nachgeahmten Kultur längstvergangener Zeit überhaupt ausgehalten haben. Als um die Wende

des Jahrhunderts die neue Künstlergeneration gegen solche Gepflogenheit sich empörte und energisch das Suchen nach Neuem begann, da hat es an heftigen und harten Worten gegen diese „geschmacklose Unkultur“ nicht gefehlt, und schwere Kämpfe entbrannten gegen die Fabrikanten solcher historischer Stilware. Heute, nachdem der Streit fast restlos zugunsten des Bruchs mit der Vergangenheit entschieden, aber auch erkannt worden ist, wie schwer es ist, sich ganz auf die eigenen Füße zu stellen, urteilen wir wohl allgemein etwas milder über unsere Vorfahren. Nicht daß an unserer Auffassung, daß jede Zeit ihren eigenen Ausdruck, ihre eigene Lebensform sich schaffen müsse, sich irgend etwas geändert hätte; nein, davon haben wir nichts zurückzunehmen. Aber das 19. Jahrhundert ist nun einmal das naturwissenschaftlich technische und das historisch betrachtende und aus-



### Speisezimmer

Altes Sauerländer Zimmer mit schwerer Balkendecke

Ausführung: Eiche naturfarbig. Wände blau gestrichen mit Malerei, Deckenbalken und Türen englisch-rot





### Damenzimmer

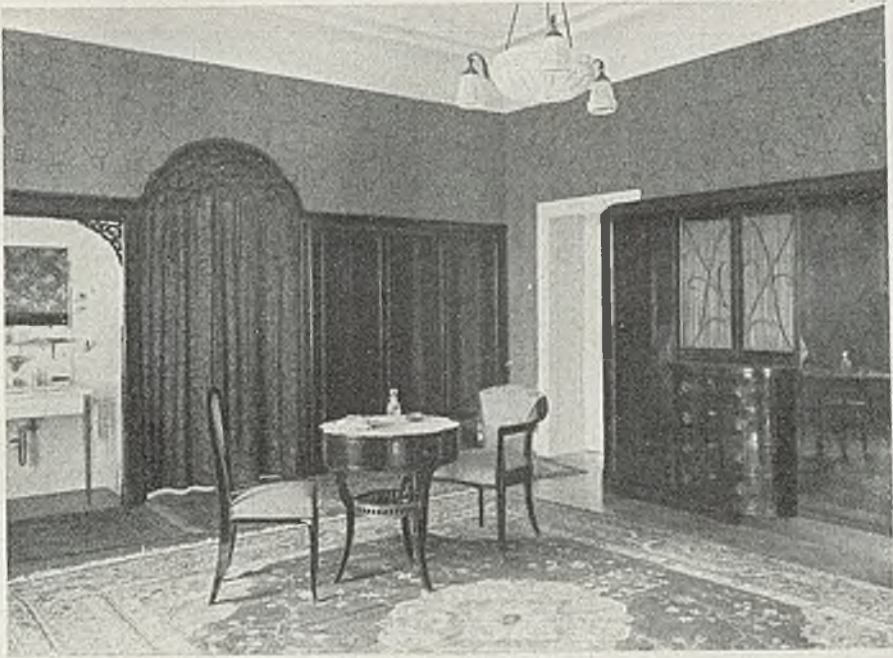
Ausführung: Mahagoni. Schreibtisch, Bücherregal und Arbeitstisch

gebende gewesen, und ihm ist in all seiner ungeheuren Arbeit wenig Zeit geblieben, sich um die produktive Ästhetik zu kümmern. Es hat uns genug gegeben in seiner Art und war die Periode der oben geschilderten wirtschaftlichen Neueinstellung, auf die gesetzmäßig, als zweite Etappe der Entwicklung, die Stilbildung zu folgen hat. In dieser zweiten Etappe befinden wir uns jetzt.

Erinnern wir uns, wie die Gotik, die Renaissance, das Wiedermeier künstlerisch begonnen haben: Zuerst wurde die Produktion von den Merkmalen des vorangegangenen Stils, von den ornamentalen Ausdrucksformen gereinigt und die reine Form des körperlichen Gegenstandes wieder herausgearbeitet. Dabei handelte es sich vermeintlich um

die neue Ruheform; da aber diese selbst durch die neuen Bedürfnisse und durch die Verwendung neuer Materialien und Techniken sich änderte, so entstand gleichzeitig mit der mehr negativ gedachten Reinigungsarbeit schon etwas Positives, Neues. Einen ähnlichen Vorgang konnten wir in den letzten 25 Jahren auch bei uns und zwar besonders in Deutschland beobachten. Es wurde der Deutsche Werkbund begründet, der in sich eine große Anzahl von Künstlern und Fabrikanten vereinigt, die sich zur gemeinsamen Arbeit miteinander verbinden wollten. Auch ihr Programm hatte eine zum Teil negative Tendenz. Jegliche Erinnerung an historische Stilarten wurde verpönt, die Zweckform gesucht und die Schönheit der Materialien, im Gegensatz zu jeglicher Art von Ornamentation, mit Nachdruck betont. Zuerst glaubte man das alte Ornament durch ein künstlich geschaffenes neues ersetzen zu können. Aber bald sah man das Vergebliche dieses Bemühens ein und erkannte, daß das Ornament sich erst später von selbst einstellen könne, nachdem in der gutkomponierten Form die rechten Verhältnisse und die inneren Kräfte der Spannungen sichtbar zu werden verlangten und an die Oberfläche drängten. Aber gerade durch diese Beschränkung kamen die neuen Formen zur Möglichkeit der Entwicklung. Im Gegensatz zur früheren Handarbeit schaffte die jetzt allgemein zur Herrschaft gelangende Maschinenarbeit die geraden Linien und Flächen und veränderte damit die Grundgestalt der meisten Gebrauchs-





### Schlafzimmer

Ausführung: Pyramide-Mahagoni poliert



### Schlafzimmer

Ausführung: Birke poliert, Sockel Ebenholz, Schranktüren leicht geschweift, Schrankwand und Betten passen im Entwurf zusammen. Der leisen Linienführung des Kopfhauptes entspricht der weitere Wellengang des Schrankgestümes. Die karnisförmige Schweifung im Grundriß der Schranktüren wiederholt sich aufrecht in den Zuspitzenformen des im Grundriß stark gerundeten Fußhauptes





### Direktorzimmer

Ausführung: Eiche gebeizt, Wände mit dunkelgrünem Stoff bespannt, Sofa und Sessel braunes Leder. Schrankwand enthält: Bücher- und Mappenschrank, Durchgang zur Kleiderablage und Geldschrank. Beleuchtung Messing

gegenstände. Das Kastenmöbel entstand, an dem die Profilierung auf ein Mindestmaß beschränkt wurde und in großen „abgesperrten“ Flächen die Schönheit des Holzmaterials mit Maserung, Einlagen und glänzender oder gewachster Politur zur Geltung gebracht wurde. Dann begannen diese Möbel sich „innerlich zu beleben“, und die Künstler legten Wert darauf, die Konstruktion zu zeigen und durch Betonung der „Gelenke“ den Aufbau, das „organische Wachstum“ sichtbar zu machen.

Mittlerweile hatte sich, nach anfänglicher Verblüffung über die „Einfachheit“ der neuen Erzeugnisse, das Interesse der Konsumenten verstärkt. Sie, die früher nur nach dem Preise gefragt hatten, machten sich Gedanken darüber, daß eine wachsende Gruppe von Fabrikanten sich freiwillig verpflichtete, nur

„Qualität zu produzieren“, und sie suchten durch Vergleiche selbst festzustellen, worin denn diese Qualität im Gegensatz zur anderen Ware, die ihnen geboten wurde, bestehe. Man kann es oft von Fabrikanten hören, daß sie sich darüber freuen, daß ein Qualitätsgefühl, sowohl in technischer wie auch in formaler Hinsicht, im Publikum in starken Wachsen begriffen sei. Sie sagen, es sei durchaus keine Seltenheit, daß die Käufer überraschende Fragen stellen, die sich auf die Herstellung der Möbel beziehen und dafür zeugen, daß mit Verstand wirklich gute Ware, die ihren Wert sich erhält, gefordert werde. Man fragt, ob das verarbeitete Holz vorher gut abgelagert gewesen sei, ob die Flächen gut abgesperrt seien, so daß das Holz sich nicht werfen und nicht reißen könne; man will wissen und sich selbst davon über-





Wilhelm Bogt

Dritter photographischer Wettbewerb der Bergstadt

Offdruck

Walfee







zeugen, daß auch die Rückseiten der Türen und Kästen furniert, daß das Furnier gut angeleimt wurde, und man wünscht die Versicherung, daß tatsächlich die gewünschte Holzart verwendet und nicht etwa durch künstliches Beizen in der Struktur vorgetäuscht sei, usw. Noch zur Zeit des Wiedermeierstils besaßen die Käufer technische und nützliche Kenntnisse, die manchen unserer heutigen Verkäufer im Laden beschämen könnten. Es ist sehr gut, daß man wieder zu lernen beginnt, nach Qualität zu kaufen. Selbstverständlich erschöpft die Qualität sich nicht im Technischen; vielmehr liegt sie auch im Formalen, ist dort aber viel schwerer zu definieren. Man muß sein Auge gut geschult haben, um zu erkennen, ob der Erzeuger eines Möbels dessen Gestalt gut durchdacht habe, denn viele von ihnen möchten wohl, aber sie können nicht und stoppeln ihr Werk in Einzelheiten zusammen, die sie nicht zur Einheit vereinigen können. Es ist auch tatsächlich selten, daß die technische und schöpferische Begabung im Zeitalter der Arbeits- und Berufsteilung in einer Person sich vereinigen. Es gibt freilich viele gute Kunstgewerbeschulen, in denen die Handwerker sich die stilistische Übung aneignen können, und es haben auch schon viele Künstler, in Zusammenarbeit mit der Fabrikation, sich so viel technische Kenntnisse erworben, daß sie, ohne die technische Ausführung zu behindern, für diese vorausdenken können, doch bleibt der künftigen Entwicklung da noch viel vorbehalten.

Max Heidrich in Paderborn, dessen von Bernard Stadler ausgeführte Möbel in der vorliegenden Nummer abgebildet werden, ist ein Künstler, dem beide Fähigkeiten zu Gebote stehen. Er ist aus dem Handwerk hervorgegangen und hat sich seit langen Jahren fast ausschließlich mit dem Entwerfen künstlerischer Wohnungseinrichtungen beschäftigt. Auf vielen Ausstellungen

waren seine Räume ausgestellt und haben die wohlverdiente Anerkennung gefunden. Die Firma Stadler ist in der Ausführung stets sehr liebevoll auf seine Absichten eingegangen. Die besten Erfolge hatten die beiden, die schon seit Jahrzehnten zusammenwirken, wenn sie bestimmte Aufträge ausführen und sich in die gegebenen Räume der Besteller architektonisch einleben und zu ihnen ihre Inneneinrichtungen komponieren konnten. Dann haben sie Werke geschaffen, die noch von späteren Generationen für ihre Verfertiger zeugen werden. Aber, wie nun einmal die Verhältnisse im Laufe des letzten Jahrhunderts geworden sind — es ist nur selten möglich, mit einem Besteller eine von ihm gewünschte Einrichtung vor deren Anfertigung in allen ihren Einzelheiten durchzusprechen. So ist also jede große Möbelfabrik genötigt, eine größere Anzahl fertiger und verschiedener Räume vorrätig zu haben, damit jeder das finden kann, was ihm zusagt. Nur ist diese Aufgabe für den Entwerfer eine viel schwerere. Max Heidrich hat sie, dank seiner großen Erfahrung, sehr oft ausgezeichnet gelöst. Die hier wiedergegebenen Räume stellen in der Mehrzahl solche sogenannte Ausstellungsräume dar, die in der Fabrik in Paderborn oder bei öffentlichen Veranstaltungen in anderen Städten gezeigt werden. Wenn trotzdem der provisorische Charakter nicht zu bemerken ist — und von den Lesern würde ihn, wenn ich das nicht geschrieben hätte, kaum einer bemerkt haben — so ist das ein sehr gutes Zeichen für die wohnlichen Kräfte, die von diesen Formen ausstrahlen und sich zu harmonischen Akkorden vereinigen.

Damit ist gleich der Vorzug der Heidrichschen Kunst anderen gegenüber gekennzeichnet: er ist ein Lyriker, doch ohne jeden sentimentalen Beigeschmack. Ich kenne seine Möbel nun schon länger als fünfzehn Jahre; sie sind sich in diesem



Grundton immer gleich geblieben, wenn sie auch in der formalen Durchbildung immer reifer wurden. Auf den größten Kunstgewerbeausstellungen, die fast alljährlich in irgend einer Kunststadt veranstaltet wurden, hörte man aus all den Räumen der vielen ausstellenden Künstler vielerlei Akkorde durcheinanderbrausen: vom allerpersönlichsten Pathos bis zur „objektivierten Geometrie“. Aber Heidrich zeigte immer die gleiche heitere Liebenswürdigkeit der Grundstimmung, die diesen Jean Paul unter den Innenarchitekten kennzeichnet. Er liebt das Holz wie keiner und würde mit Bernhard Stadler nicht so lange Jahre gearbeitet haben, wenn dieser ihm nicht in der technischen Behandlung des Materials bis an die Grenze der Möglichkeit entgegenkäme. Das Holz lebt tatsächlich unter Heidrichs Händen wieder auf. Überall, wo die Gradlinigkeit durch eine Biegung unterbrochen werden kann, beginnt es, wie an den Knoten der wachsenden Pflanzen zu keimen und zu sprossen. Sehen wir die Wände der Bettstelle auf Seite 47, wie sich an der Biegungsstelle das sonst glänzend polierte Birkenholz offenbaren möchte; das gleiche, geheimnisvolle Auswirken unsichtbarer Kräfte wiederholt sich auf der dazugehörigen Schrankwand und an manchen anderen Stellen. Mit gleicher Freude ist der runde Tisch im Schlafzimmer geschaffen, wo aus einem Blattfench der Stamm herauswächst, um dann im blattartig gerandeten Querschnitt der Platte die ganze Schönheit der Masierung des kaukasischen Nußbaums zu erschließen. Aber auch in den Flächen der Schränke, Tische und Wände ist stets die ganze Holzpracht offenbar geworden; daran haben Künstler und Tischler den gleichen Anteil.

Dieser Auffassung entspricht die Form-

gebung und ihre besonders sorgfältige Detaillierung. Sei es die Eckschlöpfung an den geschweiften Wänden des Schreibtisches oder an den Kanten des Bücherschranks oder der ungewöhnlich gut gelungene Einbau der Kommodenform in die Schrankwand im Schlafzimmer oder die Portieren neben dem Waschtisch, immer finden wir nicht nur einen guten zeichnerischen Entwurf, sondern seine vorausgewollte Übereinstimmung mit der Materialwirkung. Sozusagen der Prüfstein eines jeden Möbelentwurfes sind die Stühle, so wenig wandelbar auch ihre Grund- oder Nußform ist, oder vielleicht gerade darum. Bizarre Willkür ist dabei unmöglich und führt unweigerlich zur Katastrophe. Aber die Stühle haben eine wichtige ästhetische Aufgabe: sie haben die Melodie des Raumes und seiner Formen, wenn man so sagen darf, kräftig zusammenzufassen und dann weich ausklingen zu lassen. Der Leser dieser Zeilen wird beim Vergleichen der Abbildungen finden, daß die Stühle in Form und Rhythmus diese Aufgabe gut erfüllen.

Mag Heidrich gehört nicht zu den Modernsten. Er ist sogar durchaus nicht ohne Erinnerungen an alte Stilformen, die er aber so gut und persönlich verarbeitet, daß man sie nur leise anklingen hört. Die sachliche und wohnliche Art seiner Formgestaltung und Raumdisposition, die außergewöhnliche Vergabung für die Materialbehandlung und die deutlich spürbare freundliche Lebensauffassung stellen ihn unter den Innenarchitekten, die sich die Gestaltung der bürgerlichen Wohnung zur Aufgabe machen, in die erste Reihe. Sein Taktgefühl wird ihn immer davor bewahren, sich zum Diktator aufzuwerfen, und er wird in der Rolle des erfahrenen Beraters um so erfolgreicher wirken können.



# Der Vogel Holdermund

Von Friedrich Castelle



Der vierjährige Friß Vogellang erwachte in seiner kleinen Kammer. Ein seltsamer Laut hatte sein Ohr getroffen. Er lag klopfenden Herzens und starrte zu dem schrägen Holzverschlag über seinem Bettchen empor. Was war das für ein Ton? Und wie still war alles um ihn her. Noch kannte er nicht die Not schlafloser Menschenmächte. Und jetzt wieder dieser schwere, dunkle Klage-ton. Er fuhr auf und horchte nach der großen Schlafstube der Eltern nebenan: Der Vater stöhnte schwer im Schlaf und knirschte mit den Zähnen. Er sah den lieben Mann in den weißen Laken liegen, wie einmal, da sein Herzleiden ihn quälte und die Mutter den kleinen Friß zu dem Schweratmenden hintrug, der unter seinen Schmerzen lächelte und sich mit der müden Bewegung seiner feinen, schlanken Hände die gewellte Stirnlocke von der heißen Schläfe strich. Und jetzt wieder der Laut. Und einmal dazwischen die tiefe, beruhigende Stimme der Mutter wie aus fernen, fernen Welten: „Mann!“

Dann wieder Totenstille und gleichmäßiges, wie die alte Glockenuhr im Wohnzimmer gehendes Atmen zweier Menschen. Friß Vogellang aber vernimmt wieder den zarten, silbernen Laut vor seinem Kammerfenster. Er weiß noch nichts von Zeit und Raum. Durch die weiße Mullgardine vor dem kleinen Oberlicht fällt ein erster früher Morgenschimmer. Aber dieser Schimmer hat Laut und Stimme bekommen. Etwas Helles, Fröhliches lockt und pfeift in ihm mit quersklarer Frische.

Leise löst sich der Knabe aus den warmen Decken. Auf nackten Füßen, im langen, weißen Nachtkleid schleicht er an das Fenster. Den Brettsstuhl,

auf dem die von Mutterhand sorglich geglätteten Kleider des Sonntags liegen, das kleine, feine Hemdchen aus Handgespinnst, die Kniehose mit dem Rocklaß, die langen weißen Strümpfe trägt er tastend unter das Fenster und steigt hinauf. Der Sitz ist noch zu niedrig. Mit seinen kleinen Fäusten klammert er sich an den Fensterrahmen, klemmt sich mit den nackten Beinen an der Querleiste der hohen Lehne fest und zieht sich sehnsüchtig ans Licht.

Seine Hände zittern vor der ungewohnten Aufregung. Aber noch mehr zittert sein zartes, fliegendes Zungenherz. O Wunder, o Wunder! Der Himmel ist aufgeschlossen vor lauter Gold und Morgenrot. Die Wälder jenseits des Flusses, der schimmernd durch die Wiesen zieht, stehen wie leuchtende silberne Fackeln. Im Garten unter dem Kammerfenster sind im warmen Regen der Nacht alle Knospen aufgegangen. In der Mitte der Speckbirnenbaum ist wie beschneit von weißen Blüten. Auf seiner höchsten Spitze aber wiegt sich ein großer, schwarzer Vogel. Der hat einen märchengelben Schnabel. Er sitzt dem Lichte zugewendet und singt. Ganz deutlich kann der Knabe sehen, wie in der Kehle des schwarzen Vogels die Töne rollen, wie Silber in der Quelle, oder wie bei Vater, wenn der abends singt und die Apfelfugel an seinem Halse auf und nieder steigt.

Das war der Laut, der den Knaben Friß Vogellang geweckt hatte. Und jetzt wird das Pfeifen ein sanftes Zwitschern wie das Rieseln des Lichts über den fernen Wäldern. Jetzt ein Atmen und Blühen wie in den Millionen Knospen vor dem Fenster. Jetzt schluchzt und klagt es. Jetzt frohlockt es und jubelt.



Und mit einemmal schießen hinter den Wäldern jenseits des Flusses glühende Pfeile empor, und dann steigt hinter goldgeränderten Wolkensäumen strahlend eine Scheibe auf, wie blendendes Spiegelsilber. Ströme Lichts fließen über die ganze Welt, über die Wälder, über die Wiesen, über den Fluß, über die Gärten, über die blühenden Bäume und den schwarzen Vogel, dessen glänzendes Gefieder jetzt blau und grün und golden blüht wie der Schmelz der alten Brosche, die Mutter immer auf dem braunseidenen Bierhochzeitenkleid trägt.

An diesem Ostermorgen seines vierten Kinderjahres erlebte Friß Vogelsang in ahnungsvollen Schauern das Wunder des Wortes und der Töne. Zitternd und fiebernd stand er in dem Licht der Welt, das Antlitz überrieselt von all dem Glanz. Bis der Vorhang der Nebenstube sich aufstaut und die Mutter im Nachtgewand zu ihm trat. „Mutter!“ stöhnte der selig ergriffene Knabe auf und schmiegte seine mageren Arme um den weichen Hals der Frau. Er drängte sich an ihre volle Brust und fühlte das warme Blut der gütigen Lebensspendelerin durch seinen zitternden Leib rinnen.

„Junge!“ sagte die Mutter leise. Es sollte klingen wie Mahnung und Vorwurf. Aber dann hob sie auf ihren nackten runden Armen den Jungen noch einmal in das segnende Licht der aufgehenden Oster Sonne. Sie ahnte ehrfürchtig, daß ihm in dieser Stunde die Zunge gelöst worden war, daß sein Leben nun begann.

Am Abend vorher schon hatte sie es wie ein Wunder empfangen: das erste Tönen seiner Kinderstimme. Seit Wochen flüsterte sie Abend für Abend, über ihm das kleine, alte Schutzengelgebet. Lallend versuchte der Knabe Abend für Abend die weichen, tief-tönigen Laute der ehrwürdigen alten Muttersprache nachzubilden. Wort hatte sich von Woche zu Woche an Wort

gereicht. Am Vorabend der Auferstehung endlich, als er gebadet in dem kühlen Linnen seines weißen Bettchens lag, die rosigen Kinderhändchen gefaltet, da waren seine Augen, in die schon der Engel der Nacht den goldenen Schlummerstaub gestreut hatte, noch einmal weit und leuchtend aufgegangen, und die lieben, leisen Lippen hatten zum ersten Male das ganze Gebet geordnet wie ein Lied:

„Leive Guod, ic bidde di,  
Maß 'n gued fromm Kind van mi;  
Söll ic dat nich wäden,  
Nimm mi van de Neben,  
Nimm mi in dien Hiemelrief,  
Maß mi dine Engels gief.“

Die Mutter hatte sich selig über den Knaben gebeugt, die Töne von seinen Lippen getrunken und dann das blonde, krause Köpfchen in ihre Sorgenhände geborgen, als sei der Knabe ihr neu geschenkt.

Und jetzt hielt sie ihn auf ihren weißen Armen mit zitternden Händen dem erwachten Osterlicht entgegen und weihte sein Herz und sein Leben der goldenen Zukunft.

Friß Vogelsang schwebte selig in der Lieblosung der Mutter. Seine Hand griff nach dem Kiegel des Kammerfensterchens, stieß den Flügel mit ganzer Kraft auf, tastete in das fließende Morgenlicht, tastete nach dem Märchenvogel. Der aber erhob sich kreischend und taumelte wie ein toter Schatten in den Glanz des jungen Tages hinein.

„D,“ stammelte der Knabe, „jetzt ist er fort, der liebe, bunte Vogel, jetzt singt er nicht mehr!“

Die Mutter senkte seufzend das Haupt und ließ den Knaben schwer von ihren Armen niedergleiten. Dem ersten Wunder seines jungen Lebens war das erste enttäuschende Leid gefolgt. Wie



viele noch harrten seiner hinter dem goldenen Tore . . .!“

Da hoben die Osterglocken ihre dunklen, feierlichen Stimmen. Der Knabe durfte zwischen den Eltern, Hand in Hand, die enge Dorfstraße aufwärts schreiten zu der alten, grauen Kirche. Aus allen Häusern und Gassen kamen die frommen Gottesgänger schweigend, als wolle einer des anderen Andacht nicht stören. Auf dem Kirchhof unter den Linden und zwischen den Gräbern vergangener Geschlechter drängte es sich dicht an dicht. Verschlossen die Pforte der Auferstehung. Erst mußte der Heiland erwachen. Der Knabe hat es später selber gesehen, als auch er das weiße Köchel des Altardienerers tragen durfte. Da lag im Grabe, von Wundmalen bedeckt, unter einem großen, sternbestickten Schleier der alte hölzerne Erbarmedich-Christus, so wie er am Karfreitag von dem Holzkreuz abgeschraubt und in die Gruft unter dem Seitenaltar gelegt worden war. Vor der Gruft kniete der alte Pfarrer versunken im Gebet. Die weißen Locken leuchteten um das fromme, rosige Gesicht. Die zarten weißen Hände waren über den Goldschließen des schweren, gestickten Chormantels inbrünstig gefaltet.

Da: aus dem Turm tiefes, schweres Räderknarren und fünf dumpfe Stundenschläge. Der alte Gottesmann beugte sich tief vor, hob behutsam den Schleier von dem heiligen Leichnam, küßte die fünf Wundmale und nahm dann den Erstandenen in seine Arme. Die Glocken huben ihr Lied an: „Auferstanden!“ jubelte die zitterzarte Greisenstimme. Die Seitentür zum Kirchhof öffnete sich. Der weiße Heiland hob sich segnend über die knieende Gemeinde, ein Rausch von Kerzen und Weihrauch und Glocken. Feierliche Bewegung, der Erstandene voran, eine Männerstimme jubelte auf, Hunderte fielen ein, Männer, Frauen und Kinder:

„Es gingen fromme Frauen,  
Das heilige Grab zu schauen.  
Sie wollten doch zuletzt noch gern,  
Durch Salbung ehren ihren Herrn.  
Alleluja!“

Der Knabe Friß Bogelsang schritt zwischen seinen singenden Eltern, zwischen der vollen Mannesstimme und dem dunklen Frauenalt. Begierig lauschte er auf die neuen Worte. O, wenn nun auch der Vogel Holdermund dabei wäre! Sang der nicht dieselbe jubelnde Weise im Blütenschnee des hohen Speckbirnenbaumes?

Der Zug kam an die niedere, dunkle Eichentür des Treppenturmes, um die alle Geheimnisse der Kindheit schauern. Dahinter lag ja tiefe Dämmerung. Da hingen die Seile der Glocken durch die Kreuzwölbung. Da hörte man die alte rostige Turmuhr unerbittlich hin und hergehen: „Ämmer — Nümmer!“ Da gingen die schweren Steingewichte der wie eine große Spinne unsichtbar hinter grauen Brettern versteckten Zeitvernichterin unerbittlich gleichmäßig auf und ab, und wenn sie nach oben gewunden wurden, dann kreischte der ganze Turm wie in Schmerzen. Da standen unter bleiverglastem Spinnwebfenster Taufstein und Totenbahre friedlich nebeneinander.

An dieser Pforte des Lebens und des Todes machte der Zug jetzt halt. Das Osterlied verstummte. Die Glocken schwiegen, der alte Pfarrer hob den Erbarmedich-Christus von der Schulter und pochte mit dessen rechter Hand an die schwere Tür. Später hat Friß Bogelsang die lateinischen Worte der hellen Greisenstimme enträtseln können und staunend erkannt, daß sein erster Eindruck den Sinn dieser Worte gefunden hatte: Da stand Gott vor der Tür seines Hauses und pochte um Einlaß an. Einmal nur, fast zaghaft. Aber von drinnen antwortete eine harte



Stimme — später war es der Schusterhaß des Küsters — und diese unbarmherzige Stimme, die wie aus finsternen Höllengründen aufstieg, sagte singend etwas, das sich anhörte wie: „Nein, du kommst nicht herein!“

Geduldig nahm der alte Gottesmann sein Kreuz wieder auf. Der Vorsänger stimmte wieder an: „Es gingen fromme Frauen,“ die Glocken fielen mit ein, Männer und Frauen und Kinder. Der zweite Rundgang endete wieder an der Turmtür, und der Pfarrer hob die Stimme ein wenig. Zweimal pochte Gott jetzt an. Von drinnen wies die harte Stimme wiederum ab. Geduldig nahm der Kreuzträger seine Last wieder auf. Der Vorsänger stimmte zum drittenmal an: „Es gingen fromme Frauen,“ alle Mitgänger und die Glocken fielen wieder ein, bis der Zug zum drittenmal vor der Turmtür stockte. Jetzt trat der alte Pfarrer auf die ausgetretene Sandsteinstufe, hob die Stimme noch eindringlicher, wiederum einen halben Ton, wie Fritz Vogelsang später festgestellt hat. Dreimal pochte Gottes Finger jetzt um Einlaß. Alles horchte klopfenden Herzens. Die harte Stimme drinnen erstarb. Hinter der Tür rasselte ein gewaltiger Schlüsselbund. Das alte Schnappschloß kreischte. Die Tür knarrte in den eisernen Angeln. Christus hoch voraus drängte die Gemeinde durch die niedere Steinwölbung. Die Glocken jubelten auf. Die alte Orgel erbrauste. Ströme Lichts fluteten durch die Kirche und wie ein gewaltiger Siegesjubel brach aus allen Herzen das alte, heilige Osterlied:

„Öffnet euch, ihr Tore,  
Fürsten, öffnet sie!“

Der Knabe Fritz Vogelsang war wie von dem Wehen eines Sturmes erfaßt. Seine kleine, zarte Seele sang mit. Aber alles in ihm verging zu einem einzigen großen Erlebnis: die goldene Sonne

über den Wäldern und Wiesen, der schwarze Vogel mit dem märchengelben Schnabel im Speckbirnenbaum, der dreimalige Gang über die Gräber verstorbenen Geschlechter, der Jubel der erlösten Menschheit, die Kirche mit der sternbesäten, blauen Holzdecke: Sein Kinderhimmel stand offen mit allen Wundern und Glückseligkeiten des ersten Menschenahmens.

Durch diesen Auferstehungstag ging der Knabe Fritz Vogelsang wie in wunderbarem Traume. Alles um ihn her hatte Leben empfangen. Alles redete zu ihm und mit ihm in verwandter Sprache, die er auf einmal verstand. Nach dem Frühstück ging der Vater mit ihm in das kleine Hausgärtlein, welches das Anwesen zu der grünen Weiche hin abschloß. Das war am stillen Freitag vor Ostern, wenn die Glocken auf der Wanderschaft nach Rom waren, des Vaters einzige Beschäftigung: dort die Blumen offen zu decken. Dann durfte der Knabe auf seinem kleinen Schubkärtchen das wärmende Winterstroh fortfahren und staunend zusehen, wie die dunkelroten Tulpen schon handbreit aus der Erde waren, wie die Lilien und Kaiserkrone ihre zarten Schäfte hoben. Und heute sah Fritz Vogelsang auch in all diesen Geheimnissen Wunder und Leben. Selbst die warme Erde duftete, und in der gütigen Sonne öffneten alle Pflanzen ihre kleinen Herzen, um recht bis ins Innerste durchglüht und beglückt zu werden.

Am Abend dieses großen Tages aber erlebte der Knabe sein größtes Wunder. Als die Dunkelheit hereinbrach, gingen Vater und Mutter mit ihm zum Osterfeuer auf des Dorfschulzen Kamp. Alles aus dem Unterdorf strömte dorthin. Aus dem Doppeltor seines alten Hofes kam der sechs Schuh hohe Schulte im braunen Weiderwandrock, die Jagdflinte auf der Schulter. Alles totenstill



im weiten Kreise. Er nahm die Jagdflinte ab, zog den Hahn über, schüttete aus dem gelben Ochsenhorn Pulver auf die Pfanne, legte den Schafst an die Wade, es flammte kurz auf, und mit lautem Knall schoß ein goldener Feuerstrahl aus dem Rohr. In dem hohen Reifighaufen züngelten kleine Flammen auf, tanzten lustig an dem trockenen Dornenreißig empor, knisterten, sprangen weiter und züngelten gierig aufwärts. Und jetzt knallte es laut und leise von allen nahen und fernen Höfen. Bis weit zum Rande der blauen Höhen, die das Tiefland einsäumten, blinkten Feueraugen auf, immer mehr, immer größere, bis die ganze dunkle Welt wie von inneren Wundern überglüht erschien.

Jetzt stimmte der alte Bauer den Ostergesang an, alle sangen mit. Alle Gesichter waren glühend angestrahlt. Dann schwiegen sie, und das Feuer sang allein sein Osterlied weiter. Friß Vogelsang lauschte und lauschte. Das sang und sang in wunderbaren Weisen. Auf einmal aber flog von der höchsten Spitze des feurigen Berges eine einzelne Flamme aufwärts in das Dunkel der

Frühlingsnacht wie ein geheimnisvoller Zaubervogel. Der Knabe streckte seine kleinen Arme nach. Aber schon verschwebte er, während der feurige Berg in sich zusammenstürzte, ins Unsichtbare, Weltallsferne: sein lieber Vogel Goldermund.

Au diesem Abend erlebte der Knabe Friß Vogelsang seinen ersten Schmerz und Verlust. Still lag er in seinen weißen Rissen und schluchzte schluchzend auf die gefalteten Fäustchen. Da kam die Mutter und saß wie jeden Abend auf seinem Bettrand. Aber heute erzählte sie dem Knaben keine Märchen, unter denen er sonst immer lächelnd und lallend hinüberschlief ins goldene Paradies der Träume. Heute hatte sie seinen blonden Kopf an ihre warme Mutterbrust geborgen. An ihrem Herzen weinte der Knabe das geheimnisvolle Menschenweh, das ihn ahnungsvoll erschütterte, aus. So schlief er endlich ein. Sie legte das beruhigte Köpschen sacht in die weißen Linnen. Sie faltete ihre treuen Hände wie zu Schirm und Wacht über das junge Menschlein, das nun hineinwachsen mußte in das unbarmherzig grausame Leben.

## Deutsche Ostern

★

Aus verborgenen Knospen bricht  
Frühlingsfroh das Morgenlicht.  
Neue Lebenskräfte schwingen  
Sehnsuchtsvoll in allen Dingen.

Wird ein reiches Blühen sein  
Allwoall landaus, landein,  
Daß das Angesicht der Erde  
Wieder hell und freudig werde.

Deutsche Seele, sei bereit,  
Für die heil'ge Osterzeit!  
Ring' dich los aus Grabesbanden:  
Halleluja! Auferstanden!

★

Friedrich Castelle



# Die Naturschutzparkbewegung in Deutschland und Österreich

Von L. von Stockmayer

Mit sechs Abbildungen



Der Gedanke der Naturschutzpartei ist, soviel man auch in neuerer Zeit davon redet, durchaus kein neuer Gesichtspunkt. Er fußt auf der menschlichen Ehen und Ehrfurcht vor der unberührten Natur und mußte umso klarer hervortreten, je mehr der Mensch gezwungen wurde, den Frieden und die Harmonie der Natur zu stören. Da die Menschheit in den letzten Jahrzehnten in Europa und in den Vereinigten Staaten immer schärfere Eingriffe in die Natur vornehmen mußte, weil die zunehmende Bevölkerungsdichte die Industrie und den Verkehr in stets zunehmendem Maße steigerte, hat auch die Gegenwirkung selbsttätig eingesetzt. Es ist bedauerlich, aber schließlich erklärlich, daß jene tiefe Ehrfurcht vor der Natur bei denen vergeßten wurde, die als Erste dazu berufen waren, die Kräfte der Natur dem Menschen dienstbar zu machen. Deshalb ist viel verwüstet worden, was nicht notwendig verwüstet werden mußte, und man hat Jahrzehntelang der Natur gegenüber keine Rücksicht gekannt. Dies geschah wohl auf allen Gebieten.

Rücksichtslos wurden Industrieanlagen dahin gelegt, wo sie am zweckmäßigsten waren, Straßen und Schie-

nenwege zerrissen liebliche Täler, die Pflanzenwelt wurde ausgebeutet und vielfach ausgerottet. Am schlimmsten aber ging es dem Wild. Weite Strecken Europas und Amerikas sind heute wild-leer, Dutzende von Arten sind schon ausgerottet, andere leben nur noch als seltene Erinnerungen an eine bessere Zeit und werden auch aussterben.

Mit Entsetzen erinnern wir uns an den Massenmord der Büffel und der Wandertauben in Amerika, und wir müssen heute noch alljährlich erleben, daß man in Italien unsere Zugvögel zu Tausenden wegen des bishigen Fleisches fängt, das sie auf dem Leibe haben.

Das Land, wo am meisten gegen die Natur geündigt worden ist, hat denn auch als erstes den Entschluß gefunden, diesem blinden Wüten Einhalt zu tun. Wie man in den Vereinigten Staaten den mißhandelten und verfolgten Indianern Schutzgebiete eingeräumt hat, so hat man in den Nationalparks der Tier- und Pflanzenwelt Zufluchtsstellen geschaffen, in denen der Mensch selbst sich nur noch als Gast fühlt. Schon seit vielen Jahrzehnten besteht diese Partei unter dem Schutz der amerikanischen Regierung und harter Aufgebote von Mil-



Bachbild aus dem Felbertal





Seidehaus im Seidepark

tär und erregen die freudige Bewunderung der vielen Besucher.

Auch in Europa ist hier viel Ruhmenswertes geschehen. Die Schweiz hat ihren großen Schutzpark, Italien hat in den Grajischen Alpen einen herrlichen Park und will in den Abruzzen und im kalabrischen Gebirge weitere schaffen, sogar in den afrikanischen Kolonien hat man schon Schutzbestimmungen für aussterbendes Wild erlassen, und so kann man wohl sagen, daß sich eine Renaissance der Auffassung von der Natur vollzieht, die ein Beweis dafür ist, daß die materialistische und mechanische Weltanschauung nur eine zeitweise Verirrung des Menschengesistes darstellt.

Die erwähnten Parkgründungen sind nun allerdings in Gegenden erfolgt, wo sie sich fast von selbst anboten. So groß der amerikanische Nationalpark auch ist, so hätte er doch noch um ein Vielfaches größer sein können, ohne die Volkswirtschaft des riesigen Landes zu beengen. Der italienische Alpenpark war das Wildreservat des Königs, das nur als Nationaleigentum erklärt zu

werden brauchte, und auch in der Schweiz war es nur eine Sache des Entschlusses.

Bei uns in Deutschland und in Österreich war die Frage erheblich schwieriger, denn wir haben keine menschenarmen Gegenden mehr, jedenfalls nicht in dem Sinne wie die anderen Länder. Und wo wir noch Heide und Obland haben, da überlegt man schon auf Seiten der Nützlichkeitstheoretiker, wie die Strecken der menschlichen Nutzung erschlossen werden sollen. Ausbeutung, Kulturbarmachung, Hebung des Volkswohlstandes, intensive Bodenkultur, das waren die gepanzerten Kolonnen, die exzentrisch aus den Industriepunkten vorrückten, um den letzten Fleck Urnatur zum menschlichen Dienst zu zwingen und aus unserem herrlichen Land eine Kultursteppe zu machen.

So ist es erklärlich, daß die Männer, die sich im Jahre 1909 zusammensanden, um in Deutschland und Österreich Naturschutzparke zu schaffen, sich einer überaus schweren Aufgabe gegenüber sahen. Die Frage, wo die Parke anzulegen seien, schien zunächst kaum lösbar, denn nir-



genß waren Gebietsteile von der notwendigen Ausdehnung im Staatsbesitz, so daß der Staat um Abtretung hätte angegangen werden können. Auch ein entsprechender Eigenbesitz kam nicht in Frage. Im Mittelgebirge verhinderten Besitzverhältnisse und Industrieanlagen den Plan. In der Tiefebene kam eigentlich nur die Rineburger Heide in Betracht, denn im Osten des Reichs hätte uns ein Part wenig genügt. Im Hochgebirge waren ebenfalls die Besitzverhältnisse außerordentlich ungünstig. Dann war die große Frage, ob der Staat veranlaßt werden sollte, dem Werk seine starke Hand zu leihen, oder ob es auf privatem Wege gemacht werden sollte, und entschloß man sich zu diesem, so war die große Frage, wie die Gelder dazu aufgebracht werden sollten. Es ist kein Wunder, daß die Gründungsversammlung unter der Schwere dieser Frage zu leiden hatte, aber es ist ein Weg gefunden worden, der sich noch heute als der richtige gezeigt hat, und daß er gefunden worden ist, das ist dem starken Glauben zu verdanken, der die Gründer zu dem Werk zusammengeführt hat, und der Schönheit des Plans, der schließlich die

Geister vereinigte. Der Vater des Gedankens, Dr. Kurt Floride, konnte die Freude erleben, daß in der Person des Ingenieurs und Gutbesizers E. Dubeck ein Vorsitzender gefunden wurde, der, unterstützt von einer großen Reihe kluger und tüchtiger Männer, die noch heute mit wenigen Ausnahmen an der Spitze des Vereins stehen, dem Gedanken Form und Ausführung gegeben hat. Es wurde beschlossen, einen Verein zu gründen und ihn über ganz Deutschland und Osterreich auszudehnen, ihn so groß zu machen, daß die Mitgliedsbeiträge, Spenden und die Unterstützungen durch Reich, Staaten, Gemeinden und Körperschaften das Kapital zusammenbrachten, das notwendig war, um die Parke durch Aukauf der Grundstücke allmählich in den Besitz des Vereins zu bringen. Die Kühnheit des Entschlusses wird uns erst klar, wenn wir uns vor Augen halten, daß man keinerlei Anhalt dafür hatte, zu beurteilen, ob der Gedanke zugkräftig genug sei. Es war ein Planen ins Blaue hinein. Trog das Vertrauen in den deutschen Idealismus, so warf eine verunglückte Gründung kläglich um.

Ebenso kühn war der Wurf bezüglich der Größe der Parke. Man hätte ja wohl sagen können, man wolle einmal klein anfangen, die Ausgestaltung werde sich dann geben, aber dann hätte man sich Schwierigkeiten für diese geschaffen und hätte es nicht in der Hand gehabt, sie später zu beseitigen. Außerdem verlangte der Wild- und Pflanzenschutz eine sehr große Grundfläche, wenn der ursprüngliche Zustand der Natur erhalten oder wieder hergestellt wer-



Aus dem Alpennaturschutzpark



den sollte. Man faßte deshalb in der Lüneburger Heide von vorneherein ein Gebiet von 30000 Hektar ins Auge und beschloß, in Mitteldeutschland und in den Alpen nach etwas Entsprechendem zu suchen. Der Gedanke des mitteldeutschen Parks ist inzwischen fallen gelassen worden, aber dem Verein ist in der Lüneburger Heide jetzt ein Gebiet von 3600 Hektar, am Nordhange der Hohen Tauern, im Salzburger Gebiet ein Park von 1140 Hektar zugewiesen, von dem er außer dem staatlichen Forstbesitz schon einen großen Teil sein Eigen nennt.

Denn in den Jahren von 1909 — 1914 hat der Verein einen Aufschwung genommen, wie ihn wohl selten eine rein ideale, vom Wirtschaftlichen vollkommen losgelöste Sache gehabt hat. Zehntausende von Mitgliedern und die Beteiligung der weitesten Kreise des staatlichen, kommunalen, geistigen, künstlerischen und wirtschaftlichen Deutschlands haben das Werk geschaffen, das, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, heute wohl schon vollendet dastände. Es herrschte in diesen Jahren eine so schöne, begeisterungsvolle Hingabe in Deutschland und Österreich für den herrlichen Gedanken, daß die ganze Welt seit 1914 ihn nicht zu ersticken vermochte. Was fast ein Wunder zu nennen ist, ist eingetreten. Der Verein hat sich erhalten, und wenn er auch an seinem Mitgliederbestand schwere Einbuße erlitten hat, so hat er an seinem Geländebestand nichts verloren und kann jetzt, getragen von der Hingabe von Tausenden Treugebliebener, daran gehen, den



Alte Holzknechtshütte  
und Hockeiser von der Waldstraße

Zunken wieder zu heller Flamme zu entfachen.

Denn es ist noch eine große Arbeit zu leisten. Noch ist ein großer Teil der Parke nicht in unserem Besitz, noch können wir erst in sehr beschränktem Maße der Tier- und Pflanzenwelt den unbedingten Frieden gewähren; den wir erstreben, noch sind die Beobachtungsstationen nicht eingerichtet, die das Leben und Weben der unberührten Natur wissenschaftlich erschließen sollen, und es fehlt noch immer an der Schutztruppe, die der gedankenlosen Mißhandlung der Natur durch verbildete Stadtbevölkerung und Gewinnstüchtige wehren. Aber das Ziel wird erreicht werden. Wie es in der Lüneburger Heide sein wird, das hat uns Hermann Löns mit Meisterhand



gezeichnet. Wer es nicht gesehen hat, der weiß es von ihm, worin der Zauber niederdeutscher Heidelandschaft besteht. Wir schauen alle das weite Wellenland in der Sommerfennenglut, die auf der blühenden Heide liegt, im Wintersturm, der über die Schneehalden segt. Wir sehen die Lebensfreude und Lebensnot des Wildes. Wir sehen die Herrlichkeit des Heidewalds, und wir wissen, daß es unserem Park beschieden sein wird, wenn längst um seine Grenzen der Dampfflug den Boden aufgerissen haben wird, wenn Schornsteine und Bohrtürme, Schienenwege und Autostraßen die Umgegend verunstaltet haben werden, daß er ein Garten Eden im deutschen Land darstellen wird, zu dem von weit her die Menschen pilgern werden, wie zu einem Heiligtum, das aus grauer, ehrfurchtsvoller Vorzeit hinübergerettet worden ist.

Wenn aber im Alpenpark neben Hirsch und Gams der Steinbock wieder eingezogen sein wird, wenn Adler und Geier wieder über tiefen Gründen ihre stolzen Kreise ziehen werden, wenn

Firbe, Arve und Eibe wieder zu Wäldern herangewachsen sein werden und auf den Hochgebirgsseen wieder das große Flugwild einfallen wird, dann ist auch hier das hohe Ziel erreicht.

Es geht eine große Erkenntnis durch unser Volk, daß wir mit unserer Natur tief in unserer Seele verbunden sind. Auch das hat Hermann Löns in dem Aufsatz „Naturschutz und Rassechutz“, der jetzt endlich in dem Nachlaßbande „Für Sippe und Sitte“ (Verlag Sponholz, Hannover) erschienen ist, so schön gesagt: „Die Natur ist unser Jungbrunnen; keine Hygiene, keine Volkswohlfahrtspflege kann uns das geben, was die Natur uns bietet. Schwächen wir sie, schwächen wir uns, morden wir sie, so begehen wir Selbstmord. Woran sind die Babylonier und Assyrer, die Phönizier und Karthager, die Ägypter, Griechen und Römer, die Spanier und Portugiesen zugrunde gegangen? Warum steck in den Germanen und Slawen eine so unzerstörbare Kraft, warum konnte Japan einen so furchtbaren Schlag führen? Die einen verloren den Zu-

sammenhang mit der Natur, lebten nur dem Verdienst, kannten nichts Höheres als das Geld; die anderen blieben auf du und du mit der Natur, sahen in der städtischen Kultur nicht die höchste Blüte des Menschentums, bewahrten sich die kindliche Freude an Wald und Wild, Blumen und Vogelfang und blieben darin jung und gesund und verwanden die schlimmsten Schläge, die grausigsten Kriege, ohne zusammenzubrechen und zu Völkerruinen zu werden.“

Je unglücklicher uns die Unrast des Erwerbslebens macht, um so tiefer empfinden wir die Harmonie in der Natur, die durch Kampf zu Sieg und Schönheit führt, und um so heißer wird unser Bemühen, den Einschlüsterungen nicht zu erliegen, mit denen die Verkünder der mechanischen Weltauffassung unsere Seele betäuben.

Geschäftsstelle des Vereins Naturschutzpark e. V. Stuttgart, Pfisterstraße 2 d. Jahresbeitrag 2 Mark.



Lüneburger Heide  
bei Wittfelde (Sellhorner Forst)





Riesenwacholder



# Eine Hochzeit in Heyl

Von Toni Garten-Hoende.

Eine Hochzeit in Heyl! Natürlich sagte man da ab. — Aber Linda nahm die Einladung an.

Und nun sauste der D=Zug mit ihr durchs Land. Die Räder rollten, rollten — als wenn sie lebendig wären. „Wir rollen dich nach Heyl, nach Heyl, nach Heyl — wo du damals, wo damals —“

Sie ging durch die alten Straßen von Heyl — wie damals —

Die Orgel brauste durch die Kirche. Immer mächtiger. Das junge Paar schritt durch den Gang zum Altar. Die Orgel brauste, als wenn sie lebendig wäre. „So brauste ich damals, damals, als er mich spielte und du —“

Ihr Herz begann schwer und schnell zu schlagen. Als wenn es ein Lebendiges für sich in ihr wäre. Die Kirche war voller Menschen. Der Geistliche redete am Altar. Aber es mußte noch etwas anderes da sein, was redete — zu ihr allein —

Warum war sie zu dieser Hochzeit, die sie doch gar nicht so nahe anging, hergekommen — allein? Es war eben alles um sie her lebendig geworden, und alles hatte „Heyl“ gesagt, „Heyl“, „du gehst nach Heyl“.

Das Ja war gesprochen vor'm Altar. Die Orgel brauste, brauste — Das war Meisterspiel. Das war wie damals; ihr Herz schlug hart. Was ging sie das Damals denn noch an?

Sie sah wie irr nach der Orgel hinauf von ihrem Platz ganz am Ende des Altars, auf dem die Hochzeitsgäste saßen. Der Orgelspieler schloß mit einem gewaltigen Schlußgesang, stand dann auf, machte einem andern Platz und war verschwunden.

Also doch — er! Wirklich — er! Unmöglich! Bestimmt!

Die Gemeinde stimmte den Schlußchoral an. Das junge Paar schritt langsam dem Ausgang zu. Die Hochzeitsgesellschaft erhob sich allmählich, schloß sich langsam an.

Jemand sah Linda jetzt an. Sie wandte den Blick. Ganz in der Nähe dort — das war — er.

„Elisabeth,“ raunte sie ihrer Schwägerin neben sich zu. „Ich schlüpfe hier durch die Seitentür. Will noch einmal den alten Weg über den Kirchhof, hinten herum und zum Garten hineingehen. Du weißt, wo ich bin. Komme euch allen gleich nach.“

„Aber Linda! In diesem Anzug —“  
„Mich wird kaum ein Mensch sehen. Ich habe den dunklen Mantel mit.“

Ja, sie hatte den dunklen Umhang mit. Seltsam. Sie hatte ihn im Gastzimmer aus dem Schrank nehmen und und über den Arm hängen müssen.

Sie war schon leise durch die in Bewegung geratene Menge geglitten und stand an der alten Seitentür, durch die sie einst — wie oft — hier hereingeschlüpft war. Die Tür war in einer dümmrigen Ecke. Sie hatte immer einen Augenblick Atem geholt hier und gesucht — War er schon oben auf der Orgel? Oster noch hatte sie gleich das Brausen begrüßt — dieses mächtige, allgewaltige Brausen —

Jetzt stand er neben ihr, den Hut in der Hand. Grau geworden. Soviel älter in den fünfzehn Jahren!

„Bitte!“ sagte er und öffnete sachte die Tür für sie.

Sie gingen in eine zuerst verwirrende tiefgrüne Wildnis hinein. Der Pfad zu der Tür hier war völlig grün verwachsen, von beiden Seiten von wirrem Hollundergebüsch beengt, von dichtem Lindendach überwölbt. Kein Mensch



schien diesen Weg an uralten Gräbern vorbei mehr zu gehen.

Sie ging ein paar Schritte vorauf und zog den Umhang fest um die Schultern. Warme Sommer Sonne empfing sie nach dem ersten tiefen Schattengang. Sie blieb stehen, und er trat dicht neben sie.

„Linda! Endlich!“

Sie hob die Augen nicht auf und sprach nicht.

Er nahm sanft ihre herabhängende Hand und führte sie zu einem von Gras und Moos halb zugebedekten Grabstein. Sie setzte sich, und er warf sich neben ihr ins Gras.

„Ich hörte von der Hochzeit — ganz zufällig — und dachte — Linda, du würdest kommen.“

„Warum?“ fragte sie mühsam mit blassen, trockenen Lippen. „Ich hatte gar nicht vor, hierherzufahren — mein Mann konnte nicht mitkommen —“ Die letzten Worte fielen langsam wie schwere Wassertropfen.

Er fuhr zusammen und starrte sie an, die ihren Blick groß und in angstvoller Frage in den seinen hatte sinken lassen.

„Dein — Mann!“

Minuten vergingen. Er hatte seinen Kopf wortlos an ihre Knie gelehnt.

Sie rührte sich endlich erschrocken.

„Ich muß gehen,“ sagte sie.

„Ist dies nun — das Letzte?“ fragte er.

Sie stand auf und ging langsam davon. Er neben ihr.

„Ich dachte immer, du — hättest mich geliebt, Linda.“

„Das dachtest du und liebest mich doch — im Stich!“ sagte sie bitter.

„In meiner höchsten Not liebest du mich allein. Da — wurde ich frei von dir.“

„Ich — ich hatte Weib und Kind, Linda. Ich habe übermenschlich gekämpft, als du mich rieffst. Hätte ich dich noch einmal wiedergesehen damals, dann wär' es aus gewesen mit mir —“

„Und so gabst du lieber mich preis!“

„Linda!“

„Was für ein Recht hattest du, mich an dich zu reißen, wenn du nicht alles für mich lassen konntest und durftest und lassen wolltest? Ich hab das nicht einmal gewollt, ich hab nichts gewollt, nichts als — deine Liebe — deine Hilfe, als ich sie brauchte —“

„Es wär' keine Hilfe gewesen, Linda. Ich wußte es. Ich mußte von mir aus dich lassen, dich fortstoßen — deinetwegen —“

Sie sah ihn mit dunklen, zornigen Augen an.

„Es war nicht meinetwegen. Es war um deiner Ruhe willen —“

Er blieb stehen.

„Ich habe nichts, mich zu verteidigen. Ich habe mich vielleicht geirrt — in allem — leben Sie wohl — Linda!“

Sie waren in der Nähe der alten Kirchhofsmauer angekommen. Zwei dicke, verwitterte, rundgemeißelte Steinpfeiler hielten die Wacht vor einem Ausgang nach einer stillen Seitengasse, die zwischen dem Kirchhof und blühenden Gärten dahinlief. Zwei alte Männer kamen den vergrasteten Steig heran und gingen mit kurzem Gruß vorüber nach der Kirche zu. Sonst war alles still umher.

„Ihre Frau —“ murmelte sie.

„Ist seit einem Jahr tot.“

Sie hatte sich von ihm abgekehrt. Ihre Schultern zuckten wie von Schluchzen.

„Und warum dies heute, Hans Hermann? Ich bin seit 12 Jahren verheiratet — glücklich verheiratet. Ich glaubte — ich — Sie hätten mich nie — geliebt.“

„Nein, Linda,“ sagte er. „Das ist nicht wahr. Das hast du nie geglaubt. Sonst wärst du heute nicht hier. Deine Liebe wußte immer von meiner Liebe, und meine von deiner. Wir redeten vergeblich darum herum. Aber wir haben beide an diesem unserm besten Wissen gesündigt — o, Linda,



ich auch, ich zuerst, ich weiß das wohl,  
nur nicht so, wie du meinst —“

Sie standen stumm zwischen den alten  
Steinsäulen am Kirchhofsweg. Die  
Sonne fiel glänzend auf ein morsches  
Kreuz und vergoldete noch einmal die  
regenverwaschenen Zeilen:

„Hier ruhet in Frieden —“

Sie streckte die Hand aus, wie Hilfe  
suchend. Er nahm ihre kalten, zittern-  
den Finger in seine beiden Hände.

Und einmal noch hoben sich ihre  
Augen zueinander auf.

„Du hast doch kommen müssen,“ sagte  
er mühsam.

„Ja. Ich mußte. Und — es war doch  
gut so. Wir wissen nun beide. Und  
werden nicht wieder vergessen.“

„Rein. Du sei gesegnet, Linda.“

Er neigte sich über ihre Hände.

Sie berührte seine Stirn mit ihren  
Wippen. Als sie schon die Gasse hinauf  
war und die Gartenpforte aufstieß, sah  
sie ihn noch im Sonnenschein an der  
Kirchhofsmauer stehen und ihr nach-  
schauen — wie damals — — —

★

## Mann und Mädchen

Ich gedanke lächelnd deiner Augen unter den glänzenden Haaren,  
Wie sie kühl und klug durch den Winter blickten,  
In das eisige Grau unsrer nördlichen Nebel  
Und ins dumpfe Rot unsrer glimmenden Ofen:  
Fest und tief hinter diesen Augen schlief  
Dein Du seinen Winterschlaf wie den eines Tieres,  
Des träumenden Tieres, das auf Erden hier  
Auf seinem Rücken deine Seele trägt.  
Noch sah ich dich nicht, seit die Sonne wieder scheint,  
Seit die Welt wieder Farben und Klänge hat,  
Unter Hecken lichtatmende Weilchen duften  
Und aus engschließenden Nebeln  
Überall lachende Welte sich freimacht:  
Noch sah ich dich nicht, aber lächelnd gedanke ich schon  
Deiner Augen unter den glänzenden Haaren,  
Wie es da auch geworden sein wird in dir,  
Wie es heimlich springt und tollt und tanzt in dir,  
Und wie ich es mir fangen will, das liebe junge Tier,  
Das auf fernem Rücken deine Seele mir zuträgt!

Anne-Marie Neumann

★





G. Berndt

Künstlerisches Lichtbild

Drei gute Freunde









In der Stromschnelle

# Aus der Heimat des Faltbootes

Von Carl F. Luther-München  
mit sechs Abbildungen



Genau genommen schaukelt die Wiege des Faltbootes im hohen Norden, auf dem Eismeer; denn der Grönländerkajak ist das Vorbild aller sportlichen Kajakformen. Beim deutschen Faltboot sind die Beziehungen zum Eskimoboot sogar recht eng geknüpft, denn das erste deutsche Faltboot, auf welches alle gegenwärtigen Faltbootkonstruktionen zurückzuführen sind, ist angesichts des im Deutschen Museum zu München stehenden Eskimokajaks erfunden worden. Wie der Ski hat also auch das Faltboot seine Heimat im Norden, womit nur einer der vielen Gründe genannt ist, die zwischen Flußwandern im Faltboot und Winterfahrt auf Schneeschuhen so innige Beziehungen geknüpft haben, daß jede dieser Sportarten die andere als Ergänzungssport der anderen Jahreszeit betrachtet und Sportklubnamen wie „Ski- und Faltbootrunde“ immer häufiger werden. Ich darf wohl sagen, daß meine Propaganda in dieser Hinsicht sehr gute Früchte trägt.

In der Entwicklungsgeschichte des deutschen Kanusportes — Kanusport ist Sammelbegriff für jeden Paddelsport, gleichviel ob im Kanadier, Holzkajak oder Faltboot ausgeübt — ist eines merkwürdig. Die ersten Anregungen und die ersten Boote kamen aus dem Auslande. Durch Kajak und Kanadier faßte der Kanusport vor allem an der See, in Hamburg und auf den norddeutschen Gewässern Fuß. Das Faltboot aber, das mau heute als das Salz der ganzen Kanusportbewegung bezeichnen darf, ist ein Binnenerzeugnis, erfunden und zur Bedeutung gebracht durch Leute, die vom Kanusport recht wenig wußten, zum Kanusport Norddeutschlands fast keine Beziehungen hatten, sich lange dagegen sogar wehrten, nun aber den Triumph erleben, daß dieser jüngste Zweig des Kanusportes die ältere Bewegung befruchtet und deutsche Sportgedanken und deutsche Sporterzeugnisse ins Ausland führt. Die deutschen Faltbootwerften senden



heute ihre Boote über die ganze Welt, Regattasiege in deutschen Faltbooten werden aus Süd- und Nordamerika gemeldet.

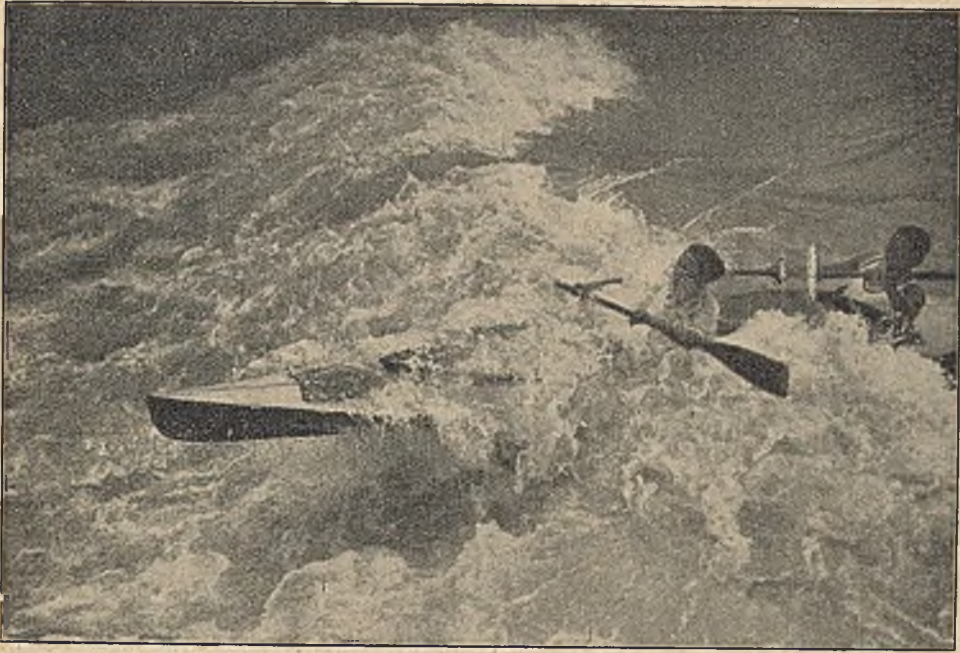
Auf alpinen Wildflüssen zu Hause, ist das Faltboot das Sportgerät aller Wildflußwanderer geworden. Es hat den Bereich des deutschen Paddel-sportes um sehr viel schöne und sportlich anziehende Gewässer bereichert, um all die wilden Wasser, die aus den hohen Bergen kommen und so ungebärdig und so stark an Strömung sind, daß sie mit festen Booten nicht befahren werden können. Noch heute gilt z. B. die Isar, die Wiege der Faltboote, vielfach als unschiffbar, in dem bekanntesten deutschen Führerwerk für das Wandern ist sie nicht einmal genannt.

Es steht außer allem Zweifel, daß das Wildflußwandern im Faltboot so wohl sportlich wie touristisch der fesselndste Zweig des Kanusportes ist. Wir haben es hier mit einer Leibesübung zu tun, die in höherem Maße als andere in Verhältnisse führt und unter Bedingungen ausgeübt wird, die dem Sportideal entsprechen, dem Ideal: in erster Linie um seiner selbst willen den Leib zu stählen und frisch und jung zu erhalten. Da sind fürs erste Luft und Wasser und Licht in Hülle und Fülle; auf den Wildflüssen vor allem klares, reines, vom Auswurf der Menschheit und Industrie noch nicht verdorbenes Wasser und ebenso unverfälschte, von Menschenhand noch nicht veränderte Natur. Der Wildfluß ist ein sportlicher Weg zur Natur zurück, wie wir einen schöneren kaum finden können. Ein sportlicher Weg, und damit ist eine zweite bedeutungsvolle Bedingung angezogen, nämlich der unerläßliche und fesselnde Kampf gegen natürliche Widerstände, der an sich rein touristische Betätigungen zu hochwertigem Sport machen kann, auch wenn Wettfahrt und der Kampf von Mann zu Mann gar nicht ausgeübt wird. Die scharfe Strömung, der ununterbrochene Wechsel von fahrtförderndem Stromstrich, drehendem Wirbel, aufhaltendem Stau und gegen den Strom rollenden Widerwellen, dann Sand-

bankbildung von größter Veränderlichkeit, Armverlagerung mit jeder Hochwasserwelle, somit der Zwang, sich den Weg immer wieder suchen zu müssen, schwimmende und gestrandete Hindernisse, Stein und Fels im Flußbett — das alles schafft Gefahren, und ohne gewisse Gefahren ist kein Sport denkbar. Gegen sie freiwillig anzukämpfen, mit ihnen zu ringen, damit sie Siegerfreuden, vermehrte Behendigkeit und Kraft geben müssen, das ist viel schöner und erlebnisreicher als der Wettkampf auf geglätteten Bahnen und umfriedeten Plätzen.

Jung sein, frisch bleiben, das ist doch unser aller Wille und der Sport solcher Art das beste Mittel hierzu. Gar vieles vom Wesen dieses Wasserports fördert solches Streben, ohne daß man sich dieser Absichten bewußt ist. So vor allem die Jugend aller Wildflußverhältnisse, ihre Duellennähe, ihr knabenhaftes Draufgängertum, die Wildnis ihrer Uferlandschaften. Alles ist jung an ihnen. Die Gemächlichkeit des Altern zum gebändigten und eingedämmten Strom, der jahrtausendealte Ablagerung von Erosionsrückständen und Menschenspur durchschleichen muß, indes sie mit neuerschlossener Erde und Urweltkieseln spielen, ist ihnen noch fremd und bleibt auch denen fremd, die sich ihrem munteren Plätschern und ihren ungezähmten Fangballspielen mit fortgerissenen Bäumen und Eindämmungsversuchen anvertrauen. Wie oft haben wir gelächelt über menschliches Unvermögen, wenn wieder einmal ein Damm zerrissen und der Fluß sich neue Bahnen gesucht hatte. Und dann gerade diese unbekannteren Wege mit ihm zu gehen, das ist Entbeckerlust, Freude, Niegesehenes zu erleben und nicht zu wissen, ob das Abenteuer glückt. Ein bißchen ist man dann Kolumbus, der auch nicht wußte, daß er Amerika entdecken werde. Erdteile zu erschließen ist uns in unseren Breiten nicht mehr möglich, wenn wir aber nur einen neuen Badestrand finden oder eine hübsche Raftidylle, so ist uns etwas doch gegeben von der Freude eines Robinson. Man muß etwas Kind werden können, will man sich verjüngen, und





Von der Widerwelle überflutet



Gäcker-München im Widerwellensprung





Abend am Chiemsee

wenn viel Ernst ist im kindlichen Spiel, dann sicher auch viel Jugend im Sport der Alten.

Neue Wege zur Natur zurück sind die Wildflüsse, weil sie vordem keiner kannte oder sportlich erlebte, und neue Blicke ins Walten der Natur, in Werden und Vergehen schenken sie uns allein schon deshalb, weil wir dort Wasser und Ufer aus absonderlicher Augenhöhe, aus der Froschperspektive sehen. Neues aber tut uns nervösen und altgewordenen Menschen immer Not, und die Widerstände der Natur brauchen wir, um uns an ihnen wieder zu früherer natürlicher Behendigkeit durchzuringen. Warum ist denn unsere Linke unbeholfener als die Rechte? Doch nur, weil wir uns rechts eingestellt haben und die Linke vernachlässigen. Jeder gesunde und einigermaßen gewandte Mensch sollte schwimmen können, wie es der Naturmensch kann und jedes Tier. Und natürlich muß ein Paddler schwimmen können. Keiner von uns steht an zu erklären, daß denen recht geschieht, die ertrinken, wenn sie sich aufs Wasser wagen in Sportgeräten, ohne die erste

Voraussetzung zu kennen, die „Kunst des Schwimmens“. An dem Ausdruck erkennen wir, wie unnatürlich unser Geschlecht geworden ist, daß es Selbstverständlichkeiten Kunst nennen muß.

Alle Rasensportplätze und Aschenbahnen sind schematisch. Hier sind die „gleichen Bedingungen“ unerlässlich, aber damit wird auch viel Erlebnismöglichkeit abgeschnitten. Wie anders die sportlichen Bahnen der Flüsse. Wie groß ist der Unterschied schon unter den Wildflüssen, wie weit der Abstand der wurmgeringelten Moorbäche, wie so ganz anders wieder der große Dampfer tragende Strom. Alle aber beherrscht der Faltbootmann, und die Bergflüsse sind sein ureigenstes Tummelgebiet, in das ihm der Paddler im festen Boot nicht folgen kanu. Hier die Lücken starker Strömung und Prall an feste Hindernisse, da das Ansaugen wandernder Wirbel und Versacken unter überhängende Büsche und Bäume, dort wieder das ewige Gleichmaß majestätischen Fließens durch Jahrtausende und die Spuren der Zeiten, die wir die alten und guten nennen.





Isar-Stausee bei Krünn (Walchenseewert) mit Karwenbel

Wanderlust mit Sport gemischt, das schönste, das ich kenne, schwebt lockend über den Wassern.

„Was durch unsere Seele geht,  
Wind und Wasser sollen's tragen,  
Daß es durch den Frühling weht:  
Frisches, fröhliches Behagen,  
Lust am Nachten und am Tagen,  
Leben, das in Blüten steht,“

singt Otto Julius Bierbaum in der „Flußfahrt im Frühling“, und wir verstehen ihn gut.

Keiner von uns wird das Flußwandern auf den stilleren Strömen, die schon meernah sind, gering schätzen. Größere Willens- und Leibeskraft ist dort zumeist aufzuwenden, um voran zu kommen; auch die Schiffsahrt bringt Hindernis und Gefahr aller Art. Aber alle Welt sehnt sich heute nach den Bergen, wo alles erdhaster und großstadtferner ist und nicht zum mindesten die Wasser. Wenn nun auch im Gebiete des Kanusports ein lebhafterer Gedanken- und Sportleraustausch erfolgt als früher, so wird doch immer der Zug der Tieflandsöhne zur Höhen-

welt und zum wilden Wasser stärker sein als der Wandertrieb der Bergleute in die Täler und Ebenen. Damit muß man sich abfinden.

Die Kunde von den Stromschnellen und Wehrfahrten im Kaltboot wirkt anregend auch auf die Tieflandsverhältnisse, wo man bisher mit den festen Booten solchen Erscheinungen etwas aus dem Wege ging. Das Kaltboot ist widerstandsfähiger gegen Seegang und Überwasser als das Holzboot, und in ihm sucht nun auch der Paddler der großen Flüsse den Weg in die kleineren Wasser seiner Heimat, um dort an Überfallwehren und ähnlichen Flußbauten etwas von den großen Erlebnissen zu erhaschen, die Höhenpunkte der Wildflußfahrten sind: die Widerwellenfahrten, wo das Boot für Augenblicke ganz unter weißem Gischt begraben wird, wo es Sprünge macht wie ein junges Füllen und so erfrischend die Sturzflut klatscht auf die bloße oder nur leicht bedeckte Haut. Ruderer und andere Sportsleute duschen sich unter kümmerlichen Einrichtungen nach der sportlichen Anstrengung, auf





Neuester Faltboottyp

der Fiar duscht uns in den letzten Augenblicken erlebnisreicher Fahrt das milchopalifizierende Wasser des Flusses selbst. Denn die hohen Widerwellen brausen dicht vor den Räumen unserer vorerst noch recht bescheidenen Klubräume, und Sonntags warten dort regelmäßig Tausende, den Wagenhut zu bestaunen

und darauf zu warten, daß ab und zu ein Boot umwirft. Die Sensation eines Ertrinkungskampfes aber wird ihnen nicht geboten, denn wir handeln nach den Worten unseres Paddlerliedes:

„Und da machen wir uns nichts draus,  
wirschwimmen wie die Frösche' heraus!“

## Wald und Welle

Wald und Welle, Weg und Wind,  
Lauspaten meiner innersten Belebung,  
noch immer bin ich euer Kind!  
Und längst ward selig mir bewußt,  
warum der Kreislauf eurer Gottesgüte  
so glücklich rauscht in meiner Brust:  
Wald schlug zusammen

über meiner Ahnen Herdflackerflammen.  
Wind sprang um die Hügel  
und schwang den Eifer ihrer Mühlenflügel.  
Wildwasser trieb meiner Väter  
Mahlsteine und Schaufelträder.  
Straße bog aus  
vor ihrem kleinfenstigen Zöllnerhaus.

Wald und Straße, Wind und Welle,  
unseres Blutes Fahrtgefelle!  
Wind und Welle, Weg und Wald,  
Gottes großer Aufenthalt!  
Seine ewige Handschrift lesen  
so wir noch in unserm Wesen.  
Rausch' nun, mein Kind, und rinne weit  
Zeitgenosß der Ewigkeit!

Kurt Arnold Findelsen



# Der Rundschafter

Eine Kriegsgeschichte aus Spanisch-Marokko

Von Alfred Manns



In einem Marktenderzelt des Hauptlagers der spanischen Marokkotruppen saßen an einem Spätnachmittage sechs Leutnants des 98. Regiments und vertrieben sich die Zeit mit dem guten Traubensaft, den das Postboot als Liebesgabe heute morgen mitgebracht hatte.

„Es ist zum Teufelholen,“ meinte Leutnant Voca, „müssen wir uns denn wirklich von diesen schmutzigen Kerlen den Weg ins Innere versperren lassen? Bei Gott, wenn ich der General wäre. . .“

In diesem Augenblick trat Kapitän Espalda ein, er lächelte und klopfte dem Hitzkopf wohlwollend auf die Schulter:

„Zweifellos, zweifellos, lieber Freund. Immerhin, die Dase Sinfra bietet doch einige Schwierigkeiten: Da sind Verschanzungen, Minen, Wolfsgruben und Drahtzäune. Wenn das alles nur halb so zweckmäßig angelegt ist wie die Verteidigungswerke unseres vorgeschobenen Postens bei Casa Rossa, gegenüber Sinfra, dann muß ich doch sagen — natürlich, ohne Sie beleidigen zu wollen — Voca, daß ich nicht ohne weiteres den General zu Ihren Gunsten absetzen möchte.“

„Bei allen Heiligen, Capitano,“ erwiderte sich der Leutnant, den der reichlich genossene Wein stark angeregt hatte, „mir scheint trotzdem, daß wir der Handvoll Kabylen und Wüstenbanditen zu viel Ehre antun mit unserer Vorsicht. Ich will mich gewiß nicht mit unserem General vergleichen, aber so viel ich's überlege, dieses Bögern scheint mir doch zwecklos.“

Die fünf Leutnants stimmten lebhaft

zu, Espalda aber lächelte weiter: „Ja, lieber Voca, ich sehe leider keine Möglichkeit, Ihnen zu dem Kommando zu verhelfen. Doch da fällt mir ein anderer Weg ein, wie Sie Ihrem Tatendrang Genüge tun können: Der General hat sich's nun mal in den Kopf gesetzt, er will nichts unternehmen, bevor er nicht genau über die Stellung des Feindes Bescheid weiß. Die Fliegermeldungen haben wenig Positives erbracht, und nachdem die Kabylen einige gefangene Rundschafter so überaus wenig wohlwollend behandelten — Sie wissen ja — will sich so recht kein Freiwilliger mehr melden für das gefährliche Unternehmen, jedenfalls keiner von Ihrer Intelligenz, Voca.“ Hier wurde das Lächeln Espaldas höflich. „Ich weiß bestimmt, die Heeresleitung würde es Ihnen hoch anrechnen, falls Sie sich zu einem nächtlichen Rundschaftergange entschließen könnten.“

Fernandos Ungestim wurde bei diesen Worten um einige Grade weniger hitzig; denn die Gewohnheit der Wüstenberber, den Gefangenen gegenüber ein stark „abgekürztes“ Verfahren zur Anwendung zu bringen, war dem Leutnant in hohem Maße unsympathisch, und außerdem schien es ihm so, als ob die Eigenart seines persönlichen Mutes ihn mehr auf die Betätigung innerhalb größerer Truppenverbände hinwies.

Schon war er im Begriff, eine Ablehnung folgerichtig zu begründen, als der jüngste Leutnant, Ricardo Anteojo auffprang, wie um sich anzubieten, und dann war da dieser fatale Zug um die Mundwinkel Espaldas.

„Ich halte es für einigermaßen würdevoll, diese Schmierfinken zu beschleichen,“



sagte Fernando, „aber ich vermag den General nicht umzustimmen; deshalb sehe ich ein, daß unter diesen Verhältnissen die Arbeit geschehen muß, und selbstverständlich übernehme ich sie. Morgen, meine Herren, weiß der General alles, was er wissen will.“

Mit festem Händedruck verabschiedete sich Fernando von seinen Kameraden und begab sich, geleitet von Espalda, zum Obersten, dem er seinen Plan mitteilte und von dem er Urlaub sowie einige Instruktionen erbat und erhielt.

„Es freut mich, Herr Leutnant,“ so schloß der Oberst, „daß gerade ein Offizier meines Regimentes sich dieser schwierigen Aufgabe freiwillig unterzieht. Sie stehen im Dienste einer guten Sache und unter dem persönlichen Schutz der Jungfrau Maria; aber, lieber Voca, seien Sie vorsichtig, ich möchte mir nicht ausdenken, daß Sie den Kabylen in die Hände fallen — Sie wissen ja... Nun gehen Sie mit Gott, der Ihr Unternehmen segnen möge.“

Damit war Fernando entlassen.

Die Zeit bis zum Anbruch der Nacht benutzte der Leutnant zu seiner Toilette, und zwar wählte er das Kostüm eines Negeres, das er einem der gefangenen Schwarzen ohne Umstände ausziehen ließ; doch sah er sich genötigt, das nicht sonderlich appetitliche Kleidungsstück durch eine Flasche Riviera-Weilchen ein klein wenig zu neutralisieren. Die zu dem Anzuge passende Hautfarbe verschaffte sich Voca vermittels einer Riehrühmassage seiner sichtbaren Hautteile.

Die Nacht fand Fernando vorbereitet. Es war Neumond, und nur wenige Sterne verbreiteten eine recht dürftige Helligkeit, als ein weilschendustender Neger durch die Lagerstraße schlich. Mehrere Male wurde der Mann arretiert. Schließlich sah man ihn in Begleitung eines Offiziers den äußeren Befestigungswerken zuschreiten.

„Kamerad,“ sagte hier Voca, „Sie würden mir einen Dienst erweisen, wenn Sie die Vorposten instruierten, daß sie mir keine Schwierigkeiten bereiten, wenn ich zurückkehre. Ich muß dann nämlich ohne Verzug zum General, um ihm die genaue Beschreibung der feindlichen Stellung zu bringen.“

Der Offizier staunte über die Zuversicht Fernandos, und als dessen Gestalt in der Dunkelheit verschwunden war, begab er sich zu dem Unteroffizier der Wache: „Ein Neger, der nach Weilschen riecht, darf ohne Legitimation passieren.“

Solange die Lichter des Lagers sichtbar waren, behielt Fernando Haltung, innerlich wie äußerlich. Als er sich aber von einer Wüstendüne isoliert sah, machte sich bei ihm neben dem eigentümlichen Druck in der Gegend der Magengrube, der sich gleich nach dem Entschluß heute nachmittag eingestellt hatte, auch das Gefühl einer natürlichen Bescheidenheit in ungewöhnlichem Maße bemerkbar.

Es fiel ihm ein, daß er hier in derselben Gegend gestern einige von den Kabylen getötete Soldaten — „zum Henker!“ fluchte er und trank einen tüchtigen Schluck Schnaps aus seiner Flasche, „ich glaube, das Hammelfleisch heute mittag ist mir schlecht bekommen.“

Einen Augenblick mußte er sich in den Sand legen, und er dachte daran, daß es doch eigentlich recht egoistisch von ihm war, seinem jungen Freunde Ricardo Anteojo diese Gelegenheit zur Auszeichnung zu nehmen; denn Ricardo hatte keine Konnexionen, während er, Fernando, doch immerhin der Stiefneffe der Schwägerin des Divisionsgenerals war.

In diesen Betrachtungen wurde Voca gestört; irgend jemand zupfte an seinem Kittel. Entsetzt fuhr er hoch und griff zum Revolver. „Die Kabylen,“ stöhnte er, doch es erfolgte weiter nichts; er



hörte nur ein leises, sich entfernendes Getrappel wie von Hundefüßen. Es war eine enttäuschte Hyäne, die eine appetitliche Beute zu finden glaubte und nun vor dem Geruch der Riviera-Beilchen in größtem Ekel das Weite suchte.

Fernando erhob sich wieder, er überlegte: Eigentlich war es doch selbstverständlich, daß er angesichts der feindlichen Überlegenheit und der Unausführbarkeit des Vorhabens auf dieses verzichtete. Gewiß, er würde umkehren. Ja — aber dieses niederträchtige Gesicht des Espalda. Er hörte ihn schon außerordentlich verbindlich sagen: „Es ist wahr, die Kabylen sind zu schmutzige Leute, als daß sich ein Patriziersohn aus Barcelona mit ihnen beschäftigen könnte.“

Da, was war das? Von fern ertönte ein prasselndes, dumpfes Geräusch wie Trommelwirbel. Niemand hätte zu sagen vermocht, aus welcher Richtung das Geräusch kam. Und nun kroch ein lähmendes Grauen in Fernandos Herz, denn dies war der gespenstische Wüstentambur, von dem Maupassant in seinen Nachtgeschichten erzählt, die der Leutnant vor kurzem gelesen hatte. Natürlich gab es für dieses Phänomen wissenschaftliche Erklärungen die Menge, aber das Entsetzen kennt keine Wissenschaft.

Voca stand wie erstarrt, ihm froh bis ins Mark; er war nun auf dem Standpunkte angelangt, wo dem Menschen alles einerlei zu sein pflegt, und wo die Handlungen nicht mehr dem Willen unterworfen sind. Fernando wollte bestimmt zurück zum Lager, das Unterbewußtsein aber trieb ihn weiter auf seinem Weg.

Plötzlich fühlte er sich wieder festgehalten, er hatte eine Empfindung des Schmerzes an der Seite, und seine mürbe Negerjacke zerriß von unten bis oben. Fernando war gegen einen Stacheldraht gelaufen; er war an Ort und Stelle.

Mit einer Kaltblütigkeit, wie man sie ähnlich vielfach bei zum Tode Verurteilten bemerkt, machte sich der Leutnant an die Arbeit. Die Lichter des Lagers waren nun wieder zu sehen. Er fixierte die Richtung, zählte die Schritte, kletterte unter dem Zaune her, maß die Breite der Verteidigungsgräben und skizzierte das an einigen Stellen sichtbare Profil des Schanzwerks, so gut es ging. Das alles tat er auf einer Strecke von mindestens einem Kilometer. Wohl sah Fernando in der Dunkelheit einige Posten, doch schnell warf er sich jedesmal auf den Bauch, und so blieb er unbemerkt.

Nach einer Stunde wurde der Offizier nervös. Die Überlegung kehrte zurück, mit ihr das Bewußtsein der gefährlichen Lage, in der er sich befand, und dann kam die Furcht, die elementare Furcht. Als er einigermaßen außer Sichtweite der Befestigungen war, sprang er aus seiner kriechenden Stellung hoch und rannte wie gepeitscht zum Lager zurück. Hierbei war er aber doch zu unvorsichtig gewesen, denn jetzt krachte es von den Schanzen her, die Kugeln piffen dem Fliehenden um die Ohren; auch glaubte er das Stampfen der Pferdehufe seiner Verfolger zu hören, oder war es der Wüstentambur?

Schweißkriessend erreichte der Leutnant den Außenposten, der ihn intensiv beroch.

„Es stimmt,“ sagte der und stand stramm.

Bald darauf war der Pseudoneger in der Wohnung des Kommandierenden.

„Ist der General wach?“ fragte er die Ordonnanz.

„Nein.“

Fernando gab sich zu erkennen. „Wecken Sie ihn, ich bringe Nachrichten von größter Wichtigkeit.“

Der Soldat ging, und Voca befand sich allein im Vorzimmer. Ein Gefühl unendlichen Stolzes erfüllte ihn. Er hatte dem Vaterlande einen großen



Dienst erwiesen; die Erstürmung der feindlichen Stellung mußte jetzt ein Kinderspiel sein. Färtlich saher an dem schmieglichen Raftan hinab, den er als heilige Reliquie dieses glorreichen Tages für seine eventuellen Kinder aufzuheben gedachte.

Da wurde die Tür zum Schlafzimmer des Kommandanten von der Ordnung aufgerissen und:

„Kommen Sie herein,“ tönte die rauhe Stimme des Oberbefehlshabers aus dem Bette.

Fernando trat ein, salutierte und begann seinen Bericht, der allen Gefahren des Abenteuers in gebührender Weise gerecht wurde; einige seiner Gedanken und Gefühle verschwieg er allerdings als für den General nicht interessant genug.

Der Oberfeldherr hörte aufmerksam zu und besah sich auch beim Scheine der Lampe die in der Finsternis entworfenen rohen Skizzen.

Als Fernando geendet hatte, schwieg auch der Kommandierende eine ganze Weile, während er an seinem Schnurrbart nagte; endlich sah er den Kundschafter an und sprach folgendermaßen:

„Ich gratuliere Ihnen zu der kühnen Tat, Herr. Leutnant, deren praktischer Erfolg, wie ich Ihnen allerdings sagen muß, nicht ganz unwesentlich durch den Umstand beeinträchtigt wird, daß Sie versehentlich unsere vorgeschobene Stellung zu Casa Rossa ausgekundschaftet haben, anstatt der Befestigungen von Sinfra.“

Am nächsten Morgen ließ Fernando Boca dem Neger seinen Raftan, allerdings ungeflacht, wieder zustellen, worüber dieser sehr erstaunt war. Noch mehr aber wunderte sich der Neger, nachdem er sich freigelogen hatte, als ihm viele Soldaten in den Straßen der Stadt militärische Ehrenbezeugungen erwiesen.

## Lied der Jungen von Wilhelm Lennemann

Es rauscht die Welt, und es blüht der Mai,  
Am Dorn die Knospen springen;  
In uns ein lachender, jubelnder Schrei:  
Oh, die siegende Luft, jung sind wir und frei,  
Das Hoffen und das Vollbringen.

Wir sind die Kraft, die durchsonnt und hellt,  
Sind Brandung und fromme Stille,  
Sind Weg und Leuchte der wirren Welt,  
Und wo nur ein Lichtlein in uns fällt,  
Aufflammt es in Tat und in Wille!

Die Himmel lohn, und die Wiesen blühen,  
Die Lerche steigt aus den Saaten;  
Herrgott, laß brennen und laß glühen,  
Daß wir in Rausch und heißen Mühen  
Reifen und wohl geraten.

O du klingende Welt und du brausende Luft,  
Himmel und Wolken und Erden  
Kreisen und fluten in unserer Brust,  
Daß Welt und Mensch in uns bewußt  
Gekrönt und vollendet werden!





Trachtengruppe aus Bezingen bei Reutlingen, Württemberg

## Die Haube, das am meisten gefährdete Stück der deutschen Volkstracht

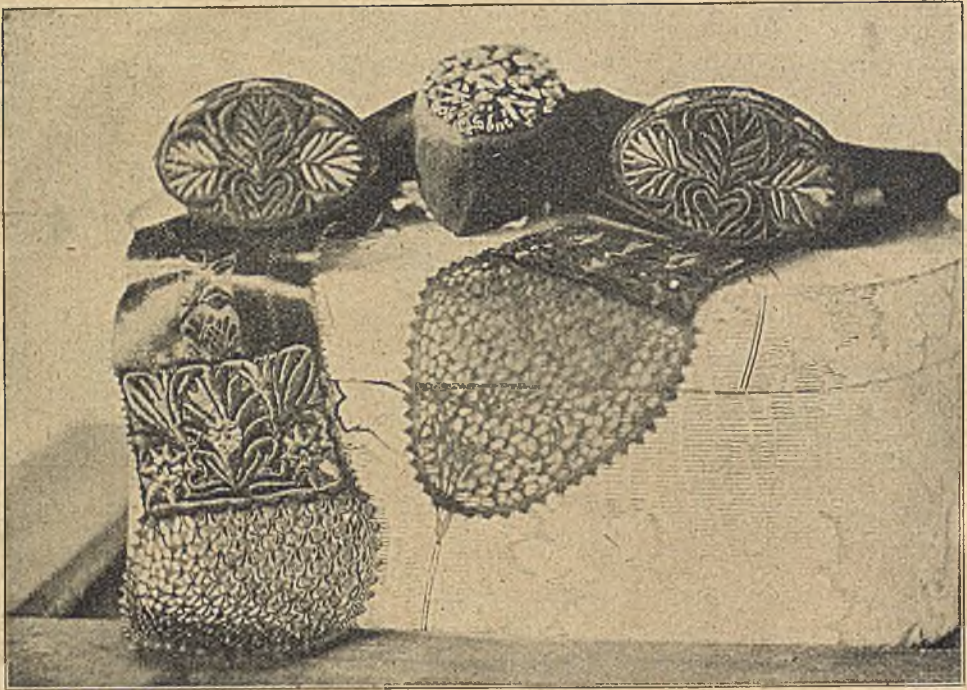
Von G. S. Urff / Mit zwölf Abbildungen

Jedes junge Mädchen, mag es in der Großstadt oder in dem entlegensten Bauerndörfchen wohnen, weiß ganz genau, welche große Wirkung sich mit einer geschickten Haarmachung erzielen läßt. Deshalb ist jede rechte Tochter Erens darauf aus, das ihr von der Natur verliehene Haar zur schönsten Wirkung zu bringen. Die schönste Haartracht ist aber gewöhnlich die moderne. Man glaube ja nicht, daß dem im weltfernen Bauerndörfchen wohnenden Mädchen nichts an der neuen Mode gelegen wäre. Im Gegenteil, die neuesten Erzeugnisse der Mode werden auch von ihm mit dem größten Interesse verfolgt. Man braucht ja nur einmal darauf zu achten, wie scharf der Anzug einer Städterin, die sich zufällig einmal im Dorfe blicken läßt, von den Dorfschönen gemustert und kritisiert wird. Außerdem haben die Dorfmädchen immer ihre Beziehungen zur Stadt. Sei

es, daß eine ihrer Bekannten in der Stadt wohnt oder einen regelmäßigen Verkehr nach dort unterhält, sei es, daß der Ort vielleicht ein Ausflugsziel für die Städter bildet. Jedenfalls wissen die Dorfschönen über die neue Mode genau Bescheid. Soweit es ihnen möglich ist, machen sie auch die neue Mode mit. Nur sind ihnen durch die Sitte gewisse Schranken gesetzt, die sie nicht überschreiten dürfen. So scheint es mir undenkbar, daß ein Bauernmädchen, das noch nicht ganz und gar verstädtelt ist, einen Bubikopf trage oder durch ein ärmellofes Kleid und einen sehr tiefen Halsauschnitt Anstoß bei Freundinnen und Bekannten erzeuge. Sie würde sich dadurch geradezu unmöglich machen und ihre Herausforderung gewiß bitter bereuen.

Aber das wird unseren Bauernmädchen so leicht niemand verargen, daß sie die neue Haarmode an sich aus-





Schwäimer „Kappen“ mit zugehörigen Bändern (Bezeßschnüre), die nur mit Stecknadeln festgesteckt werden, damit sie leichter ausgewechselt werden können

probieren und sie, wenn sie ihnen gefällt, beibehalten. Sofern es sich um eine Gegend handelt, in der noch eine Volkstracht gebräuchlich ist, geht das allerdings nicht so leicht; denn da stellt sich ihnen als schlimmstes Hindernis in ihrem Streben, sich eine neue Haartracht zuzulegen, die alte Kopfbedeckung, die Haube, entgegen. Zu der Haube paßt nur eine einzige Haarmachung, die seit undenklichen Zeiten übliche. Die Haube läßt keine neue Haarmode zu. Bei ihr ist es auch ziemlich gleichgültig, ob ein Mädchen schönes oder weniger schönes Haar besitzt, sie macht alles gleich. Man muß einmal mit zusehen haben, wie sich so manches Bauernmädchen abmüht, seine starken Flechten unter ein gar so kleines Häubchen zu zwingen. Wie alles Befeuhten und stärkstes Zusammenbrechen des Haares nicht hinreicht, um die Haube über den auf dem Scheitel sitzenden Popf hinwegzuziehen. Da hilft denn oft nichts als die Schere. Manches

wundervolle Haar fällt der Haube zum Opfer. Da kann man es den Dorfschönen wirklich nicht verübeln, wenn sie einen Haß auf die Haube bekommen und nur eine Gelegenheit abwarten, um sie endgültig zu beseitigen. Ein Hauptgrund für diese offenbaren Mängel in der herkömmlichen Kopfbedeckung liegt auch in der allmählichen Umgestaltung derselben. In ihrer ursprünglichen Gestalt waren die meisten Volkstrachtenhauben ganz praktisch und bequem. Erst nach und nach haben sie sich so zu ihrem Nachteil verändert. Man darf nicht denken, daß die Mode an einer Volkstracht völlig wirkungslos vorüberginge. Die Volkstracht ändert sich, wenn auch langsam. Die Änderung erfolgt immer in einer gewissen Richtung, die wahrscheinlich in dem Charakter des betreffenden Volkstammes begründet ist. Bei dem einen Stamme bemerken wir eine ausgesprochene Neigung zum Prunkten, zum Zurschaufstellen des Reichtums.





Mädchen aus dem Gutachtal, badischer Schwarzwald



Breidenbacher Grund, Hessen-Rassau



Konfirmandinnen aus der Gegend von Marburg (Hessen)  
mit weißer Aberglehhaube



Frau mit Strohhut in Form eines Zylinders  
Lauterbach, Württemberg. Schwarzwald





Ältere Schwälmer Bäuerin in der „Keckkapp“  
(Feiertagshäube)

Bei dem anderen zeigt sich mehr eine Neigung zum Zierlichen, Kleinen. Mag sein, daß beide Neigungen aus dem gleichen Grunde entspringen, jedenfalls aber äußern sie sich verschieden. Ich erinnere an die hessischen Trachtengebiete. In der Marburger Gegend zum Beispiel war früher eine Doppelhaube gebräuchlich, eine kleine Unterhaube, die nur den Zweck hatte, den Zopf genau in der Mitte des Scheitels zu erhalten, und eine größere Oberhaube, der sogenannte „Schleier“. Dies war die eigentliche Zierhaube, auf der die wundervollen Stickereien angebracht waren, die noch heute unsere Bewunderung erregen. In manchen abgelegenen Gegenden wird dieser „Schleier“ noch heute bei feierlichen Gelegenheiten, namentlich beim Kirchgang, getragen.

Im allgemeinen aber ist er gänzlich verschwunden. Das ging so zu. Nach und nach, im Laufe der Zeit, wurde die Oberhaube immer kleiner, bis sie schließlich nicht mehr über die Unterhaube hinwegzubringen war. Es blieb

nichts anderes übrig, als die eine der Hauben zu beseitigen. Man schaffte die größere Oberhaube ab und verlegte die schönen Stickereien auf die Unterhaube. Jetzt ist auch diese nach und nach so klein geworden, daß der Zopf nicht mehr darunter geht. Die Folge ist, daß auch die Unterhaube kaum noch getragen wird. Genau so ist es in den anderen hessischen Trachtengebieten. In der hessischen Schwalm z. B. wird noch heute von alten Frauen bei feierlichen Gelegenheiten, bei Begräbnissen und zu hohen kirchlichen Festen die sogenannte „Keckkapp“ getragen. Es ist dies eine ziemlich große Oberhaube, die über die gewöhnliche Kappe gezogen und deren Eindruck noch durch einen überworfenen, steif gestärkten, violetten Schleier verstärkt wird. Die jungen Frauen und Mädchen würden uns auslachen, wenn wir ihnen zumuten würden, einmal die Keckkapp aufzusetzen.



Aus dem Kreise Biedentopf, Seifen-Raffau





Mädchen aus der Schwalm, Hessen



Tracht aus Schaumburg-Lippe, östlicher Teil



Büdeburgerin



Das steht der Jugend nicht mehr zu Gesicht, sagen sie, und damit ist jeder Einwand abgeschnitten. Wenn wir in einer Schwäbmer Dorfkirche der Abendmahlsfeier beiwohnen und von der Männerempore aus auf die unten sitzenden Frauen blicken, dann schimmert es von roter und grüner Seide. Die jungen Mädchen tragen rote Kappen, die jungen Bäuerinnen, die noch gefallen wollen, grüne. Alle sind schön bestrickt in breiten Plattstichmustern. Die feierlichen, stumpfarbigen Keckekappen sieht man nur hier und da ganz vereinzelt. Bald werden sie gänzlich verschwunden sein. Und die Kappen machen auch eine fortgesetzte Wandlung durch. Man braucht nur einmal bei einer Kappenmacherin darauf zu achten, was für Bestellungen eingehen. So verschiedenartig die Wünsche auch sein mögen, einer kehrt immer wieder, die Kappe nur recht klein zu machen, denn je kleiner die Haube ist, desto „stolzer“ (feiner) ist sie. Ein einigermaßen voller „Schnaß“ (Zopf) geht schon heute nicht mehr darunter und muß beschnitten werden.

Das Gegenstück zu dieser Entwicklung bietet die bückeburgische Volkstracht. Als in dieser Tracht der bekannte Hut mit den großen, durch Pappe gesteihten Schleifen, den „Duken“, aufkam, war er längst nicht so umfangreich wie heute. Im Bückeburger Museum finden sich noch einige dieser Erstlinge aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Prunksucht, die es der Nachbarin zuzurufen wollte, gab Anlaß dazu, die Schleifen und die Saumbänder immer etwas größer zu nehmen, bis dann schließlich das

Ungetüm fertig war, das keine Steigerung mehr zuließ. Heute kann die Bückeburgerin, wenn sie ihren größten Hut auf hat, den Kopf überhaupt nicht mehr bewegen, sondern muß, wenn sie nach der Seite sehen will, den ganzen Körper herum-drehen.

Eine ganz ähnliche Entwicklung haben die Elsaßschleifen genommen, die auch ursprünglich in Vergleich zu den jetzigen sehr bescheiden waren.

Wie wird sich nun die Weiterentwicklung gestalten? In vielen deutschen Trachtengebieten ist die Haube bereits verschwunden, andere werden folgen. Vorläufig behelfen sich die Frauen und Mädchen, die die Haube abgelegt haben, mit Kopftüchern oder gehen barhäuptig. Aber das kann doch kein Dauerzustand sein. Eine solch günstige Gelegenheit zum Schmuck, wie sie die Kopfbedeckung bietet, wird sich keine nur halbwegs schöne Frau entgehen lassen. Wohl niemals greift sie, wenn sie dies erkannt hat, wieder auf die alte Haube zurück, sondern sie schafft sich einen modernen Hut an. Dazu paßt aber dann die Tracht nicht mehr. Also legt sie die ganze alte Tracht zu der Haube in die Truhe, um sie nie wieder daraußer vorzuholen.

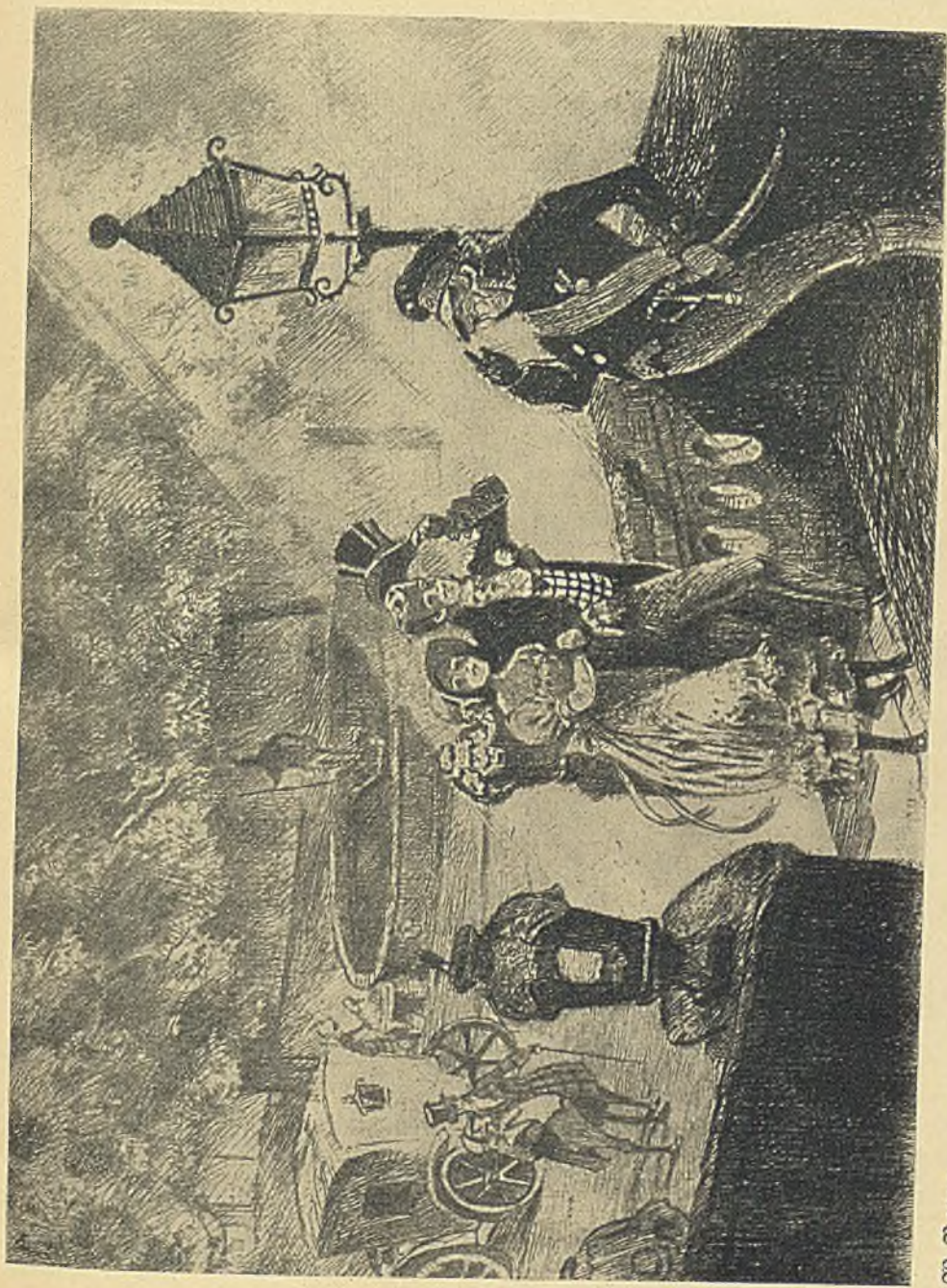
So werden mit der Haube auch die alten Volkstrachten unwiederbringlich dahinschwinden. Die Kriegs- und die Nachkriegszeit hatten eine gewisse Neubelebung der Volkstrachten gebracht. Trotzdem ist zu bezweifeln, daß sich die Volkstracht, dieser sichtbarste Ausdruck echten deutschen Volkstums, noch lange halten wird.

Die Gründe dafür sind nicht nur äußere, indem Ge-



Elsaßerinnen beim Tanz





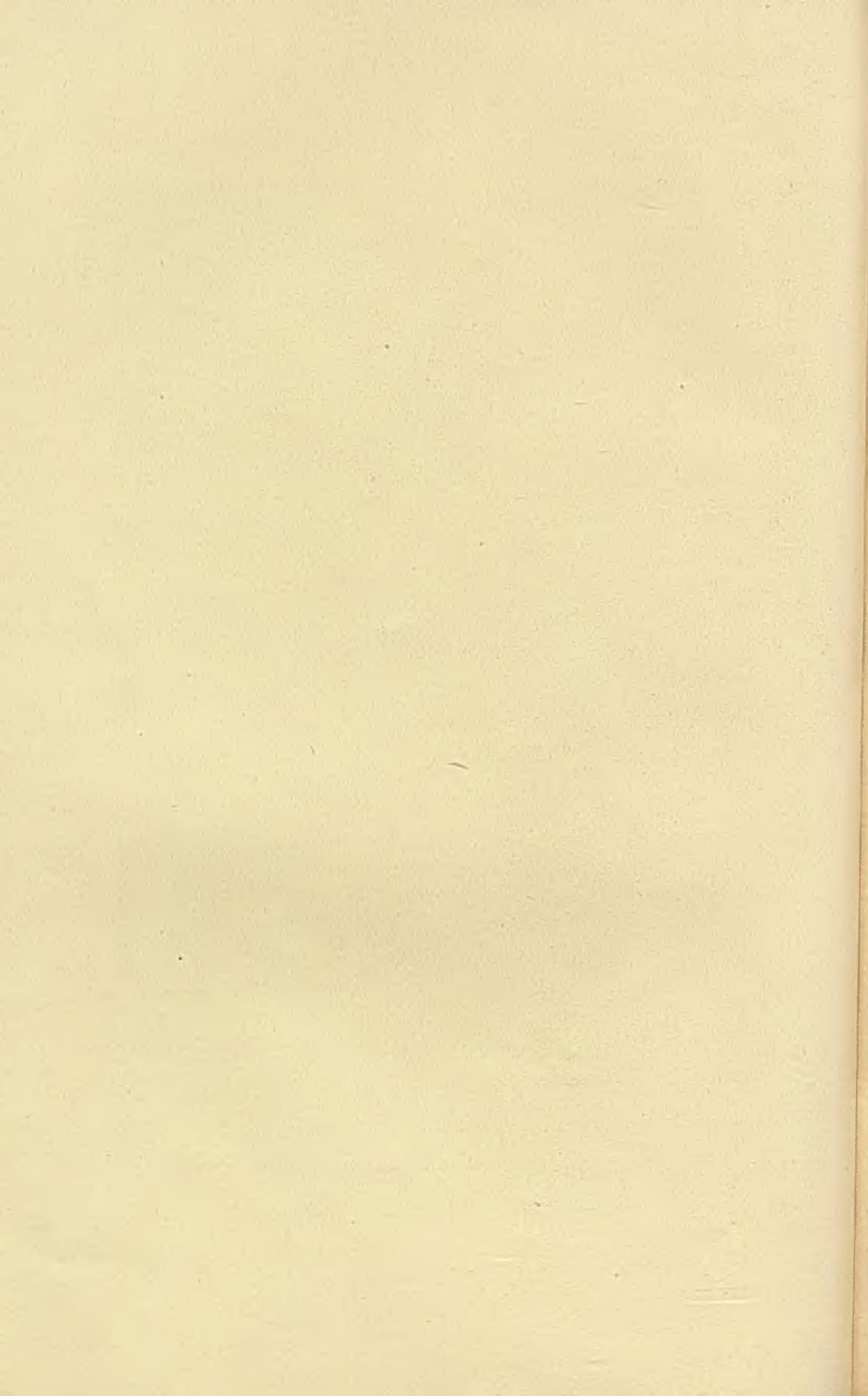
Das Brautpaar

Wartung

W. Bayer









genstand gelegene, sondern weit mehr noch innere. Viele der Volkstrachtenhauben blicken auf eine Lebensdauer von Jahrhunderten zurück. Gewisse Unannehmlichkeiten für die Trägerin haben sie immer gehabt. Aber niemals in der langen Zeit des Bestehens dieser Volkstracht hat die Bäuerin oder das Bauernmädchen den Mut aufgebracht, mit der alten Mode zu brechen. Zu fest war jede einzelne mit der Gesellschaft, in der sie lebte, verbunden, als daß sie es hätte wagen können, sich über die anderen zu erheben und ihre eigenen Wege zu gehen.

Das ist in unserer Zeit anders geworden. Das feste Band, das früher alle zusammenhielt, hat sich ein wenig gelockert. Der Herdengeist, der früher allein maßgebend war, macht ganz all-

mählich einem freieren Persönlichkeitsgefühl Platz, das den Menschen höher bringt auf der Stufenleiter der Kultur. Der tiefste Grund für diese Fortentwicklung liegt unzweifelhaft in dem regen Verkehr, der auch das entfernteste Bauerndorf in seine Kreise zieht, der die Menschen untereinander näher bringt und ihnen die Augen öffnet für die Schönheit der Welt, aber auch für ihre Leiden und Gefahren. An Stelle des Aufgehens in einer kleinen Volkstrachtengemeinde tritt das Zugehörigkeitsgefühl für ein weit größeres Gemeinwesen, den Staat. So mag der Forscher das Schwinden einer Volkstracht bedauern, der Geist, aus dem heraus diese Loslösung erfolgt, ist ein Zeichen der Weiterentwicklung, freilich nicht immer ein erfreuliches.

## Auferstehung

★

Alle stummen Dinge fangen an zu reden,  
Und in jedem fühl' ich eine junge Seele,  
Die sich liebend meiner Seele gibt.

Steine wachen auf aus ihren Träumen,  
Felsen öffnen ihre dunklen Tore.  
Berge wachsen riesengroß und künden  
Auferstehung an — der ganzen Erde.

Wälder tragen weithin diese Botschaft,  
Stürme nehmen sie auf ihre Schultern,  
Wollen sie zum Himmel tragen —

Und ich bin wie eine Sonne  
Endlos allem aufgetan!

Emmy Schnellberett



# Faust und Wagner

Von Dr. Leopold Hirschberg in Berlin

„Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen.“  
(Daja im Nathan.)

Da selbst der flüchtigste Leser, wenn ihm die Überschrift eines Aufsatzes nicht zusagt, doch die ersten Worte desselben gewöhnlich mit einer Art Neugierde betrachtet, so sei ihm sofort gesagt, daß er wenigstens darüber ohne Furcht sein kann, hundertfach Besprochenes und Beleuchtetes in einem neuen Aufguß vorgelegt zu erhalten. Es handelt sich hier also nicht um den trockenen Schleichler, der froh ist, wenn er Regenwürmer findet, und sein Verhältnis zu dem viel und übel berufenen Erzschwarzkünstler, sondern im Gegenteil um einen „Wagner“, dem obige Eigenschaften weniger als irgend einem anderen Menschen zukommen — um Richard Wagner. Es dürfte immerhin Interesse beanspruchen, all die mannigfachen Beziehungen des großen Mannes zu Goethes Werk einmal in übersichtlichem Zusammenhang zu betrachten.

Daß bei einem so befähigten, leidenschaftlichen Knaben wie Richard Wagner eine sehr frühe Beschäftigung mit dem geheimnisreichen Buche, an dem wir alle ja schon als Kinder nippten, einsetzte, ist nicht weiter wunderbar, und wir würden es, selbst wenn er es nicht ausdrücklich in seiner großen Selbstbiographie (XIII, 32\*) hervorhobe, als selbstverständlich hinnehmen können. Doch nicht jeder hatte in seiner Jugend einen so trefflichen, einsichtsvollen Führer wie er in der Person seines Oheims Adolf Wagner, eines tiefbelesenen, gelehrten und literarisch vielfach hervorgetretenen Mannes. Der Knabe nahm dessen ruhige Bemerkung,

daß er den Faust noch nicht verstehen könne, zwar verdrossen, aber gehorsam hin und stand offenbar für einige Zeit von der verbotenen Lektüre ab; aber die Bekanntschaft mit dem originellen Magdeburger Musikdirektor Rielen, der „nur ein Buch: Goethes Faust“ las und alles darin in „verklärende Deutung auf Mozart oder schmähende Beziehung auf Weber“ brachte (XIII, 46), frischte bereits im nächsten Jahr (1829) bei dem Sechzehnjährigen das Gedanke an das noch verschlossene Heiligtum auf. Dazu kam bald darauf die Gelegenheit, das Drama auf der Bühne dargestellt zu sehen; „erregt und tief begeistert“ (XIII, 49) folgte der Jüngling dieser Offenbarung, um von nun an während des ganzen Lebens unaufhörlich von dem erhabnen Werk begleitet zu werden.

Der beste äußere Beweis für dessen vollständige Durchdringung, für die „Imprägnierung mit dem Arom des edelsten Klassikers“ (um mich eines treffenden Ausdrucks des Breslauer's Gottlob Regis zu bedienen) ist die auffallend häufige Anwendung von Zitaten aus dem Faust bei jeder nur irgend denkbaren Gelegenheit. Im großen und ganzen war das Zitieren Wagners Sache nicht; er hat überhaupt nur Dichtungen Goethes und

\*) Sämtliche Zitate beziehen sich auf die erste Original-Ausgabe von Wagners „gesammelten Schriften und Dichtungen“ und zwar: Bb. I—X (Leipzig: Frißsch, 1871—1883, gr. 8°); Bb. XI—XII (Leipzig: Breitkopf u. Härtel, C. F. W. Siegel, fünfte Auflage) gr. 8°; Bb. XIII—XVI (ebenda, Volksausgabe 8°). Die römische Zahl bezeichnet den Band, die arabische die Seite.



Schillers (nicht einmal Shakespeares und Calderons, die er so leidenschaftlich liebte) in seine Schriften eingestreut. Während ich Schiller im ganzen siebenmal zitiert finde, zähle ich 35 Goethezitate, wovon nicht weniger als 32 auf den Faust kommen. Eine systematische Zusammenstellung derselben\*) dürfte wohl nicht verargt werden:

#### Vorspiel auf dem Theater.

1. Die Damen geben sich und ihren Puz zum besten  
Und spielen ohne Gage mit.  
(IX, 235.)
2. Sucht nur die Menschen zu verwirren,  
Sie zu befriedigen ist schwer —  
(X, 101.)
3. Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle  
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.  
(IX, 234.)

#### Prolog im Himmel.

4. Er nennt's Vernunft und braucht's  
allein,  
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.  
(X, 266.)
5. Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.  
(IX, 168.)
6. So menschlich mit dem Teufel selbst zu  
sprechen.  
(IX, 221.)

#### Erster Teil.

7. Habe nun, ach! Philosophie,  
Juristerei und Medizin,  
Und leider auch Theologie!  
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.  
(X, 116.)
8. Es möchte kein Hund so länger leben!  
(X, 271.)
9. Das ist deine Welt! Das heißt eine  
Welt!  
(IX, 355.)
10. Welch Schauspiel! aber ach! ein Schau-  
spiel nur!  
(IX, 89.)
11. Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer  
lehren.  
(IX, 206, 217.)

\*) Bei Wagner finden sich die Zitate vielfach nicht wörtlich, bisweilen nur angedeutet.

12. „Im Anfang war das Wort!“  
„Im Anfang war die Tat!“  
(VI, 390.)
13. Ein Teil von jener Kraft,  
Die stets das Böse will und stets das  
Gute schafft.  
(X, 197, 314.)
14. (Ich bin ein) Teil (des Teils), der An-  
fangs alles war.  
(IX, 362.)
15. Schwindel, ihr dunkeln  
Wühlungen droben!  
Reizender schaue  
Freundlich der blaue  
Aether herein!  
(XII, 80.)
16. Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen  
mögen.  
(IX, 382.)
17. Allein ich will! Das läßt sich hören!  
(X, 167.)
18. Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift..  
(X, 258.)
19. Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;  
Ihr durchstudiert die groß' und kleine  
Welt,  
Um es am Ende gehn zu lassen,  
Wie's Gott gefällt.  
(X, 258.)
20. Grau, teurer Freund, ist alle Theorie..  
(XV, 26.)
21. Eritis sicut Deus, scientes bonum et  
malum.  
(X, 98.)
22. Uns ist ganz kannibalisch wohl,  
Als wie fünfhundert Säuen.  
(X, 263.)
23. Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos..  
(I, 205.)
24. Durch zweier Zeugen Mund  
Wird allerwegs die Wahrheit kund.\*)  
(IV, 224.)

#### Walpurgisnachtstraum.

25. „Fliegenschwanz' und Müdenmaß'  
Mit euren Anverwandten.  
Frosch im Laub und Grill im Gras,  
Ihr seid mir Musikanten!“\*\*)  
(VIII, 325.)

\*) Wagner zitiert: „Durch zweier Zeugen Mund wird (erst) die (volle) Wahrheit kund.“

\*\*) Mit der Bezeichnung: „Motto nach Goethe“ für die Abhandlung „Über das Dirigieren.“ Ich habe hier absichtlich die von Wagner gemachte Änderung notiert.



## Zweiter Teil.

26. Erscheint das Gold als der Anschub würgende Dämon der Menschheit, so läßt unser größter Dichter die Erfindung des Papiergeldes als einen Teufels-  
spuk vor sich gehen.\*)  
(X, 343.)
27. Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.  
(IX, 223.)
28. Wie Mephistopheles dem als Gewölz dahinschwebenden Zauber mantel Helenas nachsieht.\*\*)  
(VIII, 101.)
29. (Da findest du zu jeder Zeit Gewiß) Gestand und Tätigkeit.  
(X, 31.)
30. (Ich sage Frau'n; denn ein für allemal Denk' ich die Schönen im Plural.  
(VIII, 410.)
31. Sie ließen aus der Höhe sich die Rosen streuen, welche die erlösende Engelschar Fausts als Liebesflammen auf die beschwänzten Dick- und Dünnteufler vom kurzen, geraden und langen krummen Horne herabflattern läßt; leider erweckten sie ihnen aber nur das widerliche Gelüste, das Mephistopheles unter ihrem Brennen empfand, — nicht Liebe.\*\*\*)  
(IV, 80.)
32. Alles Vergängliche  
Ist nur ein Gleichnis.  
(IX, 150.)  
.....  
Das Ewig-Weibliche  
Zieht uns hinan.  
(IX, 150; IV, 80.)

## 2.

In dieser stattlichen Gese — aus deren Blüten man das Unmittelbare der Empfindung Wagners insofern unschwer erkennt, als sie ohne Zuhilfenahme der Dichtung jedesmal frei aus dem Gedächtnis und darum meist nicht wörtlich niedergeschrieben wurden — ist eine beträchtliche Zahl anderer vom Meister verwerteter Fauststellen nicht enthalten. Wie allbekannt, hat Wagner

\*) Immerhin ein Zitat.

\*\*) Desgleichen.

\*\*\*) Desgleichen.

die Neunte Symphonie Beethovens, den der Faust „stets gewaltig fesselte“ (IX, 115), in ihren einzelnen Phasen und Sätzen mit Worten des Faust erklärt (II, 75 ff.), klugerweise aber jedem Einwand der „Gelehrten“, die ein solches Vorgehen als „unwissenschaftlich“ zu erklären schnell bei der Hand sind, die Spitze abgebrochen:

Wir glauben uns hier auch nur bedeutungsweise der Lösung einer unerreichten Aufgabe selbst dadurch zu nähern, daß wir Worte unseres großen Dichters Goethe zu Hilfe nehmen, die, wenn sie auch keineswegs mit Beethovens Werke in einem unmittelbaren Zusammenhange stehen und auf keine Weise die Bedeutung seiner rein musikalischen Schöpfung irgendwie durchdringend zu bezeichnen vermögen, dennoch die ihr zugrunde liegenden höheren menschlichen Seelenstimmungen so erhaben ausdrücken, daß man im schlimmsten Falle des Unvermögens eines weiteren Verständnisses sich wohl mit der Festhaltung dieser Stimmungen begnügen dürfte, um wenigstens nicht gänzlich ohne Ergreifenheit von der Anhörung des Musikwerkes scheiden zu müssen.

So findet er als Deutung für den Sinn des großen Hauptthemas im ersten Satz Faustens „Entbehren sollst du, sollst entbehren“, und für den „anhaltenden Zustand gänzlicher Freudelosigkeit“, wie er sich im weiteren Verlauf dieses Satzes kundgibt, die Stelle: „Nur mit Entsetzen wach' ich morgens auf“ usw. Die wilde Lust, den betäubenden Taumel des zweiten Satzes identifiziert er zunächst mit:

Von Freude sei nicht mehr die Rede,  
Dem Taumel weih' ich mich, dem  
schmerzlichsten Genuß! usw.

während er in der „Nauvität“ und „selbstzufriedenen Heiterkeit“, wie sie in der Fortführung erscheint, ein Analogon in Mephistos „Dem Volke hier wird jeder Tag zum Fest“ usw. findet. Die verschiedenen Episoden des Adagio werden nacheinander durch: „Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Ruß“ . . . „Ein unbegreiflich holdes Sehnen“ . . .



„Was sucht ihr, mächtig und gelind . . .“  
und:

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder,  
Die Träne quillt, die Erde hat mich  
wieder

allegorisiert. In dem „grelle Aufschrei“ beim Übergang zum letzten Satz endlich erkennt er: „Aber ach! schon süß! ich bei dem besten Willen . . .“ wieder.

Man mag über diese Deutungen denken, wie man will — Eines wird sich nicht verkennen lassen: daß der reisende Meister\*) sich für den Faust den Enthusiasmus seines Knaben- und Jünglingsalters bewahrt hatte und ihn vertiefte. Sie vermitteln aber außerdem den Übergang zu einer kurzen Betrachtung von Wagners, in viele Schriften eingewebten Ansichten über das Wesen des Faust-Dramas selbst.

### 3.

Von der näheren Erörterung eines förmlich verzückten Ausrufs über den Ewigkeitswert der Dichtung (XII, 337), oder des Vergleichs der „ohne Musik vereinsamten Dichtkunst“ mit einem „weiblichen Faust, der über Staub und Mottenfraß hinweg aus dem unbefriedigenden Weben und Kreuzen der Gedanken, aus der ewigen Marter der Vorstellung und Einbildung in das wirkliche Leben hinaus sich sehnte“ (III, 126) können wir Abstand nehmen. Interessant aber ist der am Schluß des „Beethoven“ (IX, 148 f.) aufgestellte Parallelismus mit dem Wilhelm Meister:

Wir wissen, daß die Konzeption des „Faust“ und des „Wilhelm Meister“ ganz in die gleiche Zeit des ersten übervollen Erblühens des Goetheschen Dichtergenies fällt. Die tiefe Inbrunst des ihn erfüllenden Gedankens drängte ihn zunächst zu der Ausführung der ersten Anfänge des „Faust“: wie vor dem Übermaße der eigenen Konzeption erschreckt, wendete er sich von dem

gewaltigen Vorhaben zu der beruhigenderen Form der Auffassung des Problems im „Wilhelm Meister“. In der Reise des Mannesalters führte er diesen leicht fließenden Roman auch aus . . . Es scheint, daß Schiller von dem letzten Buche des „Wilhelm Meister“ empört war; doch wußte er wohl dem großen Freunde aus seiner seltsamen Verirrung nicht zu helfen . . . Nur Goethe selbst konnte sich aus ihr erwecken; und — er erwachte: denn im höchsten Alter vollendete er seinen „Faust“. Was ihn je zerstreute, faßt er hier in ein Urbild aller Schönheit zusammen: Helena selbst, das ganze, volle, antike Ideal, beschwört er aus dem Schattenreich herauf und vermählt sie seinem Faust. Aber der Schatten ist nicht fest zu bannen; er verflüchtigt sich zum davonschwebenden schönen Gewölke, dem Faust in sinniger, doch schmerzloser Wehmut nachblickt. Nur Gretchen konnte ihn erlösen: aus der Welt der Seligen reicht die früh Geopferte, unbeachtet in seinem tiefsten Innern ewig innig Fortlebende, ihm die Hand. Und dürfen wir dem tiefsten Dichterverke eine Deutung für uns zu geben versuchen, so verstehen wir unter dem: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ — den Geist der bildenden Kunst, der Goethe so lange und vorzüglich nachstrebte, unter dem „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ aber den Geist der Musik, der aus des Dichters tiefstem Bewußtsein sich empor-schwang, nun über ihm schwebt, und ihn den Weg der Erlösung geleitet.

Schon in „Oper und Drama“ (IV, 34) hatte Wagner die Bedeutung der Helena-Gestalt kurz gestreift, indem er sie zum Vergleich mit der von Schiller in der „Braut von Messina“ erstrebten „Vermittelung zwischen der Antike und dem modernen Verstandnisse“ heranzieht. In „Deutsche Kunst und Deutsche Politik“ (VIII, 49) ruft er begeistert aus:

Heil dir, Goethe, der du die Helena dem Faust, das griechische Ideal dem deutschen Geiste vermählen konntest!

Ebenselbst (VIII, 100) gibt er dem „Ewig-Weiblichen“ noch eine tiefere Bedeutung, indem er die Entwicklung des „adelig ruhigen Ganges“ Goethes vom Götz über Egmont und Tasso bis

\*) Die Erklärung stammt aus seinem 33. Lebensjahr (1846).



zum Faust verfolgt, die den Dichter schließlich zur Erkenntnis dieses „erhabenen Mysteriums“ führt, „des unvergänglichen Gleichnisses, welches, sollte einst die Religion von der Erde verschwunden sein, das Wissen ihrer göttlichsten Schönheit uns ewig erhalten würde, so lange Goethes Faust nicht verloren ging“. Er zeigt ferner (VIII, 130) den Gegensatz deutschen Sinnes gegenüber der Frivolität der „französischen und italienischen Presse“ darin, daß „der größte deutsche Dichter sein größtes Gedicht mit der beseligenden Anbetung der Mater gloriosa, als höchsten Ideales des fleckenlos Reinen beschloß“.

Auch über den Faust als Bühnenwerk hören wir gar mancherlei Tiefgründiges von Wagner, der, als eines der größten dramatischen Genies, wohl an erster Stelle zu einem solchen Urteil befähigt und berufen war. Im zweiten Teil von „Oper und Drama“ (IV, 28) bespricht er mit kurzen und treffenden Worten Goethes Werdegang als Dramatiker: in dem „vollblütig germanischen Ritterroman“ des Völs sei das Shakespearesche Verfahren ganz getreu befolgt, indem der Roman mit allen seinen ausführlichen Zügen „für die Bühne übersezt“ war; dann folgte eine Reihe „bürgerlicher Romanstoffe“, die im Egmont durch Verwebung weitverzweigter historischer Momente ihren Höhepunkt erreichte. „Aus dieser Beschränkung erlöste sich Goethe aber zu fesselloster Freiheit durch gänzlich Aufgeben des wirklichen Bühnendramas“, indem er im Faust zum ersten Male mit vollem Bewußtsein den „Grundton des eigentlichen poetischen Elements der Gegenwart, das Drängen des Gedankens in die Wirklichkeit“, anschlug. Er war so weit gelangt, daß ihn das Drama als „vollendetste Gattung der Dichtkunst“ reizte, und zwar „durch Betrachtung desselben in

feiner vollendetsten künstlerischen Form“. Nachdrücklichst betont Wagner auch (IX, 258), daß ein Puppenspiel Goethe seinen Faust eingegeben habe.

Indem er diesen Gedankengang in einem späteren Werke: „Deutsche Kunst und Deutsche Politik“ (VIII, 115) wieder aufnimmt, mußte er natürlicherweise zu dem Ergebnis kommen, daß der Faust kein Bühnenwerk ist. Den schwungvollen, feurigen Worten:

Aus den grundlosen Tiefen der sinnlich-übersinnlichen Sehnsucht schwang Goethe sich bis auf die heiligmystische Bergeshöhe, von welcher er in die Glorie der Welt-erlösung blickte. Mit diesem Blicke, den kein Schwärmer je inniger und weisevoller in jenes unmaßbare Land werfen konnte, schied der Dichter von uns, und hinterließ uns im „Faust“ sein Testament

stellt er die „Niederträchtigkeit“ des Theaters entgegen, die durch die Auf-führung das edle Werk verstümmelte und unerkennbar, das Gretchen aber zu einer „guten Rolle“ machte. Den gleichen Gedanken rückt er in der Schrift „Über das Dichten und Componieren“ (X, 191) in ein neues Licht:

Was Cervantes als Don Quixote und Sancho Panza erleben hatte, ging Goethes tiefem Weltblicke als Faust und Mephistopheles auf; und diese von ihm eigenst erlebten Gesalten geleiten nun den suchenden Künstler als zu lösendes Rätsel eines unsäglichen Dichtertraumes, das er, ganz unkünstlerisch, aber durchaus wahrhaftig, in einem unmöglichen Drama bewältigen zu müssen glaubte.

Und so steht die nachdrückliche Lehre, die er „Schauspielern und Sängern“ (IX, 221) in gesperrter Schrift gibt:

Ich zeige in Goethes Faust unseren deutschen Schauspielern ein Stück von allerhöchstem dichterischem Werte, in welchem sie dennoch jede Rolle richtig zu geben und jede Rede richtig zu sprechen ganz von Natur befähigt sein müssen, wenn sie überhaupt irgendwelche Begabung für das Theater aufzuweisen haben



nur in scheinbarem Widerspruch mit den vorher geäußerten Ansichten. Der Faust gehört zwar in jedem seiner Züge dem „originalen deutschen Theater“ innig an und ist aus ihm entsprungen und konnte doch nicht für unsere Bühne geschrieben werden (IX, 220). „Weil das deutsche Theater selbst die Originalität seiner Ausbildung schmählich aufgegeben hat“, ist er theatralisch unausführbar (IX, 255). Wagner schrieb dies zu einer Zeit (1872), in der das deutsche Theater sich allerdings in einer schmählichen Verrottung befand; aber ich glaube, daß er selbst heute nicht sein Verlangen: „dieses deutscheste aller Dramen vollständig richtig zur Darstellung gebracht“ erfüllt sehen würde. Der Traum des Idealisten gipfelt in den Worten:

Wir würden dann erkennen, daß kein Theaterstück der Welt eine solche szenische Kraft und Anschaulichkeit aufweist als gerade der immer noch ebenso verfehlte als unverstandene zweite Teil der Tragödie. Und dieses Werk, welches in dem plastischen Geiste des deutschen Theaters wurzelt wie kein anderes, mußte von dem Dichter wie in die leere Luft geschrieben werden.

## 4.

Weit weniger als über die Natur des Dramas erfahren wir merkwürdigerweise von den zahllosen Faust-Musiken aus den Schriften des Meisters. Radziwills Werk mag ihm zu bedeutungslos erschienen sein, um Worte über die Arbeit eines begabten Dilettanten zu verlieren. Robert Schumanns Tonichtung aber nur einmal ganz kurz und beiläufig mit dem Prädikat „schwülstig“ zu belegen (X, 136), ist natürlich vollkommen unberechtigt; und so möge diese Äußerung auch nur der Vollständigkeit halber und ohne Beistimmung registriert sein. Aber Franz Liszts geniale Faust-Symphonie (in ihrer ursprünglichen Gestalt) mit ihren drei Teilen „Faust, Mephistopheles,

Gretchen“ äußert er sich allgemein an einigen Stellen (V, 249; X, 136; XV, 63), etwas ausführlicher und sehr charakteristisch über die spätere Fassung (XV, 120):

Wenn mich etwas von der meisterlichen poetischen Konzeptionskraft des Musikers überzeugt hatte, so war es der ursprüngliche Schluß der Faust-Symphonie, welcher zart und duftig mit einer leichten, alles bewältigenden Erinnerung an Gretchen, ohne alle gewalttame Aufmerksamkeitserregung, gegeben war... Desto größer jedoch war mein Leid, später erfahren zu müssen, daß... der von mir so besonders dankbar empfundene zarte Schluß des „Faust“ in einer mehr auf das Prunkende hinauslaufenden Weise, durch den Eintritt von Chören\*), umgeändert wurde. Da lag denn mein ganzes Verhältnis zu Liszt und seiner Freundin Caroline von Wittgenstein ausgedrückt!

Die Fürstin war es, die Liszt bestimmt hatte, solche „Verbesserungen“ sowohl in der Dante- wie in der Faust-Symphonie zu machen.

Keine Gelegenheit aber läßt Wagner vorübergehen, ohne seiner Empörung über das Machwerk des „seichten“ (X, 136) Gounod Worte zu verleihen. Am ausführlichsten in „Deutsche Kunst und Deutsche Politik“ (VIII, 117):

Was sollte man machen? Mit dem „Faust“ ging es nicht mehr. Da hilft denn wieder\*\*) ein Pariser Komponist: ohne allen Ehrgeiz geht er daran, das Goethesche Gedicht in den für sein Boulevard-Publikum nötigen Effektjargon übersetzen zu lassen; ein widerliches, süßlich, gemeines, loretenhaft affektiertes Machwerk, mit der Musik eines untergeordneten Talentes, das es zu etwas bringen möchte und in der Angst nach jedem Mittel dazu greift. Wer in Paris einer Aufführung davon beiwohnte, erklärte, diesmal sei es doch unmöglich, mit dieser Oper in Deutschland das zu wiederholen, was seinerzeit dort mit Rossinis „Tell“ erlebt wurde.

\*) „Alles Vergängliche.“

\*\*) Vorher hatte Rossini Schillers „Tell“ für die deutsche Bühne — gerettet.



Selbst der Komponist, der eben nur seinem bestimmten Publikum, dort am Boulevard du temple, einen Succès hatte abgewinnen wollen, war fern von der Annahme, mit dieser Arbeit sich in Deutschland zeigen zu dürfen. Aber es kam anders. Wie ein Wonne-Evangelium durchschwelgte nun endlich auch der „Faust“ das Herz des deutschen Theaterpublikums, und in jeder Hinsicht fanden Gescheite und Toren, daß es doch eigentlich etwas Rechtes damit sei.

In der Tat scheinen diese Worte in den Wind gesprochen zu sein. Heute — selbst in Zeiten so gesteigerten Nationalgefühls — wiederholt sich daselbe wie vor 60 Jahren. Man gibt nach wie vor Gounods Faust, hat sich dazu noch außerdem eine „Mignon“, einen „Werther“ und wer weiß was noch alles aus dem feindlichen Ausland verschrieben und führt diese Scheußlichkeiten immer wieder auf. Als ich vor Jahren in einem Aufsatz über Webers ungedruckte Bühnenmusiken ähnliches auszusprechen wagte\*), erhielt ich natürlich sofort eine „Entgegnung“. Ich wage nicht zu denken, was mir hätte geschehen können, wenn ich mir erlaubt hätte, meine Aussprüche in der Schärfe Wagners zu tun, der in seinem „Bericht über eine in München zu errichtende deutsche Musikschule“ (VIII, 206) seine eben gegebenen Äußerungen noch überbietet:

Wenn ein deutsches Mädchen heute bei der Vorstellung der entstellendsten Farce, die wohl je einem edlen deutschen Dichtergebilde als parodistisches Gewand umgeworfen ist, bei der Aufführung der Gounodschen Pariser Boulevard-Oper „Faust“ in Tränen ausbricht, so kommt dem gebildeteren Beobachter fast ein ähnlicher Jammer an, wie dem Goetheschen Faust bei seinem Eintritt in den Kerker: er ist erkaut, wie das Gefühl für das Echte und Wahre so wunderbar irrefleitet und gemißbraucht werden kann,

\*) Im „Zeitgeist“ 1916, Nr. 22 u. 23. Die „Entgegnung“ erfolgte ein paar Nummern später; es wurde mir versagt, sie zu beantworten.

daß hier nicht ästhetischer Eitel sofort vor der Verzerrung und Lüge zurückschreckt. Dennoch fließen diese Tränen des deutschen Mädchens aus einem Quell der Empfindung, der nicht urverschieden von dem Borne sein muß, aus welchem der große Dichter selbst die Begeisterung zu seinem Gretchen schöpfte.

Ähnlich heißt es in der Abhandlung „Über die Bestimmung der Oper“ (IX, 163):

Unwiderleglich erschen wir, daß das Publikum von dem sonderbaren Bemühen unserer Schauspieler, mit dem Monologe unseres „Faust“ es zu etwas zu bringen, der Arie des Herrn Gounod mit dem Thema über die Freuden der Jugendlichkeit sich zuwendete und hier applaudierte, wo es dort zu nichts Rechtem kommen wollte.

Aber auch poetisch läßt Wagner seiner Satire die Zügel schießen; „Victor Hugo“ hält am Schluß des Lustspiels „Eine Kapitulation“ (IX, 49) dem deutschen Volke folgende köstliche Kapuzinerpredigt:

Und du? Peuple do penseurs?  
Was schaffst du dir solche malheurs?  
Seid ihr schwülstig und degoutant,  
Wir machen euch hier elegant.  
Wer sünd euren „Faust“ appetitlich?  
Gounod erst machte ihn niedlich:  
Don Carlos und Wilhelm Tell,  
Denen gerbten wir erst das Fell.  
Was wüthet ihr von Mignon,  
Machten wir nicht dazu Mirliton?\*)

Etwas haben sich die Zeiten ja geändert, aber nicht viel. Von dem Publikum, das den Tannhäuser nicht „als bescheidenen Abendstern neben der Sonne des Gounodschen Faust“ (X, 134) bestehen ließ, sondern ihn auspfliff, gilt auch heute noch Goethes:

Die Franzosen verstehen uns nicht,  
Dum sagt man ihnen deutsch ins Gesicht,  
Was ihnen wär' verdrießlich gewesen,  
Hätten sie's französisch gelesen.

\*) In der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ (1909, Heft 11) habe ich in der Arbeit „Goethe-Übersetzungen vor hundert Jahren“ von einer in „Fanfan“ verwandelten Mignon berichtet.



Hiermit deckt sich die lustige Schilderung des „Seelenleugners“ in den „Pariser Fatalitäten für Deutsche“ (XII, 54), der jeden Sou spart, um sein „Hauptvorhaben“ durchsetzen zu können: „den Franzosen Goethes Faust zu erklären“. Daß Wagner das Verständnis dieser Nation, wo er es wirklich findet, natürlich freudig anerkennt, geht aus der Mitteilung (XV, 255) hervor, die er von der Faust-Übersetzung des Prinzen Polignac macht. Aber wir Deutsche? Wir verstehen die Franzosen, ohne daß sie es uns französisch zu sagen brauchen, leider zu gut; so gut, daß wir des Meisters Worte (I, 297) in „Le Freischütz“ vor 77 Jahren gänzlich vergessen haben:

Wollt Ihr einmal in Kriegzeiten an den Franzosen Rache nehmen, so könnt Ihr sie nicht empfindlicher bestrafen, als wenn Ihr ihnen die Emittäre ihres heiligen Geistes eines schönen Tages mit Extrapost zurückschicktet. Seid sicher, sollten die Franzosen gezwungen sein, den Predigten dieser begeisterten Lehrer wieder zuzuhören, so stürben sie vor Langeweile, denn vor allen Dingen sind die Franzosen ein geistreiches Volk und hassen nichts mit so glühender Erbitterung als das Ennui.

## 5.

Erstaunlich, ja befremdend wäre es, wenn ein derartiges Aufgehen in der Faust-Dichtung nicht schon frühzeitig in Richard Wagner das Verlangen geboren hätte, sich dem verehrten Werk auch selbständig in Tönen zu nahen. Ein kleiner versteckter Satz der großen Selbstbiographie (XIII, 74):

Zwar wurden von mir jetzt noch Kompositionen zum Goetheschen „Faust“ entworfen, von denen einige sich bis heute bei mir erhalten haben; doch schwemmte bald das nun eintretende wüste Studentenleben auch den letzten Ernst für musikalische Arbeit in mir hinweg

ließ nichts Tröstliches für die Errettung dieser Jugendversuche erwarten, zumal wenn man das ungeheuer bewegte

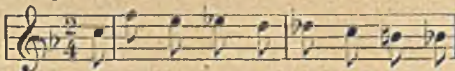
und wechselvolle spätere Leben des Meisters in Anschlag brachte. Glücklicherweise haben sich diese Befürchtungen als grundlos erwiesen; denn die kurz vor dem Krieg einsetzende große Gesamtausgabe (Breitkopf und Härtel) brachte auch die „Sieben Kompositionen zu Goethes Faust von Richard Wagner Op. 5“ ans Licht.

Sie sind 1832 in Leipzig entstanden und können als das den Manen Goethes dargebrachte Totenopfer des neunzehnjährigen Jünglings gelten. Welch seltsame Übereinstimmung im Goetheschaffen Beethovens und Wagners! Auch Beethoven hat sein erstes Goethe-Werk (das Marmotte-Lied aus dem „Jahrmarttsfest zu Plundersweiler“) als Neunzehnjähriger gebildet. Und doch wieder welcher Unterschied! Bei Beethoven waren schon mehrere Liedchen dem Goethe-Scherz vorangegangen; bei Wagner sind die Faust-Kompositionen sicherlich seine ersten Versuche in der Gesangsmusik gewesen, da als Op. 1 die seinem Lehrer gewidmete Klaviersonate erschienen war, während eine vierhändige Polonaise und zwei Konzert-Duvertüren die Opuszahlen 2, 3 und 4 tragen. Dazu kommt aber noch eins. Schon frühzeitig war in Wagners Innern die Erkenntnis seines Berufes als Dichter-Musiker aufgegangen, wobei das Drama stets im Vordergrund dieses Erkenntnisses stand. Der junge, werdende Künstler konnte, wenn er sich zur Betönmung anderer als eigener Worte entschloß, eigentlich keinen anderen erwähnen als seinen Abgott Goethe und dessen erhabenstes Drama.

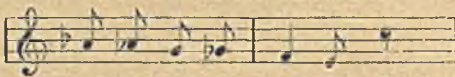
Eine scharfe Kritik an diesem Erstlingswerk üben zu wollen, wird keinem Vernünftigen beifallen. Die Lieder müssen uns als das gelten, was sie sind: die rührende Huldigung eines kaum aus den Knabenjahren getretenen Werden- den an einen erhabenen, verehrten



Genius. Eine Beurteilung zu scheuen aber brauchen sie ganz und gar nicht, indem einige ihren speziellen Zweck — den ihrer Verwendbarkeit für die Bühnendarstellung — sogar weit besser erfüllen, als beispielsweise die nach altem Schlandrian noch immer vorzugsweise verwendeten Stücke des Fürsten Radziwill („Piccolomini“ hätte ich beinahe mit dem berebten Augenaufschlag Ottavios gesagt). An dem ersten „Lied der Soldaten“ ist auch nicht das geringste auszusuchen; wenn es „marschmäßig“ in dem freudigen B-dur und dem festen  $\frac{2}{4}$ -Takt daher stolziert, so werden alle Mädchenherzen in schnellerem Rhythmus schlagen und ihre „stolzen, höhrenden Sinne“ verlieren. Recht bedeutend sogar und charakteristisch ist das zweite Lied „Bauern unter der Linde“, zweifellos das beste der ganzen Reihe. Hier zeigt sich bereits der sicher und plastisch gestaltende, geborene Dramatiker, indem er den Soloabschnitt jeder Strophe von zwei Stimmen (Tenor und Sopran) ausführen läßt und so den „Schäfer“ und die „Dirne“ gleichsam leibhaftig vorführt. In der letzten Strophe ist die ganz plötzlich und über raschend auftretende chromatische Wendung:



Wie man-cher hat nicht sei-ne Braut be-



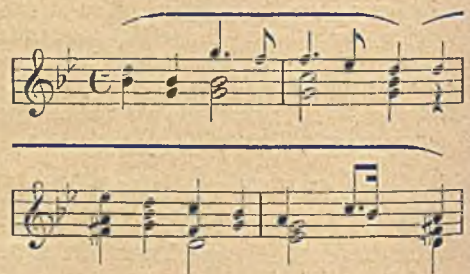
lo-gen und be-izo-gen!

höchst köstlich und genial. „Branders Lied“ (mäßig geschwind, D-dur,  $\frac{2}{4}$ ) und „Lied des Mephistopheles“ (mit affektiertem Pathos, G-dur,  $\frac{2}{4}$ ) sind ohne Besonderheiten, aber lustig gemacht; in letzterem tut es ordentlich wohl, daß der Tonsetzer von einer musikalischen Malerei des Knickens und Erstickens Abstand nahm und nur durch

einen immer wiederkehrenden, wild rollenden Gang:



das Dämonische in dem Charakter des Vortragenden hervorhebt. Mit dem teuflisch gedehnten „Lied des Mephistopheles“ (mäßig geschwind, G-moll,  $\frac{2}{4}$ ), dessen Begleitung den Zitherklang nachahmt, schließt die Reihe der Gesänge, soweit sie von Goethe selbst für die Musik bestimmt sind. Von den nun noch folgenden beiden Gretchen-Monologen: „Meine Ruh ist hin“ und „Ach neige“ bewegt sich jenes „leidenschaftlich, doch nicht zu schnell“ im  $\frac{6}{8}$ -Takt und G-moll, während dieses (nicht schnell, doch sehr bewegt, G-moll,  $\frac{4}{4}$ ) ein ganz ergreifendes Melodram darstellt. Der junge Dramatiker sagte sich, daß Gretchen in einem solchen Seelenzustand natürlich nicht singen könne (ganz abgesehen davon, daß auch der Dichter nicht im entferntesten eine solche Unmöglichkeit in Betracht zog), daß aber die Mitwirkung der Musik — als Ausdrucksmittel des Unaus-sprechbaren — die Wirkung bedeutend erhöhen müsse. So läßt er denn als Begleitung der gesprochenen Worte eine unsäglich klagende, glühend sehnsüchtige Melodie ertönen:





die bei: „Hilf! Rette mich vor Schmach und Tod!“ vorübergehend zu einem entsezensvollen Aufschrei erstarrt. Ganz ähnlich hat einige Jahre später (1835) Karl Voewe empfunden, der als Begleitung die „Orgel im fernen Dom“ und bei dem Aufschrei die „Kirchentür sich öffnend und schließend“ dachte. Auch hier berührt wieder die unbewußte Übereinstimmung in der Ton- und Taktart-Empfindung höchst merkwürdig; denn Voewe hat ebenfalls G-moll und  $\frac{1}{4}$ -Takt gewählt.

Wagners letztes und größtes Opfer auf dem Altar seiner Faust-Verehrung ist die Faust-Duvertüre, die nach des Meisters eigener Angabe (I, 19) im Winter 1839/40 in Paris geschaffen ward. Trotzdem an mehreren Stellen der Selbstbiographie bedeutungsvolle Äußerungen über das Werk fallen, wird es doch höchst seltsamer Weise von eigentlich allen Biographen, vornehmlich Chamberlain, gänzlich unbeachtet gelassen; man ist deshalb zu der Annahme gezwungen, daß diese Forscher dem Werke für die innere, künstlerische Entwicklung Wagners keinerlei Wert beimessen. Wie falsch diese Vernachlässigung ist, erweist eine ernsthafte Prüfung; hier sei nur zunächst auf ein Seitenstück dazu in der Reihe der Werke des Meisters hingewiesen, das bisher ganz ähnlich in tiefem Dunkel stand und dessen Bedeutung ich in einer ausführlichen Abhandlung klarzulegen versuchte: „Das Liebesmahl der Apostel.“\*)

Schon ein flüchtiger Blick auf die „chronologische Tafel zur summarischen Übersicht von Richard Wagners Lebensgang“, wie sie Chamberlain in seinem bekannten Buch gibt, wobei für das

\*) Vergl. meine Arbeit: „Zwei deutsche Musikdramen aus der Apostelgeschichte. Ein Pfingstgruß der Zukunft.“ (Allgem. Musik-Zeitung, 1917, Nr. 22).

Jahr 1839 nur „Ankunft in Paris am 18. September“ und für 1840 das Erscheinen einzelner Novellen notiert wird, muß stußig machen. Denn sofort zeigt sich vor dem geistigen Auge eines jeden nur einigermaßen mit dieser Lebensgeschichte Vertrauten das schreckliche Elend und die Kette der Enttäuschungen, die der Meister tragen mußte.\*) Diese geben sich in einer weiteren Chamberlainschen Tabelle („Übersicht der Werke Richard Wagners“) auf das kraßeste kund: „Les deux Grenadiers“ (französischer Text nach Heine); „Dors mon enfant“ (Text von Victor Hugo); „Attente“ (Text von demselben); „Mignonne“ (Text von Ronsard); „Les adieux de Maria Stuart“\*\*) und plötzlich: „Faust-Duvertüre.“ Ist das nicht der erschütternde Erlösungsschrei einer bis ins innerste Lebensmark zerquälten Künstlerseele? Nicht ein Bekenntnis, wie es persönlicher kaum zu erdenken ist? Was bedarf es da überhaupt noch der ausdrücklichen Versicherung des Meisters (XIII, 237), daß er in diesem Jammer etwas schaffen mußte, was ihm „innerlich Genugtuung geben“ sollte? So groß war seine „innige Sehnsucht“, daß er ursprünglich eine ganze „Faust-Symphonie“ beabsichtigte, deren zweiten Satz „Gretchen“ er „ebenfalls im Kopfe trug“. Wir erfahren weiter, daß er die Duvertüre fünfzehn Jahre

\*) In einem Briefe an Meyerbeer vom Dezember 1839 heißt es: „Mit Ihrer Abreise von Paris hat für mich eine Leidenszeit begonnen, die, wenn ich erst erstaunlich berühmt geworden, woran ich gar nicht zweifle, dereinst von den ersten Poeten in 24 bis 48 Gesängen besungen werden wird. Die Duvertüre zu ‚Faust‘ komponierte ich in meiner Herzensangst unter sehr vielen Zahnschmerzen.“

\*\*) Von der „Anfertigung von Melodienarrangements aus beliebigen Opern für das Cornet à pistons“ (IV, 323) soll gar nicht geredet werden.



später „infolge sinniger Andeutungen und Wünsche Liszts in einigen Teilen umarbeitete“ und wiederholt zur Auf-  
führung brachte. So etwas vollführt ein Genius doch nur, wenn er mit den innersten Fasern seines Herzens an einem lange entrückten Werk hängt. Das tat Beethoven mit seiner Leonoren-, das tat Wagner mit seiner Faust-Duvertüre.

Kurze Zeit nach ihrer Vollendung (in der ersten Fassung) wurde die Dichtung des „fliegenden Holländer“ entworfen, von der Wagner klar und deutlich sagt (IV, 328): „Von hier an beginnt meine Laufbahn als Dichter, mit der ich die des Verfertigers von Operntexten verließ.“ Die Faust-Duvertüre brachte dem Künstler also nicht bloß die notwendige innere Befreiung, sondern sie weihte ihn buchstäblich zu seinem wirklichen Beruf. Zwar wurde noch die bereits weit vorgeschrittene Musik des „Rienzi“ — des letzten Opers — „Textes“ — vollendet; die erhabene Weihe zum Dichter, die er Goethe und Faust verdankte, aber konnte dies letzte, einer innerlich überwundenen Periode dargebrachte Opfer nimmernicht tilgen.

Kann somit über die grundlegende Bedeutung der Faust-Duvertüre für Richard Wagners Entwicklungsgang auch nicht mehr der geringste Zweifel obwalten, so wollen wir noch kurz das „historische“ Schicksal des Werkes berühren, bevor wir zur Besprechung der Musik selbst übergehen. Es war ein ganz natürliches Verlangen des jungen Musikers, das von ihm geschaffene Tongemälde durch ein gutes Orchester ausgeführt zu hören, und wir lesen in der ein Vierteljahrhundert später aufgesetzten Selbstbiographie (XIII, 238):

Damals hegte ich den Ehrgeiz, eine so beschaffene Komposition von dem Orchester des Conservatoire für eines seiner Konzerte angenommen zu sehen, erfuhr jedoch, daß man dort der Meinung war, mir

bereits genug Aufmerksamkeit erwiesen zu haben, und für einige Zeit mich los zu sein wünschte.

Nach der betreffende Brief an den Vorstand der Conservatoire-Konzerte hat sich erhalten, und er sei der Vollständigkeit halber hier eingereiht:

Messieurs. Déjà uno fois il m'était donné l'année passé, d'entendre exécuter dans répétitions de vos concerts un de mes ouvrages\*); charmé de l'indulgentie bienveillance, dont vous alors m'honoriez, ainsi qu'inspiré par le vivè désir de vous pouvoir offrir quelque autre chose plus digne d'être accueillie par vous avec tout de complaisance, je m'ai mis à composer une pièce instrumentale calculée sur des forces si séduisantes du premier orchestre du monde. Cet ouvrage est une ouverture intitulée: Faust, que je m'empresse de la vous présenter avec la prière de la vouloir daigner d'être répété dans une de vos répétitions prochaines. Je sais trop parfaitement l'intention et la destination principale de vos concerts pour que je puisse croire qu'il me pourrait être permis, d'espérer si tôt une décession favorable au sujet d'une représentation de cet ouvrage dans un de vos célèbres concerts; cependant il faut peut-être aussi pardonner à un artiste le désir si naturel de voir exécuté ses ouvrages de la manière la plus parfaite, et ce n'est que pour satisfaire ce désir, que j'ose vous prier, de vouloir faire jouer mon ouverture du moins dans une des répétitions, car en artiste je serai trop malheureux si je devais désespérer de ne pouvoir jamais entendre celui de mes ouvrages, à la composition de laquelle j'ai employé le plus de soin, et qui je l'avoue fraudement, ne pourra-t'être exécuté que par l'excellent orchestre dont le forces énormes m'ont réduit décrire mon ouvrage tel quel l'est.

Die „gesperrt“ gegebenen Zeilen geben deutlich wieder, was Wagner selbst von seinem Werk hielt.\*\*)

\*) Es war die Columbus-Duvertüre, ein frühes Jugendwerk (XIII, 236).

\*\*) Gelegentlich des Berichtes von der Umarbeitung (XV, 86) erklärt er, daß diese Komposition „einfach eine bedeutungsvolle Wendung in seiner musikalischen Konzeption hervorgerufen habe“.



kam weder in einer Probe noch in einem Konzert zur Aufführung, und das war gut; denn verstanden wäre es nicht worden (XIII, 260):

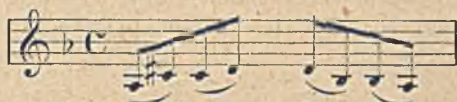
Meiner neuen „Faust“-Ouverture traute ich noch nicht, namentlich ihres zartausgehenden Schlusses wegen, der, wie mich dünkte, nur von einem mir bereits befreundeten Publikum im Sinne des äußeren Erfolges Beachtung finden konnte.

Noch viel weniger als die Franzosen hätten es die Engländer begriffen, und Frau Minna, Wagners „Christiane“, hatte ganz recht, wenn sie ihn warnte, die Ouvertüre in der Londoner Philharmonischen Gesellschaft, von der er 1855 zur Leitung von Konzerten eingeladen worden war, spielen zu lassen (XV, 86).

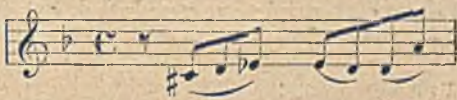
Unter allen selbständigen Orchesterwerken Wagners, den „Kaisermarsch“ und das „Siegfried-Idyll“ mit einbegriffen, erkläre ich die Faust-Ouvertüre für das bei weitem bedeutendste, und die Dirigenten sollten in „Wagner-Konzerten“, wenn diese schon einmal stattfinden sollen, sie zur Ausführung bringen an Stelle von „Siegfrieds Rheinfahrt“ oder „Einzug der Götter in Walhall“ oder „Charfreitagszauber“ usw., die man getrennt von der Szene überhaupt nicht zu begreifen vermag.

Da sie fast unmittelbar nach der „Anhörung der neunten Symphonie Beethovens im Pariser Conservatoire-Orchester“ (XIII, 237) entstanden ist, zeigt sich in ihr der befruchtende Einfluß des Gewaltigen wie kaum in einem anderen Werk. So möchte ich gleich die Übereinstimmung der Tonart D-moll für weit mehr wie Zufall, vielmehr für eine bewußte Weiterpinnung des Beethovenschen Gedankentreibes und zugleich für eine Vorahnung der sechs Jahre später gegebenen Deutung des Wertes nach Faust-Worten (vergl. Abschnitt 2 dieser Arbeit) halten. Noch

mehr als diese „Faust“-Symphonie Beethovens aber dürfte eine „Faust“-Sonate des Meisters die Bildung der Hauptmotive bei Wagner beeinflusst haben: es ist der erste Satz der D-moll-Sonate, op. 31, Nr. 2, von Beethoven, ein großartiges Gemälde freier Phantasie, dessen einzelne Episoden man völlig ungezwungen als eine Darstellung des ersten Faust-Monologs in Tönen betrachten kann. Und nun vergleiche man Beethovens „Motiv der Unrast“ in der Sonate:



mit dem Wagners in der Ouvertüre:



und noch mehr Beethovens „Motiv des Erlösungssehns“:

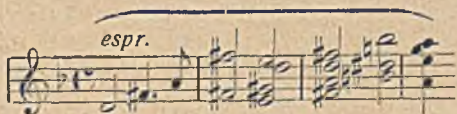


mit dem gleichen bei Wagner:



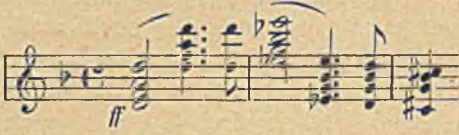
Der unbefangene Empfindende kann unmöglich die (sicher bei Wagner unbewußte) Übereinstimmung verkennen; wenn irgendwo die Geistesverwandtschaft der beiden hohen Meister in die Erscheinung tritt, so ist dies hier der Fall.

Wagner aber durchaus eigentümlich und bezeichnend für die „bedeutungsvolle Wendung in seiner musikalischen Konzeption“ (siehe vorher) sind andere Themen. So deutet eine Tonreihe wie:

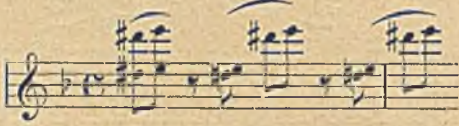




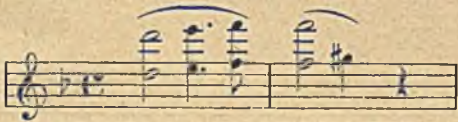
vernehmlich auf die Erlösungsmusik des „Fliegenden Holländer“ hin; so gemahnt die Wildheit des:



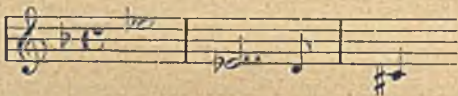
an den „faustischen Übermenschen“ Wotan. Am überraschendsten und gewaltigsten jedoch berühren uns die wiederholt hervortretenden, völlig ausgebildeten Tristan-Klänge. Zunächst das Sehnen in seiner leidenschaftlichsten Form:



und vor allem:



Nehmen wir dann noch hinzu, daß das vorhin als „Erlösungssehnen“ bezeichnete Thema:



in dem „Todesmotiv“ des Tristan:



fast Note für Note wiedergeboren wird, indem ja der Tod es ist, nach dem sich Tristan und Isolde sehnen und er ihnen die endliche Erlösung bringt, so wird wohl niemand mehr den bestimmenden Einfluß der Faust-Duvertüre auf die Entwicklung von Wagners Musik leugnen dürfen.

Was uns, den Nachfahren, obliegt, ist klar: wir dürfen über den gigantischen Werken des Meisters die nicht vergessen, die ihn zu diesen führten. Wir müssen uns erinnern, daß es außer dem Ring, Tristan, Parsifal und den Meisterliedern noch ein „Liebesmahl der Apostel“ und eine „Faust-Duvertüre“ gibt. Dann werden wir erkennen, wie wundervoll die Worte des „Herrn“ sich mit der Künstlerlaufbahn der Faust-Natur Richard Wagner decken:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,

So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,

Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.





# Der liebe Gott bei den Glasbläsern

Von Hans Christoph Kaergel



Immer glaubte ich, Gott ginge ganz nahe an meinem Hause vorüber und wanderte durch den Wald, der das Gleichnis seiner Unendlichkeit in seinen unermessenen Weiten verkündete. Das Rauschen des nahen Waldes war mir das Vorüberwehen des Gottesmantels. Verlor ich mich auf unbetretenen Wegen in den Abend hinein, war ich jenseits der Dinge aller Menschen.

Nur wenn ich den Blick von meinem Fenster aufhob und ihn über Wiesen und Felder gehen ließ, war ich bei den Menschen. Die Häuser hoben sich nackt und bloß aus der breiten Ebene. Über sie hinweg aber rissen die Schloten ihre Arme zum Himmel. Gab es überhaupt einen Tag, wo sie den Himmel über sich erkannten? Sie löschten sein heiliges Blau noch vor dem Morgen aus. Stahlgrau gehämmert lag er auch am schönsten Frühlingmorgen über dem Wald von Schornsteinen und zusammengeballten Häuserklößen. Ich wußte, dort hämmert der Mensch den Tag.

Was noch an das Wunder erinnern könnte, das aus dem Beisammensein mit Busch und Bäumen spricht, ist aus der Erde gerissen. Die grauen Mauern drücken wie riesenhafte „Steine“ auf die ausgemergelte Erde. Selbst dem Glanz der Fenster ist das Licht aus den Augen gewischt. Der Staub nur darf im Sonnenlichte tanzen und sich auf Mauern und Menschen, Bäume und Blumen legen.

Wie eine ungeheure Anklage ist mir immer der Troß der Schornsteine und das Türmen der fensterlosen, hohen Mauern erschienen. Eine Anklage, die am Abend und am Morgen mit dem Schrei der Hüttenfireden durch den Wald schrie, der unbekümmert um den stampfenden Tod sich bis in die grauen Häuser rückte, oft mitten in ihren Reihen noch stand und es nicht zu begreifen schien, daß man die Bäume aus dem Boden riß und graue Steine dafür pflanzte.

So hab' ich immer jahrelang die zer-rissenen Straßenzeilen, die ungeheuer-lichen zusammengeballten Steinhäufen der Hütten von Weißwasser wie einen Aufschrei gegen Gott empfunden. Ich glaubte in dem Atem der Häuser zu ersticken und warf meine Arme gen Himmel wie ein Befreiter, wenn ich auf die Wiese trat, die unser Haus umsäumte.

Bis ich ihn begegnete. Bis ich gerade Gott in den dunklen Straßen der Arbeit begegnete. Es war mir immer wie ein Wunder erschienen, daß sich die vom Geschick Enterbten, die den ganzen Tag über von der grinsenden Glut der Öfen gefressen wurden, an den Abenden durch alle Gassen sangen.

In meiner großen schlesischen Heimat gibt es keine Stadt und keine Straße, die so vom Singen und Klingen wider-hallt wie die Straßen in Weißwasser. Sie singen alle. Vielleicht, daß sie durch den Rhythmus ihrer Arbeit in das Singen hineinkommen.

Und dort am Glasofen bin ich ihrem Gott begegnet. Er ist immer bei ihnen gewesen. Er ist immer in ihnen gewesen. Es bedurfte des Aufschreiens im großen Kriege nicht, um sie in ihre Unruhe zu bringen. Sie war in ihnen. Denn ihre Arbeit wurde das seltsame Tor in jene Welt, die die einen „das andere Dasein“, andere „das Nahesein bei Gott“ be-nennen. Freilich findet nicht jeder den Weg dahin. Aber alle werden in ihrer Arbeit doch einmal von der Un-ruhe gepackt. Es sind dann immer nur wenige, die davon reden. Von ihnen allein weiß ich und kann ich künden.

Wir mögen uns noch so sehr bemühen, das Angesicht Gottes in allen Menschen gleich zu gestalten, es wird uns nie ge-lingen. Jeder erlebt seinen Gott. Und so erscheint auch der Gott der Arbeiter ein anderer. Das Gesicht der Arbeit ist das Gesicht ihres Gottes. Beides ist untrennbar. Ich habe es an ihnen



erlebt. Wer jemals unter ihnen gestanden hat, wenn sie am glühenden Glasofen ihre Leiber der Glut entgegenrecken, weiß, wie sie über sich hinauswachsen. Der zermergelte Mensch, der sich nur mühsam zur Hütte schleppt, strafft sich zusammen, eine unsichtbare Kraft kommt über ihn, und in der fröhlichen Bewegung gerät er selbst in eine andere Welt. Er wächst über sich hinaus. Er ist erlöst. Legt er die Glaspfeife beiseite und schwanft erschöpft in die Gassen zurück, schrumpft er wieder in die Kleinlichkeit seines Lebens zurück. Von dem großen Erlebnis bleibt nur noch eine Unruhe. Stärkere Brüder aber wissen dieses Erlebnis zu deuten.

\* \* \*

Wir saßen in einer Nacht am Glasofen zusammen. Die Arbeit war getan. Das glühende Auge des unheimlichen Ofens leuchtete uns in die Feierstunde. Einer begann: „Ich bin heute wie zerschlagen. Das Glas war schlecht. Hast du es gemerkt, Gustav, ein verfluchtes, gelbes Glas.“

Der andere stützte die Hände auf seine Knie und nickte: „Das macht schlecht, das gelbe. Ich weiß es. Und mir ist's arg angekommen. Ich vertrage es auch nicht.“

„Ich mag nicht mehr am gelben Glase arbeiten! Das zerschlägt einen.“ — „Rede mir einer, was er will. Es ist doch was dran. Das Glas hat Seele. Ich kann alle Nächte am Ofen spielend die Pfeife schwingen, wenn wir gute Kelche formen. Denn das Licht des Glases ist blau. Das heiligt.“ — „Wie mag das kommen?“ — „Es steckt eben in ihm. Das Licht ist das Kleid der Seele.“ — „Wie meinst du das?“ — „Hast du schon einmal im Mondschein geträumt? Hat es dich nicht still gemacht? Hast du im Sonnenlicht nicht immer Scham vor dir, daß du nicht arbeitest? Ist es nicht Tat? Immer ist das Licht nur Kleid. Darin liegt das Wunder auch bei uns. Warum hegen sich unsere Brüder nicht zu Tode? Warum sind auch die Lautesten am Ofen keine Wüst-

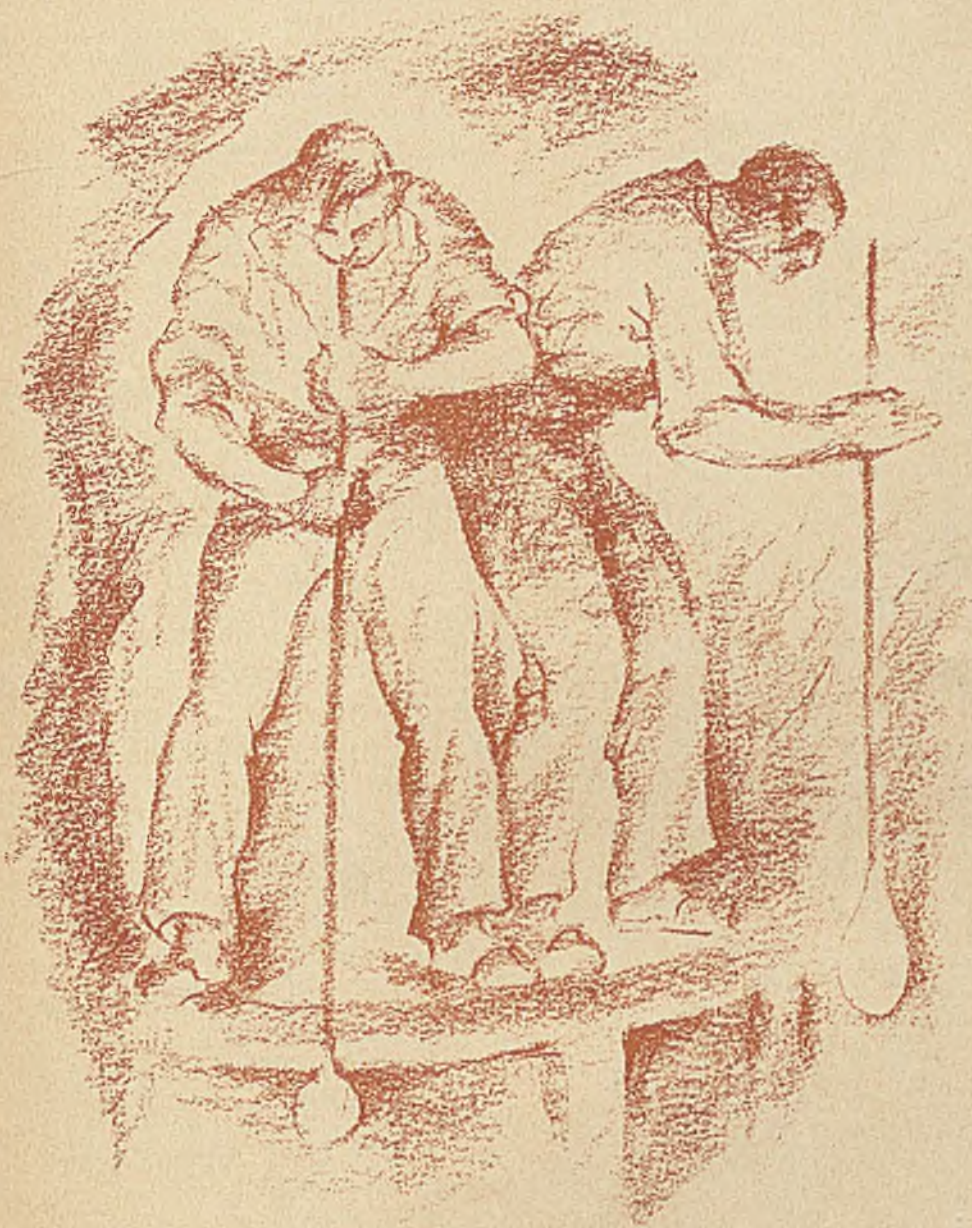
linge, sondern in einer fröhlichen Bewegung? Warum singen wir alle so gern? Warum sind wir ein so fröhliches Völkchen? Ich will dir's sagen: Das ist erst, seitdem wir gutes Glas aus dem Ofen heben. Seitdem es um uns vom blauen Lichte fließt. Früher war es wie heut. Wir warfen Ramsch auf den Markt. Gelbes, häßliches Glas. Frag' nicht, wie es bei uns aussah. Sieh' die Narbe hier! Messerstiche. — Nein, es ist was dran am Licht. Es ist mir manchmal so, als sei es Gott!“ — „Du meinst also, Gott käme im Licht zu uns?“ — „Ich meine nicht, ich weiß es.“ — „Ich finde aber, das wäre ein recht äußerlicher Gott!“ — „Ja, wenn du das Licht nicht in der Tiefe erfäßt!“ — „Ich verstehe dich nicht.“ — „Sieh, auch unsere Seele ist im Grunde genommen nur Licht! Man muß nur zu sehen verstehen. Sieh' einmal, das lernt man hier. Da wird man zum Wundergläubigen. Hier ist Sand, Erde. Das Feuer jagt die Erde in Glut. Mit der Pfeife tauchst du in die fließende Glut. Und dann formst du ein Gebilde, in dem Sonnenlicht spielt. Was ist das? Ein Wunder? — Es ist ein Gleichnis.“

\* \* \*

So haben diese Arbeitsmänner sich ihren Gott gebaut. Weil sie ihn nicht anders erlebten. Sie, die täglich das Gleichnis der Schöpfung in ihren Händen formen, fühlen sich in ihrer Arbeit ihm nahe. Er muß in ein eigenes Verhältnis zu ihnen kommen. Wie sie das Licht des Glases schon als ein überirdisches empfinden, das sie unruhigt, so wird von ihrer Arbeit her der Blick ins unirdische Jenseits gelenkt. Dort allein muß der Weg zu finden sein.

Ich habe gefunden, daß sie trotz des starken Gefühls der Gemeinsamkeit und der Zusammenfassung aller Kräfte zu gemeinsamem Handeln im täglichen Leben und im politischen Ringen, in ihrem religiösen Suchen doch einsame Wege gehen. Es will jeder allein den Himmel ergründen. Jeder will sein eigener Priester sein. Er hält sein Er-





Glasbläser

Rötelzeichnung von Max Doy







lebniss mit Gott keusch für sich verborgen und vertraut sich nur wenigen an. Deswegen überall nur die Kleinen, suchenden Gruppen. Sie alle, die die Unruhe in sich fühlen und sie sich zu deuten suchen, suchen das Land ihres Gottes im Lande der Wunder, im Jenseits. In diesem Reiche verschwinden

alle Gegensätze. Sie rücken sich brüderlich näher. Es ist der Boden, auf dem sich alle wiederfinden werden und unser von Leidenschaften gepeitschtes Volk zur Ruhe kommen wird. Alle Arbeiter, die ich auf diesem Wege fand, sind frei von Haß. Sie gehen dahin, als seien sie Träger eines künftigen Reiches.

Vorstehende Skizze entnehmen wir dem Buch „Schlesiens Heide- und Bergland“ von Hans Christoph Kaergel, dessen zweite neue Auflage soeben im Bergstadtverlag, Breslau, erschienen ist. Kaergel, Schlesier von Geburt, jetzt Leiter der Landesstelle Sachsen des Bühnenvolksbundes in Dresden, gehört zu den Menschen, die in der Verbundenheit mit der Heimat Erde die stärkste Quelle ihres Schöpferturns sehen. Aus dem mütterlichen Boden der Heimat strömen ihm immer wieder frische Kräfte des Gestaltens und dichterischen Schaffens zu. Er ist Heimatdichter und ist sich der Bedingtheit seines Künstlertums durch seine engere Heimat mit aller Deutlichkeit bewußt. Aber es liegt für ihn nichts Einengendes, Hemmendes in dieser Bedingtheit: aus seinem starken Heimatgefühl und dem unmittelbaren Erleben der Heimat — und gerade dadurch — bringt er in seinem Schaffen zum Allgemein-Menschlichen vor. Denn „wer ein Heimatlied singen mag, es wird es jeder verstehen, wer eine Heimat hat; denn die Heimat ist die große Schwester unserer Mutter“, wie Kaergel in seinem schönen Buche, das sein Bekenntnis zu seinem schlesischen Mutterlande darstellt, sagt. Und bei der Heimat hebt für ihn die Wanderung an, die keine Grenzen mehr kennt und Heimat ist, die uns allen gehört. Damit sind wir bei dem zweiten Punkt angelangt, der für Kaergels Schaffen bestimmend ist und seinen Werken Tiefe und Schönheit verleiht: das ursprüngliche, gewaltige Erlebnis der Heimat, ihrer Berge und Wälder, Täler und Heiden, ihrer Städte und Dörfer und ihrer Menschen in Sprache und Sitte, tatfroher Arbeit, lärmender Fröhlichkeit und stillem Versunkensein ist ihm zugleich immer Erlebnis des lebendigen Gottes, der in all diesem sich offenbart. Gott ist Ziel und Sehnsucht seiner Wanderung; er findet ihn im Rauschen des Bergwaldes, wie in der Schnee- und Eisnacht auf dem Riesengebirgsklamme, wie in der Arbeit in Bergwerk und Fabrik. Sein Sichversenken und Aufgehen in die Heimat, daß er sie in mythisch zu nennender Verbundenheit erlebt, ist zu tiefst innerliches Suchen und Streben nach dem Göttlichen in seinen lebendigen Erscheinungsformen. Und dieses eben hebt Kaergels Buch aus den Schranken jeder zeitlichen und örtlichen Begrenzung heraus und in die Reihe der Werke wahrhaftiger Dichtkunst und macht es zu einer Gabe für jeden innerlich reichen Menschen. Max Dboy, der Maler Oberschlesiens, der die Schönheit seiner rauchenden Halben, lärmenden Fabriken und tiefen Schächte recht eigentlich erst entdeckt hat, schmückt das Buch Kaergels mit künstlerisch wertvollen Zeichnungen, wie sie nur warmherzige Hingabe an die Heimat hervorbringt, so daß Wort und Bild auf das glücklichste aufeinander abgestimmt sind und sich harmonisch ergänzen.



# Ein Totentanz

Von B. Galby



Die Eitelkeit ist die gefräßigste der menschlichen Untugenden; ihr sind bereits Millionen der schönsten Schöpfungen der Natur zum Opfer gefallen. Ob sie sich in dem Indianerschmuck des Damenhutes oder der Schlachtkiste irgend eines Sportschießers ausdrückt, immer zeigt sie den absoluten Mangel sittlichen Verantwortlichkeitsgefühls. Sie hat nebenher ihre stärkste Stütze in der verwirrten Phantasie und dem ausgeprägten Profitgeist einzelner Gewissenloser. Die in den letzten Jahren veröffentlichten Schriften über den Naturschutz im Gesamtgebiet der Erde geben Auskunft darüber.

Wenige nur mögen sich vielleicht noch erinnern, wie vor wenigen Jahren einer unserer größten Tierkenner, der verstorbene Afrikareisende C. G. Schillings, gegen den Massenmord an Paradiesvogel und Edelreiher vorging. In schlichten Zahlen, wie sie der bekannte Vorkämpfer des Naturschutzes, Dr. Konrad Guenther, zusammenstellt, entrollt sich eins der widerwärtigsten Dramen der Gegenwart. Der Londoner Markt brachte im Jahre 1910 rund fünfzehnhundert Kilogramm Reiherfedern zur Versteigerung. Diese Menge setzte die Tötung von rund dreihunderttausend Tieren voraus. Da aber das in Frage kommende Federkleid nur während der Brutzeit beim Reiher zu finden ist, so muß das Tier während dieser erlegt werden. Jedes Paar zieht im Durchschnitt zwei Junge auf; werden die Eltern abgeschossen, so sind diese Jungen rettungslos dem Hungertod ausgefetzt. Woraus sich durch einfache Rechnung ergibt, daß in einem einzigen Jahr rund eine Million Reiher dem Moloch weiblicher Eitelkeit zum Opfer gefallen ist.

Das einträglichste Geschäft kommt einer kleinen Händlergruppe zugute — man spricht ja so gern von der großen ethischen Bedeutung des Handels — auf der anderen Seite ist der Reiher nachgewiesenermaßen in Gegenden, in denen er früher häufig vorkam, völlig verschwunden. Auch die Wiederbesiedlungsversuche sind schlagelagen. Eine weitere, von Professor Guenther gebrachte Zahl drückt das sehr anschaulich aus. Im Jahre 1898 wurden in Venezuela um des genannten wichtigen Zweckes willen anderthalb Millionen Reiher ums Leben gebracht, mit den verhungerten Jungen also viereinhalb Millionen. Zehn Jahre später konnten alle aufgebotenen Schießler „nur“ noch eine Viertelmillion, insgesamt also dreiviertel Millionen vernichten!

Wie blödsinnig und zugleich gewissenlos die Händler und mit ihnen die gedankenlosen Vogelfederverehrerinnen verfahren, zeigt das Beispiel des Marabu. Der große, völlig harmlose Vogel erscheint wegen seines langen, kalten Halses vielen Menschen als geradezu abschreckend häßlich, ja grotesk. Aber er besitzt dort ein paar kleine Federbällchen, und gerade auf deren Besitz hat sich die Berrücktheit gewisser Leute gerichtet. Mit dem Erfolg, daß auch dieser einst gar nicht seltene Vogel in seinem Bestand immer mehr zurückgeht.

Die Eitelkeit ist natürlich keineswegs ein Vorrecht des weiblichen Geschlechts, vielmehr ist die Zahl der männlichen Narren auf diesem Gebiet kaum minder groß. Unter ihnen gibt es eine nicht geringe Anzahl, die den Ehrgeiz haben, von einer bayerischen oder schweizerischen Reiher den berühmten „Ablerflaum“ mitzubringen. Trotzdem es aber nur wenige Abler noch gibt, die zudem gesetzlich gehütet sind, weiß sich



die tüchtige Industrie auch in diesem Falle zu helfen: anstatt der Adlerfedern nimmt man solche von Geiern, die man sich auf sehr einfache Art verschafft, indem man die harmlosen und nützlichen Tiere summarisch mit Strychnin vergiftet. Man hat es sogar fertig gebracht, den gewaltigsten unserer Geier, den Kondor, durch diese gemeine Nasjägerei auf die Aussterbeliste zu setzen. Allerdings liefert dieser seine Federn wiederum nicht für das starke, sondern für das schwache Geschlecht.

Paradiesvögel und Kolibri, Bienenfresser und Papageien haben um ihres glänzenden Gefieders willen ihren Tribut auf dem Altar des menschlichen „Schmuck“ wahnsinnig darzubringen. Es steht fest, daß ganze Tierarten lediglich durch die unmittelbare Einwirkung des Menschen vom Erdboden verschwunden sind. Und ebenso steht fest, daß es immer nur niedrigste Habgier war, die die Ausrottung veranlaßte. Wie dem Reiher, so wird es dem Storch ergehen, wie dem Marabu so dem Kranich, dem Pelikan, dem Flamingo und selbst solchen Tieren, bei denen wir heute scheinbar noch keine Abnahme wahrnehmen können. Das Wildschützenrum, das in den grauen Novembertagen unseres gewaltigen Zusammenbruchs aufs üppigste ins Kraut schoß, hat ein Übriges getan, um die Natur nach Kräften veröden zu lassen. Nicht nur das Großwild, jedes sich regende und erreichbare Lebewesen fiel diesen Hyänen zum Opfer.

Die Leute, die es angeht, bemühen sich so gerne, ihren Schlächtereien ein scheinbar versöhnendes Mäntelchen anzuhängen. So hat man es bei der Vernichtung der Pelztiere versucht und mit bestem Erfolg. Noch besser aber glückte der Schwindel im Hinblick auf die großen Raubjäger. Hier gelang es sogar, die Regierungen von der Notwendigkeit des Abschusses zu „über-

zeugen“. Als man hinterher die unheilvollen Folgen erkannte, da hatten diese Desperados der Natur längst ihr Schäfchen im Trocknen und lachten sich ins Häufchen.

Der smarte Dankegeist hat auch auf diesem Gebiet, unbehelligt von irgendwelchen Gewissensbissen, seine größten Triumphe gefeiert. Bison und Robben, Chinchilla und Opossum, kurz alle Pelztiere, deren Balg irgendwie verwendbar war, wurden vor der Bundeslade des geheiligten Mammon zu Millionen abgeschlachtet. Zahlen beweisen auch hier: im Jahre 1900 wurden etwa dreiviertel Millionen Chinchillafellchen dem Welthandel zugeführt. Neun Jahre später brachte man mit Ach und Krach noch nicht einmal den zwanzigsten Teil zusammen. Während man das Tierchen in den ersten Jahren massenhaft mit Hilfe von Dynamit abschlachtete, findet man heute selbst hoch in den Anden kaum noch ein Stück.

Eine Hauptrolle in diesem gräulichsten aller Totentänze spielt der Biber. Er und der Bison sind ein „Ruhmesblatt“ in der Geschichte amerikanischer Smartness, das nie verwelfen wird. Es will im Grunde gar nichts besagen, daß Daniel Sam heute Maßregeln zum Schutze der Tiere getroffen hat, während er früher, obwohl er sich der Folgen bewußt war, seelenruhig mit der Rechenmaschine dem Gemetzel zusah. Sonst hätte es nicht geschehen können, daß in drei Jahren annähernd vier Millionen Bisons abgeschlachtet wurden, nur um des Felles willen, während man das Fleisch verfaulen ließ, daß es meilenweit die Luft verpestete.

Auf diese Liste der Kulturthaten der Menschheit gehört noch eine ganze Anzahl weiterer Tiere, die dem anthropozentrischen Standpunkt und dem Nützlichkeits- und Schädlichkeitsunfug zum Opfer fielen. Was ist nicht dem im Grunde recht nützlichen Fuchs



alles ins Kerbholz geschnitten worden! Welches Unheil sollte ferner das Großwild aller Erdteile anrichten. Verwunderlich ist dabei nur, mit welcher Leichtigkeit die maßgebenden Stellen fast immer auf den Leim gingen. Mußten doch sogar der überaus harmlose Buffard und der ebenso unschädliche Turmfalk lange Zeit als gefährliche Jagdschädlinge herhalten. Wobei man durchaus bestreiten kann, daß der Wunsch einzelner Jagdliebhaber nicht immer einwandfreier Art die Ausrottung einer Tierart zu rechtfertigen vermag.

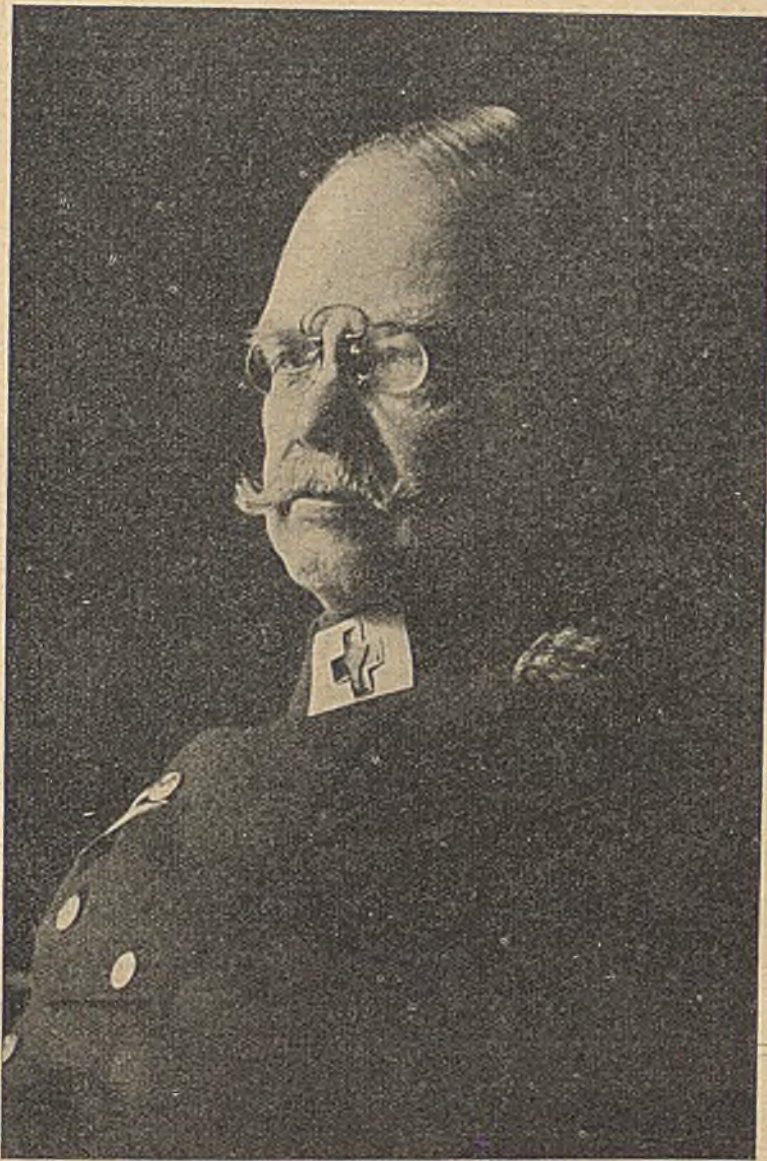
Eben dieser Jagdliebhaberei, die in Wirklichkeit gar keine ist und gegen die schon der alte Brehm unter dem trefflichen Fachausdruck der „erbärmlichen Flinten“ heftig loswetterte, verdanken wir ein großes Teil des Unheils, das über unsere Tierwelt gekommen ist. Sehr oft ist sie nichts weiter als eine großzügige Ausübung des Metzgerhandwerks. Ihr verdanken wir die Vernichtung der riesigen Wildherden Südafrikas, der Antilopen und ihrer Verwandten, des Quaggas und Zebras, die an Vernichtung grenzende Zurückdrängung des Nilpferdes und Nashorns. Als die Sache schließlich gar zu sehr zum Himmel stank, schlug man einen anderen Weg ein und gab ihr einen wissenschaftlichen Anstrich. Zu dieser Klasse gehören die sogenannten Jagdexpeditionen, von denen diejenige Teddy Roosevelts noch in unerquicklichster Erinnerung ist.

Ein solcher Raubbau an der Natur konnte nur so lange herrschend sein, als die große Masse sich darum nicht kümmerte, sondern im Trott mitlief und das als „dringendes Bedürfnis“ ansah, was ihr die Gewissenlosigkeit Dritter aufschwatzte. Es wäre dann allerdings Pflicht der unterschiedlichen Regierungen gewesen, vernünftiger zu sein und beizeiten einen Riegel vor-

zuschieben. Der vorrevolutionären deutschen Regierung und den Landesregierungen muß allerdings zum Lobe nachgesagt werden, daß sie, unter tatkräftigster Unterstützung von Privatleuten und Vereinigungen, vielfach nachdrücklichst durchgriff. Es ist sogar eine internationale Verständigung angebahnt worden, die freilich durch den Krieg wieder gegenstandslos geworden ist.

Dennoch ist nicht alle Möglichkeit verloren, die kargen Reste noch zu retten. Das muß vor allen Dingen dadurch geschehen, daß dem Einzelnen die unbedingte Notwendigkeit des Naturschutzes aus nationalen und ethischen Gründen begreiflich gemacht wird. Das läßt sich freilich bei dem heutigen Stande der naturwissenschaftlichen Allgemeinbildung von heute auf morgen nicht erreichen, ganz abgesehen davon, daß vielfach überhaupt der gute Wille fehlt, an dem großen Werk der Erhaltung der Naturdenkmäler, sei es auch in der bescheidensten Form, mitzuarbeiten. Von staatlicher Hilfe ist in diesen parteipolitisch durchseuchten, an Tatkraft armen Zeiten kaum etwas zu erwarten. So bleibt die Natur letzten Endes wiederum auf die Hilfe des einzelnen, des Privatmannes, angewiesen. Und diese Hilfe fängt nicht etwa mit einer großen Geldspende für die Erhaltung des Elefanten oder eines ähnlichen Denkmals an, sie sucht ihre Aufgabe zunächst in der allernächsten Umgebung, in der Kleinwelt der heimischen Natur. Es ist mindestens so verdienstlich, eine Kröte, einen Schmetterling seltener Art vor dem Untergang zu retten, als es auf der anderen Seite hochanerkennenswert ist, wenn erhebliche Summen für den allgemeinen Schutz der Natur aufgewendet werden. Möge jeder seinen Teil dazu beitragen, die Kulturfurche dieses Totentanzes aus unserer Gegenwart hinwegzuwischen!





Am 5. März starb nach kurzem, schwerem Leiden

## Alfred, Freiherr von Rentz

Der heimgegangene gehörte zu den Gründern unserer „Bergstadt“ und hat in den schweren Zeiten des Krieges, der Revolution und Inflation die Zeitschrift lebendig erhalten helfen, hat ihr in Treue durch 13 Jahre seine Arbeitskraft und sein erstaunlich großes Wissen gewidmet. Freiherr von Rentz war ein ritterlicher Mann in des Wortes wahrster Bedeutung, ein Mensch ohne Falch und von grundgütigem Herzen. Wenn wir unseren Kranz an seinem Sarge niederlegen, so geschieht es in tiefer Trauer und immerwährender Dankbarkeit

Für die Schriftleitung der „Bergstadt“

Paul Keller



# Vom Büchertisch

**Weimars denkwürdige Grabstätten.** Von Paul Wendorf. Mit 32 Abbildungen in Lichtdruck nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einem Plane des alten Friedhofs. Leipzig, G. Haessel Verlag, 1924. Pappband 8 M.

Es ist eine weisevolle Wanderung, zu der uns der Verfasser einlädt. Sie beginnt an dem ältesten Bauwerk Weimars, der Jakobskirche, die einst vor den Toren der Stadt lag und heute etwa ihren Mittelpunkt bildet. An den Außenwänden des ehrwürdigen Gotteshauses fallen uns zahlreiche Grabdenkmäler ins Auge, darunter das des älteren Lucas Cranach, der bekanntlich seine letzte Lebenszeit in Weimar verlebte hat, und das des verdienten Sammlers der deutschen Volksmärchen Karl Musaeus. Auf dem angrenzenden Jakobsfriedhofe, der zu einer Promenadenanlage umgestaltet ist, sind nur wenige Grabstätten erhalten. Nicht ohne Mühsung betrachten wir den Grabstein der hochbegabten jungen Schauspielerin Christiane Neumann-Becker, die in Goethes tiefempfundener Dichtung „Euphrosyne“ unsterblich fortlebt, und das Denkmal Christianens von Goethe, die den Abstand von ihrem geliebten „Geheimrat“, den sie immer demütig anerkannte, auch im Tode gewahrt hat. An der Ostmauer des Friedhofs erinnert eine würdig ausgestattete Nische daran, daß hier einst das „Kassengewölbe“, das trotz des merkwürdigen Namens nichts als eine geräumige, für „Abliche und Vornehme“ bestimmte Gruft war, gestanden hat. In ihm hatte, wie die schlichte Inschrift besagt, Schiller die erste, wenn auch nicht dauernde Ruhestätte gefunden. Weiter führt die Wanderung zur Stadtkirche, die wie die Jakobskirche aus dem Mittelalter stammt und gleichfalls zahlreiche Denkmäler, insbesondere von hier beigesetzten fürstlichen Personen, enthält. Unter ihnen sind die Grabplatten der Herzogin Anna Amalia, der hochsinnigen Begründerin des Weimarer Musenhofs, und Herbers, der bekanntlich lange der erste Geistliche dieser Kirche wie des ganzen Landes war, besonders bemerkenswert. Unsere Wanderung führt schließlich zum „Friedhof vom Jahre 1818“ mit der Fürstengruft und dem anschließenden neueren Teile. Wer kennt nicht diese Stätte heiliger Erinnerung, die jeder Weimarpilger, auch der flüchtigste, besucht und deren von köstlichem Laubbach beschattete Denkmäler mit Lapidarschrift uns das Zeitalter höchsten deutschen Geisteslebens vor Augen führen? Wir sehen die Ruhestätten Heinrich Meyers, des treuen Edermann, des Kanzlers von Müller, Charlottens von Stein, der holden Alma von Goethe und der von der Last des großen Namens niedergebeugten Enkel des großen Dichters sowie vieler anderer Männer und Frauen, die dem Olympier

im Leben nahegestanden haben. So erreichen wir, würdig vorbereitet, das Allerheiligste, den tempelartigen Bau der Fürstengruft. Hier ruht, wie jeder weiß, zusammen mit der edlen Gemahlin, der Großherzogin Luise, und vielen anderen Mitgliedern seines Hauses Karl August, den Goethe mit Recht für einen der größten Fürsten des Zeitalters erklärt hat. Hier ruhen — ihm, der sie im Leben schützte, auch im Tode nahe — die beiden Dichterkürsten, die Weimars Ruhm für alle Zeiten gegründet haben.

Diese und noch andere denkwürdige Grabstätten führt uns in musterhafter Beschreibung und in vorzüglichen Abbildungen das handliche Buch vor. Dazu bringt es in reichem Maße biographische Angaben, die nicht nur dem Freunde des klassischen Weimars, sondern selbst dem Fachmann sich als wertvoll erweisen werden. So bildet die schöne Veröffentlichung eine würdige Ergänzung zu dem ein Jahr früher im gleichen Verlag erschienenen, von Friedrich Lienhard eingeleiteten und mit guten Handzeichnungen versehenen Büchlein „Auf Goethes Pfaden in Weimar“. Möge, wie es bei diesem der Fall war, auch die Neuerscheinung die verdiente Beachtung unter den Gebildeten unseres Volkes finden.

F. Schiff.

**Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth.** Bd. 1. Jugendbriefe, 1728—1740. Herausgegeben von Gustav Berthold Volz. Deutsch v. Friedrich von Dppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildbeigaben und 2 Fassimiles. N. F. Koehler, Leipzig 1924.

Aber diese Jugendbriefe zweier Fürstentinder wird man zunächst rein menschlich urteilen, dann aber mit sehr gedämpfter Freude. Wo ist hier das sonnige Land der Jugend, wo die reine Unbefangtheit und unbefangene Heiterkeit des reisenden Menschen? Eine schmerzliche, entsetzende, unbefriedigte Stimmung ringt mit dem spärlichen Sonnenschein; ein dunkles, zermürbendes Verhängnis tragischer Prägung ruht und lastet auf den fürstlichen Menschenkindern. Es stammt aus derselben Quelle, dem unfreudigen Elternhause und seinen Auswirkungen: eine unsinnige Jugenderziehung trotz besten Willens, tragische Konflikte, die Tyrannei des Vaters, die Klüftner Gefängniszelle, Kattes Opferung, die liebeleere Verlobung und Heirat auf Befehl, bei beiden mehr oder minder; dann Bai-reuth und Rheinsberg, liebliche Idylle an sich und doch voll tiefer Schatten, die alle aus dem Königs-hause stammen. Der tyrannische Wille von dort wirkt nah und fern. Der Sohn empfindet schmerzvoll die „ägyptische Knechtschaft“, das Martyrium unter den Launen des



Gewaltmenschen, er sieht nirgends eine Befreiung aus dem vergoldeten Gefängnis.

So treibt ein gleiches Geschick die gleichgearteten Geschwister zu einander; sie fallen sich in die Arme und sammeln Liebesbetenerungen in einem Überschwange, wie er Brautleuten wohl anstände. Verzagtheit und hochgemuter Sinn, tiefe Abspannung und tränenfeuchte Gefühlsschwärmerei wie in der Geniezeit unserer klassischen Literatur wechseln, oft unvermittelt, durcheinander. Dazwischen schieben sich tiefgründige Forschungsgebiete. Glühend in der Form, geistprühend, auch „geistreichelnd“ werden die wichtigsten Fragen der Philosophie, Wissenschaft und Kunst behandelt; Gott und die Welt, die Unsterblichkeit der Seele, Willensfreiheit, Ursprung der Sünde, das sind so die wichtigsten Probleme, die in beiden glühen und den Kronprinzen Zeit seines Lebens nicht freigeben haben. Und nun der Gegensatz dazu: Klatsch und Tatsch — Medisance würde der alte Fontane sagen — über Kleines und Kleinstes im Leben. Auch der König ist davor nicht sicher; er am wenigsten. Man liebt ihn nicht; oder darf man sagen, er sei herzlich gehaßt worden? „Il hait son père souverainement,“ so berichtete man einst von dem vierzehnjährigen Sohne. — Jetzt sollte der große Tatmensch in Berlin sterben; man erwartete, hoffte das und rüstete sich auf die Nachfolge. . . . Enttäuschung peinlicher Art, als die „Bärennatur“ sich wieder durchringt, da der Kranke wieder „ißt und trinkt für drei“, auch Schweinefleisch und Sauerkohl stark bevorzugt. Da schlägt sich der Nachfolger hoffnungslos „auf die Seite“ und taucht wieder ein in die Flut seiner feingeistigen Gedanken. Das ist sein Erbsaß. Die Briefe beweisen es.

Ja, diese Briefe! Wer sie in ein Wort fassen und hinstellen könnte, die fressende Ironie, den ähnden Spott und den galligen Humor! Proben davon müssen aushelfen, wenn sie auch nur Leuchttugeln gleichen. . . . Wilhelmine ist „wütend“ auf August III., den „König Mantelsack“, den „polnischen Didwans“, weil er ihr den Flibistien Quanz vor der Nase weggeschnappt hat. „Ich hoffe,“ tröstet sie sich darob, „er wird dort zum Orpheus werden und zahllose Läufe, Flöhe und Wanzen anlocken, seiner Musik zu lauschen; denn die Herren Polen besitzen ja genug davon. Wenn er ihnen das Singen beibringt, wird das die rechte Musik für Seine Majestät sein.“ Demgegenüber Friedrich, der Menschenverächter schon in der Jugend. Er mußte es ja werden! Seine arme Braut und Gattin wird zum Opfer; er spottet, wo das Herz erstarrt ist. Daher: . . . „Die Prinzessin

hat ein ganz hübsches Gesicht, aber . . . einen bäurischen Gang . . . ein unangenehmes Lachen, einen Gang wie eine Ente, schlechte Zähne, ist sehr schlecht angezogen. . . . Nach diesem Bild, liebste Schwester, kannst Du Dir sagen, daß sie mir gar nicht gefällt und daß ich über diese Heirat sehr wütend bin. . . .“ Nicht minder hart Friedrichs Urteil über seinesgleichen, die Fürsten. Man hatte sie für geborene Tatmenschen, „aber im Grunde sind sie nur erlauchte Ignoranten. . . .“ Es gab auch Ausnahmen, er selbst war eine solche. Er durfte von der wirklich großen Leidenschaft seines Lebens ohne Überhebung sagen: . . . Sie reißt uns und steigert die Wißbegier, je mehr man lernt.“ Er mochte auch dem Gewürm unter sich den Denzettel geben:

„Indes der Menschheit jämmerlich Geschlecht,  
Der Sinnenlust ergeben und ihr Knecht,  
Am trägen Faden seines Daseins webt,  
Stirbt es dahin und hat doch nie gelebt.“

Zu dieser kleinen Menschheit zählte er die geliebte Schwester sicher nicht. Wenn ihre glühende Liebe zu dem vergötterten Bruder bei der Memoirenschreiberin leider in das Gegenteil umschlug, so sei ihr verziehen ob des erleuchteten Augenblicks, da sie den Titanen ahnte und prophezeite, „daß du einst der größte Fürst sein wirst, der je regiert hat.“ Friedrichs Zuneigung blieb trotz aller Wechselfälle immer dieselbe; selbst im Tode will er noch davon Zeugnis ablegen, da er sich keine andere Grabinschrift wünscht als diese: „Meine Schwester hat mich geliebt.“ —

Dem Historiker werden die Briefe manchen fester umrissenen Zug von Zeit und Menschen an die Hand geben; die vestigia loonis sind überall zu finden. Außerdem: die Episode von Küstrin verblaßt hinter den Seelenkämpfen des jungen Mannes, die ihm in der Ruppiner Zeit auferlegt werden. Die stärkere Belichtung, wie sie hier den Beziehungen der Geschwister zuteil wird, dürfte selbst dem klassischen Werke Reinhold Rosers über Friedrich den Großen zugute kommen. — Der Herausgeber verdient volle Anerkennung für die kritisch sorgsame und umsichtige Behandlung seines Stoffes, ebenso der Übersetzer, dessen Verdeutschung man die französische Herkunft erfreulicherweise nicht anmerkt. Die ganze Ausstattung des inhaltreichen Bandes ist eine würdige und kann dem Verlage nur zur Ehre gereichen. F. W.

Unter den besonders bemerkenswerten Erscheinungen des diesjährigen Büchermarktes ragt die Neuausgabe von Meyers



Lexikon hervor. Soeben ist der erste Band erschienen. Wie der Verlag zu wissen gibt, ist es eine wirtschaftliche Unmöglichkeit, ein Nachschlagewerk von 20, mit Supplementen sogar 24 Bänden, wie es die sechste Auflage von Meyers Lexikon war, unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu schaffen. Bei den gewaltigen Fortschritten der Lexikographie, die für jede wissenschaftliche und technische Disziplin eigene Nachschlagewerke vorsieht, fehlt einem so umfangreichen Werk auch jede Berechtigung. So ist die siebente Ausgabe von Meyers Lexikon auf zwölf Bände berechnet. Nach dem ersten bis „Weckstein“ reichenden Bande kann die Frage, ob in den zwölf Bänden der gewaltige Stoff in befriedigender Weise gemeistert werden kann, mit Zuversicht bejaht werden. Durch Ausschaltung von Veraltetem und Unwesentlichem, durch knappe Ausdrucksweise und Vermeidung unnötiger Breiten, durch zweckmäßige Gliederung und Gruppierung ist sogar eine wesentliche Vermehrung der Stichwörter gegenüber der alten Auflage erreicht worden. Dabei finden moderne Fragen und Probleme weitestgehende Berücksichtigung. Zahlreiche der gut abgefaßten, mühelos unterrichtenden Artikel, sind durch anschauliche Textbilder erläutert und ergänzt. Über neunzig Bildtafeln und Karten, in modernem Druckverfahren farbig und schwarz hergestellt sind dem Band beigegeben und bilden abgesehen von ihrem sachlichen Wert, auch einen Schmuck des Buches, das in einem gediegenen Einband, von Professor Steiner-Prag entworfen, erscheint. Den Preis des ersten, dreiundfünfzig Bogen starken Bandes, in Halbleber gebunden, hat der Verlag mit 30 Mk festgesetzt. Der neue Meyer verspricht eine Meisterleistung lexikographischer Veröffentlichungen zu werden und ist eine Kulturtat, die ihren Wert weit über Deutschlands Grenzen hinaus für die ganze Welt beweisen wird.

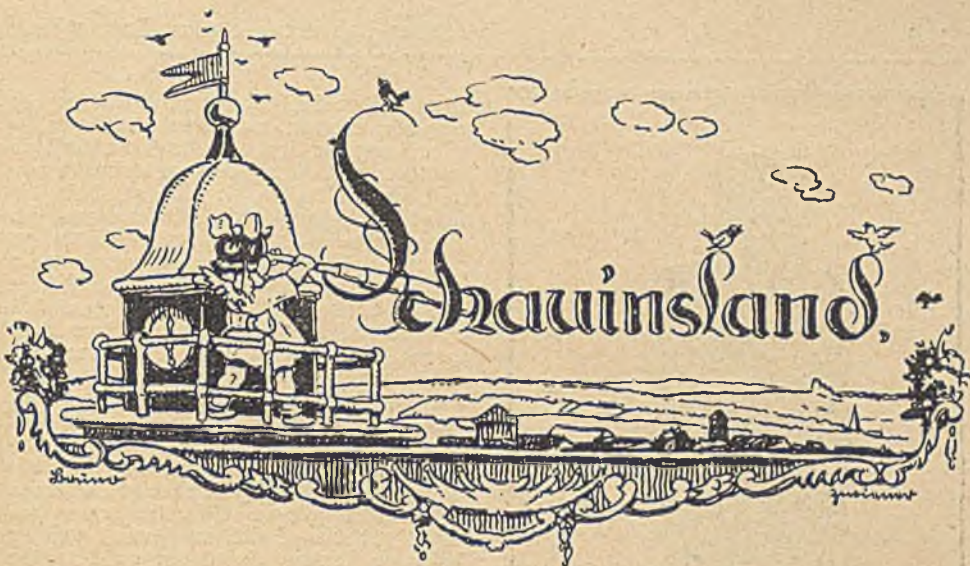
Rechtzeitig zur Jahrtausendfeier des Rheinlandes bringt der Verlag von Houbich u. Beststedt in Köln „Das Buch vom Rhein“ von Georg Hölcher in hervorragender Ausstattung heraus. Überall bemüht, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, gibt der Verfasser auf den fast 400 Seiten des stattlichen Bandes eine flüssig geschriebene Schilderung des Rheintromes und seiner Ufer von der Quelle bis zur Mündung und zugleich eine in allen Teilen fesselnde, zusammenfassende Darstellung alles dessen, was mit dem deutschen Lieblingsstrom in Zusammenhang steht. Die einleitenden Kapitel geben die Entstehungsgeschichte des Rheines, seine Besiedelung durch den Menschen in prähistorischer Zeit und einen knapp zu-

sammenfassenden Überblick über die politische und Kulturgeschichte des Rheinlandes sowie seine Bedeutung im Wirtschafts- und Verkehrsleben der Gegenwart. Der Hauptteil des Werkes ist einer Beschreibung des Rheintromes und seiner landschaftlichen Schönheiten gewidmet. Die jeden: Deutschen lieben und vertrauten Stätten ersehen lebendig vor den Augen des Lesers. Geschichtliche und legendäre Beziehungen werden eingehend berücksichtigt; Sitten und Brauch von Land und Leuten finden ihre Darstellung. Besonders erfreulich berührt die warme vaterländische Gesinnung des Verfassers, die aus jeder Seite des Buches spricht, sich jedoch glücklich frei von aller Phrasenhaftigkeit zu halten weiß. 18 Karten und 215 teils farbige Abbildungen, die zum Teil hohen künstlerischen Wert besitzen, sind dem Bande beigegeben, und man darf behaupten, daß sich Text und Bild gegenseitig auf das Schönste ergänzen und ineinandergreifen, so daß ein Werk entsteht, das jedem, der den Rhein liebt, Freude und Anregung geben wird.

Die gute Stube. Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert. Von Ernst Heilborn. Mit 17 Bildtafeln. Nikola-Verlag in Wien, Leipzig und München. 231 S.

Der äußerst ruhige Nikola-Verlag läßt unter dem Gesamttitel „Die gute alte Zeit“ eine Folge von schön ausgestatteten Büchern erscheinen, deren erste Bände Altösterreich und Altwien gewidmet waren. Der vorliegende dritte bietet ein anschauliches und unterhaltendes Bild des Geselligkeitslebens in Berlin im Verlauf des 19. Jahrhunderts, derart, daß zugleich ein Einblick in die Entwicklung der Stadt, in die literarischen und künstlerischen Bestrebungen innerhalb ihrer Mauern und darüber hinaus geboten wird. Der eigentliche Reiz des Buches aber besteht darin, daß neben Heilborns Schilderung die Einbrüche der Zeitgenossen nach den Quellen wiedergegeben werden, bei deren Auswahl freilich eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen ist. Ein buntes und belebtes Bild, das aber in Heilborns Darstellung die inneren Zusammenhänge deutlich erkennen läßt. Das ist es, was diese Berliner Geselligkeit von der anderer deutscher und österreichischer Städte deutlich unterscheidet: diese Berliner Geselligkeit blüht immer in einer seltsamen, scheinbar widerspruchsvollen, doch hier zur Wirklichkeit gewordenen Durchbringung von Rationalismus und Romantik auf. Das nachzuleben gewinnt besondere Reize. Die reiche Ausstattung des stattlichen Bandes mit guten Wiedergaben zeitgenössischer Bilder und Zeichnungen verdient besondere Anerkennung.





## Die neuen Schattenspiele

Ein Beitrag zur „Volks- und Jugendbühne“  
von Bruno Zwiener

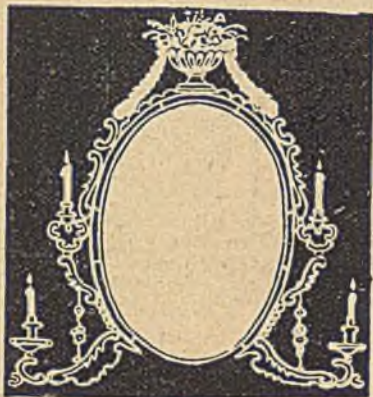
Es mag sicherlich etwas Schönes um das Theoretisieren in der Kunst, in der Bühne, in der Jugendbewegung, wie überhaupt in allen Dingen, die eine weite Spannkuppel über sich haben, sein, und Bücher und Zeitschriften wurden und werden von sehnsuchtsbeschwingten Fanatikern und Ekstatikern, Analytikern und Synthetikern, gelehrten und ungelehrten Köpfen genug zusammengestellt, schwarzweiß die einzig gültige Wahrheit dokumentiert und doch, — wie ist dies arge Mißverhältnis zwischen Theorie und Praxis nur möglich? — und doch stehen sich die Dinge wie eins zu hundert gegenüber.

Es ist eben leichter, Programme auf dem Papier zu entwerfen, als sie zu verwirklichen. Ja, es bleibt billiger, schöne Abhandlungen in wohlgebauten Sähen dar-

über zu schreiben, wie man es machen sollte, als in der Verhundertfachung der Zeit darinnen zu stehen und Arbeit zu leisten, ohne sie schriftlich beteuern zu



Ein Spielbild für „Der rechte Barbier“ von Chamisso



Rahmen für die Vorstellung der einzelnen Spieler

müssen. Da lob' ich mir den Mann, der sich die Bahn selbst schafft, doch über sich die Sterne nicht missen will. Genug der Sitzungsberichte, genug der Kommissionsreisen, genug der schönen Neben über die neuesten Ziele, genug, genug, es sind zu viele. Begeisterung ist auch gut, aber Arbeit ist besser. Uns nützen nichts die feinsinnigsten Erörterungen über die Probleme des Jugendspieles, wenn „jenes Geschlecht der zuchtvollen Männer“ fehlt, das ehrliche Schaffensfreude im Leibe hat. Ein oder zwei Bücher, die grundlegend das Thema „Jugend und Bühne“ bearbeiten, wie etwa die von W. C. Gerst im Verlage des Bühnenvolksbundes herausgegebene Sammlung: „Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung“ oder das Buch von Ludwig Pallat und Hans Lebade „Jugend und Bühne“ genügen, um Funda-





Kostümskizze zu „Judith, die Tochter des Zauberers.“

mente zu schaffen, auf denen von all den übrigen Begeisterten „praktisch“ aufgebaut werden könnte.

Auch die Jugend kannte kein Theoretisieren, als sie hier und dort eine neue Gangart einschlug. Sie marschierte tapfer darauf zu und dachte nicht daran, die Dinge, die sie aus reinstem, spontanem Gefühl, ohne Vorbilder, aus dem einfachsten Muß heraus tat, zu katalogisieren, zu nummerieren und zu registrieren, ebenso wenig, wie sich etwa ein Künstler ständig über das „Warum“ und „Weshalb“ Rechenschaft gibt. Und doch muß man die überaus wichtige Tatsache buchen, daß alle Kräfte, die sich in dem Sammelbegriff „Jugendbewegung“ vereinigen, selbstschöpferisch sind und nur von der Jugend ausgingen, daß wichtige Gebiete neuen deutschen Geisteslebens zuerst durch die Jugend bearbeitet wurden.

So kam es auch, daß sich am König-Wilhelm-Gymnasium in Breslau selbständig eine Spielschar zusammenschloß, die sich ohne viel Überlegung, nur aus der Anregung durch den Zeichenunterricht die Aufgabe stellte, den Schattenriß und mit ihm das lebende Schattenbild, das Schattenspiel, zu pflegen. Die Versuche, die dort auf einer bescheidenen Schulbühne

zum größten Teil wieder durch die Jugend angelegt wurden, waren nun derart interessant und in ihrem praktischen Teil so wertvoll, daß die rechte Freude im Verein mit der praktischen Arbeit auch bald die Möglichkeit schuf, die Neuerungen im Schattenspiel vor geladenen Gästen zu zeigen. Diese Neuerungen waren aber um so wertvoller, als es sich um praktische Dinge handelte, die wohl schon des öfteren auch anderwärts versucht worden waren, aber doch in ihrem Endergebnis nicht befriedigten. Wer sich je der Mühe unterzog, ein Schattenspiel zu inszenieren, der weiß, welch große Mühe allein das Heranschaffen der allernotwendigsten Kulissenstücke macht, wenn anders sich die Spiele nicht nur auf zwei oder drei Themen beschränken sollten. Wollte man am Ende gar ein Spiel im Freien spielen lassen, so standen Spielleiter und Spieler vor unlöslichen Problemen. Sie gaben, durch die Unzulänglichkeit der Dinge beeinflusst, bald die Arbeit auf und glaubten, damit genug getan zu haben. Nun gelang es den Schülern aber nicht nur selbst die kompliziertesten Außenzenerien auf die Leinwand zu bringen, sondern sie taten in Farbe, Musik und Wort noch ein übriges, so daß man schlechterdings, — das Jugendspiel an der Jugend gemessen — eine vorbildliche Leistung vor sich sah.

Der Gedanke lag nun nahe, diese reiz-



Kostümskizze zu „Der Zauberer von Amsterdam.“



vollen, lebenden Schattenspiele auch von Erwachsenen und auf einer größeren Bühne spielen zu lassen, die wertvollen Bereicherungen auch anderen zugänglich zu machen, wie überhaupt den Gedanken des Schattenspiels in diesem neuen Rahmen zu pflegen und auszubauen. So nahm die „Festspielgemeinde Breslau“ diese Anregung auf und schuf die „Neue Schattenbühne“.

Die „Neue Schattenbühne“ tat bald in stiller Arbeit das, was im literarisch-künstlerischen Gehalt und auch im musikalischen ein gutes, vorbildliches Spiel unbedingt sichert. Ihre Spielgruppe soll, so ist es vorgelesen, von Zeit zu Zeit vor geladenen Gästen kleine Mustervorführungen zeigen und ihnen hierbei Gelegenheit geben, alle Dinge, die ein künstlerisch wertvolles Spiel gewährleisten, am Ort zu studieren. Man baut auch hier wieder auf die Jugend, ihren Idealismus und ihre Arbeitskraft, die es vor allem zuwege bringen dürfte, das, was die „Neue Schattenbühne“ erreichen will, das Schattenpiel, anknüpfend an die Tradition unserer Vorfahren, zu einem schönen Unterhaltungs- und Bildungsmittel für alle Bevölkerungsschichten zu machen. Die zweite Möglichkeit der Verbreitung dieser neuen Schattenspiele wäre die, daß Vereine und Schulen mit eigenen Spielcharen gegen eine geringe Entschädigung Texte, Diapositive und Kostüme und, wenn nötig, den Projektionsapparat von der Festspielgemeinde entleihen und die Spiele selbstständig zeigten. Die dritte Auswertung sucht die Festspielgemeinde in der Aufnahme und Verbreitung durch den Film. Bekanntlich brachten uns auch hier die Versuche, Schatten mit Silhouetten, die ruckweise auf dem Papier vorgeschoben und in dieser Bewegung gefilmt wurden, nicht weiter. Die aufgewandte Energie stand durchaus in keinem Verhältnis zum Erfolg, und so wurde auch die Arbeit auf diesem Gebiet nicht weiter geführt. Die leichte Verfilmung der Neuen Schattenspiele dürfte aber nicht nur den großen Bühnen eine willkommene Bereicherung ihres Programms sein und zur Hebung des allgemeinen Niveaus beitragen, es würde sich vor allem bei der Verbilligung des Schul- und Hauskinos ein völlig neues Feld für eine aktive Betätigung der Sprecher und ein Erleben der Werke unserer Dichter durch die Jugend aufstun. Während nämlich das lebende Bild durch die Filmstreifen auf die weiße Fläche geworfen wird, übernehmen es die Schüler der Schule oder die Mitglieder der Familie, mit verteilten Rollen den Text hierzu zu sprechen. Daß der Musik auch eine gewichtige Rolle im neuen Schattenpiel, sowohl wie im Film zugebracht ist, bedarf nach dem bereits früher Ange deuteten keiner weiteren Erklärung. Fern liegt es

nun, das Spiel ausschließlich und sofort nur auf pädagogische Flaschen zu ziehen, zumal unsere Schulen hier nur zu gern die Angelegenheit sofort vom zweckhaften Gesichtspunkt betrachten. Das Spiel bleibt vornehmlich Spiel und an zweiter Stelle Erziehungsmittel.

Spiele die Neuen Schattenspiele, spielt sie in Vereinen, spielt sie auf der Bühne, spielt sie in den Ferien, in der Schule und spielt sie daheim! Wichtiger als alles Schreiben hierüber ist die Tat, sind die Menschen. Besser als alle Vorträge ist die Arbeit, und das beste und sicherste Erziehungsmittel ist das gute Vorbild. Deshalb ergeht auch hier an alle, die ein Interesse daran haben, die Bitte, durch praktische Arbeit der guten Sache den Weg frei zu machen und sie so durch die engsten und feinsten Kanäle in den Volkskörper zu leiten. Die „Neue Schattenbühne“ im Festspielhaus, Breslau 10, stellt gern ihre Erfahrungen und ihr Material allen zur Verfügung und hofft, so mitarbeiten zu können an einer schönen Kulturarbeit.



#### Die Jahrtausend-Ausstellung Köln 1925.

Zur Erlangung eines Platates für die Jahrtausend-Ausstellung Köln 1925 hat die Stadt Köln einen Wettbewerb ausgeschrieben. Den ersten Preis erhielt Karl Heuser-Barmen, Kennwort „Treu-deutsch“ (1300 M.). Den zweiten Preis erhielt Anton Lamprecht-München-Freising, Kennwort „Hebwig“ (800 M.). Das Plakat wirkt durch seine Farben, die in der Photographie nicht zum Ausdruck gebracht werden können. Ein dritter Preis wurde Alfred Kunst in Reichenberg zuerkannt, Kennwort „St. Ursula“ (500 M.). Ein weiterer dritter Preis fiel R. Daenert in Singig a. Rh. zu.





## 1. Preis Karl Heuser-Varmen.

Auch er wirkt durch seine Farben, die in der photographischen Wiedergabe nicht zum Ausdruck kommen. Die hier veröffentlichten Abbildungen zeigen die Entwürfe von Karl Heuser-Varmen und von R. Daenert-Sinzig.

\*

Auf der großen Kulturschau des Rheinlandes kommt vor allem auch das Buchwesen zur Geltung. Das Rheinland ist die Wiege der Kunst des Buchdrucks. Von Mainz, wo Gutenberg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch seine Erfindung des Typendrucks die vervielfältigende Herstellung von Schriftwerken mittels Lettern ermöglichte, hat sich diese Kunst der großen Verkehrsstraße des Rheines entlang ausgebreitet. Eine der frühesten Druckerstädte nach Mainz war Köln, das besonders noch im 15. Jahrhundert in zahlreichen Werkstätten Meisterwerke des Druckes hervorgebracht hat, die zum Teil sogar wichtige technische Neuerungen enthielten. Ihm reihen sich an Eltville, Speyer, Marienthal, Trier; im 16. Jahrhundert tritt Frankfurt spät aber umso nachhaltiger hervor. Hier brauchen nur die Namen S. Beyerabend und St. Merian genannt zu werden. Unter dem Gesichtspunkt der künstlerischen Betätigung am Buch wird eine geschlossene Gruppe die rheinische Buchillustration in den hervorragendsten Stücken vorführen, angefangen von den Meister-

werken des Holzschnitts in den Inkunabeln, drucken über Anton Woensan von Worms, Jost, Amman, Virgil, Solis, de Bray bis zur romantischen Illustration im 19. Jahrhundert. Zum ersten Male wird sodann ein Überblick geboten werden über die Einbandkunst für einzelne rheinische Gebiete und Orte. Die Darstellung der Buchkunst soll abgeschlossen werden mit einer Gruppe, Bücherbesitz und Bücherliebhaberei. Ansichten von öffentlichen und privaten Bibliotheken des Rheinlandes werden eine Schau über rheinischen Bücherbesitz zeigen in Form der aufgedruckten, eingeklebten oder eingestempelten Exlibris. Der Stilwandel der Superexlibris einiger Klosterbibliotheken wird wiederum die Verbindung zur allgemeinen kunstgeschichtlichen Entwicklung knüpfen. Bei den am meisten gebrauchten graphischen Bücherzeichen wird die Linie von dem ältesten nachweisbaren Kupferstich Exlibris, einem rheinischen, bis zu den zum Teil hervorragenden Leistungen der Gegenwart geführt. Alles in allem, auch die Gruppe Buchkunst wird der Jahrtausend-Ausstellung ihren besonderen Wert geben und der erfreulicher Weise immer größer werdenden Gemeinde wahrer Bücherfreunde auch die historische Seite ihres Gebietes näher rücken und vor allem die Bedeutung des Rheinlandes im Rahmen der gesamten buchhändlerischen Entwicklung dartun.



## 3. Preis R. Daenert-Sinzig.



# Schach

Bearbeitet von D. Udermann.

**Aufgabe Nr. 484.**  
E. E. Westbury.



Matt in zwei Zügen

**Aufgabe Nr. 485.**  
L. Schor.



Matt in zwei Zügen.

**Lösungen.**

Nr. 466 von M. Mad-  
sen: 1. Lh6—f8.

Nr. 467 von S. Bee-  
ninf: 1. Sd3—f4.

Nr. 468 von L. Schor:  
1. Sb1—c3, Tc6, 2. Sb5;  
1... Sc6, 2. Sc8; 1... d6,  
Dg5+; 1... Kd6, 2. Df6+  
1... bcl., 2. Dc7+.

Nr. 469 von Dr. M.  
Krämer: 1. Td8—h8, Lc7  
2. b8D! Ld7, 3. Dg8+.  
Leber nebenlösig durch  
1. Lbl × c2!

Nr. 470 von K. Niel-  
sen: 1. Sf4—g6, T × f5,  
2. Se6+; 1... T × g6,  
2. D × c7+; 1... Th1,  
2. Tf4+; 1... bcl., 2. Sf3+

Nr. 471 von M. Schnei-  
der: 1. Sb7—c5, b × c5,  
2. a5; 1... c3, 2. Sb3+.  
1... Kd5, 2. S × d7.

**Liste der Löser.**

E. Schwarzer in Hoch-  
wald: 466—8, 70, 1; M.  
Motros in Kofittnij:  
454—8; M. Meigner in  
Lauingen, F. Dufold in  
Eberswalde: 460, 4, 5;  
K. Gebrich in Hamburg,

M. Stenger in Essen, S. Klieffen in Ka-  
menz, F. Fröhlich in Leipzig, E. Rolte in  
Breslau, F. Schäffer in Mannheim: 466

bis 71; E. Daum in Breslau, E. Otto in  
Berlin: 466, 7; M. Motros in Kofittnij:  
467—70; Nr. 466: 1. Le3? Dd5!

**Zu unseren Aufgaben.**

Die vier im Diagramm wiedergegebenen  
Aufgaben entstammen sämtlich dem inter-  
nationalen Turnier, welches die italienische  
Fachzeitung „L'Italia Scacchistica“ in  
zwei Abteilungen zu Ehren ihres ver-  
storbenen Herausgebers, Ing. Borgatti,  
veranstaltet hatte. Es sind der erste und  
zweite Preisträger aus jeder Abteilung;  
besonders die Schor'sche Aufgabe zeichnet  
sich durch eine erstaunliche Feinheit der  
Spielführung aus. Mari ist erst seit  
einer kurzen Reihe von Jahren tätig, hat  
aber bewiesen, daß ihn ihm ein Komponist

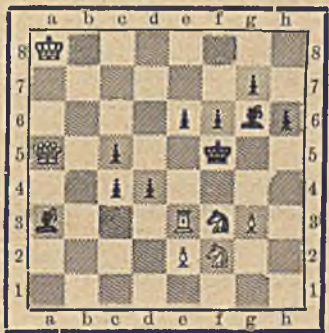
von ungewöhnlichen Fähigkeiten steckt.  
Als Nr. 488 lassen wir einen Dreizüger  
von Dr. E. Zeppler nach dem „Deutschen  
Wochenschach“ 1925 folgen, dessen Lösung  
ähnlich derjenigen von Nr. 469 ein reines  
Ei des Columbus ist: Weiß Kh3, Dd8,  
Sg5, Bf5, g2; Schwarz Kh5, Lh4, Be5, g3,  
g7, h6. Unter Nr. 489 fügen wir eine aus  
dem Rahmen des Hergebrachten heraus-  
fallende Aufgabe bei, die uns von unserem  
eifrigen Mitarbeiter und Löser, Herrn  
M. Ditscher in Offenburg, zum Erst-  
abdruck überlassen wurde. Die Forderung

**Aufgabe Nr. 486.**  
M. Mari



Matt in drei Zügen.

**Aufgabe Nr. 487.**  
M. K. Malachoff.



Matt in drei Zügen.



lautet: Der Anziehende setzt matt. Weiß: Kf1, Dc5, Tg2, g4, Lg7, Sb8, h7, Ba2, c3, d2, d5, e6, f3, g6, h2; Schwarz: Kg8, Da8,

Tb5, La6, Ba7, b7, c2, d4, f2, f7, g3, h6. Die Stellung ist so ausgedacht, daß sich nachweisen läßt, wer am Zuge ist.

### Schachliteratur

**Das Großmeister-Turnier New-York 1924** im Auftrage des Turnier-Komitees bearbeitet von A. Aljechin. Mit 11 Bildnissen und vielen Diagrammen. 337 S. Gr.-8. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin. Preis geh. 12,50, geb. 14 M.

In der bekannten muster-gültigen Ausstattung, die alle schachlichen Publikationen des Verlages der „Deutschen Schachzeitung“ auszeichnet, ist soeben das mit großer Spannung erwartete Buch über den großen vorjährigen Wettkampf in New-York erschienen. Der russische Großmeister hat sich die Erläuterung der Partien außerordentlich angelegen sein lassen, und es ist auf diese Weise ein Turnierbuch von ganz hervorragendem Werte entstanden. Nicht nur die Teilnahme von Dr. E. Lasker und Capablanca, sondern vor allem das Bemühen der Neoromantiker Reti, Dr. Tartakower ihren „modernen Ideen“ in einem großen Turnier Geltung zu verschaffen, macht das Studium der Partien so ungewöhnlich interessant und belehrend. In einer umfangreichen Einleitung: „Die Bedeutung des Turniers für die Eröffnungslehre“ entwickelt der Bearbeiter im Zusammenhang die theoretischen Ergebnisse des Wettkampfes.

#### Gesunder Menschenverstand im Schach.

Von Dr. Emanuel Lasker. Mit 56 Diagrammen und einem Bildnis des Autors. 176 S. 8. Verlag Wertbuchhandel G. m. b. H., Berlin SW. 11, Königgräber Straße 99, broch. 4, geb. 5,50 M.

Laskers glänzender Sieg in New-York hat das Verlangen der Schachwelt, von ihm in die strategischen Grundlagen des Spiels eingeführt zu werden, ganz außerordentlich belebt. Daher trifft es sich gut, daß gerade jetzt die deutsche Bearbeitung eines Lehrbuches über schachlich vernünftiges Denken erscheint, das Lasker vor 30 Jahren erstmals in englischer Sprache (Common sense in Chess) veröffentlichte. Das Buch ist in 12 Vorlesungen gegliedert; es setzt die Bekanntschaft mit den Spielregeln und wenigstens die rohen Umrisse der Eröffnungstheorie voraus. Dann aber vermittelt Lasker in eben so eindringlich klarer wie anziehender Form Einblicke in das Zusammen- und Gegeneinanderwirken der Streitkräfte, die für jeden ernstlichen Studierenden des Wertes von eminent fördernder Bedeutung sein müssen. Immer erneut bemüht sich Lasker, das ganze schachliche Denken seines Schülers zu entwickeln. Daher ist das würdig,

d. h. mit schönem, klarem Druck auf gutem Papier, ausgestattete Buch eine Neuerscheinung, auf die wir ganz besonders aufmerksam machen.

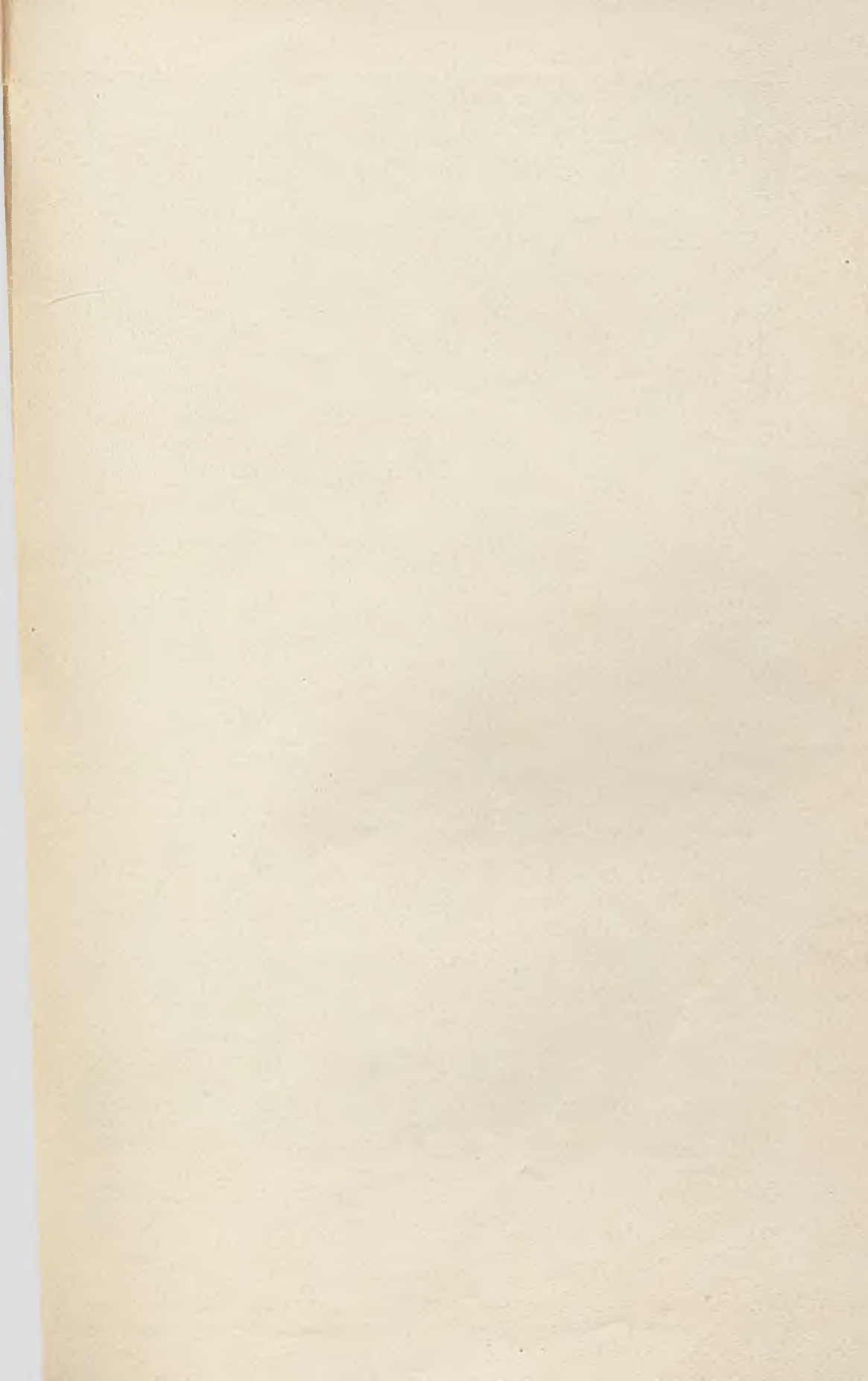
**Die Schachschule.** Leichtfaßlicher Lehrgang zur raschen und gründlichen Erlernung des Schachspiels von Johannes Metzger. Zweite verbesserte Auflage, Preis geh. 2,50 M. Verlag Walter de Gruyter u. Co. in Berlin. 109 S. Gr.-8.

Der Herausgeber hat sich ein bedeutendes Verdienst um die Ausbreitung des Schachs in Deutschland erworben durch die auf sein Betreiben zurückzuführende Aufnahme des Schachspiels an der Volkshochschule zu Kiel. Die Erfahrungen, die Metzger als Schachlehrer in reichem Maße zu machen vermochte, sind von ihm bei der Neubearbeitung seines Lehrbuches verwertet worden, und es ist dadurch ein wahrhaft guter Lehrgang entstanden. Die Einteilung des Stoffes ist die übliche, der Vortrag klar.

**Das schwarze Schnittpunktgefüge.** Ein Leitfaden durch das Labyrinth einer der wichtigsten Problemarten von A. Klinko, mit 416 Diagrammen. Verlag des Deutschen Arbeiter-Schach-Bundes. Geb. 6 M.

J. Kohn und J. Kockelkorn haben im Jahre 1903 eine Studie das „Indische Problem“ erscheinen lassen, die sich bis heutigen Tages als eine ewig junge Anregung für suchende Komponisten erwiesen hat. Das umfangreiche und sehr sorgsam bearbeitete vorliegende Werk ist nichts anderes als ausgegangener Samen aus jenem klassischen Buche der Problemliteratur. Wer die durch K. und K. erschlossenen Gedankengänge nicht kennt, wird am Schlusse des Werkes gern dem Verfasser zustimmen: Wunderbar und geheimnisvoll ist das schwarze Schnittpunktgefüge! Wer das ältere Buch kennt, wird dem Autor dankbar sein, daß er eine so umfangreiche Blütenlese von Aufgaben dieses Gebietes gesammelt und geordnet vorlegt. Doppelt erfreulich ist es aber, daß das Buch in Arbeiter-Schach-Kreisen entstanden ist und daß ein sehr großer Teil der Aufgaben und wahrlich nicht die schlechtesten — von Komponisten herrührt, die das Schach als eine willkommene Ablenkung nach der Last und Hitze harter Mästelarbeit pflegen. Dem Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen. D. U









Helmut Skarbina

Gestörte Liebeserklärung





# Die Bergstadt

## Monatsblätter

13. Jahrgang / 8. Heft

### Der Narr in der Liebe

Roman von Heinrich Lohmann

2. Fortsetzung



Ihre Mitschwester in Leiden, die Näherin Annemike, nähte sich in dessen tapfer durch alles Linnen. Um die Werke der Barmherzigkeit kümmernte sie sich nicht anders als in Worten. Die „gute Mutter“ Wietfelge hielt sie nicht für rechtmäßig krank. Sie lächelte jetzt leicht, wenn sie von ihr sprach.

„Die ganze Welt weiß, daß sie schon immer ihren Triller gehabt hat,“ sagte sie in ihren Nähstuben. „Sie ist eigentlich nie aus ihrem verrückten Faß herausgewesen, wie selbst angesehene Leute und christliche Seelen geglaubt haben. Gott wird freilich seine Gründe haben, daß er sie so büßen läßt.“

Sie konnte auch oft still über ihrer Arbeit sitzen und beten. Es war dann für die Wietfelgese, daß Gott ihr verzeihe, was sie aus menschlicher Schwachheit an ihr — der Annemike — gesündigt habe. „Meine Jugend und mein Herzensglück hat sie gebrochen,“ seufzte sie. „Sie hat den Ehebrecher Trilling hinaufgelockt in mein behütetes Dasein. Bei Gott, ich habe es nicht gewollt. Ich habe mich gewehrt bis zum letzten Augenblicke. Ich habe gefastet und gebetet, um zur Klarheit zu gelangen. Endlich, um des opferreichen und sehr verdienstvollen

Standes der Ehe willen habe ich eingewilligt.“

Ja, nach und nach fand sie sich wieder in ihre alte Frömmigkeit zurück, die ihr eine kurze Zeit abhandengekommen schien.

Sie rechnete sich jetzt zu dem Stande der heiligmäßigen Witwen, die immer Verfolgung leiden und denen von allen Seiten Unrecht geschieht. Sie aber dulden und leiden gerne, denn ihr ganzes Leben ist Leiden. Schon aus dem Worte, das ihren dornigen Stand bezeichnet, aus dem Worte Witwe scheinen Tränen zu quellen, wenn es richtig ausgesprochen wird. Sie sprach das Wort richtig aus. Wenn es nötig war, tränkte sie es mit Tränen und befrachtete es mit der wehen Last vielsagender Seufzer. Witwen dieser Art müssen immer ihre Seufzer zur Hand haben. Die gute Annemike hatte zudem auch stets ein süßes Lächeln zur Hand, das sie gleich dem Seufzer nachstieß.

„Wir weinen zwar in unserer Unvernunft, aber im Grunde müssen wir doch froh und stolz sein, daß wir gewürdigt werden, alles Leid zu tragen. Über unserem Witwenhaupt hängt eine siebenfache Krone. Seht ihr nicht, wie



schön sie uns steht? Besonders mir, Annemike Trilling. Sie macht mich noch hübscher, als ich von Natur aus schon bin! Heiraten? Zum zweitenmal? O Gott, du prüfst dein Kind schwer? Aber wenn es dein Wille ist. . .“

So sagte das dem Seufzer nachgeschickte Witwenlächeln Annemikes.

Wer wirklich ein schweres Kreuz zu tragen hatte, das war das Kind Magdalene. Keine Mutter zu haben, ist hart für ein junges Menschenwesen. Aber härter ist, eine herzlose zu haben. So fern war die Annemike von aller Natur und Mutterschaft, daß sie herzlos zu dem eigenen Kinde sein konnte.

Armes Kind!

Es fornte längst das süßeste aller Menschentworte. Das Wort, das von der Paradiesesmusik den Erdenkindern zuunterst im Herzen haften geblieben ist und nur durch die größte Liebe zum Klingen gebracht werden kann: Mutter! Die Nächste dazu, Annemike, wedte den Klang auf ihres Kindes Lippen nicht. Sie half ihm des Morgens, wenn sie zum Nähen ging, in die Kleider, brachte es der tauben Schusterin unten, vermahnete es zu gutem Betragen den Tag über, ließ ein Geringes für ein Tränklein Milch und ein paar Zwiebacke zurück und ging bis zum Abend. Dann trug sie es wieder zu Bett, nicht ohne den stillen Wänden ihre Meinung über diesen Gottesfegen, den sie in der Heimlichkeit ihrer Kammer für recht unnütz hielt, anzuvertrauen. Nein, diese Mutter wedte nichts in diesem Kinde. Die Thres war es wieder einmal, die hier etwas tun mußte.

Sie holte das Mädchen an manchem Tag in ihre Küche. Dort gab es bei allem Wert über Töpfen, Eimern, Schüsseln und Körben, aus aller drängenden Arbeit heraus immer einen Augenblick, wo sie niederhocken konnte zu dem Kind, sein erstes scheues Tasten an den Dingen zum Spiel zu gestalten.

In dieser Küche erst ging das große Wunder vor sich, das größte in der Welt, die Menschwerdung des Geistes, und zwei arbeitsfrohe Hände wachten darüber.

Sie hatten immer Zeit, die beiden Hände, das Kartoffelmesser und die Waschreibe für ein paar Minuten fortzulegen und den zwei schwachen Kinderfüßen die ersten Schritte auf dieser harten Erde zu zeigen. Und das sorgreiche Herz der Thres hatte immer Raum, sich über jedes beglückende Lächeln auf dem Kinderantlitz zu freuen. Höchste Wonne war es dieser Mutter ohne Kind, wenn sich ihr die zarten Armchen entgegenstreckten und der Mund den Mutternamen lallte, den es eine lange Zeit nur ihr geben wollte.

Dann zog es weh und süß, schmerzvoll und selig durch dieses glücks- und liebeferne Mädchenherz. Dann wärmte ihr Busen mütterwarm das Kind. Dann küßte der herbe Mund den weichen und hatte Mühe, das Herz zu halten, daß es nicht sein Weh in Tränen aufsteigen ließ.

Die Tapfere fand sich schnell.

„Die Wäsche muß auf die Leine,“ sagte sie und wiegte es auf den Armen, „es muß was getan werden, mein Kind, mein Liebling, mein Herz. Nun tu dein Mündchen auf, ich habe etwas für dich, mein Appelken, mein Lecker-Schleckerling, dein süßes Mündchen auf!“

Sie hatte immer etwas und gab immer etwas. Herz und Hand wurden nicht leer, weil die Liebe ihres gütigen Frauentums sie füllte.

Doch auch unter dieser Liebe blieb das Kind Magdalene zart und schwach wie eine Blume im Schatten. Eine leise Erdenfremdheit und -fernheit war von Lebensanfang um sie und wurde immer deutlicher. Ein verirrter Laut war sie in allem Lärm, ein Lächeln in aller Trübsal. Schon in ihrem Außeren lebte nichts, was des Vaters oder der Mutter sein konnte. Eine elfenseine Zartheit, licht und leicht, ein hingetraumtes Spiel war sie, vom schlafenden Geschick an diese Welt des furchtbar wachen Ernstes verloren.

Den furchtbar wachen Ernst dieser Welt sollte um diese Zeit wieder einmal die Thres verspüren. Die Gemeinheit gierte nach ihr.

In das Faßbänderhaus war der neue Holzmeister eingezogen.



Er war nicht mehr der Jüngste, seine Kinder bereits erwachsen, sein Weib war kränkelnd und hilflos. Man wußte nicht viel anderes von seiner Vergangenheit, als daß er ein unruhig Ziehleben geführt habe. Er gewann kaum Freundschaft oben.

„Der geht nicht in sauberen Holzschuhen,“ sagte der Vogelkünstler von ihm, „wenn die Kage laurig schleicht, ist sie hinter den Vögeln her. Sollst sehen, Anton, so einer ist er. Wenn mich nicht alles täuscht, hält der Räuber unsere Thres für das Vöglein, das sich streicheln läßt. Es gäbe einen Hauptspaß, und ich wollt', ich könnt' von irgend einer Zwillie zusehen, wenn er unserer Thres vor den Schnabel gerät. Anton, ich gönnte es ihm, ich gönnte es ihm wie meinen Vögeln das Futter!“

Der Vater Michael sah leider nicht, wie es war.

Die feige Niedertracht des Holzmeisters ging der Thres in der That nach. Sie wußte hinter ihr keinen Manneschutz und keine Mannesliebe und folgte ihr mit dem häßlichen Zerklächeln seines Alters.

Auch an diesem Sonntag, da die Thres mit dem Kind Beeren suchen gegangen war.

Die Berge wuchsen voll und groß in die hohe Bläue des Augusthimmels. Eine wundersame Klarheit umhellte die Erde und schien sie in göttlichem Spiel dem Himmel entgegenwerfen zu wollen.

Es sah keiner, wie es war diesen Nachmittag.

Man sah die Thres und das Kind früher wie gewöhnlich heimkommen und ohne Korb. Sie trug Magdalene auf den Armen und tröstete die Weimende:

„Nicht weinen, mein Liebling. Ich hab' auch ein Zuckerbrezelchen und sing' dir ein Lied. Es muß was getan werden, hör, mein Vederchen:

Ringelrangel, Rosenkranz,  
Mägdlein, gehst du mit zum Tanz?

Ich und du und Liese,

Wir tanzen auf der Wiese,

Juchheirassa, juchhei!“

So lief sie hin, laut singend und juchhend, bis der sichere Kirchweg zum

Dorfe hinab sie aufnahm. Die ihr entgegenkamen, Burschen und Mädchen, sahen nicht die Tränen hinter dieser Fröhlichkeit tropfen.

Sie lachten: „Gi, die Thres, die lustige Thres, das ist die Rechte!“

Wer den Holzmeister um diese Stunde hätte suchen wollen, würde ihn im Siepen unten auf dem Steingeröll gefunden haben. Da lag er und die zerbrochene Schnapsflasche in schön gesplitterten Stücken neben ihm. Ein paar besonders freundliche Scherben hatten sich ihm in die Backen gesetzt. Man ist versucht, anzunehmen, daß der Weg von der Ringelhelle oben bis in das Siepengeröll am Hange unten mit allerlei Geschwindigkeit zurückgelegt worden ist. Ortskundige neigen außerdem zu der Ansicht, diese Geschwindigkeit sei nicht allein durch die Fallgeschwindigkeit zu erklären, sondern ihr sei nachgeholfen worden, wahrscheinlich durch einen nicht gerade sachten Schub und Stoß, nach Lage der Dinge von vorne, etwa in die Brustegend.

Noch einmal, es sah keiner, wie es war!

Die Thres hatte den Beerenkorb und Sommerhut vorerst nicht wieder mitgebracht. Aber sie sang und juchheite, und die es hörten, lachten:

„Seht, des Pastors Thres, was sie wieder ihr Ruhe hat. Die Lustige, das ist die Rechte!“

Sie war schon die Rechte.

Sie weinte ihre Tränen im Herzen. Außerlich sah ihr keiner etwas an. Nicht diesen Tag und nicht die nächste Zeit. Sie hielt sich die Augen trocken und hielt den Kopf geschürzt und die Arme aufgeschlagen bei der Arbeit, die jetzt doppelt zu drängen schien. Sie wirtschaftete in Küche, Stube und Garten des Pfarrhauses. Sie wahrte Bruder und Kind bei den Schusterleuten und säufte die Frrnis der Faßmutter im Küsterhaus. Nie rasteten ihre Hände. Sprang sie zu den Schusterleuten über den Hof, trrr, tock, tock — warf sie den Hühnern ihr Futter hin. Lief sie durch den Apfelgarten in das Vogelhaus, dann las sie eilig die



gefallenen Früchte auf oder wendete die Wäsche auf der Bleiche.

Nein, ihr Herz sahen sie nicht.

Die Tapfere litt um ihr Weibstum.

Nicht in ein schwachmachendes, aus Schwäche kommendes Liebesgeseufze floß ihr Schmerz aus, sondern in die bittere Erkenntnis, daß feige Niedertracht ihr nachstellte, wo Mannesliebe sie nicht begehrte. Ihr tapfer herbes Frauentum wollte keiner zum Weib, zur Mutter seiner Kinder — das schutzlose, unscheinbare Mädchen aber wollte die Gemeinheit. Das Wissen um solche Entwertung muß das Weib wie mit Peitschen schlagen.

Und doch, in allem Ernst schwamm ein Lächeln obenauf, soweit nämlich das Leid der Thres — mit dem Anton Andreas Weitenficht zu tun hatte. Es war wunderbar genug, daß zu der schönen Barbe nun auch die tapfere Thres im Pastorenhaus ihn und seine kindhafte Gutheit lieben mußte. Der große Held im Vogelhaus ahnte auch von dieser Liebe nichts.

Er fühlte nicht einmal, wie um diese Zeit die Sehnsucht der fernen Barbe immer mächtiger zu ihm flutete.

Der Anton saß im höchsten Wipfel und spürte wieder einmal nicht, was auf Erden vorging.

Und die Thres war viel zu herb verschlossen, um ihn einen Laut ihres Herzens hören zu lassen. Und sie war viel zu klug, um nicht das Liebesknäuel, das der wunderliche Mann den Weberzwillen nachrollte, in jedem wirren Fädchen zu kennen.

Der einzige, der das aufgeschenchte, traurig flatternde Vöglein dieser Liebe sah, war der Vater Michael.

„Zwei müssen es immer sein,“ sagte er zu sich selber oben vor den Käfigen, „und sie haben ihn immer schön in der Mitte, erst die Barbe und die Sef und jetzt die Barbe und die Thres. Lieber Gott, wie wird es noch mit ihm werden? Sie tun mir beide oder vielleicht alle drei in der Seele leid, daß sie aneinandergekommen sind. Die Schönste ist von allen die Barbe, sie ist wie ein Rotschwänzchen lieb und gut zu hören. Aber

die Thres ist doch ein Edelstänger und gehört in der ersten Klasse gleich oben an. Für den Anton wäre sie ohne Frage die Rechte: sie bringt überall durch! Aber das von ihm zu verlangen, wäre gerade so unklug, wie Hühnereier vom Zaunkönig zu begehren.“

\* \* \*

Im Vogelhaus gingen sie ihren wunderlichen Pfad weiter.

Die unglückliche Witfrau war dem Ende am nächsten, ohne freilich selbst noch von Anfang und Ende dieses Lebens zu wissen. Sie war schmal und spitz geworden wie ein Stecken, klein wie ein Kind und ganz gekrümmt. Ein Hauch konnte sie zu Boden blasen.

Und doch schlurfte sie immer noch durch Stuben und Gänge, hochte auf der Erde nieder und fuhr armschlagend und grausig rufend auf:

„Kuckuck — ich fleige — fleige — fleige in de Wolken, huhuuuh!“

„Sollst sehen, Thres,“ sagte der Meister Michael, „sie hält, was sie da in ihrem Vogelverstande pappelt, und es ist gut. Sie geht uns eines Tages über die höchsten Bäume. Aber ein richtiges Fliegen ist das nicht. Dafür ist es nicht leicht und sacht und fröhlich genug. Sie kommt aus dem Dunkel wie die Gule und lernt es nie wie die Lerche.“

„Wollte es einmal ein Ende haben,“ meinte der Anton, „ob sie als Gule oder als Lerche aufsteigt, ist einerlei, wenn es nur bald geschieht und sie von der Erde fort kann. Es brennt mir ins Herz, ihr nicht helfen zu können, das letzte Loch zu stoßen aus diesem furchtbaren Faß. Vater Michael, das Leben stülpt doch viel Dunkles über uns. Womit mag sie es verdient haben? frag ich mich oft. Wir haben wohl alle geholfen, der Meister tailleur und die Annemise und ich —“

„Ja, du am meisten, Anton! Du Wüterich, du Tyrann!“

Der Vater Michael lachte, aber es war ein zorniges Lachen.

„Anton,“ fuhr er fort, „ich habe dich schon einmal von diesem verrückten Ast



schütteln wollen und bildete mir ein, daß du auf einen vernünftigeren gehüpft wärst. Aber du sitzt immer noch da. Du bist zu allem fähig, wenn auch nur in deiner Einbildung. Darin geht es durcheinander wie in einem Grassäckchen.“

Er begab sich kopfschüttelnd zu seinen Körben hinauf. . .

Es wurde Frühling auf dem Berge und Pfingsten.

Der Kirschbaum im Küstergarten stand in weißen Blüten. Die Apfel- und Kastanienbäume vor der Türe des Pfarrhauses ließen ihre weiße und rote Pracht fallen. Die Berge wölbten ihre grünen Kuppeln in die reine Bläue des Morgens.

Sie hatten die Alte im Vogelhaus zum Frühläuten allein lassen müssen. Der sorglich gehütete Rabe hatte sich wieder einmal die Nacht aus seinem Korbe gezwängt. Er flatterte aus seinem Reich oben und setzte sich auf den Treppenkopf im Gange unten. Von hier aus krächzte er seine aufbringliche Weisheit durch das stille Haus:

Quack—quack, den Kopf hoch,

Was nich is, das kommt noch!

Die Kranke in der Kammer wachte davon auf. Sie saß eine Weile horchend und lächelnd. Dann aber kam plötzlich ein Erinnern mit dem steigenden Blut in ihr hoch. Der böse Geist, der ihr eingab, der Meister tailleur spräche aus dem Tier, hezte sie auf. Ein schäumendes Wüten faßte sie wieder an. Sie griff nach dem Stoc, der ihr Kriechen stützen mußte und drängte hinaus. Im Gange schlug sie schreiend auf den Treppenkopf ein. Das Tier war längst eine Stufe höher geflatter.

„Kopf ab, Kopf ab, Schneider tailleur!“

Sie mühte sich die Treppe hinauf, immer schreiend und um sich schlagend. Sie stieg und stieg. Als sie bald oben war, suchte das geänstigte Tier sich zu retten. Krächzend und mit heftigen Flügelschlägen strich es hart über ihren Kopf nach unten. Da faßte die Ärmste ein jäher Schreck. Wie sie sich in Entsetzen zurückbeugte, fiel sie.

Sie fanden sie vor der Pfingstfrühmesse blutend im Gange liegen.

Noch war der letzte Hauch ihrer Armseligkeit nicht verweht.

Zwei Tage lag sie in ihrer Stube, und es war wie ein Wunder, daß ihr verrinnendes Leben nicht mit dem gelösten Blut entwich. Sie sagte kein Wort, das weitere Kunde gab von ihr. Sie lag und schwieg.

Aus ihren Augen schien die Irnis ihrer Seele weggewischt zu sein. Die flackernden Lichter darin zuckten nicht mehr. Eine dämmende Erkenntnis schattete aus ihnen. Der jähe Fall und das verlorene Blut mochten sie gebracht haben.

Es kam auch wirklich in der letzten Stunde ihres Erdenseins ein gnädiges Licht um sie.

Was ist es doch ein geheimes, wunderreiches Auf und Nieder, ein Sinken ins Dunkel, ein Steigen in die Helle zwischen jenen Schwellen, die die Bewußtheit unserer Seele umschließen! Wer könnte alle Tore dieser unendlichen Welt, daraus uns Licht wird!

Die Sterbende im Vogelhaus sprach mit schwerzbergender Stimme, wo es keiner geglaubt hatte:

„Ich bin lange fort gewesen in einem fremden Land, wo keine Menschen wohnten. Es war dunkel dort, und ich habe mich irren lassen. Jetzt aber sehe ich dich, Anton, und dich, Meister Michael, und die Thres sehe ich und den Pastor. Ihr habt alle helle Gesichter, und ihr habt eine warme Stimme. Ihr seid gut, und die Thres ist es am meisten. Gib mir deine Hand, Mädchen! O, ihr seid gut! Ihr habt mir geholfen in meiner Not, und ich warf mit Steinen — ich habe mich irren lassen — ich warf mit Steinen — o — macht schnell — Herr Pastor —!“

Die Witfrau Wietfegel sank zurück in ihre Nacht.

Sie lächelte wieder fern, schlug mit den welken Händen noch einmal um sich und verhauchte ihre letzte Kraft in die irren Worte ihrer alten Versunkenheit:

„Ja fleige — fleige — fleige — in de Wolken —“



Dann war sie tot.

„Sie ist richtig fortgewesen, wo keine Menschen wohnen,“ sagte Pastor Weber und ließ ihre Hand sinken, „und wo kein Friede war. Jetzt ist sie zurück, und alles Licht umflutet sie in hellen Meeren, und aller Friede beseligt sie in seligen Wonnen. Gelobt sei Gott!“

„Amen,“ antwortete der Vogelvater Michael, „nun waren es doch Verchenflügel.“

\* \* \*

Es flossen nicht viel Tränen um den Tod der Mutter Wicktegel auf Himmelpforten.

Die heftigsten weinte die unechte Witwe Annemike Trilling. Sie schluchzte und schüttelte sich an ihrem Grabe, als sei es wirklich ihre „gute Mutter“, die man da betete. Auf dem Heimwege war sie indessen um vieles ruhiger. Gott würde ihr in seiner Güte gewiß Barmherzigkeit erweisen, meinte sie. Wir seien alle sündige Menschen . . . Sobetete sie sich zurück von diesem Grabe.

Der Meister tailleur, der höfliche Mann, kam nicht zur Beerdigung. Er unterließ es auch, aus der Blumenstadt Paris Kranz und Schleife zu schicken.

Die Barbe aber fand sich um diese Zeit wieder in Himmelpforten ein.

Es bestand Unklarheit darüber, ob sie ihrem Glück in Mühenhausen für immer entflohen war, oder ob es sie bald dahin zurückzöge. Im Weberhaus war ihre Hilfe gerade nicht dringlich; denn ein jüngerer Bruder der Zwillen hatte inzwischen geheiratet. Aber die Barbe blieb. Wie es nicht anders sein konnte, lief es bald wie ein Glockenton durch die Welt:

„Sie ist um den Anton heimgekommen!“

„Hat einer sein Leben solch einen närrischen Menschen gesehen?“ fragte die Mutter Bankstahl bei Schuster Hermes, „um den Anton läßt sie aus dem Dienst und gibt für den Sperling auf dem Dache die Taube aus der Hand. Der Peter Spenner ist mein Schwestersohn. Sie hätte es gut gehabt, die dumme Gans!“

Die andern sagten es ebenso und lachten:

„Sie passen zusammen, der Anton und die Barbe! Sie finden sich wunderbarlich! Es ist eben kein Löffchen so schief und scheel, ein Deckel kommt hinzu, und wenn er von Mühenhausen sich selbst den Berg hinaufrollt, hahaha!“

Aus tausend unirdischen Quellen speist sich die Liebe in ihrem Tun und Denken. Wer könnte ihnen nachglauben?

Die schöne, dunkelglühende, jetzt zu voller Weiblichkeit gereifte Barbe liebte das Kind der wunderlichen Führung, Anton Andreas, mit einer tiefen, sie ganz ausfüllenden Liebe, die jahrelang trauernd stumm gewesen war. Anders war diese Liebe als die der Thres, weher, drängender, herber Süße voll. So trug die Barbe ihren Wein, und er leuchtete durch das Glas ihres schweigenden Schmerzes, das ihn verbergen sollte.

Auch die Thres trug ihre stille Liebe.

In der tiefsten Kammer ihres leidgestärkten Herzens trug sie sie verborgen. Alles müdemachende Weh aber ließ sie nicht zu ihm ein, sondern scheuchte es mit aufgeschlagenen Arbeitsarmen fort und mit der Weisheit ihres Wortes: „Es muß was getan werden!“

Das Wunderlichste um diese Zeit tat wieder einmal der Anton Andreas. Es dauerte eine geraume Zeit, bis er erkannte, welcher Wind die Barbe hergetragen hatte. Der Meister Michael mußte ihm die Messeln und Disteln richtig deuten:

„Dein Alee blüht,“ sagte er zwin-  
kernd und lächelte sein gutes Schalks-  
lachen, „du hältst im schönsten grünen Felde, und die roten Blüten locken. Klapp die Felsöhren von den Augen, Anton, und streck den Hals. Wie? Du verstehst nicht? Anton, Anton es wird von Tag zu Tag schlimmer mit dir. Wo soll das enden? Du siehst nächstens die Nachtmühle für ein Hühnerneß an. Ein Ei aber findest du niemals, wenn es nicht so kommt, wie es kommen muß: Anton, die Barbe ist um deinetwillen von Mühenhausen hergeflogen. Geh hin,



sag endlich ja — und mach den Korb auf!“

Wunder hat die Liebe alle Zeiten genug gewirkt und wirkt sie täglich neu. Sie wirft den Erdball spielend durch das All. Sie füllt Gründe aus und trägt Berge ab. Sie macht aus Weinen Lachen und aus Tod Leben.

Der Anton Andreas packte in der Nacht nach seiner Erweckung seine geringe Habe in ein Bündel. Am Morgen aber, in der ersten Frühe, ließ er das Vogelhaus und den Berg seiner Verkürungen und floh vor dem Glück — das doch sein Herz mit jedem Schlage ersehnt hatte.

Er floh! Der Meister und Held in der Liebe floh vor seinem Glück!

Der Vater Michael Poggel hielt ihn nicht.

Er stand in der Glockenstube auf dem Turin, läutete den Morgen aus, sah durch die Luke ihm nach und lachte:

„Wenn die Vögel nisten, werden sie wunderbarlich. Dieser aber ist es immer gewesen, ist wohl schon so in das Wiegenest gelegt worden. Ihn halten wollen, wäre ein Eingriff in die Natur und Wesenheit und genau so dumm, als die Schwalbe im Herbst halten zu wollen. Sie tut's nicht und wenn man ihr den Korb mit den lechersten Fliegen anfüllt bis zur obersten Stange! Dem Anton war der Korb auch bis oben voll von Glück — und doch ist er fort. Für die Barbe fürchte ich, daß sie diesen neuen Schuß nicht mehr versteht. Um den Anton fürchte ich nicht. Wie gesagt, wenn die Vögel nisten wollen, werden sie wunderlicher als sonst und streichen umher. Sie kommen aber zumeist auf ihre Lieblingsbäume zurück. Und auch der Anton wird zurückflattern, ich bin es gewiß, wenn er auch mit den gewöhnlichen nicht ohne weiteres zusammen zu bringen ist, die da fliegen und hüpfen, zirpen, pfeifen und trillern in dem großen, wunderlichen Walde, den sie Welt nennen.“

6.

Schwer fand sich das Kind Magdalene zurecht in der wunderlichen Welt. Es

war nun im fünften Jahre. Aber immer noch hing der Schleier allerfrühester Kindheit vor seinen Augen, der die Dinge des Lebens eigen hold verklärte.

Die gute Mutter Annemike ritt um diese Zeit ein neues Pferd.

Ein etwas unsicherer Wind aus dem Westen trug die Botschaft den Berg Himmelpforten hinauf, der Meister tailleur Trilling, Inhaber der Pariser Medaille 1901, sei in der Weltstadt aus allem Glück heraus an den Folgen eines räuberischen Überfalles, der dem deutschen Manne gegolten habe, verschieden. Die fromme Frau und verlassene Annemike hatte Mut genug, den gerechten Gott hinter dem Windzug zu sehen. Sie sprach jetzt viel von der Sintflut, von Sodom und Gomorrha und fügte dann immer das Wort aus dem Römerbrief bei mit der leise lächelnden Frage, ob es sich nicht täglich bewahrheitete:

„Es wird jedem vergolten nach seinen Werken . . . denn bei Gott ist kein Ansehen der Person!“

Sie selbst indes suchte ihre immer noch mehr dünne als schöne Person wieder in Ansehen zu bringen. Die Gerechtigkeit hatte auch hier den Ausgleich geschaffen. Das Witwenweh ihres Mundes machte einem süßergewöhnungsvollen Lächeln Platz, das nun immer dort bereit lag. Sie legte die Gewänder ihrer äußeren Trauerstimmung ab und trug sich farbig und bunt. Sie kam jetzt oft auf die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge zu sprechen und auf die ungleiche Verteilung alles Erdenglückes. Dabei stellte sie gerne fest:

„Der liebe Gott ist mir noch ein gutes Teil Glück schuldig. Eines Tages wird es auf mich niederträufeln wie Morgentau an Sommertagen. Ich ahne es in meinem Herzen.“

Was in diesem Herzen zu unterst für seltsame Wässerlein sprangen, das schien von allen Außenstehenden am besten der Meister Michael mit seinen Vogel-Augen zu bemerken:

„Thres“, sagte er, „die Hurkhenne hat lange genug unter dem Eimer ge-



essen — sie will wieder aufs Nest. Und dann, sollst sehen, dann legt sie sich noch einmal auf den Brandopferaltar des Ehestandes und läßt sich verbrennen wie eine Turkeltaube. Wundern soll's mich nur, wenn sie mittodert ins Feuer! Dem Anton kann sie ja nun gottlob nichts anhaben, denn er ist vorerst nach auswärt's und auf unbekanntem Bäumen, ist es schon zwei Jahre. Ehe er wiederkommt, mag sie anderweitig versorgt sein."

Er hatte nicht ganz unrecht, der Alte.

Indessen ein Gefühl ihres großen Herzens hatten seine Augen nicht bemerkt, wie es keiner in ganz Himmelpforten bedauerlicher Weise seither gewürdigt hatte: ihr großes Mitleid mit allen leidenden Menschen.

Der Mensch, der zu dieser Zeit auf Himmelpforten am meisten litt, war nach dem Urtheil ihres teilnehmenden Herzens der Holzmeister im Faßbänderhaus. Den guten Vater hatten seine beiden Töchter aus nicht bekannten Gründen, aber in wenig dankbarer Kindespflicht, kürzlich verlassen. Sein Weib drohte ihn gleichfalls bald zu verlassen. Es lag auf den Tod krank.

Diesem Armsten aller Armen und Würdigsten aller Würdigen schenkte nun die brave Seele Annemike ihr Mitleid.

Sie tröstete den leidenden Gatten mit frommen Ermunterungen und flößte ihm Zuversicht ein. Ja, sie war so hilfsbereit geworden, am frühen Morgen schon bei der Kranken vorzusprechen, ehe sie zur Arbeit ging.

Ihr Schifflein war wieder flott.

Mit traurig feuchten Augen stand bei diesen Fahrten das Kind Magdalene am Straube. Die mitleidige Wohltätigkeit der Mutter traf es nicht anders, als in einem Flitterchen Fuß, mit dem sie die Kleine jetzt behing. Einer anderen Fürsorge erfreute sich das Kind kaum, und was es neuerdings aus dem Schusterhause vorgekehrt erhielt, war auch nicht dazu angetan, das kleine, immer nach Liebe dürstende Herz zu füllen.

Der Krüppel und Blödling dort war aus seinem Wüten nur zu einer kurzen Besinnung erwacht.

Gegen seine sonstige Gewohnheit hielt seine zornige Zerkörtheit jetzt Monate an. Die Thres wußte, daß der Holzmeister oft ganze Abende in der Schusterstube verbrachte. Der Meister Reichling spielte mit in dem sündhaften Spiel — spielte und trank mit von dem Schnaps. Sie suchte vergebens den Bruder anderswo unterzubringen, aber es fand sich nichts im Dorfe. Sie würde ihn doch fortgeben müssen. —

Eines Abends faßte ihn wieder seine irre Heße.

Die Schusterleute waren nicht zu Haus. Die Annemike gleichfalls nicht. Als die Thres, von Unruhe getrieben, über den Hof eilte, sah sie in der Werkstube ein Bild, das ihr Herz jammern machte.

Auf dem Tische mitten saß weinend das Kind. Um es herum aber hüpfte auf seinem Schemel der trunkene Krüppel. Die Flasche hatte er in der Tasche. Immer hopsend, trinkend; lachend und schreiend fuhr er um den Tisch. Es war eine Flut von Schmeichel- und Schmähworten, die er ausstieß, keuchenden Atems und schweißglühend.

„Prinzeßchen,“ rief er und hüpfte seine wilde Kunde, „Prinzeßchen, Schneidermansell, Tailleurchen! Komm, wir wollen nach Paris reisen! Auf meinem Schemel. Du, auf meinem Schemel! Ich pfeife den Teufel herbei. Prrr, prrr — ab durch die Luft, prr ab! Der Teufel ist ein feines Herrchen, das sag' ich dir! Du sollst dem Taufel seine Frau werden, wenn du groß bist! Nein, nein, nein — meine Frau sollst du werden, wenn du groß bist! Du willst nicht? Du, ich schlage dich tot! Hier ist die Krücke, damit schlage ich dich tot!“

Das Kind auf dem Tische folgte mit notvoll großen, weinenden Augen dieser Jagd, die der Keuchende auf dem Schemel zu einer wilden Raserei steigerte.

Die Thres kam zeitig genug, den Zorn auf sich zu lenken.

Sie fing die Flasche, die sie treffen sollte, mit den Händen auf. Dann aber bannte sie schnell seine abgehetzte Kraft,



ohne freilich die häßlichen Worte, die er gegen sie schleuderte, hemmen zu können.

„Ein schlechtes Weib bist du, Thres, der Holzmeister sagte es auch. Der Holzmeister gibt mir Schnaps — du aber bist ein schlechtes Weib!“

Sie brachte ihn zu Bett.

Eine stumme Traurigkeit durchschüttelte dabei das tapfere Mädchen über die Abgründe, die Menschengemeinheit zu graben wußte und die keine Liebe je wieder ausfüllen konnte.

„Ich habe in manches Vogelneest gesehen,“ sagte am Morgen der Vater Michael, „und ich halte davon, daß einen fremde Eier nichts angehen, und daß sie doch nur faul werden, wenn man sich in der Nähe zu schaffen macht. Aber hier muß nun wirklich was getan werden, Thres. Ich meine mit deinem armen kranken Bruder das. In der Schnapsstube drüben kann er nicht einen Tag länger bleiben. Das hieße, eine flügelahme Schwalbe den Nagen in Pflege geben. Heute noch wollen wir den Franz ins Vogelhaus holen. Seit der Anton Andreas unter die Zugvögel geraten ist, habe ich mich wieder über die Holzschuhe gemacht — da mag er die Riemen sehen. Wir werden das Fenster zum Pastoratgarten angelweit aufstun, Thres, im übrigen bin ich von der Wiettegelsche bresthafte Menschenflügel noch gewohnt. Ich werde nichts zerbrechen! Nun aber wieder die Arme hoch, Mädchen, und gepfiffen!“

Sie holten ihn am Abend in das Küsterhaus.

\* \* \*

Die Vögel Vater Michaels begannen zum drittenmal zu nisten — von dem Anton Andreas Weitensicht aber war immer noch nichts auf Himmelpforten zu sehen.

Der Küster und Holzschuhler verlor seine Hoffnung nicht.

„Er sitzt irgendwo fest im Lande,“ tröstete er sich, „und frißt die Schlehen weg, die andere für ihn übrig lassen. Mein, Würmer und Rot sind seine Sachen

nicht. Dafür hat er zuviel reinliches Gefühl in sich und auch zuviel mit sauber gehobelten Brettern sein Lebtag zu tun gehabt. Dem schadet es nichts, wenn er wirklich die Heden ein bißchen kennen lernte. Heimisch wird er doch niemals darin wie der famose Schneider aus Paris! Wie gesagt, zurück flattert er gewiß, und wenn es bald geschähe, wäre es gut für die Barbe und für mich.“

Der Vogelvater begann in der Tat, müde zu werden.

Sein Hüpfen ließ nach. Nicht aber sein Pfeifen und Zwinkern. Er arbeite immer noch an seinen Flügeln, sagte er. Den linken habe er bereits fertig gehobelt und geleimt. Der rechte sei der schwerste, weil er da mit den Herzansätzen Last habe. Sobald der Anton Andreas von seinem kleinen Ausflug zurückgekommen wäre, solle der Probeflug von seiner Dachlufe gegeben werden. Der Anton sei dabei dringend nötig, um den Wind zu schlagen. Der rechte Wind sei auch hier, wie überall im Leben, was wert.

Um Deutschland wehte um diese Zeit kein freundlicher Wind, wie wir drinnen in der gutgeheizten Stube unserer Selbstsicherheit zu gerne glaubten. Das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hatte sein Pulver in Afrika und Asien verschossen. Das anbrechende zweite wollte es näher haben. Langsam, aber tödlich genau, richtete es seine Gewehrläufe auf Deutschland. Wir merkten es nicht — es war kein freundlicher Wind, der um diese Zeit um und in Deutschland wehte.

Ein freundlicher Wind blies zur rechten Zeit den Anton Andreas Weitensicht wieder den Berg nach Himmelpforten hinauf. Der Vater Michael wurde die Nacht von seinem Klopfen wach. Er lachte und schlug mit den Flügeln wie der Storch im Froschteich, als er aufriegelte. Er piffte und stötete, er schmalzte und lockte:

„Herein, in den Korb! Herein in den Korb! Du findest dein Loch im Dunkeln, Anton! Ist recht, mein Sohn, daß dir dieser Wind unter die Flügel gekommen ist, es war ein kluger, ein gescheiter Wind.



Ich habe immer an ihn geglaubt — die Barbe aber und die Thres. . .! Nein, wehr' dich nicht, Anton, als setze ich dir Wespen in den Futternapf! Sie leben beide noch, aber die Barbe bloß noch halb. Sie wird indes wieder an- gehen wie ein Kirchenlicht, wo du zurück bist. Herein, in den Korb und auf die oberste Stange, Anton!"

Andern Morgens besah er sich den heimgekehrten Vogel bei Licht.

„Anton,“ sagte er nach einer Weile und zwinkerte zufrieden, „in der übel- sten Ecke hast du dich nicht herum- getrieben. Vielleicht war's gar nicht mal eine Ecke. Du bist nicht genug zerzaust. Die paar' weißen Feder- flüschchen über den Ohren kriegt einer mit der Zeit auch im festesten Kirsch- baum, und mit dir ist es ja an der Zeit. In der fernsten Bläue warst du gottlob auch nicht immer, dafür bist du nicht glatt genug. Ab und zu in die Ecken und ab und zu ins Blau, Anton, aber zumeist ins Mittelholz zwischen beiden — das ist das Richtige. So wollte ich, daß es bei dir gewesen wäre, aber ich fürchte, ich fürchte; denn die gewöhn- lichen Menschenerdenplätze, Anton, du weißt ja . . . . . Abzuzug mit der Küsterei und in der Werkstube kannst du gleich heute anfangen.“

Vorerst war der Heimgekehrte anders- wo nötig, in dem Weberhaus.

Der Vater Jostes war die Nacht ge- storben, und er hatte ihn den Sarg zu zimmern. Er machte ihn auf der Tenne in dem Weberhaus und mochte ihn halb fertig gebracht haben, als die Barbe hinzufam, um die Länge des Kranzes zu messen, der ihn nach Dorf- sitte umschlingen mußte.

Sie erfuhr es indessen nicht allsogleich, sondern erfuhr etwas, was ihre weh- leidende Liebe nach der Flucht des Anton Andreas nicht mehr zu denken gewagt hatte. Auf die sonderlichste Weise von der Welt erfuhr sie es. Wie eben nur der Anton seine Liebe offen- baren konnte, dies Kind von Mannes- jahren.

Die Fremde schien ihn gelehrig ge- macht zu haben.

Als die Barbe die Sarglänge maß, ließ er ihr kurzentschlossen seine beiden Arme.

Messen konnte sie aber damit nicht. Und kaum regen konnte sie sich; denn er hielt sie fest umschlossen und an seinen hobelspanbehangenen Mittel gebrückt. Was er aber sagte, hatte wenig vom zärtlichen Liebesgeflüster an sich, sondern war eher ein zorniges Ausschütten des Richters, der ein Todes- urteil zu künden hat:

„Jetzt trag' ich's nicht mehr, Barbe,“ erwiderte sich der wunderliche Liebhaber, „keinen Tag trag' ich's mehr. Du sollst mein Weib sein, Barbe! Du sollst mich lieb haben. Heiraten sollst du mich! Hörst du? Heiraten! Ich trag's keinen Tag länger. Wenn du's nicht tust, geh' ich wieder. Ich lasse den Sarg stehen und tu keinen Schlag mehr! Ich laufe noch einmal fort! Du — du willst nicht? Willst nicht? O, du mußt! Barbe, du mußt. . .!“

Er redete sich in eine zornige Hitze.

Sie erwiderte nichts auf diese neue Überraschung des Anton Andreas als stillselige Tränen, die in den halbfertigen Sarg tropften. Jede Träne der Glücklichen aber nährte den sonderlichen Grimm des Narren neu. Er preßte sie fester an sich und drohte:

„Barbe, du mußt! Hörst du?“

Er schrie es fast hinaus.

„Die Küsterei soll ich übernehmen, und darum mußt du! Und die Sef ist's nie gewesen, Barbe. Du bist es immer gewesen, Barbe! Du immer! Damals bei der Muttergottestracht zum erstenmale und dann in der Hude und dann in Mühenhausen, und immer bist du es allein gewesen, Barbe. Und darum mußt du jetzt endlich dich heiraten lassen und ins Vogelhaus kommen. Und wenn du nicht willst dann — dann — o —“

Er rüttelte sie ordentlich.

Er ließ es sich sauer werden.

Er tat durchaus, als habe er es nötig und müsse sie erst zur Liebe schlagen.

Sie konnte sich unter Tränen des Lächelns nicht erwehren und sah wie



durch einen sonnenglikernden Schleier zu seiner Narrheit auf. Als er aber noch nicht verstehen und wieder zu wüten anheben wollte, schloß sie ihm in raschem Erglühen den Mund mit einem schnellen Kuß.

In Worten übertragen lautete er: „Du törichter, lieber Anton! Du Kind! Du lieber Böser du! Ich will dich ja schon fünf Jahre und länger! Du lieber, närrischer Kerl du!“

Diese Sprache verstand selbst er.

Er schraubte seine Arme einstweilen noch fester um die Barbe. Dann aber hielt er sie von sich ab, um ihr Auge zu sehen. Das lächelte dem Mund Beifall zu.

Als ihm dann so zweifach zugeredet wurde, verließ sich sein Zorn zu der alten Gutheit.

„Barbe,“ sagte er jetzt in weicher Milde, „Barbe, du bist so gut! Ich bin es nicht wert, daß du mich lieb hast. Sag mir noch einmal, willst du dich heiraten lassen und mit ins Vogelhaus? Barbe, du bist so gut, sag es noch einmal.“

„Ja, Anton, ich will es“, antwortete sie jetzt, und ihr lange gehaltenes Herz floß in Freude aus. „Ich will deine Frau werden, aber was mußt du erst fortklaufen, Böser du?“

Da trat eine Feuchte in sein Auge. Seine alte Kinderweiche aber bat: „Sei nicht böß deswegen, Barbe! Sieh, es war mir so — so — ich kann dir nicht sagen, wie mir ist. Dst ist es so, Barbe. Ich kann es nicht anders, Barbe. Vielleicht ist es doch recht, was der Vater Michael sagt, ich käme nicht auf die gewöhnliche Erde zu sitzen. Aber fort will ich nicht mehr, weil du gut bist und mich liebst.“

Darauf antwortete dem Helden wiederum der schnelle Kuß und sprach diesmal laut und verständlich klar:

„Du törichter, lieber Anton, fünf Jahre und länger warte ich nun . . .“

„Fünf Jahre du,“ entgegnete mit einem leisen Jubel der Beglückte, „und zehn Jahre ich!“

Darauf kamen sie überein, daß sie eigentlich jedes verlorene Jahr gut-

machen und ausfüllen müßten. Sie wollten gleich beginnen. Zehn und fünf = fünfzehn leere Jahre hatten sie auszufüllen. —

Der Anton meinte, für jedes einen Kuß sei für heute genug Buße dafür, daß es ihnen ungenutzt entwichen sei. Die Barbe indes wies auf den offenen Sarg, der immer noch dort stand. Sie wehrte für heute mit der schönen Tröstung, daß eine bessere Zeit komme, wo der Tod nicht mehr zwischen ihnen stände.

Sie entwich ihm in glücklichem Schmerz.

Er arbeitete weiter und fügte die Bretter zu dem letzten Haus des Webervaters. Er hatte es nicht in acht, wie in dem Sarg der Schalk saß, der ihrer Liebe Freun lächelnd gehört hatte. Er tobolzte in den Hobelspänen und sang:

„Ohne Liebe ist das Leben tot: denn mehr als Tod ist Liebe, Liebe, Liebe!“

Er hatte es nicht in acht, der Anton Andreas.

Seine Hände bauten weiter an dem letzten Haus des Toten. Sein Herz aber baute dem Glück ein neues Haus und füllte alle Stuben selig an.

Den Sarg trugen sie nach zwei Tagen fort.

Das frische Grab auf dem Kirchhofe blieb recht in der Mitte ihrer Liebe stehen.

Es war Vorfrühling. Die Tage längten in jenen herb milden Abendstunden, die nach langer Winterbedrängnis ein wohliges Versprechen sind von Lenz und Schönheit. Auf dem Kirchhof oben lagen die Gräber noch grau und braun. In der Hecke aber quollen schon Weidenläschen silbrig auf, und auf schwankender Rute im Pappelbaum sang abends und morgens eine Amsel hoch und süß über die Totenreihen hin.

In diesen Abendstunden ging die Barbe zum Grabe des Vaters.

Der Anton schlüpfte aus der Werkstatt oftinals hinzu.

Ein Steinpfad führte durch die Mitte. Rechts und links unter quellenden Bäumen, stummen Steinen und eisernen



Gittern lagen sie, die Toten von einem bitteren Ginst und einer nahen Vergangenheit. Zerfallen die Hand, die Liebe tat. Verstummt der Mund, der Liebe sprach.

Zwischen ihnen durch, den Steinpfad auf und nieder, ging die Abende das hoffnungsjunge Leben der beiden in herznaher Enge. Was tat es, ob die ersten weißen Fäden die Schläfen Antons übersponnen — hoffnungsjung war ihr lebendiges Glück, und tot war nichts mehr in ihnen. Von der Torheit, die sie gehalten, sprachen sie jetzt lächelnd. Von der Liebe, die sie fürder an der Hand führen sollte, daß sie nimmermehr also irren würden, sagten sie sich diese seligen Wege auf und nieder aus ihrer beglückten Fülle immer Neues und wurden es nicht müde.

Im Sommer sollte Hochzeit sein!

An solchen Abenden schwamm der Himmel fern und ferner in schwarzblauem Dunst, aus dem dann endlich ein milder Mond sein Silber niederschüttete auf die beseligte Menschenwelt.

So winkte auch hier ein wundervolles Fügen, daß dem Anton Andreas die Stätte der Tränen, der Kirchhof — seiner Liebe glücklicher Garten wurde.

\* \* \*

Die kluge Frau Annemike Trilling wußte die lange Abwesenheit Antons am besten zu deuten.

Man schweige am liebsten, meinte sie, und schlug die Augen nieder.

Sie schwieg aber doch nicht, sondern tat ihre Weisheit kund.

Wozu es im Lande Gefängnisse und Zuchthäuser gäbe, fragte sie. Und zwei Jahre seien eine schöne runde Zeit, etwa für Diebstahl oder Meineid oder Schlägerei.

So hieß es bei der Mutter Vankstahl in der Helle.

Bei dem Schuster Hermes in der Schanze wußte sie es schon ausführlicher. Er habe sich in seinem Geschäft, von dem er bekanntlich nicht die Bohne verstehe, in der Welt umsehen wollen und sei nicht allzuweit von Rünkskirchen bei einer Witwe in Diensten gewesen.

Diese gute Frau habe der ausgekochte Anton mit seinen Heiratsabsichten so lange verfolgt, bis sie endlich nachgegeben habe. Ihm aber sei es lediglich um das Erbe gegangen — man kenne das ja an ihm — da aber habe dem sauberen Pärchen der alte, greise Vater des verstorbenen Meisters im Wege gestanden. Und nun könne wieder ein Mensch sehen, wie tief die Liebe fallen kann, wenn sie Gott vergift: die verliebte und verblendete Schreibersfrau habe den alten Mann mit Mäuseweizen und mit einem verschimmelten Wurstbrot vergiftet. Da sei dann alles den Weg der Gerechtigkeit gegangen.

Den geradesten Weg der Gerechtigkeit war der drei Jahre entlaufene Anton Andreas gegangen.

Er lief dazumalen die Berge abwärts durch das Hessische, den Rhein eine Strecke hinunter ins südliche Land hinein. Dort aber lief er keiner Schreiberswitwe in die Arme — sondern einem Klosterpförtner, der für sein Kloster einen Zimmermann und Faßbänder suchte. Der Anton folgte ihm in der Absicht, daß es eine Nothilfe sei, die zu leisten er bis zum Eintritt eines passenden Bruders auf sich nehmen wolle.

Es wurde mehr als eine kurze Aushilfe.

Er blieb in der umfriedeten Einsamkeit. Und hier tat er drei Jahre seine grauenhaften Verbrechen — bis ihn eben sein wunderlicher Wind unter die Flügel nahm und zurücktrug nach Himmelpforten, für den Vater Fostes den Sarg und für seine Tochter Barbe das Glück zu zimmern.

Der Meister Michael lachte bei seinem Hüpfen, das jetzt wieder leichter geriet, vergnüglich. Als er alles gewahrt wurde, sagte er:

„Es war längst nicht die dümmste Schlinge, in der sie dich hatten, Anton. Im übrigen lasse dir in dem glücklichen Kirschbaum, in dem du augenblicklich sitztest, den Appetit nicht verderben, wenn die lebendige Vogelscheuche und Näherin auch mit Scherben klingelt und klappert.“



Die tapfere Thres im Pastorenhanse ließ ihn sich auch nicht verderben. Trotz allem nicht!

Was das Schicksal ihr die letzte Zeit vorsehte, war mit Bitternissen reichlich getränkt.

Das Glück Anton's und Barbes, das ihre Klugheit lange vorausgeahnt hatte, sah sie mit opfermütigem Entsagen unter ihren Augen sich erfüllen. Sie tat ihre Arbeit weiter und ließ sich nicht mehr vom Herzen stören.

Auch der Bruder störte sie vorerst nicht mehr.

Er war im Vogelhanse zu einer sorglich behüteten Ruhe gekommen. Die Niedertracht seines Verführers hatte verschluckt, auch hier sein Werk weiter zu bringen. Der Künstler und Meister Michael aber wies ihm freundlich zwinkernd die Türe und sagte:

„Ein Spielschen, ein Gläschen meint ihr? Wir danken, Herr Holzmeister, es ist wirklich sehr nett. Aber wenn wir spielen wollen, steigen wir hoch, zu unseren Körben, und wenn wir trinken wollen, gehen wir zum Brunnen. Übrigens meint ihr uns gar nicht, ihr meint die Thres! Die wohnt im Pastorat, gleich die Treppe hoch linker Hand ist die Küche. Nein, Angst braucht ihr nicht zu haben, unterm Küchenfenster ist Gras — Siepengeröll gibt es da nicht, und ein Abhang ist auch nicht da, den man hinunterschlendern könnte. Es täte mir furchtbar leid, wenn ihr schreckhaft wäret, Herr Meister. Nochmals, ihr sollt auch bedankt sein für die Mühe!“

Er kam nicht wieder.

Magdalenenchen hatte seit jener wilden Jagd in der Schusterstube eine heiße Angst vor dem Krüppel bekommen.

Es war, als sei sie plötzlich um Jahre reifer geworden. Jetzt zerriß der erste Schleier, der die Kindheit gnädiglich verhing. Die Welt begann sich ihr zu zeigen, wenn auch erst in ahnenden Umrissen.

Das Kind deutete den Dulder, nicht den Kämpfer vor.

Es blieb klein und zart wie ein Hauch, der hingehet über das Erden-

land, um zu verwehen im Unendlichen. Kind war es nur in der Nähe der Theresse. Aber auch da, im Spiel der glücklichsten Wirklichkeit, war ein Schein früher Vollendung um es.

„Wie es kommt, weiß kein Mensch,“ sagte die Theresse, „von solchen Eltern solch ein Kind! Es ist wie ein Schmetterling, so leicht und schön und so zum Lieben. Wie ein Schmetterling wird es auch eines Tages fort sein. Es halten zu wollen, hilft nichts und wäre so, als wolle man dem Zitronenfalter einen Strick ans Bein binden. Das einzige, was hier zu tun ist, man muß zusehen und sich freuen, wie das Wunder überhaupt möglich ist.“

Ein Wunder nannte es das kluge Mädchen.

Solch ein Wunder war das Kind, und aus sich selber wirkte es auch.

Selbst der Krüppel und Blödling konnte sich ihm nicht entziehen. Von seinem Platz aus der Werkstube konnte er bei offenem Fenster in der Kirche das Bild der Mutter vor der Pforten sehen. Eins der Engkinder, die mit dem Jesusknaben spielten, umgab eine feine Zartheit, die es von den anderen lieblich abhob. Nun fiel eines Nachmittags die volle Junisonne durch das Fenster auf das Bild. Der Krüppel sah wieder einmal hinauf und entglitt in eine lächelnde Verlorenheit, die ihm sonst fremd war.

Da hörte er einen leichten Schritt den Steinpfad vom Pfarrhanse kommen. Die kleine Magdalene war es. Sie hatte ein weißes Kleid an und trug einen Strauß Rosen an die Brust gedrückt. Die helle Sonne war um sie und einte sich mit ihrer zarten Lieblichkeit zu holder Reinheit.

Der Blöde floh in stauendem Schauen vom Bilde in der Kirche hin zu der schönen Wirklichkeit, ließ Priemen und Schuh fallen und zeigte nach draußen:

„Vater Michael, o seht,“ rief er, und eine Flamme entzündete sein stumpfes Auge, „seht, sie hat Flügel. Die da, Magdalene hat Flügel . . .“



Diese Stunde brach seine wilde Härte. Ein Ahnen schien auch in seinem Herzen aufzudämmern von dem göttlichen Lächeln, das in jedem Kinde lebt. Es war, als sähen seine blöden Sinne zum erstenmal die Silberflügel einer reinen Seele sich in diesem Kinde entfalten. Er blieb die nächste Zeit ahnendes Staunen.

In Gegenwart des Mädchens, das mit der Thres öfters ins Vogelhaus kam, suchte er sich eine Sachtheit aufzulegen. Es blieb aber ein unbeholfenes Gebaren, ein verzerrtes Werben, davon das Kind nur noch schreckhafter gemacht wurde. Es glaubte noch hinter allem die alte Tücke.

Es floh vor ihm und wollte nicht zu ihm in die Werkstube.

\* \* \*

Helles Glück war um diese Zeit in den Stuben, die dem Anton und der Barbe gehörten.

Sie schwebten richtig auf Flügeln, wie der Krüppel es von Magdalene glaubte. An ihrem Hochzeitstag blühte die Welt golden und rot. Das Kirchlein war am Morgen voller Duft und Glanz. Schwalben zogen zwitschernd unter dem Gewölbe hin, entwichen durch das offene Fenster und sagten es weiter, daß die lange Getrennten endlich der Liebe Band gebunden habe.

Die Trauer um den Webervater hielt noch alle laute Freude zurück.

Nichts dämpfte den vollen Herzensklang, als der Anton sein Weib in das Haus ihrer Liebe geleitete.

Das Rüstler- und Vogelhaus hatte man ihm mit dem heutigen Tage zugeschrieben. Er war der Nachfolger Meister Michaels in der Kirche und auf dem Kirchhof geworden — Schreiner, Rüstler, Totengräber und Chemann war er jetzt.

Der Vater Michael stand lächelnd auf der Schwelle und wies in das neue Leben:

„Haltet euch allzeit auf den Flügeln, liebe Kinder, wie heute,“ sagte er, „und verlernt es auch nicht, wenn die Federn fallen oder die Flügel hängen. Ja, auch das wird kommen! Und es ist das

Schwerste und Schönste, trotz allem hoch zu können. Mit dem Federnaussfall ist es nicht so schlimm, wenn dem Adler eine im rechten Schwunge abhanden kommt, verliert er im linken dieselbe. Der Herrgott sorgt ansezt immer noch für das Gleichgewicht, vergeßt das nicht und steigt ruhig und fröhlich auf!“

Eine stille Glückszeit hub an im Vogelhaus.

In der Küche sang die Barbe den ganzen Tag. Seitdem in der Werkstube fiel der Anton ein. Oben auf dem Boden hämmerte der Alte. Es sangen, zirpten und zwitscherten seine Vögel zu dem großen Feste der Liebe, das die Menschen unter diesem Dache feierten.

Währenddessen feierte auch in des Holznisters Hause die Liebe ihr Fest — die barmherzige Liebe. Die mit der Pflegscherze und Krankenhaube. Die Frau Trilling saß manchen Abend am Bette des fiebernden Weibleins. Sie kühlte mit nassen Aufschlägen und wärmte mit frommen Lesungen. Sie war so teilnahmsvoll, zumeist von solchen heiligen Ehefrauen und Jungfrauen zu lesen, die sich würdig auf den Tod vorbereiteten. Daran schloß sie dann gleich eine Betrachtung über die vier letzten Dinge des Menschen Tod, Gericht, Himmel und Hölle.

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber trefflich fein,“ sagte sie gern und hob dann den Finger mit jenem unnachahmlichen Ausdruck, der frommen Jungfrauen eigen sein kann.

\* \* \*

Es war hoher Sommer geworden. Die ersten Frühlingsblätter fielen schon, und die zartesten Blumen huben in der grellen Sonne zu welken an.

Jetzt erfüllte sich das Schicksal der kleinen Magdalene.

Der Krüppel war und blieb in ihrer Gegenwart scheu gehalten und verwandelt. Wo er früher fluchte und drohte, zupfte und stieß, wollte er jetzt streicheln und lieblosen. Das Kind ängstigte sich immer noch und immer mehr. Es ängstigte sich vor seiner Häßlichkeit, die aus dem roten Gesicht zu lachen



suchte, vor seinen großen, greifenden Händen, die er nach ihm ausstreckte.

Eines Sonntags unter dem Hochamt waren sie allein daheim geblieben. Das Kind spielte jenseits der Hecke im Apfelgarten des Pfarrhofes. Der Blöde saß auf einem Baumstumpf im Schatten vor der Türe.

Es war morgenstille Feierlichkeit. Kein Blatt am Baum regte sich. Die Wolken am Himmel selbst schienen still zu halten über der sonntagschönen Welt.

Durch die Pforte in der Hecke sah der Krüppel dem Kinde zu.

Es tanzte singend unter den Bäumen, ganz sich selbst gegeben und doch verloren in Weiten und Fernen. Da schoß es dem Armen wieder durch sein Hirn, daß sie Flügel habe und im Licht schwebe.

„Ich muß sie fühlen,“ bebte es sehnlich in ihm auf, „ich muß sie fassen, mit meinen Händen halten.“

Er hatte den Morgen getrunken. Das erste Mal, seit er im Vogelhaus war. Da brannte sein Begehren nach Liebesosung ihrer Zartheit heißer in ihm. Er ließ die Krücken zurück und kroch durch die Pforte über die Wiese. Ganz heimlich bewegte er sich fort aus dem Grün. Sie würde ihn nicht hören. Tief versunken war sie in sich. Sehen sollte sie ihn auch nicht. Immer an der Hecke kroch er hin —

Jäh war er ihrer Fröhlichkeit nahe. Hielt vor der plötzlich Erweckten — kriechend auf Händen und Füßen wie ein Tier, das rauben will. Rot, gequollen, häßlich wuchs der dicke Kopf aus den Schultern. Wirr fiel das Haar in die niedere Stirn, klebte von dem Schweiß, der dort glühte.

Das Kind stieß einen erschrockenen Schrei aus Herzenstiefen aus, schrill, kurz, angstgepreßt und wie ein Schnitt scharf. Dann tat es ein paar schnelle, fliehende Sprünge wie ein Reh — und brach zusammen ohne Laut. Unter einem Apfelbaum lag es.

Still auf dem Gesicht ruhend und langgestreckt hielt der Krüppel im Grase und sah zu dem Kinde hin.

Es regte sich nicht.

Nicht ein Haar spielte.

Lange lag der Blöde. Dann kroch er näher heran und prüfte ihr Gesicht. Er wählte Magdalene schlafend. Da saß er still, um sie nicht zu wecken.

Ein leichter Wind war aufgestanden und spielte mit den Blättern. Ein reifer Apfel fiel vom Baume und rollte zu dem Kinde hin. Es regte sich nicht. Die Himmelswolken glitten hoch über die Welt. In der Kirche läuteten sie zur halben Messe.

Der Blöde schlug an seine Brust, dreimal und betete:

„Jesus, sei mir gnädig, Jesus, sei mir barmherzig, Jesus, verzeihe mir meine Sünden!“

Dann war es still und darauf hallte Gesang herüber aus den offenen Fenstern.

Glitzernde Morgensonne über allem.

Immer noch saß er und sah nach dem Kinde hinüber.

Wie still es lag! Und wie schön es war! Tausendmal schöner als der Engel auf dem Bilde. Aber wecken wollte er es nicht. Es würde einmal seine Augen aufschlagen. Da würde er es bitten, daß er die Flügel streicheln dürfe. Wenn er sie ganz leise und gut bitten würde, ließe sie es gewiß geschehen. Sonst hatte sie Angst vor ihm gehabt — o, sicher vor seinen Krücken! Und damit hatte er sie einmal schlagen, totschlagen wollen! Nein, heute wollte er das nicht mehr, nur streicheln wollte er sie. Er hatte eigens seine Krücken zurückgelassen.

Er saß und sah, wie sie blütengleich im Grase lag.

Ein Schmetterling flatterte um sie und wollte nicht fort. Eine Biene summte auf einer Blume neben ihr. Auf einem Zweig im Apfelbaum sang ein Vogel süß und hoch.

Einmal würde das Kind wach werden, dachte der Krüppel. Aber lange dauerte es. Vom Holzmeister hat er heute morgen gegen ein Stückchen Leder einen Tropfen Schnaps hinter dem Baum vor der Haustür zugesteckt bekommen. Er sollte sich einen guten Sonntag machen . . . Da konnte er schnell einmal trinken . . . . .



Er tat es. Er saß, sah das Kind unter dem schattenden Baume an und trank aus der Flasche.

Eine zu früh gefallene Frucht, lag immer noch Magdalene ruhig, still da.

Der Blöde trank, lallte und weinte, daß es nicht erwachen wollte.

So fanden die Kirchleute sie.

Nichts anderes sagte er, als sie ihn stießen und schlugen:

„Sie hat Flügel, o seht, sie hat zwei Flügel!“

Die kleine Magdalene war tot.

Nichts anderes konnten sie von ihr annehmen, als daß ein Herzschlag das zarte Leben plötzlich beendet habe. Ein Schrecken, jäh und groß, mochte ihn veranlaßt haben. Der Franz, der Blöde, hatte sie sicher wieder einmal geheßt und verfolgt.

Es gelang nicht, eine Schuld aus ihm zu holen.

Die Mutter Annemike war auf einer Sonntagsfahrt.

Die Thres war die erste.

Zerrissenen Herzens hieß sie den Bruder in die Kammer gehen. Dann trug sie Magdalene in das Schusterhaus und blieb allein dort bei dem toten Kinde.

\* \* \*

### 7.

Mit dem Kinde Magdalene begruben sie zur selben Stunde die Frau des Holzmeisters, und zwei Gräber hatte nun die arme, furchtbar getroffene Mutter und Pflegerin Annemike. Sie drohte vor Schmerz zu zerfließen, so sagte sie wenigstens. Es floß auch reichlich aus ihren Augen und reichlicher aus ihrem Munde. Wie die Töchter Sions an den Wasserbächen Babylons komme sie sich vor, wie Job auf dem Dünghaufen, meinte und weinte sie.

Oft ging sie zum Kirchhof. Sie behauptete, dort sei jetzt ihr liebster Platz. Auf dem Grab Magdalene's legte sie weiße Rosen nieder, die Frau Holzmeisterin bekam bei dieser Gelegenheit immer einen Strauß roter mit. Sie saß in tiefer Versunkenheit zwischen beiden. Es war ihr sichtlich peinlich,

wenn in diesen Abendstunden auch den Holzmeister der Schmerz an diese Stätte führte.

Sie blieb aber so höflich, sein Heingeleit errötend dankbar anzunehmen und schlug auch nicht ab, wenn es zu einem Abendgang erweitert wurde. Als es ruckbar ward, hatte sie ihre guten Gründe.

„Mich dauert der arme Mann,“ sagte sie mit mitleidsfeuchten Augen, „er sucht Trost und Aussprache in seinem großen Schmerz. Er ist übrigens ein frommes, christliches Gemüt und sehr gewissenhaft. Er tut viel für die Armen, und ich weiß aus sicherer Quelle, daß er von seinem spärlichen Verdienst manches an Waisenhäuser und andere Wohlfahrtsanstalten verschickt. Und, nebenbei gesagt, mit seinem Alter stimmt es auch nicht, er ist noch keine sechzig. Rüstig und stattlich ist er, das muß ihm der Reib lassen. Wie doch die Menschen immer an den Besten etwas auszusetzen haben!“

Unter diesem Zeichen setzte die barmherzige Frau ihre Tröstungen tapfer fort und ließ sich nicht stören von allem heidnischen und sündhaften Lächeln, das in Himmelpforten umlief.

Das makellose Lamn, der Holzmeister, ließ sich ebenfalls nicht beirren in seiner Trostbedürftigkeit. Seine Wolle wurde immer weißer.

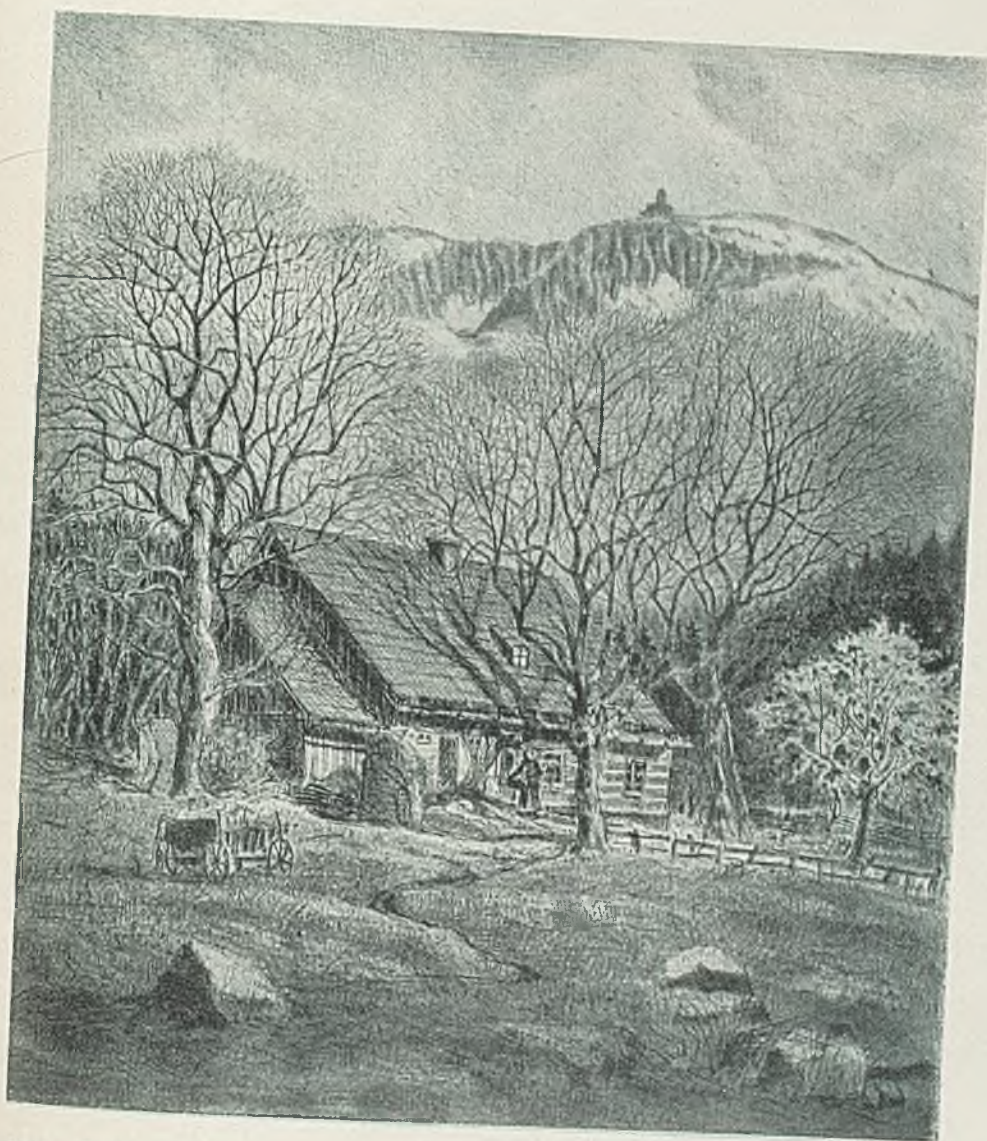
Nach Aussage der Annemike hatte der Armste bei seinem toten Weibe die Hölle ausgestanden. Sie sei nämlich eine Trinkerin gewesen und habe dieses Erbe ihren beiden Töchtern vermacht, die der arme Vater dann endlich des Hauses verweisen mußte. Sie selber habe es leider bei Lebzeiten der Holzmeisterin nicht wie heute gewußt, sonst würde sie ihr in christlicher Liebe zugeredet haben. Es sei zu bewundern, wie der beklagenswerte Mann es getragen habe und nicht mit versunken sei im Schmutze, der um ihn spritzte.

So sagte sie ernsthaften Gesichtes.

Sie wußte es auch zu wahren, wenn sie um diese Zeit eine Photographie zeigte. Sie richtete es so ein, daß sie durch alle Häuser kam.

Das Bild stellte ein Grab dar mit einem steinernen Denkmal darauf — es war





Otto F. Probst †

Vorfrühling im Riesengebirge

Kabierung









natürlich die Ruhestätte ihres Mannes, des Meisters tailleur in Paris. Die französische Inschrift war zu erkennen, der Name Theodor Trilling indessen blieb durch einen unglücklichen Zufall von einem hängenden Zweige bedeckt.

Ein guter Freund des Toten habe ihr das Bild geschickt, damit sie den Ort kenne, an dem ihre verzeihende Liebe täglich betend im Geiste weile.

Ihre verzeihende Liebe ging dem verlorenen Schafe in rührender Sorge nach, wem sie aber nicht verzeihen wollte und trotz aller christlichen Gesinnung nicht konnte, das war der Krüppel und Blödling. Es war ihr gewiß, daß er den Tod des Kindes verursacht habe. Ein Gutes hatte ihre Anklage: der Krüppel wurde endlich einer Anstalt übergeben, die gleichmäßig seinem kranken Geist und seinem bresthaften Leib bessere Pflege angedeihen lassen konnte, als die größte Liebe der Schwester und des ganzen Vogelhauses vermocht hätte.

Die Thres war nun recht eine Mutter ohne Kind geworden, ihr starben zwei, und ihr war zudem der Anton Andreas an sein Glück verloren gegangen.

Sie trug verborgenen Schmerz, aber sie zeigte ihn nicht. Sie zeigte ihre Tapferkeit in der Arbeit, die sie mit doppeltem Fleiß in Küche und Garten und in den Stuben tat. Schuster- und Küsterhaus blieben ihren klaren Augen nahe. Aber wenn ihr eine Weichheit im Herzen aufsteigen wollte über ihre Einsamkeit, die ihre rechte Liebe zu verstopfen drohte, dann wrang sie das Wäschestück, das sie gerade aus dem Faß holte, mit doppelter Kraft und sagte:

„Quater, Water, was soll das Denken? Unser Herrgott weiß, wofür alles gut ist. Wenn noch zwei gesunde Arme geblieben sind, der soll sich nicht grämen und deine, Jungfer Thres, sind kostbar rot und kräftig! Dem Bruder geht es gut, dem kleinen Magdalenchén erst recht, und im Vogelhause, gottlob, sind sie gleichfalls alle wohl auf den Flügeln. Die du liebst, Threse, hat der Herrgott unter seinen Augen, da brauchst du nicht zu sorgen.“

So sprach sie und so tat sie, die Jungfer Nimmernüß, und dabei legte sich das erste Grau in ihr Haar.

\* \* \*

Die Frau Barbe im Vogelhause blieb dunkel schön im Glück, und immer schöner schien sie dem Anton Andreas zu werden.

Es war lange Winter, aber wenn sie durch die Stuben schritt in ihrem stillen Lächeln und mit ihrer sanften Behutsamkeit, dann war es ihm, als sähe er sie wieder durch die Heuhude seiner Torheit gehen, jungbeglückt, in Tränen sich freuend.

Eines Tages um Weihnachten war es besonders schön. Sie saßen in der dämmernden Sonntagstube vor dem Fenster. Hand in Hand saßen sie, wortlos verloren in das stille Glück des Beisammenseins. Draußen leuchtete der Schnee und hob sich weiß in das Abendgrau. Fern standen die Wälder wie Heere. Am Himmel wurden die ersten Sterne wach. Die Barbe legte ihren Kopf an seine Schulter und ihren Mund an sein Ohr — und doch hielt eine lächelnde Scheu das Wort zurück, das Anton sagen wollte.

Es war immer noch so: tausend stumme Dinge sprachen dem Andreas. Aber die Stimme seines Glückes mußte schon von besonderer Stärke sein, wenn er sie hören sollte. Das junge Weib saß errotend in der dunkeln Stube, den Mund nahe seinem Ohre. Da fiel eine Sternschnuppe nieder, glühte goldig und versank im Walde.

„Das ist ein Gruß des Himmels an die Erde, Barbe,“ sagte der Anton Andreas, „sieh, wenn es gar zu dunkel ist in unserm Walde, dann hat Gott Erbarmen. Er sendet aus allem Himmelsglanz einen Stern auf die Erde, oder er läßt Blumen ausblühen oder Kindlein geboren werden. Ein fallender Stern und ein kleines Kind, Barbe, stammen gleich aus Gottes Hand.“

Da schlangen sich des jungen Weibes Hände um den Hals des Mannes. Der Mund aber verschwieg nicht mehr des Herzens süßestes Geheimnis.



Der Anton Andreas sprang in jähem Jubel hoch.

Dann aber bannte er gleich seine quellende Freude in ein zärtlich scheues Flüstern, als fürchtete er, ein Schlafendes zu wecken.

„Barbe,“ sagte er und streichelte bebend ihr Haar, „Barbe, liebe kleine Mutter du. Was soll ich dir tun —?“

In einer ehrfürchtigen Befeligung saß er dann an ihrer Seite und hielt ihre Hand in der seinen. Eine leise Scheu stieg in ihm auf vor seinem Weibe, alle Fremdheit aber hielt die Beglückung dieser Stunde fern. Ein ihm neues Gefühl der gütigen Liebe und des Güten's gegen sie quoll in seinem Herzen hoch, das den Mann in ihm selig hob.

Am selben Abend noch drängte es den Anton Andreas in die Stube des Vogelküstlers Michael hinauf, der gerade eine halberfrorene Schwarzdrossel wärmte. Seine bebende Unruhe und seine freudige Erregtheit, die er doch nicht zeigen wollte, hatte der Alte schon im Türrahmen erkannt.

„Anton,“ sagte er und streichelte das Tier weiter, „was für ein Vöglein ist dir heute abend zugeflogen? Nach deinem Zittern könnte es gar eine Nachtigall sein, denn die sind rar bei uns und dann noch um Weihnachten.“

„Ach, Meister Michael,“ stotterte der Anton Andreas, „ich soll ja nichts sagen, und es hat auch eigentlich noch keinen rechten Sinn. Aber wenn es ein Mädchen ist, nein — ein Junge ist . . .“

Der Küster und Holzschuher ließ die Drossel flattern, stellte sich vor den Schreiner Anton hin, schüttelte ihn an den Schultern, machte ein paar überlaute Freudenspiße und sagte:

„So pfeift der Star, wenn die Kirsch'en reis sind! Mein Sohn Anton, dir wächst wieder einmal der schönste Kirschenzweig ins Maul. Nein, was sag ich, ich für meinen Teil will auch mein Picken daran haben. Da muß etwas getan werden, sagt die Thres. Aber was? Anton, laß uns pfeifen! Lieber Sohn, den Schnabel auf und dann gepfeifen, es geht um den ganzen Baum! Anton,

Kesselfink, was sag ich, Himmelshüpfer, so pfeif doch . . .!“

Er besorgte es wirklich, und der Alte half dabei.

Sie saßen am Tisch sich gegenüber, sahen sich an und pfeiften ihre Freude aus, daß die Winterträumenden in den Käfigen oben erwachten und meinten, der Frühling sei gekommen.

Der Frühling war auch wirklich in das Vogelhaus gekommen, trotzdem der Winter in der Mitte stand und nur langsam über Schneehalden und Eiswege weiter schritt.

Sie warteten auf das Kind, und das machte sie frühlingsfröhlich, am meisten die Männer. Sie umgaben beide die Barbe mit einer sorgenden Liebe, die rührend erjünderisch wurde. Insbesondere der Alte lag immer auf der Lauer und sah ihr auf den Weg, um ihr jedes Steinchen fortzutragen.

Mit seinem Flug zur Dachluke wurde es unter diesen Umständen auch noch nichts.

Er ließ sagen, beinahe sei er soweit gewesen, und auf Lichtmeß habe er sich in der Luft zeigen wollen. Er habe mittlerweile auch den rechten Flügel fertig gehabt. Wie er es indessen versucht habe, sei er gebrochen. Er habe den Herzenssag doch nicht richtig gekriegt . . . ja, der Herzenssag das sei eine knifflische Sache! Aber sie möchten sich gedulden, einmal steige er doch hoch. Zu dem Anton Andreas aber sagte er:

„Anton, jeder macht Wind auf seine Weise, der Meister tailleur, die Unnemi, der Holzmeister und du und ich auch. Es kommt ganz darauf an, wo der Blasebalg sitzt, ob im Kopf oder im Herzen. Der rechte Wind bläst die Orgel voll, daß sie spielt und man sich freuen muß. Sieh, Anton, und wenn es ein Junge ist und er Michael heißt, dann wird erst der rechte Wind gemacht. Jede Orgelpfeife soll voll sein und flöten und blasen und tuben und klarietten.“

Er hatte in der Tat alle Register los.

Oben unter seinen Vögeln hub hinter dem Verschlag ein neues, doppelt eifriges Sägen, Feilen und Schneiden an.



Hatte er früher schon sorglich gewacht, daß ihm keiner über diese Schwelle kam, so gab er jetzt wie ein grimmiger Hofhund acht.

Die Barbe ging dem Frühling, der nun auch draußen in ersten Starenliedern, Schneeglöckchen und Weidenläßchen sich zeigte, in beglückter Seligkeit entgegen. Sie lächelte, wenn die Wunderlichkeit der beiden ihre krausen Ranken sprießen ließ, das stillselige Lächeln ihres Herzens aus, das sich nicht verloren hatte, sondern unter ihrer Segnung schöner und schöner erblüht war.

Auch der Anton Andreas hatte alle Register seiner Wunderlichkeit los.

Um diese Zeit gerade erhielt sie die Wendung, die seinem Leben Richtung gab und ihm bis ins Alter blieb.

Seine Seele war immer durstig gewesen nach Traum und Leben. Er schöpfte aus allen Brunnen und verwandelte das Wasser in seinen Wein, der ihn traurig oder fröhlich machte, je nachdem sein Herz ihn küßte oder bitterte. Die Taube seiner Phantasie flog in alle Bäume und brach ihm Zweige — in die fernsten flog sie am liebsten. Die fernsten Wunderbäume aber wuchsen dem Kinde mit den bescheidenen Bildungsmöglichkeiten in dem Morgenlande, davon seine biblische Geschichte erzählte. Die dämmernden blauen Fernen taten sich seinen entzückten Augen auf, durch Wüsten ritt er, auf Kamelen und Dromedaren, trank an erquicklichen Oasen mit Eliser, dem Knecht Abrahams, wanderte mit im schimmernden Zug der Königin von Saba, sah die schlanke Ceder sich neigen auf dem Libanon.

Dem Knaben war es die liebste Beschäftigung gewesen, den bunten Geschichten seines Bilderbuches sinnend nachzugehen, der Jüngling und Mann vergaß sie über seiner Arbeit bei Hobel und Säge niemals ganz. Die Klosterjahre wirkten in ihrer Beschaulichkeit tiefer und hielten ihm sein altes, liebes Buch öfter wieder vor.

Indessen, es sollte sich ihm ein schöneres Zurück ins Kinderland zeigen. Seine Wunderlichkeit fügte es wieder einmal.

In das Warteglück auf das kleine

Leben fiel ihm eines Tages eine lähmende Sorge. Er trug sie eine Zeit in stummem Grübeln durch Haus und Werkstatt und fand sich nicht zurecht. Eine ihm sonst nicht eigene Hast durchschüttelte ihn bei der Arbeit und hieß ihn plötzlich still stehen. Der Barbe suchte er sich und sein Sorgen verborgen zu halten. Es gelang nur ein paar Tage dann hatte sie es heraus.

„Barbe,“ gestand er, wie ein Knabe errötend, „Barbe, du darfst nicht lachen, denn es ist doch eine ernste Sache. Sieh, wenn es nun ein Junge ist oder schließlich auch ein Mädchen, dann haben wir eigentlich noch gar nichts, womit es sich die Zeit vertreibt und spielt. Nun lachst du doch mit den Augen, Barbe. Aber es ist schlimm, daß wir so nichts haben, womit es spielen wird. Was ist so ein Kind, wenn es nicht spielen kann? Was soll ich machen, Barbe?“

Sie beriet ihn lächelnd, daß es damit einstweilen noch Zeit habe. Er möge abwarten, ob ein Puppenthimmel oder ein Pferdewagen erforderlich sei. Warten?! Wie konnte er das, wo die Zeit eilte? Eines Tages griffen zwei Händchen nach seinem Spiel — und griffen ins Leere. Er sann also weiter, und endlich überlang sein altes Singen wieder Hobel und Säge. Da wußte die Barbe, daß da drinnen ein fröhlich Gedankenwässerlein aufgesprudelt war. So befriedigend klang das Singen, daß sogar der Meister Michael aus seiner neuen Heimlichkeit aufwachte und nach dem vergnügten Vogel unten horchte.

Dem Anton Andreas war in der Tat vergnügt zu Mute. In seinem Suchen und Sinnen war er an die alte, zerlesene und bunt nachgemalte biblische Kindergeschichte geraten. Nun sprangen ihm plötzlich alle Lore auf und ließen ihn ins eigene Kinderland ein. Was gab es da noch zu grübeln? Wozu konnte er mit Hobel, Messer und Säge umgehen? Er wollte ausschneiden, was es da in dem Buch seiner Freuden Schönes gab und das sollte des Kindes Spielzeug werden.

O ja, da gab es Schönes — zum Exempel, wenn es ein Junge wäre, alle die heiligen Frauen und Königinnen



Ruth und Esther, die von Saba und alle die andern. Und wenn es ein Mädchen wäre, es könnte ja auch sein, alle die Patriarchen und Propheten, die Hohenprieester und Könige, Gedeon und der Riese Goliath! Schon wollte er für beide Möglichkeiten vorsorgen und die weibliche und männliche Herrlichkeit getrennt ausschneiden, als es ihm noch gerade zur rechten Zeit einfiel, er könne sich ja auf ein neutrales Gebiet begeben, um dadurch die Geschlechter zu versöhnen.

Er fand bald das Rechte: Den Einzug in die Arche!

Das war ein lustiges Sägezichen, Hämmern und Hobeln den Tag über in der Werkstatt, und mit einem Eifer geschah es, daß die Barbe seitan, wenn sie es nicht besser gewußt hätte, glauben mochte, ihr Anton Andreas müsse für alle Liebesleute im Land die Aussteuer schaffen und bis Pfingsten fertig haben. In der Tat warf sich der Anton in den Sägespänen seines Fleißes zu — aber abends! Da fing für ihn der Tag erst an. Draußen zirpten die Meisen und flöteten die Drosseln; er aber zirpte und flötete heller als alle Frühlingsvögel. Neben sich auf der Hobelbank hatte er seine biblische Kindergeschichte liegen, aufgeschlagen Seite 8, die Sündflut. Die Arche war schon fertig gezimmert, genau nach den Angaben des Herrn an Noe. Von gezimmertem Holze war sie, ein Fenster oben, eine Tür unten. Im Innern war das vorgeschriebene untere, obere und mittlere Stockwerk eingefügt. Und dann kam das Herrlichste, von allen Tieren ein Paar, von den reinen Tieren aber sieben Paare! In einer langen Reihe von der Rückentüre ab, an der Wiege und Mutters Sessel vorbei sollten sie marschieren, die Rampe zum Tisch hinauf in die Arche hinein. Du lieber Gott, wie würde er alles, was da krecht und flucht, richtig auf Beine und Flügel bringen? Mit denen hierzulande war es ja leicht, mit Zicklein und Schafen, Ochsen und Rindern, Pferden, Hunden, Katzen und derlei Getier, und bei den Vögeln konnte ja der Vater Michael Rede und Antwort stehen. Aber die

fremde Kreatur, Elefanten, Antilopen, Löwen, Kamele, Dromedare, Tiger, Panther, Eisbären und erst die Vögel, Bussard, Kolibri, Kondor, Paradiesvogel, Adler, Kranich, Strauß und wie sie alle heißen mochten?

Es war kein leichtes Stück, sie alle aus einem nackten, trockenen, gänzlich leeren Brett zu schneiden, das bislang nichts von der Herrlichkeit der Welt gewußt hatte. Aber seine lächelnde Phantasie führte Messer und Säge diese seligen Abende, und da wurde es schon recht. Wenn es ein Junge wäre, meinte Meister Anton, der würde es hoffentlich nicht merken — und ein Mädchen gewiß nicht; denn denen fehlt es leicht am rechten Augenmaß — daß ihm der Hals der beiden Giraffen reichlich lang geraten war, wo hingegen die Elefantenrüssel einen halben Zoll länger hätten gezogen werden können.

So arbeitete sich der beglückte Anton Andreas in den vollen Frühling hinein.

Bei diesem Werk geriet er völlig in seine Kinderwelt zurück. Im Suchen nach Neuem mußte er schon sein altes Buch durchblättern, und jetzt las und sah er mit noch beglückterem Auge wie einst. Er hatte es immer zwischen den Hobelspänen liegen, und wenn es nur eben nötig war, entfloß er für eine Minute nach Mesopotamien oder Ägypten, in das Land Hus, nach Medien und Persien und ließ sich beglänzen von der schöneren Sonne des morgenländischen Himmels, um dann freilich jäh zurücksinken zu müssen in die Arbeit am Melkeimer der Mutter Bantstahl aus der Helle oder der Schiebkarre des Schusters Hermes.

Abends freilich hatte er keine andere Störung zu erwarten als etwa die Barbe, die nähernd und fröhlich lächelnd bei ihm in der Werkstatt am offenen Fenster saß.

Die ersten warmen Sommerabende dufteten zu ihnen herein. Sie füllten das Herz mit einem süßen Erwarten auf Reise und Segen.

Der Anton Andreas schnitzte zu dieser Zeit die Löwengrube Daniels. Das Wunder unter den Bestien hatte immer



sein Herz schlagen lassen, und so glaubte er es auch für sein Kind. Er baute also den umgitterten Käfig und stellte die mähenbehangenen, zähnefleischenden Untiere in ihn hinein. Mitten unter ihnen aber saß der Prophet lächelnd und der wildesten Bestie den Kopf krauend, als sei sie ein zahmes Käbchen.

Über diesem neuen Abendwerk wuchs sich der Sommer nach und nach zur Höhe aus.

Auf den Feldern die Hänge hinauf wellte das Korn in hellem Gold, das jeder Sonntag tiefer tönte. In den Huden duftete das letzte Heu, und die Beeren auf den Lichtungen begannen zu schwellen und zu bläuen. Jedes reife Lüftchen und jeder Sonnenatem brachten Segen. In das fröhliche Gezwitscher des Vogelhauses kam um diese Zeit eine ungewohnte Stille: der Warbe war es nicht so, daß alle Jubelregister gezogen werden durften. Sie hatte in sorgsamster Ruhe ein zweifaches Leben zu hüten, so war ihr mit nachdentlichem Ernst verordnet worden.

Sie tat es und trug ihre Mutterschaft furchtlos befehligt in freudevollem Warten mit der still ergebenen Gut ihres Wesens, einem neuen Glück entgegenreifend.


Der Meister Michael dämpfte sein Pfeifen. Eine Sorge schnitt sein Gesicht,

trübte seine Augen diese Wochen. Dem Anton aber zeigte er es nicht. Sein heimlich Getue oben ließ nach, selbst seine Vögel hielten ihn alle Tage nur eine kurze Weile. Er tat unten das Werk für die Warbe, glitt auf weichen Hasenfellschluffen durch Gang und Stuben und horchte vor ihrer Kammerthür, wie ein ängstlicher Vogel nach dem Jungen auspäht, das er in Gefahr wähnt.

„Anton,“ sagte er, „wir beiden sind eigentlich die rechten Hedekriecher und Sandspäher gegen sie. Sie ist ein echtes Lerchenkind, immer im Blau und immer in Fröhlichkeit. Jetzt gerade ist sie am höchsten, aber daß Gefahr dabei sein könnte — Anton, ich sage nur bloß so — das merkt sie gar nicht oder will es nicht merken, weil es so nahe an die Sonne geht. Anton, wir wollen beide unten stehen, die Hände aufhalten, wir dürfen sie auch ab und zu falten; denn unser Herrgott hat mit solch einem Fliegen auch etwas zu tun. Aber heute kannst du ruhig wieder in die Werkstube gehen, der Herr Holzmeister hat dir einen neuen Küchenschrank in Auftrag gegeben. Mach ihn glatt, sonst kommt dir die glückliche Braut und ehemalige Witfrau Annemite ins Handwerk. Es muß was getan werden, sagt die Thres, und die Warbe tut augenblicklich das Meiste von uns allen!“ (Fortsetzung folgt.)







## In der Nacht

In der Stille der Nacht,  
da die Gestirne  
funkeln wie Erze im Schacht  
Oder wie flammende Zirne,

Und der Wind  
Um die schüttelnden Bäume  
Seufzt wie ein Kind,  
Bangend im Spiel seiner Träume

Lieg ich geneigt  
über das eigene Sein,  
Lauschend in mich hinein,  
Ob Er sich zeigt.

Ob Er mir wohl erschene,  
Gott, den keiner noch sah,  
Und mit entblößter Miene  
Mir schen: Er sei da!

Und daß Er selber käme  
Im Rauch des Gerichts  
Und mich aufwärts nähme  
Ins Schau'n seines Lichts.

Hd. Hoff



# Biotechnik

Von Annie Francé-Harrar

Mit acht Abbildungen



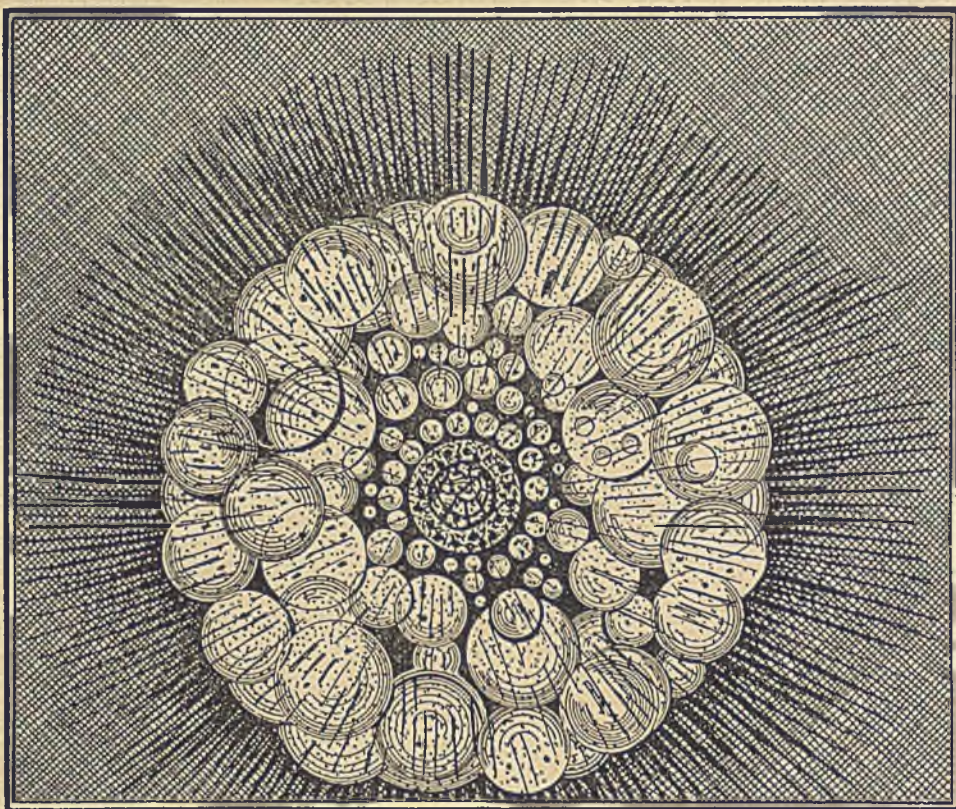
Es ist jedem Jahrhundert eigentümlich, daß in ihm zuerst gewisse Menschheitsbegriffe auftauchen, die es vordem nicht gab und die von da an beginnen, teils mehr, teils weniger intensiv, die Kultur zu beeinflussen, wohl gar völlig zu verändern. Manche dieser Ideen halten sich dann jahrtausendlang, und ihre Wirkung dehnt sich langsam, oft aber auch wie ein reißender, alles mit sich fortspülender Strom über den ganzen Erdball aus, so wie z. B. das Christentum oder die Philosophie des Plato oder der Harmoniebegriff des Pythagoras. Andere erlöschen spurlos wie Funken in der großen Nacht noch während der Zeitspanne, die sie hervorbrachte. So wird heute schwerlich jemand, der aus einem europäischen Kulturzentrum stammt, der Meinung sein, daß es Tiere, wie z. B. die Salamander, gebe, welche im Feuer zu leben gewohnt sind, und durch deren Besitznahme man dieses Element völlig zu beherrschen und ganz in den Willen des Menschen zu zwingen vermöchte — etwas, woran doch das ganze Mittelalter mit unverbrüchlicher Festigkeit glaubte. Auch wird man heute keineswegs davon überzeugt sein, daß es genüge, Hunde zu quälen, um dadurch den Hundstern (Sirius) für die von ihm verursachte glühende Sommerhize zu bestrafen, während es im alten Karthago niemanden gegeben hätte, der es gewagt hätte, diesen Zusammenhang zu bezweifeln.

Andere Ideen aber kennt man, welche — man möchte beinahe sagen, rhythmisch — immer wieder in bestimmten Zeiträumen auftauchen, ein Stück Volksentwicklung mitbestimmen und dann wieder untergehen, um nach einer Weile von neuem wie ein blendendes Gestirn am Horizont des menschlichen Denkens zu erscheinen. In diese Kategorie scheinen besonders gewisse Zweige

der Technik und Chemie zu gehören. Schon die spätalexandrinische Philosophenschule um 200 nach unserer Zeitrechnung besaß geschickte Konstrukteure selbstfahrender Wagen und Dampfmaschinen. In den Plänen des Lionardo da Vinci, der nicht nur ein genialer Künstler, sondern bekanntlich auch Kriegsingenieur Cesare Borgia war, finden sich Entwürfe der seltsamsten, weit über den Geist der damaligen Zeit hinausreichenden Maschinen, und wir können nur ahnen, wie weit die Phöniker geschliffene Gläser verwendeten, um ihre Forschungen des gestirnten Himmels damit zu vervollkommen. Was aber die schon im Kristofoteles und in der jüdischen Kabbala vorhandene (wenn auch religiös verwirrte) Meinung von einem gemeinsamen Urelement anlangt, auf die sich die ganze mittelalterliche Goldmacherkunst stützte, so läßt es sich nicht leugnen, daß wir heute, mehr als tausend Jahre später, uns seit den Forschungen von Rutherford und Aston immer mehr der Aussicht nähern, daß tatsächlich im Wasserstoff ein gemeinsames Urelement zu suchen sei.

Eine solche Entwicklung bestimmter Ideen ist natürlich kein Zufall. Sie ist vielmehr das Produkt vielfältiger, den ganzen Bios — worunter alle Natur- und Kulturbeziehungen des Menschen gemeint sind — umfassender Zusammenhänge. Forscht man ihnen genauer nach, so wird man fast immer finden, daß letzten Endes eine Notwendigkeit des menschlichen Lebens dahinter steht, und daß das Ganze mit seinen verschiedenen Zusammenhängen eigentlich ein einziger Prozeß ist, der in seinen tiefsten Wurzeln irgendwie im Sein selbst mündet und so zu einem Problem des Lebens überhaupt wird. Dadurch erweitert sich natürlich der Kreis, der umschritten werden muß. Statt nur nach den Bedürfnissen des





### Radiolar

Das ganze Schwerebewesen setzt sich aus Bläschen zusammen, deren Auftrieb es im Gleichgewicht und in einer bestimmten Wasserhöhe erhält, die für sein Dasein die geeignetste ist. Die Bläschen im Innern bewegen sich ständig, was nur in dieser Form restlos möglich ist.

Tages, einer Kulturperiode, eines Menschen, eines Volkes, der gesamten Menschheit und aller Zeiten zu forschen, steht am Ende des zusammengefaßten Komplexes nun die Frage nach den Notwendigkeiten des Lebens.

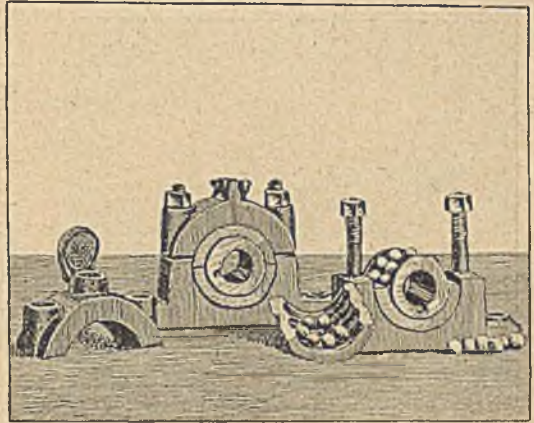
Damit ist das Problem Biotechnik schon zur Hälfte aufgerollt. Denn Biotechnik bedeutet Technik des Lebens. Nun verstehen wir unter Leben nichts anderes als die Tätigkeit jenes wunderbaren Dinges, welches man den Lebensstoff, das Plasma, nennt. Denn aus ihm erbauen sich alle Lebenden. Plasma ist der gemeinsame Untergrund von Mensch, Tier und Pflanze; denn es ist in allen eigentlich das Gleiche. Man kann es sich nicht seit genug einprägen, man kann es sich nicht oft genug wieder-

holen, daß der Lebensstoff der Lebenden nicht nur keinerlei grundlegende Unterschiede besitzt, sondern daß er nach allen Forschungen durchaus als ein und dasselbe angesprochen werden muß, das nur infolge einer unbeschreiblichen, gar nicht ausdenkbaren Anpassungsfähigkeit die verschiedensten Funktionsformen angenommen hat. So wie unser Bruder immer noch unser Bruder bleibt, auch wenn er sich braun schminkt und in einen italienischen Lazzaronijungen verkleidet, so wie dadurch nichts von den Beziehungen unserer Verwandtschaft angetastet wird, so ist auch das Plasma im Prinzip dasselbe, ob es nun in der Luft fliegt, im Wasser schwimmt, in der Erde kriecht, tausendgestaltig über den Boden dahinjagt.



Es ist dasselbe, ob es groß oder klein ist, unwissend oder mit höchster Intelligenz handelt, ob es stumm und duldsam als grüne Pflanze steht, oder ob es in unendlicher, nimmermüder Bewegung alle Lebensräume erfüllt. Es besitzt zahllose Eigenschaften und leistet das Unerhörteste. Es ist das wirkliche Wunder der Welt.

Aus der Erkenntnis von der Einheit des Plasmas entsprang die andere Hälfte des Problems Biotechnik, das von dem Biologen R. S. Francis zuerst entdeckt und in seiner objektiven Philosophie dann ausgebaut und in das Funktionsgesetz eingeordnet wurde.<sup>\*)</sup> Zum erstenmal von ihm wurde das, was man — z. B. als Trajektorienbau und Anordnung der Knochenbälkchen im menschlichen Schenkelknochen — bisher in einzelnen Fällen als kuriose Parallele beschrieben hatte, unter einen gemeinsamen Begriff gebracht. Denn wenn die Einheit des Lebens feststand, so mußten wohl auch gewisse grundlegende Eigenschaften überall dieselben sein. Durchgängig vor allem war die überaus große Anpassungsfähigkeit, mit welcher das Plasma auf die verschiedensten Reize der Umwelt und deren Anforderungen antwortete. In der wilden Gier, leben zu wollen, erfüllte es die merkwürdigsten Bedingungen, machte es die erstaunlichsten — man kann es nicht anders nennen — Erfindungen. Vielleicht ist es mit das Wunderbarste, daß allen diesen vielen Notwendigkeiten an Bewegung, Gestalt und Lebensweise von seiten des Plasmas durch Verbindung und tausendfältige Anwendung von nur sieben technischen Grundformen genügt wurde, als da sind: Kristallform, Kugel, Fläche, Stab, Band, Schraube und Regel. Das muß auch den voll-



Kugellager

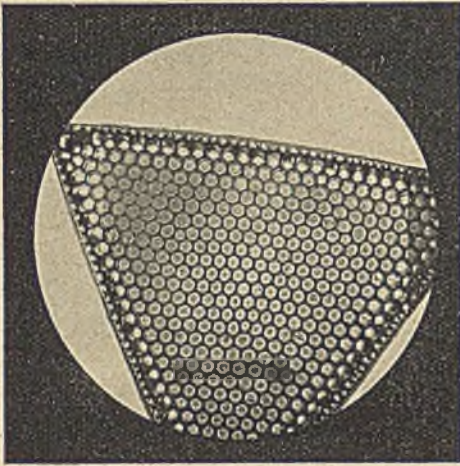
Der Mensch verwendet die Biotechnik des Radiostars im Kugellager, das die beste Form ist bei Druckbeanspruchung von allen Seiten. Auch hier ermöglicht die Anordnung Bewegung bei kleinster Reibung.

kommenen Laien in Nachdenken versetzen. Wie viel mehr aber wird der Techniker aufhorchen, denn er weiß, daß keine, auch die komplizierteste Maschine nicht, aus etwas anderem als eben diesen sieben Grundformen und ihrer jeweiligen einfachen oder verbundenen Anwendung besteht.

Diese Feststellung, die im ersten Augenblick nur verblüffend erscheint, gewinnt an Wichtigkeit, sobald man länger über sie nachdenkt. Denn eigentlich besagt sie gar nichts anderes, als daß der Mensch nur das erfinden kann, was der Lebensstoff schon vor ihm erfunden hat. Nachdem nun gar kein Streit darüber möglich ist, wer sich länger mit Erfindungen beschäftigt — der Mensch oder der Lebensstoff — denn die Tatsache, daß wir Pflanzen und Tiere kennen, die schon seit den Jahrmillionen frühester Erdperioden lebten, zu einer Zeit, als noch nicht einmal die Vorläufer des Menschengeschlechtes vorhanden waren, beweist es schon — müssen wohl oder übel die Erfindungen des Lebensstoffes die besseren, die genauer ausgearbeiteten, die zuverlässigeren und die vollkommeneren sein. Ist doch so ein armes Plasmageschöpf in einer weit gefährlicheren Lage als der Mensch, der, wenn

<sup>\*)</sup> Er hat es behandelt in dreien seiner Bücher: „Die technischen Leistungen der Pflanzen“, Berlin 1919, „Die Pflanze als Erfinder“, 16. Auflage, Stuttgart 1920 und in seinem großen Hauptwerk: „Bios, die Gesetze der Welt“, Heilbronn, II. Auflage, 1922.





Triaratum

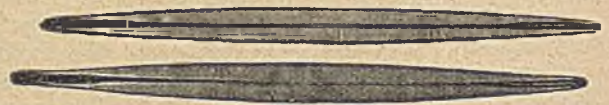
Eine Kieselalge des Meeres, die keinen großen Druck zu ertragen hat, und deren zarte Schale infolgedessen auch nicht nach diesem Prinzip gebaut ist. Immerhin sind auch hier Füllungen aus Sparfamentstücken herausgenommen. (stark vergrößert).

Seine Erfindung nichts taugt, schlimmstenfalls Zeit und Geld dabei einbüßt. Der Vogel aber, der nicht fliegen, der Fisch, der nicht schwimmen, der Regenwurm, der nicht wühlen, das Wildpferd, das nicht rennen, die Biene, die nicht klettern, der Baumstamm, der kein Wasser pumpen, das Blatt, das nicht Stärke bereiten, das Hirsekorn, das nicht quellen kann — sie alle werden für ihre minderwertige Leistung noch dadurch bestraft, daß ihre Feinde sie überfallen, daß sie hungern, daß sie unter so verschlechterten Lebensbedingungen dahinvegetieren, daß sie sich zum mindesten nicht fortzupflanzen vermögen und mit ihrer Person nicht nur, sondern mit ihrem ganzen Geschlecht aussterben. Tod und Selbstausrottung steht in der natürlichen Gemeinschaft auf dem Verbrechen einer unvollkommenen Erfindung, und wir können diese absolut unbestechliche Gerechtigkeit der Auslese täglich an jeder kümmernden Pflanze, an jedem kranken und schwächlichen Tier verfolgen.

Es ist also nicht daran zu

zweifeln, daß die Erfindungen des Lebensstoffes, teils durch die auf sie verwendete Zeit, teils durch die Unerbittlichkeit der Auslese, längst so vollendet sind, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfen. Sobald der Mensch also in eine Lage kommt, in der ein Tier oder eine Pflanze sich prinzipiell befindet, wird es sich bezahlt machen, zu beobachten, wie diese Geschöpfe sich darin verhalten. Denn es ist nach dem eben dargelegten Gedankengang zu erwarten, daß das Plasmawesen entweder auf eine dem Menschen ähnliche Weise sich geholfen hat, oder aber, daß es vielleicht eine Erfindung anwendet, auf die der Mensch überhaupt noch nicht verfiel.

Ja wohl, auch das gibt es! In dem Buch „Die technischen Leistungen der Pflanzen“ hat Francé mehr als hundert Erfindungen allein aus dem freundlichen Reiche Floras zusammengetragen. Darunter befindet sich eine ganze Reihe von solchen, die der Mensch weder kennt, noch bisher für möglich hielt. Flugfrüchte haben z. B. Fallschirme, Pilze und Bakterien Leuchtvorrichtungen winzige Einzeller Schwimm- und Turbinenformen, — unter den letzteren auch solche des stillstehenden Wassers, die wir bekanntlich für unmöglich halten — die kein Ingenieur noch errechnet oder versucht hat. Die Kieselalgen, mikroskopische Pflänzchen, die in unvorstellbar großer Zahl Wasser und Erdboden beleben, besitzen ein aus Glas erbautes Häuschen, das, weil es durch Austrocknung der Erde sich häufig in Gefahr der Zerquetschung befindet, durch eine bestimmte Gestaltung nicht nur leicht und dünn, sondern zugleich auch so unzerbrechlich wird, daß, nachdem das Tröpfchen Plasmas darin starb, die Kristallschale noch durch Jahrmillionen



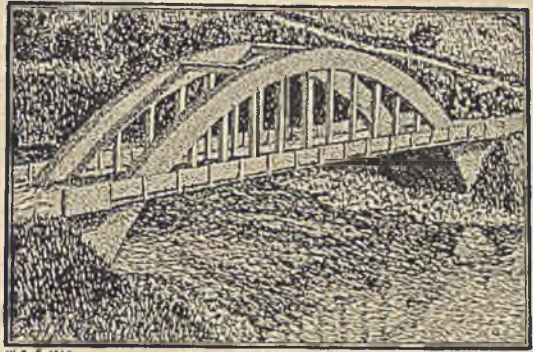
Amphipleura

Eine Kieselalge des Erdbodens, die durch gewölbten Schalenbau stärksten Druck erträgt (stark vergrößert).



fortbesteht, so daß wir aus der Steinkohlenzeit her fossile Kieselalgen kennen, die den unserigen aufs Haar gleichen. Was sagt man zu einer Erfindung, die so vortrefflich ist, daß man sie seit dem Carbon nicht mehr zu verbessern brauchte? Da gibt es Nädertiere, durchsichtige, vielgestaltige Würmer und ebenfalls Bewohner jedes Wassertropfens, die in ihrem Saumagen ein ganzes Arsenal von Zerkleinerungsapparaten benützen, Zangen-, Hammer- und Ambosformen, von denen nur einzelne — und es sind viele Hunderte — der Mensch verwirklicht hat. Die Natur kennt Bohrer, die so seltsam gestaltet sind, daß nie ein Menschenhirn sie noch erdachte, und doch leisten gerade sie ein Maximum an Durchdringungskraft.

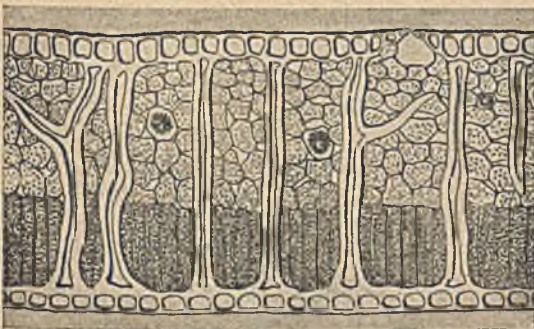
Audere Geheimnisse der Biotechnik verfolgt der Mensch seit langem mit Eifer und aufmerksamem Spürsinn. Da ist eine Erfindung wie die Wasserrohren, welche sich im Inneren eines jeden Baumstammes befinden, und welche auf eine unbegreifliche Weise bis zu 180 m Höhe — denn so lang können gewisse Kletterpalmen werden — mit geringster Anstrengung Wasser pumpen, und die so gut funktioniert, daß auch gefällte Bäume diese Leistung noch zu vollbringen vermögen, wie man aus einwandfreien Versuchen festgestellt hat.



Moderne Eisenbahnbrücke

Hier ist durch aufgewölbten Bogenbau und durch Herausnahme der Füllungen eine sehr große Druckfestigkeit gewährleistet, nach dem gleichen Prinzip, das auch die Kieselalge anwendet.

Da ist das hauchzarte, nur den Bruchteil eines Millimeters dicke Plasmahäutchen einer Pflanzenzelle, das normalerweise einen Druck von 20 Atmosphären zu ertragen scheint, der aber unter gewissen Verhältnissen um das Zwei- bis Dreifache und mehr steigen kann, während unseren stärksten, genieteten Schiffskesseln durchschnittlich nicht über 18 Atmosphären zugemutet werden dürfen, sollen sie nicht in einer fürchterlichen Explosion zerplatzen. Da ist vor allem — und dies mag eine Probe der chemischen Erfindungen des Plasmas sein — die wunderbare Fähigkeit des in jedem grünen Pflanzenblatt enthaltenen Blattgrünes, des Chlorophylls, aus Luft, Licht und Wasser den ganzen Kreis der sogenannten Kohlenhydrate herzustellen, jene unschätzbaren Dinge, die wir als Zuder, Stärkemehl, Zellulose nicht entbehren können. Es ist ihr absolutes Geheimnis, wie sie das vollbringt. Wir können trotz vieler langwieriger und kostspieliger Versuche nur feststellen, daß die Eiweißverbindung des Blattgrünes, die dies zu leisten imstande ist, einen so überaus komplizierten Bau besitzt, daß wir kaum hoffen können, mit künstlichen Mitteln das zu erreichen, was jedem Halm und jedem Kraut einfachste Selbstverständlichkeit ist.

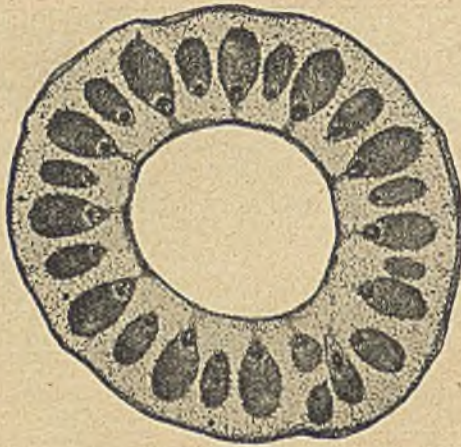


Querschnitt

durch ein Blatt des chinesischen Sees

Die T-Träger, welche die Decke der Blattspitze tragen, sind in ihrer Funktion deutlich zu erkennen. (Stark vergrößert).





Querschnitt durch einen Grassalm

(Nach einem Präparat des Biologischen Instituts, München). Auch hier liegt eine Änderung der tragenden Stützen nach dem Befehl des kleinsten Kraftmaßes vor.

Dieser eine Fall unter vielen Fällen zeigt uns, wie weit das Problem Biotechnik reicht. Die ganze Welt wäre anders und vor allem die gesamte menschliche Kultur wäre eine andere, wenn die grüne Pflanze nicht auf diese Erfindung verfallen wäre. Denn wir alle leben von Gnaden dieser Tätigkeit: die Pflanzenfresser, welche direkt Gräser und Kräuter samt ihren Nahrungsschätzen verzehren, die Raubtiere, welche die Pflanzenfresser vertilgen, und zuletzt der Mensch, der alle drei tötet und aufißt. Aber auch er ist noch nicht die Endstation. Denn hinter ihm wartet das ungeheure Heer der Masfresser jeder Art und mästet sich von den Nesten dessen, was die Pflanze der einßt der Luft, dem Licht und der Erde auf friedliche Weise entnahm. Sie sind es aber auch zugleich, welche ihr, der stillen und geduldigen Mutter alles Lebens, wieder die nötigen Stoffe zu ihrem Aufbau zuführen, und so schwingt von der Achse einer einzigen biotechnischen Erfindung des Plasmas getragen dieser unwandelbare Ring des Lebens um und mit uns von Jahrtausend zu Jahrtausend.

Aber auch sonst beherrscht das biotechnische Prinzip, von dem man übrigens ja nicht glauben möge, es sei aus einer Glorifizierung eines öden, „mechani-

stischen“ Materialismus heraus entstanden und wolle die ganze Welt zur „Maschine“ machen, das ganze Reich des Lebens. Geordnet und entschieden wird stets nach Notwendigkeit. Was notwendig ist, wird geleistet und nach Möglichkeit vervollkommenet. Mit größtmöglicher Sparsamkeit, nach kleinstem Kraftmaß wird es vollbracht. Was nicht notwendig ist, geschieht auch nicht. Es wäre darum eine ganz falsche Begriffsanwendung, wenn man über den festgelegten Lebenskreis hinaus bei einem Wesen Fähigkeiten und Anpassungen suchen würde. Niemals wird man beispielsweise von einem Käfer Auskunft über den Zweck und die Behaglichkeit einer Hundehütte verlangen können. Was er beurteilen kann und worauf die biotechnischen Erfindungen seiner Kiefer, seines Kau- und Verdauungsapparates eingerichtet sind, ist lediglich das Holz, aus dem sie besteht, das aber kennt er mit einer Genauigkeit sondergleichen, und seine „Erfindungen“ funktionieren dabei aufs trefflichste. Ebenso ist es mit allen anderen. Die T-Träger, deren wir uns in unserem Eisenhochbau bedienen, verwendet auch die Pflanze häufig zu ihrem Aufbau in analoger Weise. Die vielartigen Schwimmstäbe, Ausleger, Schwimmsäume, Gasballone, mit deren Hilfe das Plankton, die überaus zarte Lebewelt der oberen Wasserschichten, dahinschwebt, dienen nur diesem Zweck und könnten, von uns übernommen, auch nur wieder dem Prinzip des möglichst reibungslosen Schwebens entsprechend verwendet werden. Die Sperrvorrichtung, welche wir benutzen, um das sogenannte Maleschloß gegen Aufbrechen unbefugter Hände zu sichern, befindet sich auch an gewissen Fischen (was man sehr hübsch an einem Modell des Münchener Deutschen Museums sehen kann), und dort erfüllt sie denselben Zweck, nämlich die selbständige Sicherung einer bestimmten Gelenkstellung. Und auch da, wo die Organtechnik, d. h. die in den Körper verlegten Erfindungen, noch durch Personaltechnik, d. h. durch Erfindungen, die ein Plasmawesen willkürlich anwendet, ergänzt wird, folgt



alles dem zeitlosen Gestirn der Notwendigkeit. Spinnennetze und Aneisenbauten, Vogelnester, Dachsbau und unendlich viele solcher täglich angewendeten Tiererfindungen, die doch schließlich einmal zum ersten Mal gemacht und später vervollkommenet werden mußten, werden nur angefertigt, weil ein Plasmageschöpf sie braucht, um besser zu leben und zu wohnen. Es ist in diesem Sinn gar kein Unterschied zum Menschen. Denn auch seine Erfindungen werden nur unter diesem Gesichtspunkt gemacht und angewendet.

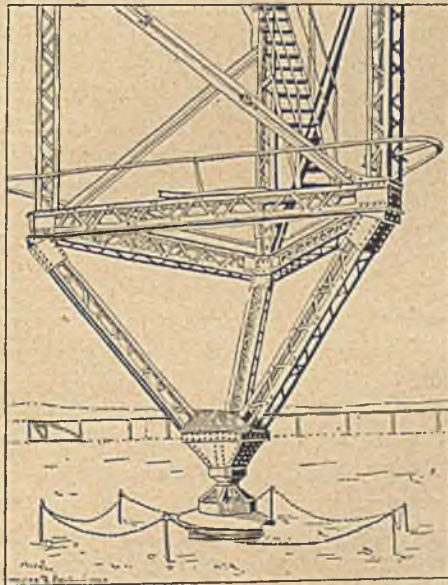
Wer aber dem großen Zwange der Notwendigkeit, diesem ewig und unermüdblich schaffenden Demiurgen des Erdballs, noch weiter nachdenkt, wird endlich zu dem Schluß kommen, daß er auch über die Welt des Lebendigen hinaus sich auswirkt. Jeder vom Wind zurecht geschliffene Dreikant eines Berges, — das Matterhorn in der Schweiz ist z. B. ein solcher — jeder Stein, der so lange im Flußbett

dahingerollt wird, bis er die Koll-, d. i. die runde Form, angenommen hat, jedes Erosionstal, das durch Auswaschung infolge strömenden Wassers entstand, die ganze Gestalt unserer Erde mit Küsten, Ebenen und Gebirgen selbst ist letzten Endes nur die Funktionsform sich biotechnisch auswirkender Kräfte und Gegenkräfte. Und damit, mit dieser bis an die Sterne reichenden Erkenntnis, wird das Lebens-

gesetz zum Weltgesetz, das wie ein ungeheurer Mantel alles Seiende vom Tropfen und Kristall bis zur kompliziertesten Form des Plasmas, zum Menschen, umschließt und in einer unermeßlich großen Einheit alle Dinge der Welt einander nahebringt.

Mit der Perspektive dieser Einsicht ist die Aufgabe dieser Zeilen erfüllt. Betrachten wir ihren Ausgangspunkt, so werden wir finden, daß die Biotechnik zu jenen Menschheitsideen gehören muß, die, einmal aufgetaucht, nicht wieder verschwinden werden. Die unendliche Fruchtbarkeit dieses Gedankens, die heute, wenige Jahre nach seiner Entstehung, schon Industrien in ihren Bann gezogen und Erfindungen von größtem Wert ermöglicht hat, bedingt eine Umgestaltung und Verbesserung der menschlichen Produktion auf dem Gebiete aller technischen Leistungen, die so umfassend zu sein scheint, daß niemand heute ihre Grenzen voraussetzen kann. Zugleich aber ist sie der nicht zu widerlegende Beweis,

daß eine Philosophie sich keineswegs in den menschenfernen Regionen abstrakter Spekulationen zu bewegen braucht, sondern daß eine wirkliche Lebenslehre — und das will und soll die objektive Philosophie, in der alle diese neuen Begriffe sich sammeln, sein — zuerst dem Menschen nutzen, ihr Tun ordnen und ihr Leben verbessern muß, und daß dies, heute mehr denn je, die wahre Aufgabe einer Idee unserer Zeit ist.



Der Fuß des Nauener Funkenturmes

Dieses nur aus Stützbalken bestehende 250 m hohe Gerüst ist nach den neuesten Ergebnissen der Technik gebaut, die sich unbewußt der Biotechnik des Getreidehalms angleicht. Der Pendelausschlag der Spitze beträgt über 1 m



# Robert Schumann

Ein Schattenbild von Kurt Arnold Findeisen

In Zwickau steht noch heute an einer Ecke des Marktes zwischen hohen, neuzeitlichen Gebäuden ein kleines, einstöckiges Haus. Mit seinen kümmerlichen Fenstern sieht es ein wenig altmodisch und ärmlich aus. Schaukäden, Plakate, Firmenschilder blicken denn auch recht geringschäßig auf sein verräuchertes Ziegeldach. Aber das kleine Haus führt sein stilles Wesen unbekümmert um das Gebaren der neuen Zeit. Zuweilen verrät es sogar ein sonderliches Eigenleben, besonders im Frühling, wenn sich nach Regenschauern dann und wann Amseln des nahen Stadtgrabens auf seinem First niederlassen und unbekümmert um das laute Marktreiben inbrünstig zu pfeifen und flöten beginnen, besonders in warmen Nächten, wenn der Mond ihm um Dach und Giebel spielt, in den kleinen Scheiben blinkend, oder wenn Wolken, die vor dem Mond wegziehen, phantastisch verworrene Schatten über seine Träume werfen. Im Sommer kauert das kleine Haus staubig und müde, mit hochgezogenen Augenbrauen gleichsam, als hätte es Kopfschmerzen, und es tut einem ein wenig leid, ohne daß man weiß warum. Ganz trostlos aber hocht es im Herbst und Winter an seiner zugigen Ecke; wenn Regen tagelang aus hoffnungslosem Himmel rinnt und die grauen Wände bespült und nasser Schnee ihm vom schrägen Dache tröpfelt, da kann es einen fast zu Tränen rühren.

Sonderbar. Der am 8. Juni 1810 in diesem kleinen Hause geboren wurde, hat's auch in seiner Frühlingszeit am besten gehabt. Er hieß Robert Schumann und war dem Buchhändler August Schumann, einem geistreichen, betriebsamen, nervösen Manne, von seiner stillen Frau zu anderen Kindern hinzu-

geboren worden. Er las der Mutter alle Märchen von den Lippen, ehe er beim Diakonus richtig lesen gelernt hatte. Er führte allerlei bunte Lust- und Trauerspiele auf einem zierlichen Marionettentheater auf und vergaß die ganze Welt dabei. Er wurde einer der geschicktesten Gymnasiasten des altherwürdigen Gymnasiums der Stadt und konnte schon als Dreizehnjähriger wunderschöne Gedichte machen. Über alles aber liebte er die Musik. Und als er gar einmal einen berühmten Virtuosen hatte Klavier spielen hören, beklatscht und unjubelet von begeisterten Menschen, da stand es bei ihm fest, daß er auch ein Musiker werden müsse.

Zwar schickte ihn seine Mutter — sein Vater war bereits gestorben — erst auf die Universität Leipzig, damit er die Rechte studieren sollte, er spielte aber immer heimlich Klavier; alles was ihn bedrängte, spielte er: Blumen, Wolken, Schmetterlinge, Lachen und Weinen. So setzte er es endlich auch durch, daß er bei einem bekannten Lehrmeister allen Ernstes die Musik studieren durfte. Weil er aber zu ungeduldig war beim Auf und Ab der Tonleitern, beim Wirbeln von Trillern und beim Stüdenüben, verrenkte er sich einen Mittelfinger so, daß der gelähmt blieb. Ein Klaviervirtuos, der mit zauberhaften Künsten alt und jung begeisterte, konnte er nun nicht mehr werden. So mal' ich halt mit Noten, was froh und traurig klingt in meinem Herzen, tröstete er sich, und wurde ein Komponist. So schreib ich halt nieder auf weißem Papier, was mir gefällt und nicht gefällt im Reich der Töne und was besser werden soll bei denen, die Musik machen und Musik hören, dachte er und wurde ein Musikschriststeller. Zu diesem Zwecke gründete er auch eine Zeitung.

Dazu war er mit seinen schwärme-



rischen Augen und braunen Locken einer der schönsten Jünglinge von ganz Leipzig, ein feiner, höflicher Bursch, der gern tanzte und dicke Zigarren qualmte und gern mit seinen Freunden tief in den Becher sah. Sie gaben einander rätselhafte Titel, schwärmten im Mondschein und brachten schönen Damen Ständchen dar, zankten sich gelegentlich auch mit den gelben Stadtsoldaten; und die zipfelmützigen Bürger, die über ihr sorgloses Treiben den Kopf schüttelten, schimpften sie Philister, Philister, wie jene biblischen Dickhädel, deren stärksten der junge David besiegte. David, der Hirtenbub, der nachher König wurde, David, der schlanke Jüngling, der so kühn die Laute schlug, das war überhaupt ihr Held! Robert Schumann erfand gar einen ganzen Davidsbund, der immer und ewig die Philister besiegen sollte. Ja, das war eine phantastisch überschwengliche Zeit!

Und so war auch die Musik, die er damals machte. Mondschein, Geflüster, Maskenscherz, heimliches Lachen und greller Spott, das war alles in seinen Tönen, die manchmal wie auf leisen Zehen tappten und dann wieder wie trunkenen Becher rasten, als wollten sie den Himmel stürmen. Und nicht selten quäkten die Philister in diese Töne hinein mit Fistelftimmen, die armen, lächerlichen Zipfelmützen, die kein anderes Lied konnten wie: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam.“

Schließlich brachte dieser Robert Schumann aber nur noch einer jungen Dame holde Ständchen mit seiner merkwürdigen zwiespältigen Musik, nämlich der schönen, blassen Tochter seines Lehrmeisters, Klara Wieck, die seit ihren Mädchentagen das war, was er hatte werden wollen, eine Klaviervirtuosin. Er liebte sie, und sie liebte ihn wieder, und der Himmel hatte die beiden ganz gewiß füreinander bestimmt. Der strenge

Lehrmeister dagegen, ein geldgieriger, grober, böser Mann, hatte anderes beschlossen. Er wollte seine kunstreiche Tochter in hundert Konzerten der staunenden Welt vorführen und damit Haufen von Gold verdienen. Was fiel nun seinem Schüler ein, dieses Wunderkind für sich zu begehren? Nichts kam ihm ungelegener als das! Er wütete gegen den jungen vermessenen Musikanten, er warf ihn aus dem Hause, er beschimpfte und verleumdete ihn, ja er drohte gar, ihn zu erschießen, und seine arme Tochter schlug er ebenso gewalttätig aufs Herz. Dennoch ließen die Liebenden nicht voneinander durch lange, bittere, tränenvolle Jahre. Und als endlich das Gericht ihnen geholfen hatte, gegen den Willen des rasenden Alten, Mann und Frau zu werden, da hatte das Schicksal ernste Leute aus ihnen gemacht.

Bereits als Student hatte Robert Schumann zuweilen spüren müssen, daß er nicht ganz gesund war, daß irgendwo in seinem Körper eine schlimme Krankheit heimtückisch lauere; war doch nach seinem Vater auch die Mehrzahl seiner Geschwister und Verwandten schon früh ins Grab gesunken, ach, auch seine geliebte Mutter! Kopfschmerz, Schwindel, schaurige Urtaast hatten ihn zuweilen geängstigt. Nun war das alles in dem schmerzlichen Auf und Nieder des Kampfes um seine Klara viel schlimmer geworden. Dazu kam eine rätselvolle, krankhafte Veranlagung von Urvätern und Urmüttern her, die er nicht einmal ahnte. Als er sich mit seiner geliebten Musikantin in einer Dorfkirche bei Leipzig trauen ließ, war sein Lebensnerv schon unheilvoll angekerbt. So scherzte er auch nicht mehr laut wie der übermütige Davidsbündler von einst, viel mehr schwieg er nun am liebsten ganze Tage und hütete besorgt sein teuer erkauftes Glück; wenn ihn einer ansprach, redete er leise.

Trotzdem schuf er noch wundervolle



Musiken, die dauernd die Menschheit beseligend werden, vor allem Lieder, zu meist seiner Klara gewidmet, außerdem große Werke für Streich- und Blasinstrumente, für Männer- und Frauenchöre, ja sogar eine Oper. Jedoch seine Kraft nahm ab von Jahr zu Jahr, so tapfer er sich auch gegen sein Verhängnis stemmte, so ängstlich auch seine treue Hausfrau, die Mutter seiner Kinder, besorgt war, alles Unheil von ihm fern zu halten. Der Sommer seines Lebens fand bereits einen müden Mann; so ward's ein Sommer, der früh in den Herbst überging.

Der sanfte Mond hatte früher in seiner Musik geschienen, Anseln hatten geflötet, Lenzwölkchen waren wie schöne Träume über den Himmel geschwebt. David hatte in die Saiten gegriffen, fröhlicher Sieg hatte die Feinde spöttlich in die Flucht gejagt. Jetzt regnete und schneite es viel in seiner Musik, bleierne Wolken drückten immer hoffnungsloser die Erde; König Saul saß da mit siechem Gemüt und vergrub die Stirn in der Hand — — —

Ruhelos trieb es den Kranken umher. Von Leipzig zog er mit seiner Familie nach Dresden, von Dresden nach Düsseldorf. In jeder dieser Städte wechselte er drei-, vier-, fünfmal die Wohnung. Reisen ins Ausland wurden unternommen, die nichts als neuen Kummer brachten. Und immer wieder ging er mit zusammengebissenen Zähnen an die Arbeit, und immer wieder wollte er neuere, bessere, kühnere Melodien erfinden. Klara teilte mit ihm Hoffnung und Enttäuschung, Leid und Lust. Bis die Krankheit — bohrender Kopfschmerz, Lähmung der Sprache, Zerrüttung des Gehirns — ihn so von allen Seiten umgarnt hatte, daß er

gar nicht mehr aus noch ein wußte vor Angst und Not und sich eines nasskalten Tages im Februar von der Düsseldorfer Brücke in den Rhein stürzte. Sein zerbrochenes Leben sollte aber noch kein Ende haben. Schiffer, die ihn beobachtet hatten, fischten ihn aus dem Strome. Man brachte ihn in eine Anstalt für Geistesranke bei Bonn. Hier wandelte er noch zwei volle Jahre umher, ein Schatten seiner selbst, hörte Geisterstimmen, redete mit Toten und wußte fast nichts mehr von Weib und Kind. Erst an jenem 29. Juli des Jahres 1856, der ihm endlich Erlösung von seinen Leiden bringen sollte, erkannte er für einen Augenblick seine treue Klara wieder. Dann starb er —

Er ist von den berühmten Künstlern aller Zeiten einer der unglücklichsten gewesen. Wie mit einem, der über eine hochgeschwungene Brücke geht, die böse Mächte vorher angesagt haben, so ist das mit ihm. Wie einer, der sich aus hellem Tag in immer tiefere Nacht verwandert, muß er uns erscheinen. Erschütternd ist, daß er durch immer neue und immer vergeblichere Anstrengungen in seiner Kunst sein Leiden selber mit verschlimmerte. Aber so muß es ja wohl sein: Einem, den Gott berufen hat, muß sein Werk über sein Leben gehn.

Und Robert Schumann war von Gott berufen. Wie ein schöner, schwärmerischer Jüngling lächelt heute noch die Musik seiner guten Tage, und daß dann und wann ein paar dunkle Wolkenschatten ahnungsvoll über sie hinhuschen, das macht, daß sie uns so ans Herz greift. Wie uns das kleine Haus zu Zwickau am Markte rührt, wenn Regen und Schnee gleich einem traurigen Schicksal dran niederrinnen — — —





Bernhard Klein

Schneeballen











Ehrendenkmal in Potsdam

## Paul Schulz

Von Bernhard Schneid

Mit 9 Abbildungen von Werken des Künstlers

Bei den großen Bildhauern vergangener Zeiten bewundern wir neben der in ihnen wurzelnden natürlichen Begabung vor allem das handwerkliche Können, die völlig sichere Beherrschung des Stoffes, sei es Ton oder Holz, Stein oder Erz. Wie die besten Maler ihre Farben selber gerieben und gemischt, den Untergrund aufs sorgfältigste vorbereitet haben, um dadurch die beabsichtigte Wirkung zu erzielen, so haben auch die Bildhauer der guten alten Zeit mit größter Sorgfalt den Stoff aus- gesucht und behandelt, in dem sie ihre Gedanken zur Darstellung brachten; sie haben sich nicht begnügt, ein flüchtiges Tonmodell anderen zur Ausführung zu überlassen. Und wie die Maler sich nicht über die einfachsten Gesetze der Zeichenkunst hinwegsetzen dürfen, so muß der Bildhauer die Formensprache als selbstverständliche Grundlage beherrschen. Sind diese Voraussetzun-

gen nicht erfüllt, so entstehen jene Nachwerke, die wir in unserer Zeit mit wenig Freude in gewissen Ausstellungen finden, die desto anspruchsvoller auftreten, je weniger künstlerische Berechtigung sie in sich tragen. Es bleibt wahr für alle Zeit, daß Handwerk und Kunst untrennbar von einander sind. Wenn dieser Grundsatz auch leider heutzutage durchaus nicht allseitig als berechtigt anerkannt wird, so finden sich doch nicht wenig Künstler, die durch ihr Schaffen seine Wahrheit beweisen, und die ihnen gezollte Anerkennung läßt hoffen, daß ein solides Können als erstes Erfordernis für den Bildner auch wieder allgemein verlangt werden wird.

Zu ihnen gehört der Breslauer Bildhauer Paul Schulz, der, von innerem Drange getrieben, aus seiner kleinstädtischen Steinmehwerkstätte heraustrat und trotz aller Hindernisse heute



einer der geschättesten Bildhauer des deutschen Ostens ist. Da er bei seiner übergroßen Bescheidenheit es nicht verstanden hat, sich so allgemein bekannt zu machen, wie seine Kunst es verdient, ist sein fünfzigster Geburtstag am 13. Januar 1925 ein willkommener Anlaß gewesen, die Blicke der breiten Öffentlichkeit auf ihn zu lenken.

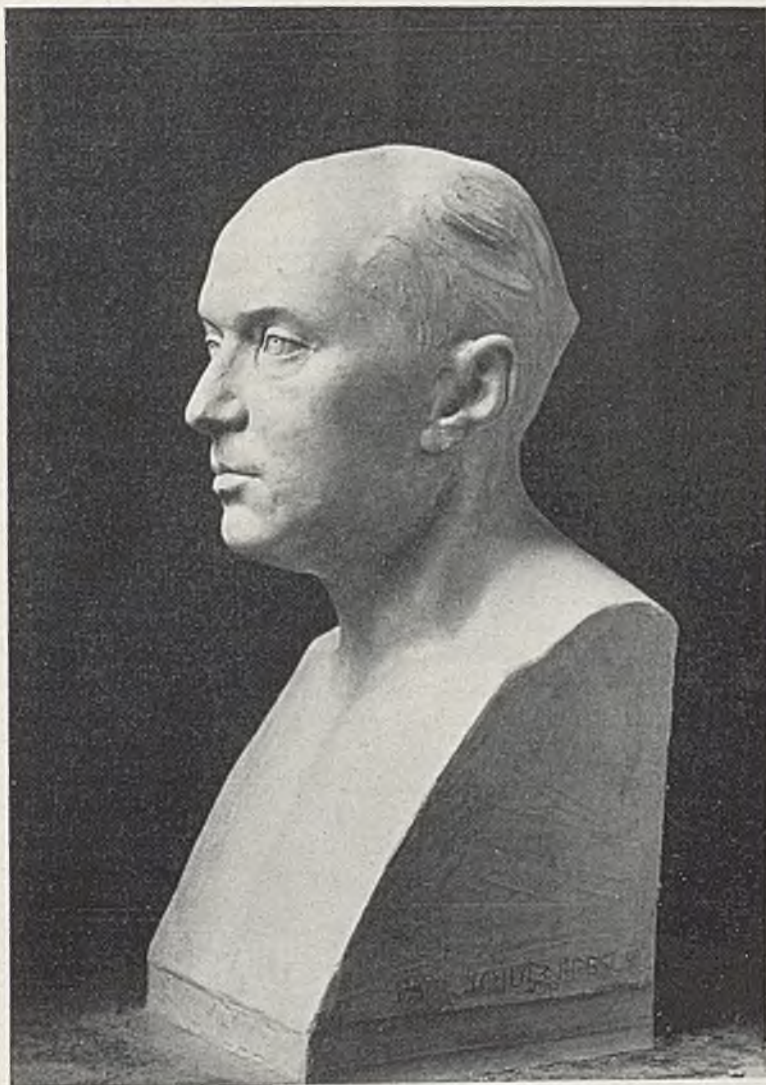
Um das Wesen eines Künstlers richtig zu verstehen, muß man nach Heimat und Eltern fragen. Paul Schulz ist in dem schlesischen Städtchen Tschirnau, Kr. Gubrau, geboren im Hause eines Zimmermanns. Von der Mutter hat er den rastlosen Fleiß und die Gewissenhaftigkeit geerbt, von dem Vater die künstlerische Begabung und technische Handfertigkeit. Es war dies ein Handwerker, der weit über das hinausgeht, was man sonst darunter versteht, der den Zeichenstift ebenso sicher zu führen wußte wie die Axt, sich auf alle Fertigkeiten verstand und alles in geschicktester Weise ausführte. Aber er machte auch unverdrossen die Särge für die Bewohner des Städtchens, wie es mit seinem Amte als Totengräber verbunden war, das er heute noch seit fast sechs Jahrzehnten dort ausübt. Zwischen den Grabsteinen des Friedhofes mag dem Vater wie dem Sohn auch der Gedanke gekommen sein, die bildnerische Begabung des Jungen in einer Steinmetzwerkstätte ausbilden zu lassen. Frühzeitig regte sich das Verlangen, „auch solche Engel machen zu können“; aber erst nach einigen Jahren Gehilfenzeit fand der junge Steinmetz den Mut, mit einer ohne Tonmodell flott aus dem Stein gehauenen, lebensgroßen Figur seines kleinen Bruders nach Breslau zu wandern, um sie im Meisteratelier des Schlesischen Museums der bildenden Künste zu zeigen. Hier wurde das Talent des 22-jährigen jungen Mannes, vor allem seine Naturbeobachtung und Ausdruckskraft nach Gebühr

erkannt, und Behrens nahm ihn als einzigen Schüler im Jahre 1897 auf.

Christian Behrens ist der erste und selbständigste Bildhauer der impressionistischen Richtung in Deutschland und hat bei weitem nicht die Würdigung gefunden, die er verdient. Man beurteilt ihn gewöhnlich nach dem Breslauer Denkmal Wilhelms I., das trotz vieler Vorzüge aus manchen Gründen allerdings nicht voll befriedigt. Ganz anders schon sind seine Bildwerke am Dresdner Hoftheater und am Berliner Reichstagsgebäude, seine Sandsteinfiguren am Breslauer Rathause, vor allem seine prachtvolle Sphinxgruppe im Schlesischen Museum. Doch seine ganze Größe zeigen erst die kompositionellen Entwürfe wie das Relief der Versteinerung der Giganten und in höchster Steigerung seiner dekorativ-monumentalen Ausdrucksweise das Niesenrelief des deutschen Michel am Leipziger Völkerschlachtdenkmal. Im Breslauer Museum sind kleine Abgüsse und Skizzen zusammengestellt, die es ermöglichen, einen gewissen Überblick über das Lebenswerk des leider zu früh Dahingegangenen in den vielseitigen Stufen der Entwicklung bis zur freien Entfaltung seines ungewöhnlichen Könnens zu gewinnen; seine genialen Zeichnungen sind dort freilich kaum erkennbar.

Mit dieser stark ausgeprägten Persönlichkeit in engster Berührung treten zu dürfen, war für den jungen Paul Schulz ein ganz besonderes Glück. Mit einem Stipendium der Provinz Schlesien ausgestattet, war er in dem Meisteratelier von Behrens 4 Jahre lang rastlos tätig, in denen er, man möchte nicht sagen, vom Steinmetz zum Künstler sich wandelte, sondern besser den Steinmetz mit dem Künstler vereinigte. Die kühlere, mehr auf die Wirklichkeit gerichtete Natur des Schülers wurde fortgerissen durch den phantastischen Zug des Meisters, und das





Paul Keller

gute handwerkliche Können wurde befruchtet durch die künstlerische Gestaltung der Form. Den menschlichen Körper in allen Stellungen und den gewagtesten Verkürzungen beherrschte Behrens auch ohne Modell mit einer Sicherheit wie kein Zweiter und verlangte dieselbe Beherrschung von seinem Schüler, die ihm auch ein anderer Jünger seiner Werkstatt, Hugo Lederer, verdankt. Aber

nicht bloß praktische Unterweisung gab er, sondern trieb immer dazu an, die allgemeine Bildung in der Bibliothek des Museums durch eifriges Lesen, Schauen und Zeichnen mehr und mehr zu vervollständigen.

So befaßte sich Paul Schulz in dem Meisteratelier von Behrens vor allem mit dem Problem des nackten männlichen Körpers und zeigte das

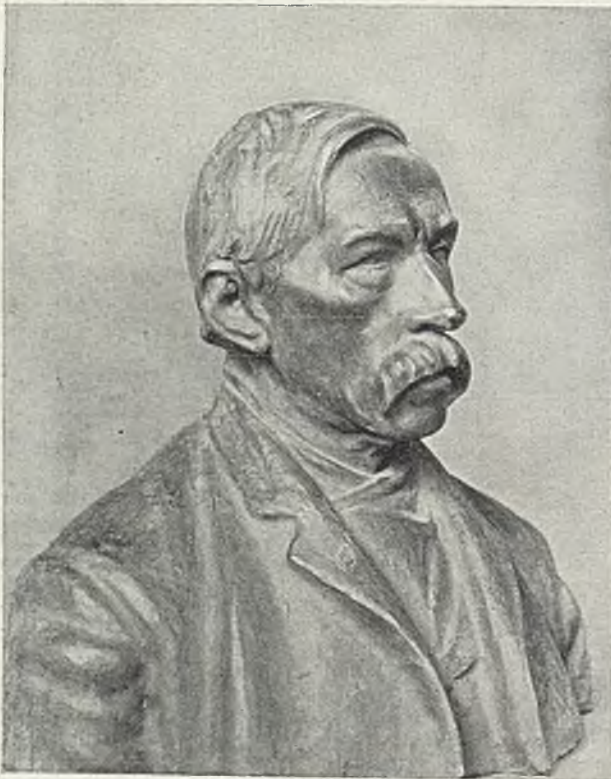


erreichte Können in mehreren vortrefflichen Athletengestalten in den verschiedensten Affekten. Aber auch andere Motive beschäftigten ihn natürlich; so schuf er z. B. aus grünlichem kararischem Marmor eine weibliche Grabfigur und zeigte die sichere Beherrschung der Holztechnik in der lebenswahren Wüste einer alten Frau. Denn frühzeitig regte sich schon die ganz besondere Begabung des jungen Künstlers für das Porträtbildnis, für das Gebiet, auf dem er seinen anders gerichteten Meister weit übertreffen sollte. Jedenfalls errang er sich in den vier Lehrjahren dessen vollste Zufriedenheit, wie er seinerseits dessen, was er bei Behrens gelernt hat, mit steter Dankbarkeit denkt.

Aber wenn auch Paul Schulz außerdem noch die Anerkennung von Kunst-

freunden während seines ersten Dresdener Aufenthaltes sich in reichstem Maße erworben hatte, die erhofften Aufträge blieben aus, und er kehrte wieder in seine Heimat zurück und meißelte Grabsteine für die Tschirnauer Ackerbürger, daneben freilich auch Porträtbüsten für Adelsfamilien der Umgegend, die Aufsehen erregten. Abbildungen seiner Werke wurden ohne sein Wissen von einer Gönnerin nach Paris an Rodin geschickt, der sich höchst anerkennend aussprach und den Urheber zu sich einlud.

Nun folgten die kurzen Wanderjahre. Das bescheidene Reisegeld wurde von verschiedenen Seiten zusammengeschoffen, und so begab sich der nunmehr fast schon dreißigjährige junge Künstler zunächst nach Brüssel, wo er Meunier seine Werke vorlegen durfte und reiches Lob erntete. Enger noch war seine Fühlungnahme mit Rodin in Paris, der ihn gerne als Schüler oder Gehilfen bei sich behalten hätte; freilich dazu konnte sich der etwas schwerfällige Schlesier nicht entschließen. Aber er arbeitete doch neun Monate in Paris an der bekannten Akademie Julien, wo er in regem Verkehr mit Künstlern aller Nationen sich selbst nicht minder wie seiner Kunst manche Rauheiten abschliff. Aus jener Zeit stammt z. B. das packende Marmorbildnis des gefesselten Mannes, das seiner damaligen Seelenstimmung ergreifenden Ausdruck gibt und sicherlich Rodinschen Geist atmet. Französischen Einfluß, freilich ganz anderer Art, verrät wohl auch eins seiner besten Werke, der weibliche



Der Vater



Halbakt aus prächtigem Marmor, der einige Jahre später im Pariser Salon ausgestellt war und berechtigtes Aufsehen erregte. In meisterhafter Weise ist hier bei strengster Keuschheit die sieghafte Schönheit zur Darstellung gebracht und die Zartheit des jungfräulichen Körpers in dem edelsten Stoffe zum Ausdruck gekommen. Von besonderer Wirkung ist hierbei, daß der rohe Marmorblock als Grundfläche erhalten ist und die herrliche Gestalt aus ihm als wahre Venus Anadyomene emporsteigt.

Von Paris ging Schulz auf einige Zeit nach London, vor allem um die Sammlungen des britischen Museums zu studieren. Hier fesselten ihn am meisten die Originalskulpturen vom Parthenontempel zu Athen und begeisterten ihn für die edle und einfache Ausdrucksweise der besten griechischen Zeit. Kein Wunder, daß dabei der Entschluß in ihm reifte, auch noch nach Italien zu gehen. So zog er denn im Frühjahr 1905 über Mailand und Florenz nach Rom und vertiefte sich hier nicht bloß in die antiken Bildwerke, sondern vor allem auch in die Kunst des Michelangelo. Dem bloßen Schauen und Inschauafnehmen war diese Zeit erklärlicherweise mehr gewidmet als der eignen schaffenden Tätigkeit, wenn diese auch dort durchaus nicht ruhte. So schuf er unter anderem in Rom die Büste des Professors Hülsen, des jedem Romfahrer wohlbekannten Sekretärs des deutschen Archäologischen Instituts; es war dies auch ein Dank an die Gattin des Gelehrten, die ihn in freundlichster Weise unterstützt und dem



Die Großmutter

immer noch etwas weltfremden Künstler alle Wege in Rom geebnet hatte.

Mit geweitetem Blick, voll stärkster Anregungen, erfüllt von großen Plänen, in seiner Kunst gereift, kehrte Schulz in die Heimat zurück. Doch all die schönen Hoffnungen wollten sich nicht sogleich erfüllen. Zwar verbarg er sich nicht mehr in seiner Tschirnauer Steinmehwerkstätte, sondern richtete sich ein geräumiges Atelier in der schlesischen Hauptstadt ein, das bald von zahlreichen Kunstfreunden besucht wurde. Aber die Bestellungen waren nicht so zahlreich wie die Besuche, und auch mehrfache Ausstellungen seiner Werke trugen ihm zwar immer mehr steigenden Ruf ein, aber wenig Aufträge. Das änderte sich mit einem Schlage, als er im Jahre 1907 die Große Berliner Kunstausstellung beschied hatte. Hier war es vor allem

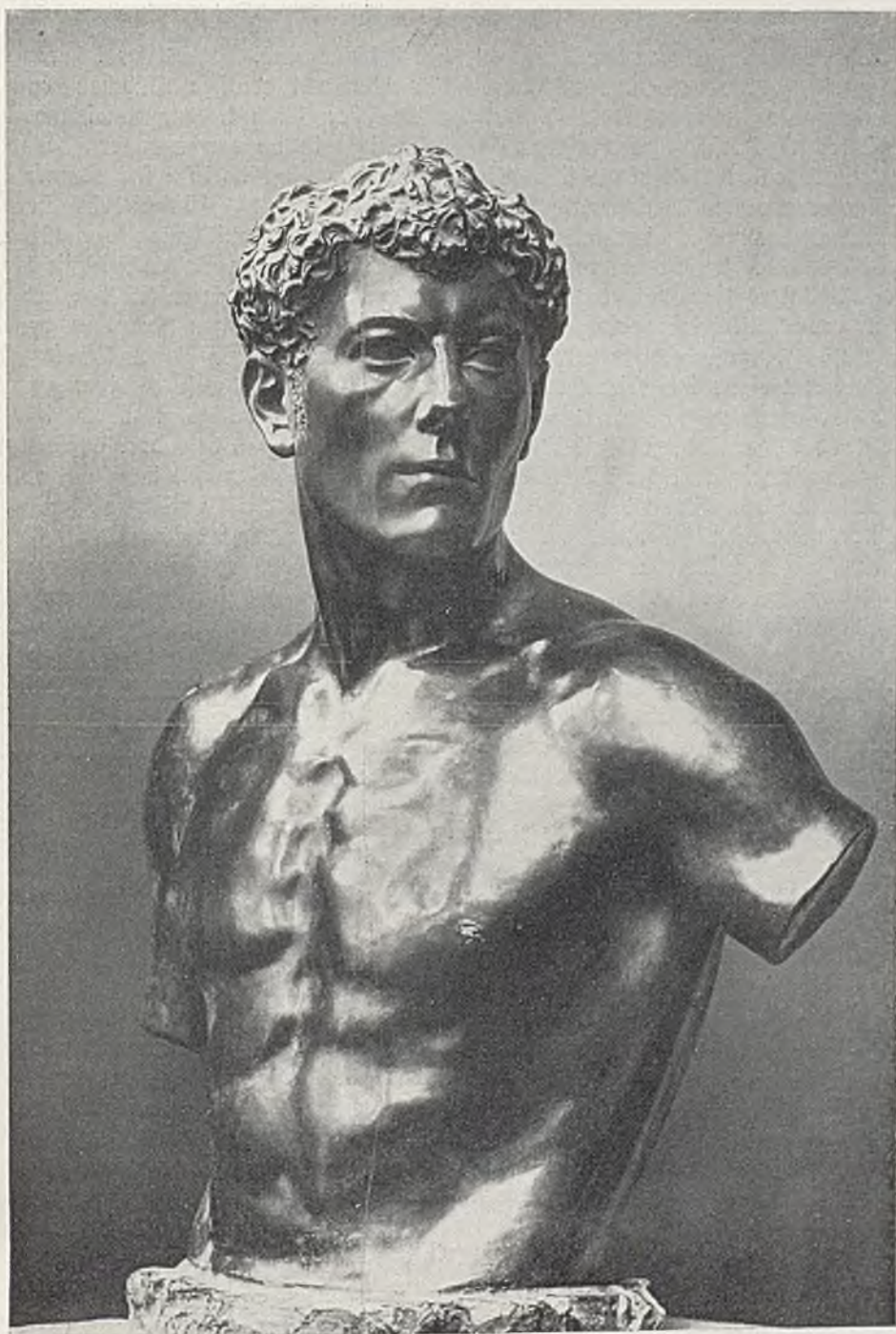


ein lebensgroßer, männlicher Halbakt, der allgemein bewundert wurde. Der armlose Torso zeigt bei meisterhafter Linienführung, die besonders durch die seitliche Haltung des Kopfes wirkt, ohne alle Übertreibung bei vollster Naturwahrheit einen athletisch durchgebildeten Jünglingskörper von seltener Kraft und Sprödigkeit in der Gesamtwirkung. Es ist ein prächtiges Gegenstück in jeder Beziehung zu dem oben erwähnten weiblichen Halbakt und gerade der Vergleich dieser beiden Werke beweist die hohe Gabe des Künstlers, den Stoff in eigenartiger, ganz verschiedener Weise zu beseelen. Ist dort Marmor die gegebene Ausdrucksform, so hier das Erz, und in wohlgelungenem Bronzeabgüsse steht der Athlet im Görliker und im Breslauer Museum, in letzterem leider an recht ungünstigem Platze. „Der gehört in die Nationalgalerie,“ rief Kaiser Wilhelm auf seinem Rundgange durch die Berliner Ausstellung beim Anblicke des Kunstwerkes aus, erkundigte sich nach seinem damals noch wenig bekannten Schöpfer, und auf des Kaisers unmittelbare Veranlassung wurde Schulz mit der Goldenen Medaille für Kunst ausgezeichnet; ja, der Kaiser beauftragte ihn mit der Herstellung seiner eignen Porträtbüste, gewährte ihm eine, wenn auch kurze Sitzung und äußerte seine vollste Zufriedenheit mit dem unter schwierigen Verhältnissen entstandenen Bildnis. Damit wurde der Künstler in weitesten Kreisen auch außerhalb seiner schlesischen Heimat bekannt, zumal er in den nächsten Jahren eine Fülle grade von Bildnissen schuf, die allgemeine Anerkennung bei den Auftraggebern sowohl wie bei der Kunstkritik fanden. Er verstand es bei seiner einfachen, fast nüchternen Art, die Züge der Dargestellten in völlig realistischer Weise, mit fast photographischer Treue darzustellen, dank seiner unfehlbar scharfen Beobachtungsgabe

aber und innersten Anteilnahme das Seelische gleichzeitig zum klarsten Ausdruck zu bringen.

Mit besonderer Liebe schuf er die Porträts seines Vaters und seiner Mutter als Typen einfacher, kreuzbrauer, dabei aber verständiger und ihren Platz voll ausfüllender Kleinstadtleute. Ein vorzüglich kennzeichnendes Bildnis einer alten Frau aus dem Volke ist das aus Zedernholz geschnittene Porträt seiner Großmutter. Ins Gegenhäufige gesteigert ist dieser Vorwurf in einer der Franz Halschen Hülle Bobbe würdigen Alten, die in getöntem Gips im Breslauer Museum, in Bronze gegossen noch im eigenen Besitze des Künstlers sich befindet. Dieselbe physiognomische Vertiefung wie bei diesen Frauen aus niederen Volkskreisen beweist Schulz aber auch bei der Darstellung von Damen der vornehmen Gesellschaft. Besonders zu rühmen ist hier eine oft abgebildete Büste der Baronin Jedlik, bei der es der Künstler verstand, die feinen Gesichtszüge durch ein vom Kopfe herabwallendes Tuch zu umrahmen, das in seinen strengen Linien zusammen mit den stilisierten Stickereiornamenten des Gewandes eine harmonische, vestalinartige Gesamtwirkung hervorbringt. Durch solche charakteristische Porträts bekam Schulz besonders Zugang in viele Adelsfamilien, auch außerhalb Schlesiens. Als Beispiel sei die Büste des Grafen Kospoth erwähnt, bei der in ganz vorzüglicher Weise die Selbstzufriedenheit des Großagrarsiers schon in der ganzen konstruktiven Anlage zum Ausdruck kommt, ohne daß die deutliche Prägung der sonstigen Eigenschaften vernachlässigt ist. Aber die Porträtstätigkeit des Künstlers erstreckte sich nicht minder auch auf hervorragende Vertreter anderer Kreise, so besonders der Gelehrtenwelt. Um nur einige hervorzuheben: Die Büsten des Chirurgen





Männlicher Halbakt



Partsch, des Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, des bekannten Physikers Lummer, des Musikgelehrten Bohn, des Philologen Förster, des Generalsuperintendenten Nottebohm sind allseitig anerkannte Meisterwerke treffender Charakteristik, nicht minder die an altrömische Köpfe erinnernde Büste des Rezitators Gerlach und das Porträt des Afrikahelden von Lettow-Vorbeck, das um so mehr zu bewundern ist, als ihm eigentliche Sitzungen nicht gewährt wurden, sondern die Eindrücke des persönlichen Verkehrs genügen mußten. Eines der besten Werke ist unstreitig das Bildnis des Breslauer Oberbürgermeisters Bender, bei dem neben der besetzten Auffassung und dem tief innerlichen Leben die äußere Ähnlichkeit in verblüffender Weise zum Ausdruck kommt. Leider ist es bisher der schwierigen Zeitverhältnisse wegen noch nicht möglich gewesen, das hervorragende Werk in einer des Dargestellten und des Schöpfers würdigen Weise im Breslauer Rathause aufzustellen. Aus der letzten Zeit seines Schaffens seien noch erwähnt die Porträts des Reichstagspräsidenten Löbe und des Fabrikdirektors Stein. Ersteres zeigt den Typus des die Massen beherrschenden Politikers, letzteres die energischen Züge des weltgewandten Kaufmanns, die an amerikanische Charakterköpfe erinnern, wie denn auch Schulz gleichzeitig mehrere Mitglieder einer amerikanischen Familie modelliert hat. Als neueste wohlgelungene Schöpfungen sind die Büsten des Dichters Paul Keller hervorzuheben sowie des Theaterdirektors Theodor Löwe.

Aber nicht bloß durch den Kampf des Lebens und durch geistige Tätigkeit gekennzeichnete Männerköpfe hat er geschaffen, sondern ebenso sicher zarte Knaben und weiche Frauen und Mädchen dargestellt. In der reichen Fülle fällt besonders auf die Doppelbüste

der Töchter eines Arztes, zwei heranblühende echt deutsche Mädchen von unendlicher Anmut, eng aneinander geschmiegt in ungezwungenster Weise, ferner das abgebildete feine Damenporträt, das mit raffiniert einfachen Mitteln gearbeitet mit seinen regelmäßigen Zügen an die zartesten griechischen Frauenköpfe erinnert; endlich das reizende Köpfcchen von Dorothea von Philippsborn, der begabtesten Schülerin des Meisters, die auf Berliner und Münchener Ausstellungen durch ihre schönen Leistungen, besonders auf dem Gebiete der Kleinplastik in glasiertem Porzellan viel Beifall gefunden hat.

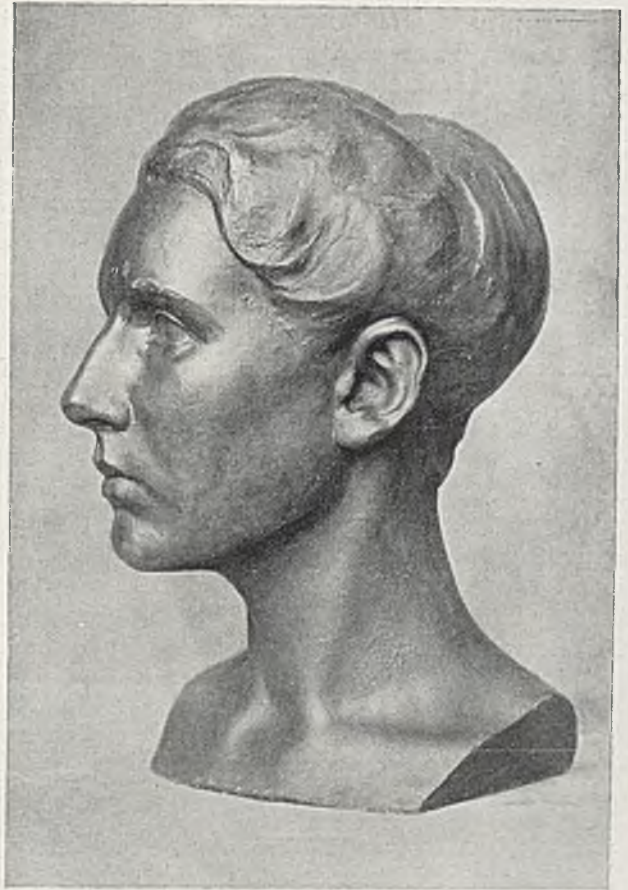
Neben der vollen Ausführung hat die Porträtkunst besonders gern auch immer das Reliefbild geschaffen, das für manche Zwecke passender erscheint. So stammt auch von Schulz eine große Zahl von Erinnerungstafeln mit dem Bildnis verdienter Männer aus Gegenwart und Vergangenheit, die beweisen, daß seine Hand auch dieser Darstellungsart in vollkommener Weise gewachsen ist. Dabei liebte er es nicht, die übliche Seitenansicht zu bieten, sondern er hat die schwierige Aufgabe, die Köpfe von vorn gesehen in Flachrelief wiederzugeben, ganz meisterhaft gelöst, so besonders in dem viel gerühmten Bildnis eines alten Geistlichen.

In ganz Deutschland aber und darüber hinaus machte seinen Namen bekannt das wohlgelungene Hindenburgrelief. Es war ihm vergönnt, als erster Bildhauer den siegreichen Befreier des Ostens zu porträtieren, und zwar im Großen Hauptquartier selbst; mitten in den wichtigsten Entscheidungen, beim Kommen und Gehen der Adjutanten wurden die nötigen Sitzungen gewährt, und seine Zufriedenheit mit dem Ergebnis der künstlerischen Arbeit äußerte der Feldherr nicht bloß mit den anerkanntesten Worten, sondern auch dadurch, daß er selbst mit dem Modellier-



holz seinen Namen darunter setzte.

Stammenswert ist die Zahl der Persönlichkeiten, die Schulz im Laufe der Jahre durch seine Kunstverewigt hat, um so mehr, wenn man bedenkt, daßer weitauß die meisten von den in Marmor ausgeführten Büsten mit eigener Hand gemeißelt, die in Bronze gegossenen mit aller Sorgfalt selbst überarbeitet hat; gegen 300 Namen schon weist die Liste auf, eine Zahl, wie sie wohl selten ein Bildhauer erreicht. Zum großen Teil, aber durchaus nicht ausschließlich, sind es führende Männer seiner schlesischen Heimat. Mit volstem Recht sagte daher einmal ein Kritiker, wenn in hundert Jahren eine rückschauende Ausstellung der Kultur Schlesiens um 1900 veranstaltet werden würde, dann müsse ein ganzer Saal allein den von unseres Meisters Hand geschaffenen Bildwerken gewidmet werden. Aber man würde dem immer weiter strebenden Künstler bitter Unrecht tun, wenn man die Grenzen seines Könnens so eng steckte und ihn nur als routinierten Porträtbildhauer auffassen wollte. Zunächst begnügte er sich durchaus nicht damit, nur lebende Persönlichkeiten wiederzugeben, sondern er verstand es ebenfogut, sich in das Wesen bedeutender Männer der Vergangenheit zu vertiefen und dank dieser Vertiefung ein charakteristisches Abbild nicht bloß ihrer Gesichtszüge, sondern ihrer ganzen Eigenart zu geben. So schuf er für eine Loge eine überlebensgroße Lessingbüste aus kararischem Marmor. Er stellte hier



Fräulein Abegg, Berlin

weniger den schöpferischen Dichter dar, wie etwa Nietschel in seinem Braunschweiger Denkmal, sondern faßte ihn mit herber Strenge als den gegen die Vorurteile kämpfenden Freigeist. Mit besonderer Liebe und Gründlichkeit hat er sich in das Zeitalter der Reformation versenkt. Veranlassung gab der Auftrag, für die Stadt Reichenbach ein Lutherdenkmal zu schaffen. Auch hier stellte er sich in Gegensatz zu Nietschel, der in seinem gar so oft wiederholten Wormser Denkmal in unübertrefflicher Weise das „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ zum Ausdruck gebracht hat. Schulz wollte die Tat der Reformation, das Stürmen und Drängen der Zeit



darstellen; er wählte den Augenblick, wie Luther, inneren Dranges voll, mit den Theßen in der einen, dem Hammer in der anderen Hand zur Schloßkirchentür in Wittenberg schreitet. Meisterhaft hat er es verstanden, diese Bewegung und die ganze Geistesstimmung in Erz zu bannen. Schon in der nach vorn geneigten Haltung der ganzen Figur wird das Hinreißende zum Ausdruck gebracht. Das Gesicht trägt nicht die allbekanntesten Züge der späteren Zeit, sondern nach eingehenden Studien, besonders des Cranach'schen Holzschnittes „Luther als Mönch“, hat Schulz den Kopf des 34-jährigen Reformators so geschaffen, daß man ein gut Teil der Reformation herauslesen kann. Es spricht sich, wie der Reichenbacher Ortsgeistliche damals sagte, seine gewaltige Geisteskraft aus in der breiten, wuch-

tigen Stirn, sein eherner Wille in dem hervortretenden Kinn und dem starken Knochenbau des Gesichtes. Der zeitlose Gelehrtentalar, der durch das Vorschreiten kräftig bewegt wird, erhöht die Wirkung des Standbildes, das in einer Größe von über 3 Meter auf 2 Meter hohem Sockel sich erhebt und sicherlich eines der besten Denkmäler Luthers bleibt.

Derselbe Gedankenkreis beschäftigte den Künstler, als ihm ein Denkmal für den Breslauer Reformator Johann Heß übertragen wurde. Eine bildartig geformte, mächtige Steintafel von 3 Meter Länge, aus hellgrauem Sandstein ist es, die sich in ihrer schlichten, auf jedes schmückende Beiwerk verzichtenden Art der dunklen, glatten Backsteinmauer der Außenwand der Magdalenenkirche treff-

lich einfügt. Als namhafter Gelehrter und als Helfer der Armen und Bedrängten steht Heß zwischen Gestalten der Not und der Wissenschaft, letztere nach zeitgenössischen Bildern auf Grund eingehender Studien geschaffen. Aber gerade daß hierin der Künstler so viele Wünsche befriedigen mußte, hat eine gewisse Steifheit zur Folge, die der künstlerischen Wirkung des Ganzen Abbruch tut.

Ein weiteres Feld der Betätigung schien sich für Schulz wie für alle Bildhauer durch den Weltkrieg zu eröffnen, besonders als jeder voll froher Siegeshoffnung noch sein konnte. Da entstand die Skizze zu einer Kolossalfigur eines Kriegers mit Schild bei Fuß, der auf weithin sichtbarer Höhe als Wacht gegen Osten gedacht war,



Graf Rosspoth



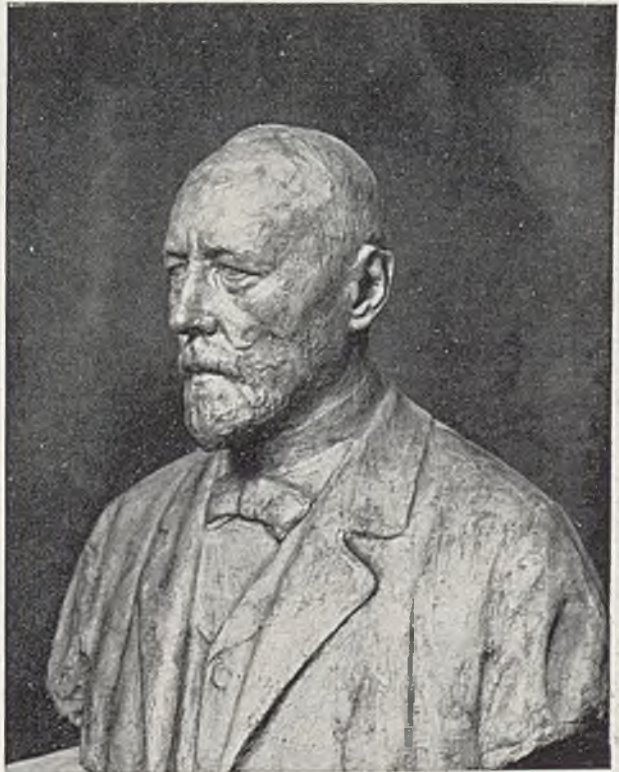
da wiebelten Entwürfe zu stolzen Siegesdenkmälern in seinem Kopf umher. Es sollte anders kommen. Die großen Pläne sind zusammengeschrumpft; es wurden daraus Erinnerungsdenkmäler an die Opfer des furchtbaren Krieges.

Außerordentlich zahlreich sind die Kunstwerke dieser Art, die Schulz für große und kleine Gemeinden geschaffen hat. Diese mehr architektonische Seite seines Schaffens wird an anderer Stelle von berufenerer Feder gewürdigt, hier sei mehr das Plastische behandelt. Meist hat Schulz die Figur des sein Vaterland schützenden Jünglings dargestellt, entweder in der Idealgestalt des griechischen oder germanischen Kriegers oder des deutschen Frontsoldaten, entweder als treuer Wächter hinauslugend gegen den Feind oder im Kampfe seine Stellung verteidigend oder zusammengesunken, mit dem Fahnenstabe in der Hand, seine Seele aushauchend in letzter Pflichterfüllung — in immer wechselnder, aber stets packender Auffassung. Oder er hat dem Gedanken des Schutzes der Heimat in der Gestalt des wachenden Löwen Ausdruck gegeben, wie in dem mächtigen Sandsteindenkmäl im Hofe der Liegnitzer Ritterakademie oder in Potsdam oder auf dem Költchenberge, wo von hochragendem Gesteinsblock der kolossale 3 Meter lange Löwe kraftvoll hinunterblickt in die bedrohte heimische Ebene, ein würdiges Seitenstück zu dem Quand-même-Denkmal in Belfort. Ein besonders wirkungsvolles Erinnerungsmal schuf Schulz in Verbindung mit dem

Stadtbaumeister in Löwenberg, wo die runde Rückwand, die von einem verwundet zusammengesunkenen Krieger gekrönt ist, nach vorn von zwei Pfeilern abgeschlossen wird, die zwei Relieffiguren schmücken, eine trauernde Mutter im Schmerz um das Verlorene und ein Schmied mit dem Hammer als Ausdruck des vertrauenden Erstarkens.

Was das wesentliche bei allen solchen Denkmälern ist, immer hat Schulz es verstanden, den Hintergrund für sein Werk wohl zu berechnen; seien es alte Linden an einer Stadtmauer oder ein ehrwürdiges Dorffirchlein, ein Eichenhain oder ein Waldbessaum, immer steht das Ganze in Beziehung zu seiner Umgebung und befriedigt und erhebt und tröstet die Herzen derer, für die es geschaffen ist.

Neben den Denkmälern für einzelne



Oberbürgermeister Dr. Bender · Breslau



Opfer des Weltkrieges hat Schulz auch sonst zahlreiche Grabdenkmäler geschaffen, da es erfreulicherweise immer noch Leute gibt, die die Gräber ihrer Lieben in persönlich empfundener Weise schmücken wollen. Aber der Künstler muß es verstehen, die Wünsche seiner Auftraggeber durch seine Gedanken zu veredeln und beides harmonisch zu vereinigen. Daß Schulz dies versteht, das beweisen Grabfiguren, wie jener prachtvolle, mit leichter Gewandung nur

und letzte, das höchste und schönste Problem, das den bildenden Künstler beschäftigt, und so ist Schulz auch immer und immer wieder darauf zurückgekommen. Wie die größten Meister es geübt haben, so wird auch er niemals eine bekleidete Gestalt bilden, ohne den nackten Körper vorher in der entsprechenden Stellung zu formen; trotz aller seiner vollkommenen Beherrschung der menschlichen Gestalt, die er von seinem Lehrer Behrens übernommen hat, treibt er



Plakette Grund-Molinari

bekleidete Jüngling, der als Idealgestalt des gläubensstarken Trostes auf dem Grabe einer jungen Frau sich erhebt, oder die tief religiös empfundene Gruppe des Christus als Kinderfreund über dem Grabe eines Knaben. Doch das schönste aller dieser Denkmäler ist sicherlich die einfachste Darstellung des Schmerzes: über einem roh behauenen Marmorblock liegt hingegossen in trostlosem Gram die nackte Gestalt eines jungen Mädchens, in der Anordnung des Ganzen wie in der Ausführung des einzelnen ein Kunstwerk von packender Wirkung und überzeugender Wahrheit.

Der menschliche Körper in vollster Reinheit bleibt nun einmal das erste

immer aufs neue Aktstudien und selbst bei einfacheren Aufgaben der Gebrauchsplastik, wie einer spinnenden Frau als Schlußstein über dem Eingange eines Geschäftshauses, weicht er von der ihm selbstverständlichen Gewohnheit nicht ab. Und wie er den menschlichen Körper als Mittel zum Zweck verwendet, so wird er ihm immer wieder zum Selbstzweck. Aber in den letzten Jahren ist es nicht mehr der gefesselte Mann, der kampfbereite Jüngling, dessen äußere Stellung ein Abbild seiner ringenden Seele war, nunmehr, da sein unerschütterlicher Glaube an seine Kunst gesiegt hat und er sich Anerkennung erzwungen hat, da sind jene Probleme zurückgetreten, und ganz anderer Art



ist das letzte von ihm frei geschaffene Werk: es ist der aufrecht stehende lebensgroße Akt eines jungen Mädchens, halb noch Kind, das in der Haltung einer Erwachsenen mit zum Kopf erhobenen Armen wie noch traumverloren in die Welt sich einfühlt. Mit unfehlbarer Sicherheit ist diese schwierige Augenblicksstellung festgehalten, die geschmeidige Gestalt mit ihrer herben Schönheit und ihren halbreifen Formen in schönstem Linienfluß wiedergegeben.

Durch solche Werke hebt sich der Künstler wieder empor aus der ihm zum Broterwerb dienenden Tätigkeit und entgeht der Möglichkeit, in ihr zu versinken. So hat auch Schulz den Kampf, den er so lange Jahre geführt hat, siegreich überstanden und ist der Gefahr, im Handwerk unterzugehen, endgültig entgangen. Zwar betreibt er bis zum heutigen Tage noch seine

heimatliche Steinmehwerkstatt und läßt dort die Grabsteine für die Bauern aushauen; aber er hat sich neben seinem Elternhause ein schönes, eignes Heim geschaffen und es mit erlesenem Hausrat und schönen Kunstwerken ausgeschmückt. So vereint er auch in seinem behaglichen Atelier in Breslau das solide handwerkliche Können, dem er immer treu geblieben ist, mit seinen künstlerischen Gedanken.

Jahrelang hat er ein unbefriedigendes Los getragen, was er in einem Briefe ergreifend ausgedrückt hat, in dem er Gott bittet, entweder mehr zu können oder weniger zu wollen. Nun, da er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, hat er es erreicht, zurückschauen zu können auf eine anerkannte künstlerische Tätigkeit und voll weiteren Tatendranges getrost der Zukunft entgegenzusehen.

## Dank an die Morgenstunde

Sinwandelnd durch das erste reine Schweigen  
Und durch der Frühe unberührtes Licht  
Entschleierst du dein strahlend Angesicht  
Du schönste in der Schwestern buntem Reigen!

Oh' noch der Tag in purpurnem Verschwinden  
Der Sonnenfackel rote Brände schürt,  
Fühlt geisterhaft und wie von Zauberhänden  
Von deinem Glanz die Seele sich berührt.

Hab' Dank! Und wenn des Abends Glocken schlagen  
Und Dunkelheit aus Nachtgewölke quillt,  
Siehst noch mein Blick dein jugendhelles Bild  
Und deine Stirn das Leuchten Gottes tragen.





Maria in Gnaden  
VON WILHELM LENNEMANN

ur Zeit, da  
der Wun-  
derglaube  
noch froh  
und naiv  
in den  
christlichen  
Gemein-  
den blühte.  
mochte es

Gott wohl einmal einfallen, durch ein sinnfälliges Zeichen den Gläubigen seine Wohlgefälligkeit und Hilfsbereitschaft zu erweisen.

Da ging an einem hellen Sommertage ein junges Weib in das Feld hinaus. Ihr Kindlein trug sie im Arme und Sichel und Heutuch in der anderen Hand.

Schwer und lässig war ihr Gang, müde ging ihr Blick am Boden. Sie sah nicht das Blühen und Reifen um sich her, nicht die blaue Kuppel, die sich leuchtend über der schimmernden Erde wölbte.

Ein Seitenweg führte zwischen die wogenden Roggenfelder. Den ging die Frau. Langsam schritt sie und tief in Sinnen, als sei nicht Sommer und Lust und nur Arbeit und Not vom Morgen bis zum Abend. Und schwamm doch um sie her die Welt in Duft und Glanz, sang leise das Lied der Roggenäcker, klang traumhaft von weitem ein Sensenklingen weitwiegend hinweg über Glanz und Lust, über Leid und Not.

Am Wege stand ein Marienbild in steinerner Nische. Davor stand die Frau, legte Tuch und Sichel hin und kniete zu einem kurzen Gebet. Und dann bettete sie ihr Kindlein in die weichen und schattigen Gräser und Blüten, die das Bild umstanden.

Einen Augenblick lag es ruhig, und

die ungeschickten Hände griffen nach ein paar Margueriten, die über ihm nickten. Da es dann aber die wohlige Wärme der Mutter nicht mehr fühlte, wurde es ungeduldig, strampelte mit Händen und Füßen und verzog das Mäulchen zu einem weinerlichen Schreien.

„Da hilft nun nichts!“ sagte die Frau. Sie wandte sich zu der himmlischen Madonna: „Behüt’ es in Gnaden, Maria!“ und ging auf ein Kleestück zu, das wenige Schritte daneben in Pracht und Blüten stand.

Sie schnitt und raffte und horchte zwischendurch nach dem Kinde. Aber das hatte sich beruhigt und spielte wohl mit Gras und wehenden Blüten.

Ruhfam vollendete die Frau ihre Arbeit. Sie packte und presste den Klee in das Tuch, knotete es und legte das Bündel auf den Kopf.

Dann schritt sie wiegenden Ganges dem Madonnenbilde zu — und stand dann plötzlich und tat einen Schrei, und die Hände griffen hastig in das Gras, indes der duftige Kleeballen auf den Weg rollte. —

Ihr Kind — ihr Kind war fort!

„Jesus, Maria!“ schrie die Frau. Ihre Hände wühlten in Gras und Korn, ihre Augen suchten und spähten, sie rannte hin und her, aber da war keine Spur ihres Kindes zu finden. Da lief sie heulend ins Dorf und schrie ihr Leid in die Gassen.

Die Bauern sahen sie ungläubig an; es fanden sich aber doch etliche Männer und Frauen, die mit ihr den Weg zurückliefen bis zur Madonna im Schreine.

„Hierhin hab’ ich’s gelegt!“ jammerte die Frau, „und nun ist’s verschwunden, als hab’ es die Erde eingeschluckt!“



Die Bauern standen vor Wundern und Rätseln, und ob sie noch so sehr suchten, sie wußten das Kindlein aus dem Nichts nicht wieder herzuschaffen.

Da zuckten sie mit den Schultern, schwahten tausend Dummheiten durcheinander und zogen wieder heim.

Die jammernde Frau nahm sie in ihre Mitte, daß die Stille und Einsamkeit des Feldes ihren Sinn nicht ganz verwirre, schrie sie doch schon manch böses Wort wider die Madonna, die nicht einmal Macht habe, ein ihr in Gnaden anvertrautes Kindlein wider die bösen Geister zu behüten. —

Still und einsam stand das Marienbild zwischen den reisenden Aekern. Die Augen der Madonna sahen über die wogende, gelbe Flut hinweg in Endlosigkeit und Ferne, da Himmel und Erde in grauweißem Dunste zerammen. Sahen geruhigt und bewegungslos über die Beter und Büsser hinweg, die zu ihren Füßen knieten, liebe- und teilnahmslos über das Kind hinweg, das sie doch in mütterlichen Armen hielt. Aber da war kein Mutterglück in ihren Augen und kein selig Lächeln um ihren Mund.

War die Kunst des Meisters, der das Bild geschaffen, so gering und ihm nicht gegeben, das Glücksgefühl froher Mutterschaft im toten Holze festzuhalten! Oder ist da eine Maria ohne Kind gewesen und ihr erst nachträglich vom Bildschnitzer das Kindlein in die Arme gelegt worden? Aber welcher Künstler täte seiner Kunst einen solchen Schabernack an?

Aber vielleicht wissen die Dörfler etwas über die Entstehung des Madonnenbildes. Frage sie, ach, ich fürchte, sie werden dir kaum zu sagen wissen, ob da ein Kindlein ist oder keines. Sie knien und beten und stehen auf und gehen davon.

Und heben sie die Augen vom Boden, so streift ihr Blick wohl flüchtig den

Schrein und ein buntes Gewand, verliert sich dann aber auch gleich wieder im Braun der Schollen oder Grün der Roggenfelder.

Aber, so höre ich den Leser fragen, was schiert dich die Madonna mit dem Kinde und der Zwiespältigkeit ihrer Darstellung! Was geht das dich oder mich an, ob ihr das Kindlein früher oder später in den Arm gelegt ward.

Nichts! muß ich darauf sagen. Also, lassen wir die Madonna mit ihrem Schrein!

Da steht sie zwischen den gelben Roggenfeldern. Der Brand der Sonne fliegt darüber hin, das Lied der reifen Ähren unweht sie wie ein Traum, und Lerchenjubel steigt um sie auf.

Gewitter grollen, und Blitze flammen. Der Herbststurm segt über die Stoppeln und Weihnachten wird. Eine Schneehaube krönt lustig das kleine Dächlein. Und wieder rinnen dann die Wasser, gärt es in den Tiefen und wird es lebendig in Gras und Baum. Der Acker grünt, und der Roggen sprießt; weiße Segel ziehen im blauen Meer. —

Die Madonna steht — und es ist nur ein Jahr weiter vergangen zwischen Saat und Ernte, Tag und Nacht.

Und ein Jahr kommt nach dem andern, und sie alle fallen wie Tropfen in den Brunnen der Ewigkeit.

Die junge Frau, der ein wunderlich Vorkommnis das Kindlein genommen, ist inzwischen alt geworden. Sie sitzt mit ihrem Manne in ihrem Häuslein, und die Kinder sind groß und in die Welt geslogen und wissen kaum noch, daß da eine alte Mutter und ein alter Vater sind.

Doch vor dem Marienbilde hat die Frau nimmer gekniet, sie glaubt der Madonna nicht, die ihrem Kinde ein solch lässiger Hüter gewesen.

Aber die Arbeit, die sie die langen Jahre nicht gelassen, hat sie vorzeitig müde gemacht, und ihre Sinne welfen



hin. Und da wären doch etliche gute Jahre, da die Kinder versorgt sind und die Not von ihnen gegangen. Zudem hat sich auch ihr Besitz um etliches vermehrt.

Und doch will der Tag der beiden alten Leutlein nicht froh werden und kein Glanz mehr in ihre müden Augen kommen. Ihre Herzen sind alt, und da ist niemand, der ihnen ein paar Jährlein seiner reichen Jugend zu schenken vermöchte.

Und wieder geht an einem hellen Sommertage die Frau hinaus zwischen die Acker und Wiesen. Es war ein Tag wie ehemals voll Sonne und Lust. Und ein merkwürdig Sinnesüberkommt die Frau, und die alte Stunde der Not steht lebendig vor ihr. Aber Zeit und Alter haben ihren Zorn wider die Madonna zermürbt, und da sie nun den Schrein sieht, meint sie darauf zugehn zu müssen und steht schon davor und kniet und spricht eine gewohnte Litanei. — —

Und wie sie sich dann wieder erhebt und die Madonna übersieht, da strecken sich ihr zwei Arme entgegen, und ein Kindlein liegt darauf, lebendig und lächelt in tiefer und satter Seligkeit, und eine Stimme spricht: „Du bist lange geblieben, liebe Frau! Die Jahre hab' ich Dein Kindlein in Gnaden bewahrt, als sei es mein's, nun nimm es hin und halte es gut!“

Einen erschrockenen Schrei tut die Frau und greift dann doch gleich zu und fällt darauf hart zu Boden und lacht und weint und betet in wirrer Dankbarkeit und seliger Lust.

Und sieht auf ihr Kindlein, das streckt

die Händlein nach ihr aus und bettet sich an der Mutterbrust.

Und eine Wärme steigt in das Blut der Frau, und ein Strom lebendigen Lebens steigt aus den verschütteten Tiefen ihres Herzens.

Sie steht auf in junger Kraft. Noch einen letzten, dankbaren Blick wirft sie auf die Madonna, dann geht sie mit starken Schritten dem Dorfe zu.

Und wieder schreit sie das Wunder in die Gassen der Dorfes. Und wieder laufen die Bauern zusammen und umstehen sie und fragen hin und her. Und da sie aus dem Getöse und Gewirr das Wunder herausgehört, laufen sie ins Feld zu der Madonna, daß sie sehen, was an dem Gerede ist.

Und sie sehen Maria mit leeren Armen, und ihre Augen sehen lächelnd über sie hinweg in die fernem Himmel.

Da glauben sie gern an das Wunder, das ihnen alle Seltsamkeiten und Wirren löst, und sie fallen nieder, und es ist ihnen, die Madonna breite in Gnaden ihre Hände auch über sie.

Die Frau aber ist mit dem Kindlein in ihr Haus geeilt. Und mit dem ersten hellen Kinderschrei verfliegen alle Dunkel und Schatten, die sich mit dem grämlichen Alter darin eingenistet.

Und die beiden Alten wurden wieder jung mit dem Wunderkinde, und ein Frohsinn, wie sie ihn nie besessen, kam mit einer berausenden Röstlichkeit über sie. Und es war dies Wunder vielleicht größer denn das erste; denn es barg einen Segen in sich für Jahr und Tag; es verschönte und übergoldete zwei Alter und Leben, die eitel Mühe und Arbeit gewesen waren.







Heinrich Schlicht

Am Chiemsee









# Mordgerichte

Skizzen von Paul Keller



„Du sollst nicht töten!“  
„Wer aber Menschenblut vergießt, dessen Blut soll durch Menschen wieder vergossen werden!“

Das sind die ehernen Gebote der Bibel.

Die Menschen haben das zweite Gebot immer viel lieber erfüllt als das erste. Das liegt in ihrer Natur.

Die Göttin der Gerechtigkeit trägt eine Binde vor den Augen, wenn sie die Waage hält. Das soll auf ihre unbedingte Unparteilichkeit hinweisen. Es könnte aber leider oft auch Blindheit bedeuten. —

Im Jahre 1911 wurde in einem Walde bei Frankenstein in Schlesien der grauenhaft verstümmelte Körper eines jungen Mädchens gefunden. Kopf, Arme und Beine waren abgetrennt, ganz sachgemäß losgeschält, wie es ein Fleischer bei einem Schlachtvieh machen würde.

Der Verdacht fiel auf einen jungen Fleischergefelten, der mit dem ermordeten Mädchen ein Liebesverhältnis gehabt hatte.

In Glatz war die Verhandlung. Ein Niesenaufgebot von Zeugen war da. Der Staatsanwalt konstruierte den Indizienbeweis; der Angeklagte rief Gott und die heilige Mutter Maria zu Zeugen seiner Unschuld an; das Gericht verurteilte den Angeklagten zu 15 Jahren Zuchthaus. Das war der landläufige Verlauf einer Schwurgerichtsverhandlung.

Jetzt — nach 14 Jahren — stellt sich mit grauenhafter Deutlichkeit heraus, daß jenes Mädchen damals das Opfer des vom Teufel besessenen Menschenfressers Denke aus Münsterberg war. Es war sein erster Mord. Und weil Denke den meineidigen Verrat beging, den Unschuldigen richten zu lassen, geriet er immer tiefer in die Gewalt des Satans, der ihn bis zur Judaschlinge führte.

Der Fleischergefelle saß 12 Jahre im Zuchthaus. Dann entließ man ihn,

weil er sich vorbildlich geführt hatte. In einem Wiederaufnahmeverfahren wird er nun freigesprochen werden. Wird ihm nun der Staat, der doch für die Urteile seiner Richter verantwortlich ist, für sein entsetzliches Martyrium eine entsprechende Entschädigung geben?

Gibt es überhaupt eine Entschädigung für 12 Zuchthausjahre, die einem jungen Menschen die Blüthenzeit seines Daseins genommen haben?

Ach, Frau Justitia, du mit deiner Binde!

\* \* \*

Einen zweiten Fall habe ich von meinem Freunde Paul Barsch berichten hören.

In Thüringen ist Erntezeit. Die meisten Leute sind auf dem Felde; die Gehöfte liegen vereinsamt. Da schleicht ein Handwerksbursch durchs Dorf, sieht ein Fenster offen stehen, steigt ein und kommt nach einiger Zeit mit einem Packer gestohlener Sachen wieder heraus. Aber er ist von Nachbarn beobachtet worden, und sofort beginnt die Verfolgung. Menschen und Hunde sind hinter dem Diebe her. Der rennt wie rasend, hat längst alles Gestohlene von sich geworfen, will sich nur in Sicherheit bringen. Er wird erwischt, fürchterlich geschlagen und ins Dorf gebracht. Inzwischen entdeckt man, daß die alte Auszüglerin, die Schwiegermutter des bestohlenen Bauern, ermordet im Bette liegt. Sie ist erwürgt worden.

Der Staatsanwalt plädiert auf Raubmord, der Handwerksbursche gibt zu, daß er gestohlen habe, beteuert aber hoch und heilig, daß er ganz unschuldig an dem Tode der alten Frau sei, von der er nicht einmal etwas gemerkt habe; das Gericht spricht das Todesurteil aus, und dem Handwerksburschen wird der Kopf abgeschlagen.



Ein Jahr später meldet sich der Besitzer jenes Gehöftes beim Gericht. Von furchtbaren Gewissensqualen gepeinigt und von schrecklichen nächtlichen Visionen zerquält, gesteht er: „Ich war an jenem Erntetage in einer Ecke meines Hofes beschäftigt, ich sah, wie der Fremde aus dem Fenster stieg und wie er verfolgt wurde. Da gab mir der Satan den Gedanken ein: Jetzt gehst du hinein, erwürgst die Schwiegermutter, die dir als Auszüglerin zur Last ist, und es kommt sicher auf den anderen.“

Ja, es kam auf den anderen. Der lag schon ein Jahr lang im Armesünderfarge, als der Bauer sein Geständnis ablegte.

\* \* \*

Einen ganz krassen Fall erzählte mir ein anderer Freund, der, selbst Jurist, ein erbitterter Gegner der Todesstrafe ist. Dieser Freund hat sich sein Leben lang viel mit slavischer Sprache und Psyche, also auch mit slavischen Gerichtsfällen beschäftigt. Den Fall, den er mir erzählte, kannte er aktenmäßig.

Im dunkelsten Galizien, als das Land noch lange zu Oesterreich gehörte, war in einem schnukigen Dorfe ein etwa zwölfjähriges Mädchen verschwunden, das bei ihren Großeltern gewohnt hatte. Im Dorfe entstand das Gerücht: Die Alten haben das Mädchel geschlachtet und gefressen. Es wurde Hausfuchung gehalten, und im Backofen wurden Knochen gefunden, die von einem gerichtlichen Sachverständigen einwandfrei als Überreste eines etwa zwölfjährigen Menschen festgestellt wurden.

Der Spruch des Gerichts war leicht. Sowohl der Mann als die Frau hatten vor dem Untersuchungsrichter den grauenhaften Mord an der Enkeltochter zugegeben. Das vertierte Paar wurde zum Tode verurteilt. Noch ehe aber das Urteil vollstreckt war, begnadigte aus irgend einem freudigen Anlaß in seinem Herrscherhause Kaiser Franz Joseph sämtliche in seinen Staaten zum Tode Verurteilten zu 15 Jahren Zuchthaus. Unter diese Amnestie fielen auch die Alten aus Galizien.

Nach 12 Jahren wurde in Wien eine Dirne aufgegriffen und sollte nach ihrem Heimatdorfe in Galizien abgeschoben werden. Auf eine Anfrage der Wiener Behörde kam der Bescheid, ein Mädchen dieses Namens habe zwar mal hierorts gelebt, sei aber im Alter von 12 Jahren durch ihre Großeltern ermordet worden.

Die Aufgegriffene blieb bei ihren Ausfagen, behauptete, „niemals ermordet worden,“ sondern den Großeltern einfach entlaufen zu sein. Sie kannte die örtlichen Verhältnisse aufs genaueste, und als sie nach Hause gebracht wurde, erkannte das ganze Dorf die „Ermordete und Aufgefressene“.

Die Alten wurden aus dem Zuchthause geholt und der Enkeltochter gegenübergestellt. Sie freuten sich sehr, sie wieder zu sehen.

„Aber ihr habt ja euer Enkelkind gar nicht getötet und aufgefressen,“ wurde gefragt.

Sie lächelten blöde und sagten: „Nein, das haben wir nicht getan.“

„Aber um Himmels willen, warum habt ihr denn damals ein solches Geständnis abgelegt, das euch doch an den Galgen gebracht hätte, wenn nicht die allgemeine Begnadigung gekommen wäre?“

Es stellte sich heraus, daß sowohl der Mann als die Frau jeden Tag vom Untersuchungsrichter stundenlang verhört wurden und daß sie schließlich unter dieser modernen Folter das Geständnis ablegten, weil es eben doch „der Pan Richter“ so wollte.

Noch stupider, als sie schon immer gewesen waren, torkelten die zwei in die Freiheit.

\* \* \*

Ein mir bekannter Franziskanerpater besuchte mich in Breslau. Der sonst so ruhige, kräftige Mann machte einen schwer bedrückten, fast gebrochenen Eindruck.

„Herr Keller, ich habe vorgestern zu sehen müssen, wie einem braven, hübschen Burschen von nur etwas über zwanzig Jahren der Kopf abgeschlagen wurde. Es war ein Müllersohn in Oberschlesien. Er sollte seine Geliebte er-



mordet haben. Herr Keller, dieser Mann war an dem Morde so unschuldig wie Sie und ich. Das Urteil wurde auf einen Indizienbeweis gefällt. Ich habe den Angeeschuldigten als Seelsorger wochenlang täglich besucht; ich kannte jede Falte seines Herzens. Längst war ich von seiner Unschuld überzeugt. Ich habe das natürlich an geeigneter Stelle gesagt; aber was kann unsereins da erreichen? Obwohl ich nach dem ganzen Verhalten des Gefangenen an seiner Unschuld nicht den mindesten Zweifel mehr hatte, sagte ich ihm doch in der letzten Nacht:

„Sie wissen, daß das Legnabigungs-gesuch abgelehnt worden ist, daß das Urteil morgen früh vollzogen wird. Kein Mensch kann Ihnen mehr helfen. Es gibt kein Zurück mehr. Haben Sie mir vor Gott noch etwas zu sagen?“

In den Wochen vorher hatte er oft heftig geweint. Das junge blühende Leben wehrte sich ja doch gegen den unverdienten grausamen Tod. Jetzt war der Arme ganz ruhig.

„Um 6 Uhr früh,“ sagte er, „werde ich sterben. Ich werde dann zu einem Richter kommen, der meine Unschuld kennt.“

Und wenn Sie dann erlebt hätten, mit welcher Inbrunst dieser Mensch in seiner Todeszelle die heilige Kommunion empfing, zwei Stunden vor seiner Hinrichtung, dann würden Sie ermessen können, was es heißt, pflichtmäßig bei einer solchen Hinrichtung zugegen sein zu müssen.“

„Ich werde es nie ganz ermessen,“ sagte ich erschüttert; „das kann in seiner unendlichen Leidensfülle nur einer erkennen, der es selbst erleben mußte!“

\* \* \*

Im Frühjahr 1922 bekam ich einen Brief aus einer Stadt westlich vom Rhein. Er kam von einem mir persönlich unbekanntem Fräulein. Sie stellte sich als langjährige Leserin meiner Bücher vor und schrieb, sie sei in einer so trostlosen Lage, daß sie mich dringend bitte, sie anzuhören.

Und sie erzählte:

Ich hatte ein Liebesverhältnis mit einem Mann. Ich bin 25 Jahre alt, von Beruf Lehrerin. Ich hatte mit meinem Bräutigam einen Ausflug gemacht. Es war am 27. November. Wir kehrten abends gegen 6 Uhr zurück. Der Bahnhof liegt ziemlich entfernt von unserem Orte. Man muß an einem Walde vorbei. Es war schon ganz dunkel, es regnete leicht, der Weg war schlammig. So gingen wir an der Weglante, ich voran, er hinter mir. Plötzlich kam ein Mann aus dem Walde heraus, trat auf meinen Begleiter zu, sagte: „Kennst du mich?“ und schoß ihn nieder. Dann ging er langsam und ruhig davon. Ich stürzte mich auf meinen Bräutigam; er regte sich nicht mehr. Ich rannte in unser Dorf, holte Leute.

Der Arme war tot. Mitten ins Herz geschossen war er. Am 1. Dezember wurde mein Bräutigam begraben, am 2. Dezember wurde ich unter Mordverdacht verhaftet.

Es war kein Motiv für die elende Tat zu finden. Der Ermordete hatte keinen Feind. Eine Eifersuchtstat konnte es auch nicht sein; ich bin meines Wissens nie von einem anderen Manne geliebt worden als von diesem einen.

Während ich im Gefängnis war, starb mein jüngerer Bruder. Die Schande der Schwester hatte ihn zerbrochen. An einer Grippe starb er, die er sonst sicher überstanden hätte.

Ich war nur drei Wochen im Gefängnis. Am 23., am Tage vor Heiligabend, wurde ich wegen Mangels an Beweisen entlassen.

Aber was führe ich nun für ein Leben! Das Glück des Elternhauses ist zerstört durch den Tod des Bruders und den fürchterlichen Verdacht, der trotz meiner Freilassung in der ganzen Stadt und Umgebung auf mir lastet. Wissen Sie mir etwas zum Troste zu sagen?“

Diesen Brief erhielt ich am 4. Februar 1922 und habe ihn am 7. Februar beantwortet. Der Brief war ausführlicher; er ist hier nur seinem Hauptinhalt nach wiedergegeben. In der Zeit vom 4. bis 7. Februar las ich den Brief wohl fünfzig Mal. Ich zeigte ihn auch



einigen flugen Freunden. Die waren bedenklich und sagten, möglicherweise handelt es sich doch um die Mörderin und sie ist raffiniert genug, von dir einen Brief zu erlangen, darin du dich für ihre Unschuld bekennst, und diesen Brief dann in ihrer Gegend, wo du so viele Anhänger hast, für sich zur Stimmungsmache auszunutzen. Ach, dieser Verdacht lag ja nahe; aber ich habe doch durch meine jahrzehntelangen Erfahrungen, in denen ich Legionen von Briefen erhielt, ganz erlogene, halb erlogene und wahrhafte, übermütige und verzweifelte, gelernt, Briefe zu lesen und aus der Ferne den Schreiber zu sehen. Ich kam aus Kleinigkeiten zu der Überzeugung von der Wahrscheinlichkeit dieses Briefes und der darin dargestellten Tatsachen.

So schrieb ich an die Absenderin.

„Ich bin von Ihrer Unschuld fest überzeugt, ich glaube, daß sich alles genau so zugetragen hat, wie Sie es schildern; ich gebe Ihnen die Erlaubnis, diesen Brief für Ihre Zwecke nach Ihrem Belieben zu gebrauchen.“

Dann teilte ich ihr meine Vermutung mit, warum der Mord so motivlos erscheine: Der Mörder hat sich in der Dunkelheit in seinem Opfer geirrt. Das war meine Überzeugung. Zwei analoge Fälle hatten sich gerade bei uns in Schlesien ereignet. In Oberschlesien wurde am hellen Tage ein Auto angehalten durch junge Burschen, die einen verhassten Grubendirektor suchten. Der Herr, der im Auto neben seiner Frau sitzt, wird an den Haaren

mit dem Kopf aus dem Fenster gezogen; es wird ihm durchs Ohr eine Revolverkugel ins Hirn gejagt. Noch während der Schuß dröhnt, schreit einer der Buben: „Laßt ihn! Es ist nicht der Richtige!“ — Einen zweiten Fall teilte ich auch mit. Der Frau, die mir das Gemüse bringt, ist der Mann ermordet worden. Er war ein fleißiger Maurer und ging in der Dämmerung mit seinem Kaffeekännchen in der Hand nach Hause. Er wohnte in dem bei Breslau gelegenen Orte Karlowitz. Auf der Landstraße wurde er hinterrücks angefallen und erstochen. Am nächsten Tage waren die Mordgesellen schon erwischt. Vor die Leiche geführt, erklärten sie: „Ach je, das ist er ja gar nicht. Er hat bloß von hinten so ausgesehen, hatte auch so 'nen Anzug und so 'nen Gang und auch so ein Kaffeekännchen.“

Das teilte ich der armen Seele mit, die mich um Trost und Hilfe bat.

Ach, es hat nichts genützt.

Ein paar Monate später erhielt ich zu dieser Sache wieder einen Brief:

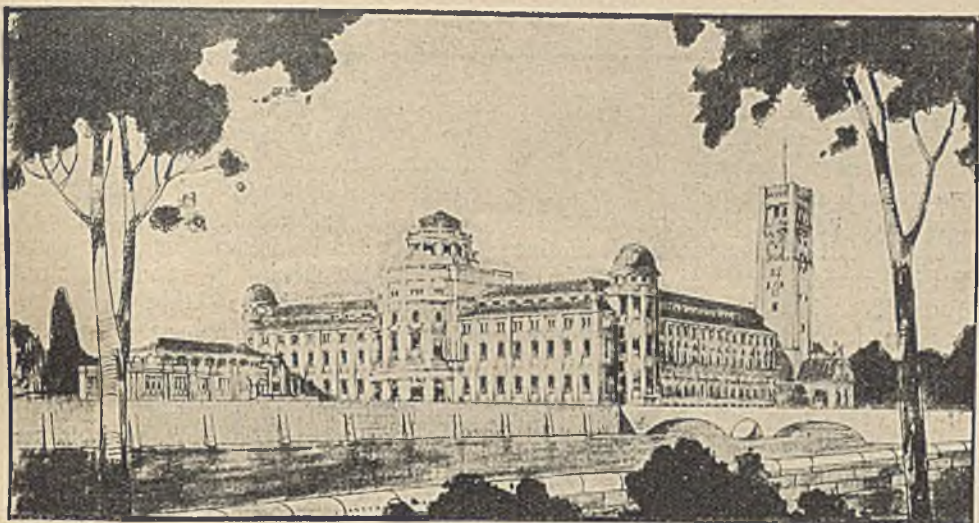
„Bei der Durchsicht der Papiere meiner unglücklichen Schwester fand ich Ihren Brief vom 7. Februar. Dieser Brief ist die letzte Freude meiner Schwester gewesen. Sie ist Anfang Mai gestorben. Der schmähliche Verdacht, der auf ihr lastete, hat sie getötet. Sie ist gestorben wie eine Heilige, ihre Unschuld betuernd und zu Gott für ihre Verfolger betend. Nun weiß hier jeder, daß sie unschuldig war. Täglich finden wir das Grab der Schwester von unbekanntem Händen mit frischen Blumen geschmückt.“



Anbetung

M. Pfeiffer





Nordansicht des Ausstellungsbaues

## Das Deutsche Museum in München

Zu seiner Eröffnung im Mai 1925. Von Dr. Johannes Eckardt  
Mit acht Abbildungen

Wer da von einem neuen großen Deutschen Museum in München, das den Meisterwerken der Naturwissenschaft und vor allem denen der Technik gewidmet sein soll, liest, der wird sich unwillkürlich fragen, wie denn München für dieses Riesenvorhaben gewähst werden konnte. München, mitten in einem vor allem der Landwirtschaft gewidmeten Lande gelegen; von welcher Seite man immer an diese Stadt herankommt, immer nähern sich bis an seine Tore Wälder, Wiesen, Acker; nirgends der Wall undurchdringlicher Rauchschwaden sich um jedes Stück Boden drängender Fabriken, überall die Beschaulichkeit naturfroher, ganz in die Landschaft verwachsener Menschen. Gewiß, dort und da hämmern die schweren Fronschichten, stoßen die Kamine Rauch und Feuer. Aber man fühlt diese Welt nicht als das München; die Stadt selbst beweist die gleiche Seele, denselben Geist. Eine gewisse behäbige Ruhe, ein sehr stark ins Natürliche verwachsener Sinn

für Beschaulichkeit. Das Auto fährt hier langsamer, die Tram hat viel mehr Zeit, die Menschen selbst rasen nicht so wie in anderen Städten. Auch im Bau, in der ganzen Anlage der Stadt spiegelt sich bürgerliche Wohligkeit wieder. Wer so über die Dächer dieses patriarchalischen Münchens hinwegsieht, der verweilt gerne in der Erinnerung an Zeiten, die noch stiller, noch froher und noch bequemer waren. Mag sein, daß dann auf einmal seinen Blick ein ernster Monumentalbau fesselt, der eine so ganz andere geistige Physiognomie hat als all die Häuser und Bauten um ihn herum. Großer Turm, große Kuppeln, breite Fassaden, alles auf weitem Gelände hingestellt. Unwillkürlich fragt man: Was soll dieser Riesenvorhaben, der zwar in seiner Formung an bayerischen Boden gebunden ist, der aber an sich eher in Düsseldorf oder sonstwo stehen könnte. Man glaubt es zuerst gar nicht, daß mit diesem Riesenvorhaben ein neues Deutsches Museum von



Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik erstehen soll.

Dann aber sieht man in ihm doch mehr, doch ein Symbol für die Entwicklung unserer Zeit, die über die Behaglichkeit der Vergangenheit in eine betriebsamere, unternehmungstühere Zukunft vorstößt, die auch nicht Halt machen kann vor der Verträumtheit der Wälder, vor dem Dämmer der Seen, der Stille der Felder und Wiesen. Und so gewinnt dieser Museumsbau einen immer höheren Sinn. Besonders, wenn man bedenkt, daß er auf einer großen Insel der immergrünen Isar aufgetürmt wurde. Ist denn nicht Bayern vor allem das Land, das mit den Wunderwerken der Technik die Kraft der weißen Kohle gebunden und fruchtbar gemacht hat? So steht dieser Mahnruf deutscher Entschlossenheit, deutscher Einsicht und deutscher Kraft mitten im Wasser auf hart abgezwungenem Boden, ein Ausdruck des Willens und Könnens nicht nur für die Stadt, der er zur Zierde dienen soll, nicht nur für das Land, dem er eine Ehre ist, sondern zuerst für das Volk, das sich in ihm ein Symbol seiner Kraft und seines Glaubens an eine neue Zukunft schuf.

All das mag man so oder wenigstens ähnlich gedacht haben, als man auf der Hauptversammlung deutscher Ingenieure am 28. Juni 1903 die Gründung des Vereins zur Schaffung des neuen Deutschen Museums in München vorschlug. Wenn das Industrieblatt in Stuttgart schreibt: „Es wird eine einzige Bildungsstätte in der ganzen Welt darstellen; es wird von keinem anderen gleichartigen Institut in der ganzen Welt übertroffen werden“, so sind diese Worte anlässlich einer Besichtigung der schon fertigen Bauten eine Bestätigung dessen, was schon die Gründungsversammlung wollte: nichts kleines, nicht auch ein Museum, sondern etwas ganz großes, das Deutsche Museum.

Es gibt eigentlich kein Gebiet menschlicher Arbeit, menschlichen Willens, das in diesem Institute nicht seine gebührende Berücksichtigung fände. Man darf dies

umso mehr sagen, als sogar die abstrakten Wissenschaften hier in einzelnen Abteilungen ihr Heim aufschlugen, in einer übersichtlichen, bildhaften, das Wesen herausstellenden Weise, so daß selbst der Laie Einblicke in diesen Zauberberg der Geheimnisse nehmen kann. Die Kühnheit, sich an solche Aufgaben zu wagen, ging z. B. sogar so weit, daß in einem Raume die gewiß sehr verzwickten und wenigen nur an sich zugänglichen Probleme der Relativität „faßlich“ dargestellt werden.

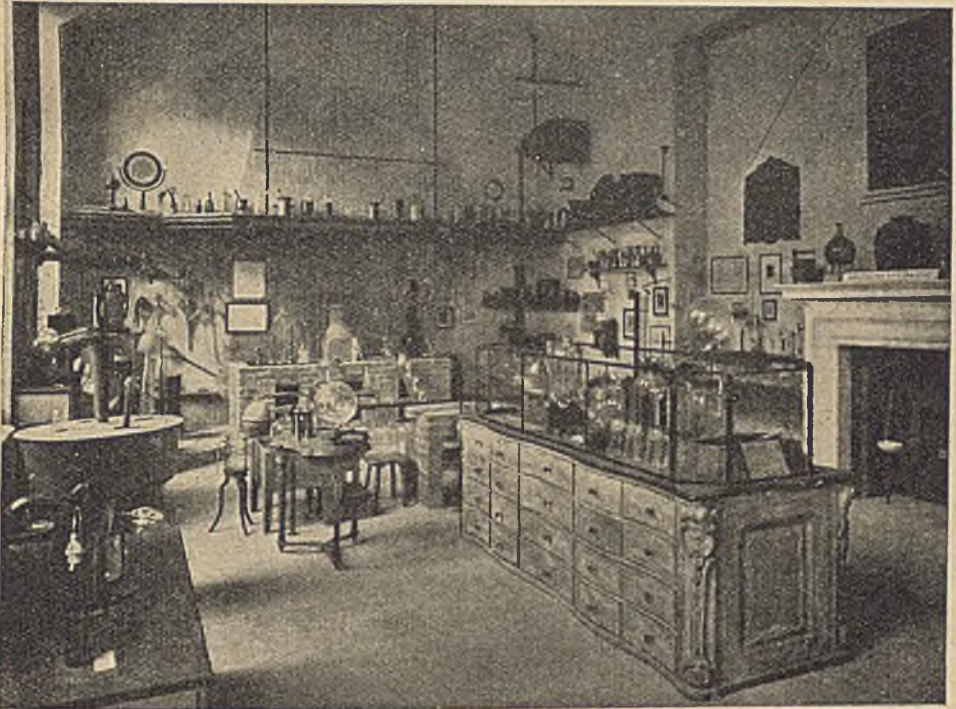
Das kann nur einer oder das kann nur ein Institut, das von Anfang an mehr wollte als bloß sammeln oder Schaustücke geschickt aufstellen. Das Deutsche Museum in München wird in seiner klaren Durchsichtigkeit, in seiner geradezu unglaublichen Übersichtlichkeit ein Vorbild sein; nicht das Zufällige, sondern das Wesentliche, das Notwendige waren hier am Werke; und auch wieder mit dem Blick aufs Ganze, auf die große Aufgabe, dem Volke wirkliche Einsichten und Kenntnisse zu vermitteln und es so geistig fruchtbar zu machen; nirgends hat man den Eindruck, als wollte man hier bloß eine Schaulust befriedigen, sondern überall die Überzeugung, hier war und ist ein Geist tätig, der selbst die ganze Materie erfaßt und daher auch in der Lage ist, seinen Willen zu verwirklichen, sein Wissen so zu formen, daß auch der Laie das Wesentliche versteht. In dieser Herausarbeitung des Wesentlichen liegt auch symbolisch etwas von unserer heutigen ernstesten Zeit, die mit ihren Stunden geizen muß, der es daher ganz entspricht, wenn man auf ihre Fragen präzise Antworten gibt.

Ein genialer Künstler mußte diesem genialen Willen die große Form geben; und es war die Meisterleistung eines der Besten, die in Bayerns Kunstgeschichte verewigt sind: Gabriel von Seidl. 1906 wurde im Beisein des damaligen Deutschen Kaisers Wilhelm II. der Grundstein gelegt. Die Gesamtfläche des Baues umfaßt 36 000 qm; wollte man sie ohne Aufenthalt durchschreiten, so müßte man immerhin



einen Weg von 15 km zurücklegen. Das Wahrzeichen dieses Riesenbaues ist sein hoher Turm; steht man oben auf der Hochstraße, dort wo die schönen alten Biergärten des Franziskaners usw. Einheimische und Fremde immer wieder anlocken, so sieht man von der Höhe an einer Stelle diesen viereckigen, in seiner linearen Form strengen Turm

fache mehr Bilder bringen als wir unserem Artikel einreihen, und würde doch nicht vollständig sein; das ist ja auch gar nicht unsere Aufgabe. Wir wollen ja nur mit ein paar kräftigen Strichen auf dieses epochale Werk hinweisen, um zu zeigen, daß es sich hier nicht um eine Münchner, nicht um eine bayerische Angelegenheit handelt, son-



Phlogistisches Laboratorium  
Neubau

wie das Zeichen einer neuen Zeit zwischen den Türmen der alten Frauenkirche und dem freundlichen gotischen Turm des Rathauses. Der Entwurf Seidls greift weiter aus als zurzeit die Mittel zu bauen erlauben. Abschließend soll auf der Rohleninsel ein großer Bibliotheksbau entstehen, der umso notwendiger ist, als heute schon im Besitz des Deutschen Museums 120 000 Bände sind, die leider nicht so zugänglich gemacht werden können, wie man selbst wollte. Man könnte sehr viel von all den einzelnen Sälen erzählen, uns Behn-

dern um eine große Tat des ganzen deutschen Volkes. Wenn wir Deutsche nur selbstbewußter auf all das hinweisen würden, was deutscher Geist, deutsche Seele, deutscher Wille schufen, wir würden in der Welt unserem Volke und unserem Vaterlande mehr Achtung erringen. Aber so weiß der Deutsche meist mehr von England, von Frankreich und von weiß Gott wo in der Welt und kennt dabei sein Vaterland nicht. Vom Deutschen Museum sollen wir alle stolz sprechen, und es soll schon den Kindern in der Schule



wenigstens dem Namen nach geläufig sein.

In einer Abteilung werden Probleme und Tatsachen der Chemie dargestellt; da ist ein Riesenstammbaum des Steinkohlenteeres gemacht worden; mit einem Blick sozusagen lernen wir aus ihm, daß die Zahl der aus Teeren gewonnenen Substanzen etwa 100 000 beträgt und die Zahl der Teerfarbstoffe allein 2000.

Dort ist eine alte Apotheke eingebaut, so geschickt, daß der ganze Raum aus sich selbst seinen historischen Zauber widerstrahlt. Sie selbst wurde dem Museum von den Barmherzigen Brüdern in München überlassen: altes Kulturgut, alter Beweis für die soziale Arbeit eines Ordens, der Tausenden half und von dem Hunderttausende gar nichts wissen; so weckt diese alte Apotheke auch den Dank historischer Gerechtigkeit. In der alten Apotheke können wir den Duft eines einzigen Tropfens reinen Rosenöls genießen; wenn man da erzählen hört, daß zur Gewinnung dieses Tropfens ein jahrelanger Extraktionsprozeß nötig war, daß er einen Wert von immerhin 300 Mark darstellt, so kann man sich vorstellen, wie sich die Augen der Jugend bei solcher Geschichte weiten und sich in ihrer Phantasie Reichtümer des Orients lebendig schaukeln. Auch alchemistische Werkstätten sieht man hier; Sachen aus dem Mittelalter, aus den Spukzeiten der Zauberei; alte Heilmittel: Menschenfett, Schlangenhaut, Hundefett, Bärenfett, getrocknete Regenwürmer, der Fuß einer ägyptischen Mumie und über allem die Wunderkraft eines Glaubens, der diesen Heilmitteln Genesung zusprach.

Heraus aus diesem mythischen Zauber in die Hitze der Gegenwart; der Saal, der die Entwicklung der Dampfkraft und der Elektrizität veranschaulichen soll. Das ist etwas für unsere Ruben; da werden sie Stunden stehen und immer wieder nachgrübeln, wie denn der oder jener auf diese oder jene Verbesserung kam, wie sich dann alles immer weiter auf- und ausbaute und was wohl das Morgen an unserem Heute Neues erdenken und erbauen wird. Diese Ge-

schichte des menschlichen Geistes mag unserer Jugend umso näher sein, als sie selbst an allen technischen Dingen herumbastelt, ihre Wassermühlen, ihre Windmühlen, ihre Lokomotiven, ihre Kanäle baut und so förmlich selbst dann die Vervollkommnung der sich aus bloßer Geschicklichkeit ergebenden Primitivität erlebt. Wie reizt doch so ein bronzener Koloss einer Maschine die Phantasie: das von dem Münchner Erfinder der Wassersäulenmaschine Reichenbach gebaute Pumpenwerk, das hundert Jahre (ob unsere heutigen Werke so zuverlässig arbeiten werden?) ohne eine Reparatur die Salzsole von Berchtesgaden nach Rosenheim drückte.

Gegenüber ein haushohes Schwungrad mit großen, schaukelnden Balken und einem leichten Eisengeänge verbunden: die erste Vorläuferin der heutigen Dampfmaschine; sie gehörte den Engländern; aber die wußten das alte Werk einfach nicht in Bewegung zu setzen, so sehr sie sich bemühten; dem Deutschen Museum gelang's. Gar nicht weit weg steht Puffing-Bill, die erste englische Lokomotive.

Unten im Kellergeschoß sind Bergwerk und Bergbau naturgetreu nachgebildet. Auch ein Modell des tiefsten bayerischen Kohlenschachtes (bei Hausham) ist da. Was wir da nicht alles sehen: Förderstollen, lebensgetreu dargestellte Figuren der Förderleute, der Häuer, alles Werkzeug alter und neuer Zeit, alle Sicherheitsvorrichtungen und Rettungswerkzeuge. Wenn wir vor diesem Dunkel diesem harten „Glück auf!“ der Arbeit stehen, dann halten wir unwillkürlich inne und gedenken der vielen Toten, die da unter der Erde bei solcher Arbeit das Leben ließen. So zwingt das Bild zur Sammlung, zum stillen Gedenken, wozu der Alltag so wenig Zeit läßt.

In der Abteilung Hüttenwesen stehen die Apparate und Ofen zum Scheiden, Schmelzen der Metalle und Erze. Einblicke in die Wunder des Kohle- und Eisenbetriebes tun sich auf: Kunstschmiede, Kunstschlosser, die Maschinen der Walzwerke, der Stahl- und Edelfahrbereitung, moderne Fräsmaschinen, die



auf den tausendstel Millimeter genau arbeiten.

Modelle von Tunnelbauten und Tunnelbahnen stehen da. Der erste Schienenweg einer mit Pferden getriebenen Eisenbahn zwingt uns zum Verweilen: 1832 auf der Strecke Linz nach Budweis; Zeit Adalbert Stifter's; wie oft mag der dieser Pferdeisenbahn nachgesehen haben, wenn sie in seine böhmischen Wälder abrollte!

Und dann der Saal des Flugzeugbaues. Welch ein Gegensatz. Man hat das Gefühl, der Raum würde sich weiten, die Mauern sich in ein Nichts verlieren und alles löste sich auf ins Unendliche des Alls. Auf der Galerie die ersten Segelflugzeuge Otto Lilienthals neben denen der Segelflieger von der Rhön. Das erste Motorflugzeug, auf dem Bleriot seinen berühmten Kanalfflug durchführte, neben dem modernen und so bequemen Junkersflugzeug. Die ersten Anfänge der Zeppelin-Luftschiffe.

Dann in einem Saale gar der 42 Meter lange Eisenkoloß des ersten deutschen Unterseebootes im Längsdurchschnitt. Und das muß nicht einmal Geheimnis bleiben; denn die Franzosen haben nach



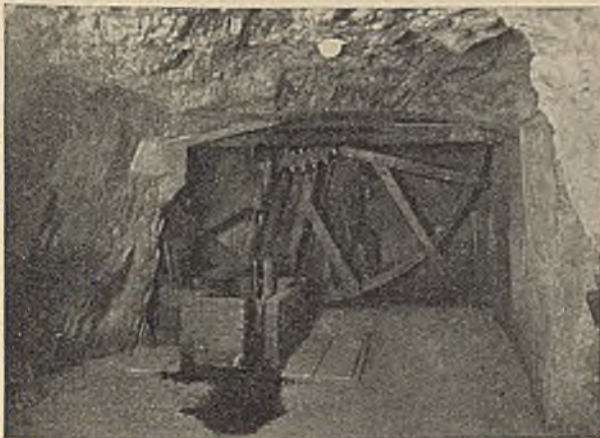
Blick in die alte Papiermühle von Sainsburg

langen Verhandlungen gar gestattet, daß dieses Werk deutschen Geistes hier aufgestellt wird. Ob es sie nicht beunruhigen wird?

Die Schnelligkeit moderner Flugtechnik und Fahrten findet ihre Berücksichtigung nicht weit von dem Saale mit den vielen Uhren, von der altägyptischen aus dem Jahre 130 vor Christus angefangen.

Dann die Lieblichkeit der Instrumente im Musiksaal: zuerst die kleinen Werke aus der Zopfzeit, das Instrumentchen, auf dem Mozart auf seinen Konzertreisen spielte, bis herauf zu den Wunderwerken unserer Tage.

Daß man in dem Deutschen Museum noch hundertlei andere Sachen sehen kann, ist ja selbstverständlich; die mechanische Industrie, die Textilindustrie die Bierbereitung, die „Schreibkunst“ (ein feiner Originalbrief des Königs Nebukadnezar an einen seiner Baumeister ist da, und neben ihm stehen die neuesten Modelle von Schreibmaschinen) alles Erdenkliche ist irgendwie vertreten. Und alles von einem übersichtlichen Geiste geordnet, zusammengefaßt zu einer Einheit. Wohl am meisten dürfte die



Schöpfwerk mit Pumpe, Rettengeschöpf und Tretrad



Sternwarte mit den neuesten technischen Behelfen interessieren; auch alte, geschichtlich überaus wertvolle Sachen sind noch da; so ein Fernrohr, mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Ansbach Marius die Monde des Jupiter beobachtete.

Ein geradezu unheimliches Wunderwerk hat hier die Firma Zeiß in Jena gebaut; fünf Jahre hat sie daran gearbeitet. Die Kuppel ist eine Ehrens würdigkeit allerersten Ranges geworden. In der Mitte des Raumes steht ein Apparat, der das ganze Sternengewölbe an die Kuppel projiziert; nicht etwa schematisch, sondern ganz naturgetreu. Das feinste Uhrenwerk ist eingebaut und ermöglicht, die scheinbare Bewegung, Drehung des Sternengewölbes im Laufe eines Tages in zwei Minuten wiederzugeben. Dieses neue Planetarium will die planetarischen Bewegungen des Himmels darstellen, das heißt natürlich, so darstellen, wie man sie am Himmel wirklich sieht. Man steht da in einem Niesenraum von 12 Meter Durchmesser,

in der Mitte jener geheimnisvolle Wunderapparat; das Licht erlöscht, und plötzlich sieht man über sich Tausende von Fixsternen; allmählich sieht man auch den Mond und die einzelnen Planeten; und nun fängt das Himmels gewölbe sich zu drehen an. Im ersten Augenblick schwindelt es einem; man meint, sich in entgegengesetzter Richtung zu drehen. Man erlebt den Ablauf eines Münchener Wintertages — in zwei Minuten. Dann schaltet das Werk sich anders ein: jetzt wird gar ein Jahr „vorgeführt“. Nun dreht sich der Himmel mit einer Schnelligkeit, die einen taumeln läßt. Man erinnert sich noch, daß einem erzählt wurde, wie 13 Apparate die Tierkreise bedienen, 31 Apparate die Fixsterne und 11 die Milchstraße. Anfangs nahm man das alles etwas komisch; gewiß staunend komisch, aber immerhin etwas komisch.

Dann auf einmal ein betretenes Schweigen: ein Tag fliegt in zwei Minuten vorüber, ein Jahr fast ebenso



Alchemistisches Laboratorium





Decke des Ehrensaales

Ausgeführt von Julius Diez, München

rausch. Ist das nur Spielzeug, nur ein geniales Wunderwerk der Konstruktion? Daß du taumelst, wirklich nur eine Folge dieses rasenden Werdens und Vergehens? Ist das alles nicht mehr? Ahnst du nicht, wie du nun auf einmal selbst die Relativität des Zeitbegriffes erlebst, wie auf einmal die Stunde in ein Nichts zusammenschrumpft, wie der Tag zur Stunde, zur Minute wird, wie die Wochen, wie die Monate sich jagen, wie alles, was wir in riesige Zeitdimensionen ausdehnten, auf einmal in ein kleines Etwas, wenn nicht gar in ein Nichts zusammensinkt? Der Gedanke jagt dir durch das Hirn, und mit einem Male steht das Wort von Gott vor dir, in dessen Unendlichkeit jedes Zeitmaß verrinnt; auf einmal weißt du, wie kurz das Leben ist, ein Augenblick in der Unendlichkeit Gottes. Und du denkst still, gesammelt in dich hinein: was technische Fertigkeit war, wird dir

zum Symbol des Höchsten, rüttelt an deiner Seele, läßt dein Herz lauter klopfen.

Du gehst hinaus, ernster geworden, mit einem größeren Abstand zum Leben des Alltags; die Arbeit menschlichen Geistes hat dich die Wunder Gottes ahnen, erleben lassen.

Könnte ihr ein schöneres Ziel, ein edlerer Lohn beschieden werden? Und könnte einem Werke wie dem des neuen Deutschen Museums ein herrlicheres Ziel gesetzt werden? Es muß in all dem Gewaltigen der Technik etwas vom Mythos des Unendlichen ruhen, soll sie uns hinaufführen, sollen wir nicht an der Seelenlosigkeit der Materie zugrunde gehen. Ein Geist, wie er aus den „Eisernen Sonetten“ Wincklers ruft.

Dieser Ernst liegt auch auf der Arbeit des ganzen Museumsbetriebes. Nicht zuletzt über der Würde Oskar von Millers, in dessen Händen seit Jahren

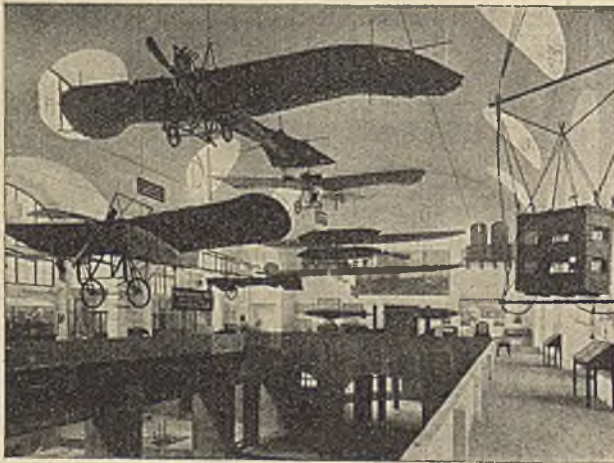


das Werden dieses großen Werkes ruht. Was er noch zu dem Bau sagte, und wenn es bloß ein Bitten um Hilfe, um Geld war, immer sprach aus ihm die große Idee, um derenwillen hier geschafft wird. In soweit gewinnt das Wort unter dem Titel eines Buches über D. von Miller „Ein Führer der Technik“ eine erhöhte Bedeutung.

Aus solcher Entflammtheit spricht die Kraft auf andere und zündet ihren Willen. Wer etwas von der Geschichte dieses Werkes erzählt, darf ja nicht vergessen, zu erwähnen, daß es in großer deutscher Zeit mit großem Prunk begonnen werden konnte; die Welt sah damals auf den Sandplatz in der grünen Ffar. Die kühnsten Träume vernichtete der Krieg. Damals baute die Welt mit; nun war es still geworden, niemand konnte mehr bauen, alles mußte das Vaterland verteidigen. Und nach Jahren blutigster Trauer war es öde und leer um die Mauern des Deutschen Museums, wie ein verwunschener Traum aus einer besseren Zeit, den weiter zu träumen die Gegenwart verbietet, stand der zu einem kleinen Teile fertige Bau da. In Revolutionstagen schien es, als sollte er Stützpunkt im Bürgerkrieg werden; es kam nicht dazu. Und dann ruhte er wieder; sollte man Wohnungen einbauen? Wie denn? In diese Hallen

und Säle? Kostete das nicht mehr als der Bau neuer Häuser? Und wer sollte denn überhaupt das Geld geben? So blieb alles beim Alten. Ob und zu sah man, daß sich ein paar Hände wieder rührten, von einem Fortschritt gewahrte man nichts. Und dann auf einmal siegte der Wille, die Entschlossenheit der Freunde dieses großen Gedankens. Wenn wir wieder in die Höhe wollen, dann müssen wir auch an uns glauben und dann soll dieses Werk Ausdruck unserer Zuversicht werden.

Der Staat, die Stadt, das Land, sie konnten nicht helfen; sie wußten ja kaum, wie der täglichen Not Einhalt gebieten. Aber es gab immer noch Leute, die einsprangen: die Industrie half. Nicht nur mit Geld, sondern auch sonst; der eine stellte den Mörtel, der andere Steine, der dritte Traversen, der vierte den Bodenbelag, der fünfte elektrische Leitungen, der sechste die Heizungskörper, einer fand sich zum anderen, und schließlich schien es, als wetteiferte man, so wie im Mittelalter die Dome gebaut wurden, so war's. Und das tat wohl; nicht nur, weil das Werk wuchs, sondern weil es aus einer Gesinnung wuchs, die wir brauchen, um aus trauriger Gegenwart in eine ganz andere Zukunft zu kommen, die aber auch andere Volksgenossen mitriß.



Luftschiffhalle  
Neubau



Studenten meldeten sich zum kostenlosen Hilfsdienst; die Zukunft darf ihnen das nie vergessen; die geistigen Arbeiter warben für den Plan in dieser oder jener Form, der eine durchs Wort, der andere mit der Feder. Und, was in der Geschichte dieses Sorgenkinds deutschen Vollens stets mit einer berechtigten Nührung erzählt werden wird: die Handarbeiter kamen und boten kostenlos ihre Hilfe an. Viele eilten nach ihren Arbeitsstunden zum Deutschen Museum und opferten noch ein paar Stunden Kraft; manche stellten sich an den freien Nachmittagen des Samstags zur Verfügung.

So darf man wirklich sagen, wenn Anfang Mai dieser stolze Bau dem deutschen Volke seine Tore öffnet: ihn hat das gesamte Volk in einer Zeit gebaut, wo an jedem Stein Schweiß der Entsamung hing. Das Deutsche Museum wurde so zum Denkmal deutscher Kraft, zum Mahnmal für alle die, welche nicht mehr an eine neue Zukunft glauben wollen. Wo solcher Geist der Gemeinschaft, wo solche Entschlossenheit, sich ganz der Sache hinzugeben, solche Bereitwilligkeit, Opfer um der Idee willen zu bringen, am Werke sind, dort kann ein Volk nicht zugrunde gehen.



Westansicht des Ausstellungsgebäudes mit Bibliotheksbau  
Geplanter Erweiterungsbau

## Die Bettler

Sie sitzen an den Treppen, die zum Tempel führen,  
hören zurückgelehnt und halben Ohrs das Spiel  
der Silberfalten und der sanften Flöten, rühren  
kein Glied, sind übersonnt und warten ohne Ziel

auf eine Hand, die eine Gabe reiche.  
Danken dann kaum. — Und immer ist die gleiche

verlorne Spur von Ehrfurcht im verschlafnen Blick,  
wenn eine Priesterin die Stufen aufwärts steigt,  
steil aufgerichtet, und wie in ein Glück  
ins Tor hineingeht, leicht die Stirn geneigt.

Willi Gulling



# Der Stapelbrand

Bergmannsſkizze von Walter Volkmmer

So ſeltſam klar war nie ein Abend für Johannes geweſen. Maſſig wucherte der neue Schornſtein neben ihm hoch und rechte ſich in der faſt kriſtallinen Schärfe ſeines leuchtenden, roten Ziegelwerkes in den nachtblauen Himmel. Der ſtrahlte in der tauſendfachen Schönheit ſeiner Sterne tief und geheimnisvoll. Wie ein einziger Mantel aus ſeidig glikerndem Purpur lag er über Schacht und Hallen. Tief unten, wo die langen Reihen vieler roter, weißer und blauer Lampen glühten, lag die Stadt. Die auch in der Nacht noch atmende, unruhvolle Stadt.

Im Gleichſchritt mit den Kameraden kämpfte Johannes auf der Schachtbrücke gegen den Wind an. Schwankend gingen ihre Lampen hin und her. Vor ihm ſchritten ſie, hinter ihm, den Hut oder die fliegende Toppe haltend, vornübergeneigt dem Schacht zu. Ihr kurzes Sprechen nahm der Wind in hurtigem Saufen mit. Weit in der Ferne fuhr ein Nachtzug, irgendwo heulte länggezogen eine Sirene, eine Stimme rief, und hart klingend geſtete ein Schachtſignal. In dieſem Augenblick fuhr jäh ein böſer Troß in dem jungen Menſchen hoch, ein Gefühl häßlichen Widerwillens gegen die nüchterne Gleichmäßigkeit ſeines allabendlichen Hierſeins rang ſich in ihm durch und wurde gleich wieder zunichte. Drohend ſtarren die ſchwarzen Umriſſe des Schachtgerüſtes in die Nacht. Ein ſtrahlender Stern ſtand mitten darüber. Die große Vogenlampe an den Seilſcheiben baumelte müde hin und her, leuchtete auf und erloſch, leuchtete wieder auf und erloſch wieder. Ein trauriges, langweiliges Spiel! Stumm ging Johannes neben dem Kameraden. Der hatte die Hände in die Taſchen geſteckt und brummte unverſtändlich vor ſich hin.  
Nachtsſicht!

„Fertig? Na, los!“

Tauſend und ſauchend, wie zwei tolle Panther, ſetzten die Bohrhammer ein.

Das klorrte und klang, ſummte, gröhkte und heulte eine wilde Symphonie vor dem Querschlag. Weiß und dicht ballte ſich der Geſteinsſtaub zu leichten Wolken, immer neu ſich geſtaltend, ſchwebend und gleitend. Schwach ſtrahlten die Lichter der beiden Lampen am Stoß. Nun galt es wieder! Ho — hoho, den Hammer hoch, nur zu, nur zu! Halbnaakt, breitbeinig ſtehend in Staub und Nebel, hielt der Lehrhauer mit beiden Fäuſten den ratternden Hammer. Über ihm auf der Bühne hoakte der Kamerad. Und wie das ging! Der hohle Raum ſing allen Lärm in ſich auf; alles Toſen und Toben ſchoß weſenhaft faſt, immer ſich überſtürzend, wirbelnd und drehend in ſich zuſammen. Manchmal war es, als ſchrie der weiße Sandſtein auf, wie ſich die drängenden Bohrer einfraßen, Stück um Stück, dann wieder klingelte der lange Arm des Schmiedeeiſens hörbar, oder der Hammer ziſchte und puſfte überlaut und ſtärker als alles andere durch. In ihrem Blut lag das Wiſſen, das ſonderbar ſtark und verantwortungsbewußt machte, daß draußen Nacht ſei. Das kam in all ihren Bewegungen zum Ausdruck, ſchier unbewußt und doch fühlbar, wie ſie die Schläuche anzogen und die Bühnenbretter mit den Füßen vorſchoben. In kurzen, heißen Pauſen ſprachen ſie ſchnell miteinander und arbeiteten ſich dabei gegenseitig in die Hände, wie ſie es gewohnt waren und es ſein mußte, wenn ſie vorankommen wollten. Dann erſt zaghaft und ſtockend, bald aber mit plötzlichem Ruck einſetzend donnerte die harte Arbeitsmelodie wieder los unter ihren Fäuſten. „— — rrrr — — tack, tack — rrrr — tack, tack — rrrr — —!“

Johannesbiß die Zähne zuſammen. Eine laue Müdigkeit lag ihm in dieſen Tagen des kommenden Frühlings da draußen in den Gliedern. Feſt preßte er den Oberſchenkel gegen den Hammer und drückte; klingelnd ſang der Sandſtein.

Der Alte hatte den Hammer auf die



Schulter genommen. Johannes sah ihn eine Weile an durch den Nebel und wunderte sich fast. Ein Schattenbild nur im Zwielflicht der beiden Lampen, verschwommen und verzerrt, hockte der oben, den breitrandigen Hut tief in das Gesicht gezogen. Ging es ihm nicht auch so? Rang er nicht auch Nacht um Nacht hier in der Tiefe mit einem Leben, um ein Leben in Dürftigkeit und quälender, niemals frohmachender Arbeit? Sollte das immerzu so sein, immerzu und ohne Ende?

„— rrrr — tack, tack — rrrr — tack, tack — rrrr!“

Hastig winkte der Kamerad ohne aufzusehen. Mechanisch zog Johannes die Schläuche hinter sich. Nun weiter, weiter!

Hinter ihrem Rücken stierte die Dunkelheit. Das war die stille Nacht der Grube, geheimnisvoll in ihrem innersten Sein, unergründlich und unvertraut. Der matte Lampenschimmer lag breit auf der langen Reihe der Wagenflächen. Dumm und breitmäulig mündete die Luttentour am Stoß. Das alte Bild, dachte Johannes plötzlich, drehen wir die Lampen, ist es anders, einmal wohl freundlich und heimisch, dann auch mal kalt und nüchtern, tot und lebendig, hell oder dunkel — immer aber dasselbe, dasselbe!

Nun noch die Firste und sie waren fertig. Eilig warf er seinen Hammer zur Seite, legte den Schlauch zum Ausblasen hin und wickelte das rote Hüllpapier der Patronen los. Auffordernd nickte ihm der Kumpel zu. Das hieß: Nur schnell, schnell. Wenn sie den Kranz heute Nacht nicht auf die Sohle knallten — es mußte sein!

Mit einem Male fuhr Johannes hoch. Der alte Karl, der in Flöz Marianne den Bremsberg aufzubauen hatte, stand neben ihm. Er gestikulierte und schrie, obwohl ein Verstehen in allem Poltern und Lärmen nicht möglich war, und zeigte unaufhörlich mit beiden Händen der Seilbahn zu. Unwillig wandte sich der Lehrhauer ab und schüttelte verneinend den Kopf. Ihm helfen? Jetzt? Dazu hatten sie keine Zeit!

Wieder rüttelte der Alte ihn derb an der Schulter und ballte die Hände zu Fäusten. So stand er vor ihm mit aufgerissenen Augen, auffordernd und befehlend. Da drückte der Junge den Bohrschlauch des Alten zusammen und sah ihn fragend an. Es war totenstill in diesem Augenblick. Der Hauer stellte den Hammer ab und sah sich um.

„Was willst du —?“

„Karl?“ —

Unfähig irgendwie zusammenhängend zu sprechen, hob der nur die Arme hoch, zitternd und beschwörend. Dann schrie er laut: „Feuer —!! — Der Ausbruch — der Stapel — — brennt!“

Das spöttische Lächeln der beiden anderen wurde zu Stein.

„Wie — was —?“

„Feuer — —“ rief der Alte noch einmal und lief so schnell er konnte aus dem Querschlag.

„Kommt, kommt —!“

Das riß sie jählings hoch. Sie suchten nach den Zoppen, nahmen die Lampen und stürzten nach vorne.

„Verdammt — —!“

Da stand der Stuhl des letzten Stapels in hellen Flammen. Von überall her kamen die Männer, aus allen Pfeilern und von jedem Ort weg in der Seilbahn zusammen. Standen ratlos und zagend. Was nun, was nun? Wie war das geschehen? Niemand wußte es. Es prasselte und knackte im Stapel, ein Einstrich fiel mit polterndem Krachen, und beißender Rauch kroch langsam über die Sohle an den Stößen hoch. Nur gut, daß der Stapel am Schluß in geschlossenem Feld stand! Die Wetter zogen in ihm hoch, und der Durchbruch nach oben war noch nicht gemacht. Blutrot lag der Feuerschein in der weiten Strecke. Die Schienenstränge waren wie die Leiber zweier gleißender Schlangen, die geradewegs in das Feuer liefen. Und da ging irrend ein Schrei in Todesangst von drüben hoch:

„Ho — hoho — Hilfe —!“

Das waren die Stapelheuer. Denen konnte niemand noch helfen, wenn sie nicht schon verbrannt waren. Mitten in das stumme Entsetzen hinein aber schrie Johannes:



„Mein Bruder, mein Bruder —!“  
Der Kamerad fluchte und knirschte mit den Zähnen. Zu dreien hielten sie den Jungen fest. Er wäre jetzt noch in die Flammen gelaufen, um seinen Bruder zu retten. Ein jeder wußte, — sie sind ihrer acht zu Hause, und nun wird Johannes allein sorgen müssen — aber retten, jetzt noch retten?

Der stärker werdende Qualm ließ ihre Augen tränen. Ihre Stimmen waren rau und heiser geworden, und immer mehr zuckten alle ihre Hände im Bewußtsein, in der Hoffnung: Jetzt sind sie tot! Johannes wütete und schrie bis ihn die Kräfte verließen. Was wollte er auch noch? Langsam gingen sie zurück. Noch einer kam in wirrer Angst von vorne her: der Feuermann. Ihn hatte man nicht finden können und es ihm sagen, und daß er nicht im Stapel war, wußten sie wohl.

„Laßt alles brennen! Gott sei den Seelen drüben gnädig, Kameraden! O Gott, o Gott —!“

„Mein Bruder, laßt mich, mein Bruder — —!“

„Ruhig, Hannes, nur ruhig! Er ist ja — schon — —!“

„Ja — tot ist er — tot, und ich — habe ihm nicht — — helfen — —“

„Kommt, Kameraden, wir müssen das Feuer sticken. Wir werfen die Strecke zu. Den Wetterzug absperren!“

Der alte Fahrhauer, der noch eben kam, zitterte und schluchzte wie ein kleines Kind.

„Das mir das noch geschehen muß auf meinen alten Tag! Sie werden mich verantwortlich machen, sie werden mich fortjagen, mich —!“

Nun sahen sie bald nichts mehr. Weiter und weiter gingen sie zurück. Dumpf und schwer lag der Brandgeruch in den Wetterern. „Nun Achtung — Vorsicht —!“

Sie schoben die eisernen Platten hin und her, rissen und zerrten mit Hacken und Spitzen am Hangenden, stets sprungbereit, wenn es kommen mußte. Da brach dann auch ein Dröhnen los, ein

metallenes Versten und Klagen fuhr hoch, und langsam senkte sich ein Feld nach dem anderen. Steine prasselten nieder, Kohle, Staub und Mull brach hinterher und, wie die letzten eisernen Stoßstempel sich neigten, wuchtete die ganze plumpe Masse zur Sohle nieder. Die Strecke war zu! Die Männer atmeten eben erleichtert auf, mochte nun die ganze Abtheilung ausbrennen, weiter kamen die Flammen ja doch nicht, da rief jemand plötzlich:

„Und wo ist Friß —?“

„Friß —?“

„Friß, auf vier, in der Bremse — den haben wir nicht!“

Zu spät! Wer weiß, ob er verbrennen würde, aber die Wetter kommen nicht mehr zu ihm. Verstört sahen sie einander an, einer betete, müde und hoffnungslos.

„Er ist — verloren! Durch zu uns kann er nun nicht mehr!“

„Wir haben keine Schuld!“

„Nein, nein, wir nicht!“

„Dann laßt, Kameraden, morgen kann uns gleiches widerfahren. Seien wir froh, daß wir noch leben!“

„Ja — daß wir noch leben — ja, ja!“

Mit verschränkten Armen stand Johannes dicht am Bruch. Gehässig gingen seine Augen von einem zum andern.

„Geht nur zum Schacht! Ich bleibe hier.“

Spät am andern Morgen ging Johannes über die Schachtbrücke, der Waschkäue zu. Sein Gesicht war aschfahl unter der Schmutzdecke, und in seinen schwarzen Augenhöhlen brannte ein böses Feuer. Das ganze weite Land, das er überfah, strahlte in Blau und Gold des ersten Frühlingstages. Überall saßen in den Hallen die Maschinen, Hämmer klangen, und Wagen rasselten. Immerzu klingelten die Kettenräder an der Wäsche eine frohe Melodie, und ein Junge sang am Schacht ein lustiges Lied. Kling — Klang — — ging das Signal am Schacht kling — Klang:

Hol auf! Hol auf!





Willh Müller-Gera

Rabierung

Leuchtenburg bei Rahlfa







# Galantes Theater\*

Von Rudolf Schuster.

**G**raf von Forcalquier arrangierte einen großen Gesellschaftsabend. Die mannigfachsten Darbietungen waren vorgesehen; den Höhepunkt des Festes sollte eine Theateraufführung bilden, zu der er in dem prachtvollen Park seines Schlosses eine Bühne errichten ließ, die mit dem erlesensten Luxus der Ausstattung die erprobtesten bühnentechnischen Neuerungen verbinden sollte.

Graf von Forcalquier wußte: Wollte er des uneingeschränkten Beifalls seiner Gäste sicher sein, so mußte er zum Theater greifen, denn die große Passion seiner Zeit war das Theaterpiel.

Die leidenschaftlichste Passion der Zeit, die man „Nokoko“ nennt, war das Theater, weil man das Leben selbst zu einem Spiel gemacht hatte und jeder einzelne ein Akteur war, der Geist und Gefühl zu meistern wußte und zu jeder Lage die richtige Einstellung fand. Esprit und Originalität hatten die Nüchternheit des Lebens mit Schönheit und Poesie, mit Duft und Grazie wie mit zarten Schleiern übersponnen, und das Leben war eine heitere Gavotte, die die blutige Revolution in einen schaurigen Totentanz verwandelte.

Graf von Forcalquier saß in seinem prunkvoll ausgestatteten Arbeitszimmer an einem Tisch und musterte die vor ihm liegenden, bunt durcheinandergeschobenen Skizzen und Zeichnungen, die Entwürfe zu Bühnendekorationen, Längs- und Querschnitte von Bühnenbildern und Darstellungen von Requisiten und Theatermaschinen enthielten.

Marquis von Balmont, der diese Zeichnungen entworfen hatte, stand

neben dem Grafen und lehnte sich über den Tisch.

Graf von Forcalquier hatte den Marquis gebeten, ihm beim Arrangement seines Festes behilflich zu sein, da er ihn als erfindungsreichen Amateur-Regisseur und gewandten Zeichner kannte und schätzte.

Der Graf hielt zwei Zeichnungen in den Händen, ließ seine Blicke zwischen den beiden hin und her gehen und verglich sie. Die eine, in Aquarell ausgeführt, zeigte als Bühnenbild einen überhöhten Parkweg von Hecken und Bäumen und weißen Marmorstatuen in lauschigen Efeunischen eingefaßt, der den Blick in perspektivischer Verkürzung in bedeutende Tiefe zog. Auf dem zweiten Blatt war dieses Bild sozusagen geometrisch zerlegt, erläutert und perspektivisch abgemessen. Der Aufbau war folgender: Parallel zur Rampe schoben sich vierreihig und paarweise bemalte Spannwände in das Bühnenfeld, die sich in der Höhe verkürzten, von Reihe zu Reihe vorglitten und den Parkweg perspektivisch einengten. Die Hinterwand schloß die Bühnenfläche ab, führte die Perspektive aber malerisch fort. — Nach diesem Schema wurden alle Bühnenbilder aufgebaut, nur daß statt der Parallel- auch eine Schrägstellung der Seitenwände in Anwendung kam.

„C'est bien, très bien, Marquis!“ begann der Graf. „Sie sind ein Tausendsassa, lieber Marquis! Sie haben, wie ich sehe, die Perspektive nicht auf einen Augenpunkt, sondern auf zwei Augenpunkte an den Seiten orientiert . . .“

„Um das Mißverhältnis der perspektivischen Verkürzung zur Größe des Schauspielers aufzuheben,“ führte der Marquis den Satz fort. „Die auf einen

\*) Aus den in Buchform erscheinenden „Theatergeschichtlichen Novellen“ des Verfassers.



Blickpunkt orientierte Perspektive verkürzt sich nach rückwärts zu rasch und gestattet den Spielern nur, ganz vorn an der Rampe zu agieren, wo die Höhe der Spinnwände in richtiger Proportion zur menschlichen Größe steht. So aber haben die Akteurs größere Bewegungsfreiheit, ohne fürchten zu müssen, die Höhe der Wände mit ihrer Gestalt zu überragen.“

Der Graf nickte. „Ich verstehe.“

„Ja, Graf, all diese Kenntnisse verdanken wir allein den Italienern. Mein Verdienst ist es nur, ihre theoretischen Darlegungen fleißig studiert zu haben. Die Italiener sind die Schöpfer der gesamten Bühnentechnik und Dekorationskunst wie sie heute besteht, und sind über die ganze Welt verbreitet.“

„Und die Babiena marschieren an der Spitze,“ bemerkte der Graf. „Der junge Giuseppe und sein Vater Ferdinando setzen ganz Wien in Erstaunen und Entzücken durch die Schönheit und Größe ihrer Szenerien.“

„Vraiment! Das junge Genie sollte man sich in Paris nicht entgehen lassen.“

Der Graf wühlte in dem Stoß von Zeichnungen.

„Das Kolorit Ihrer Bühnenbilder ist trefflich, lieber Marquis. Geben Sie, bitte, acht bei der Ausführung, daß die Maler exakt Ihre Angaben befolgen, auch die Farben genau abtönen und nicht zu schwach auftragen.“

Der Marquis trat ans Fenster und blickte auf den Schloßhof hinab, aus dem anhaltendes Hämmern und laute Rufe drangen. Maler und Zimmerleute waren eifrig beschäftigt, Kulissen zusammenzusetzen, zu bespannen und zu bemalen und größere und kleinere Maschinerien fertigzustellen, die zur Bewältigung szenischer Erfordernisse nötig waren.

„Die Arbeiten sind in gutem Fluß,“ sagte der Marquis. „Ich werde später hinuntergehen und sie prüfen. — Die

Beleuchtung der Szene,“ fuhr er fort, „geschieht durch Lampen, die auf Konsolen hinter den Kulissen angebracht werden. Ihre Leuchtkraft wird durch kleine Spiegelwände verstärkt; sie können aber auch abgeblendet werden oder durch zylindrisch umgelegte Buntgläser das Bühnenfeld verschiedenfarbig beleuchten. Doch wenn Sie gestatten, lieber Graf, entferne ich mich, um Ihrer Frau Gemahlin meine Aufwartung zu machen.“

Die Herren verabschiedeten sich.

Die beiden Komödiantentruppen waren vor wenigen Tagen eingetroffen und teils in einem Nebengebäude des Schlosses, teils im Schloß selbst einquartiert worden. Graf von Forcalquier hatte zwei Schauspielertruppen gemietet, da das Stück, das er vorbereitete, und die Ballette und Divertissements, die er zwischen einzelne Szenen einzustreuen gedachte, sehr viel Personen erforderten.

Täglich fanden Proben statt. Ein Heer von Schneidern und Friseuren war bemüht, die Kostüme und Perücken herzustellen, die der Graf den Akteuren zur Aufführung anfertigen ließ, da er Wert darauf legte, daß das Stück mit größtem Prunk und glänzendster Aufmachung in Szene ging.

Ein Leben herrschte in dem Schloß wie in einem Bienenstock.

Graf von Forcalquier leitete die Proben meist selbst und überwachte peinlich die Einstudierung der Szenen und Tänze. Das Stück hatte er selbst verfaßt.

Marquis von Balmont hatte sich rasch mit den Schauspielern angefreundet und versäumte es nicht, im Kreis dieses frohen Völkchens zu weilen und in toller Ausgelassenheit und glücklicher Sorglosigkeit die Stunden zu vertändeln, so oft ihn die Arbeiten an den szenischen Bauten freiließen, die nicht selten seine ganze Erfindungskraft und Geschicklichkeit erforderten.



Wenn Marquis von Balmont im Kreise der Schauspieler weilte, hatten sie Festzeiten; denn der Marquis war ein freigebiger Herr. Auch die schönen Actrizen konnten sich nicht über Lieblosigkeit oder Geiz des hohen Herrn beklagen. Der Marquis aber bereicherte seine Zeichenmappe mit mancher Skizze aus dem Komödiantenleben oder in jenem Genre, das nichts mit Entwürfen zu Bühnenbildern zu tun hat und unter eine besondere Rubrik gehört.

Lippen. Die Säle gleichen wogenden, dufterfüllten Blumenbeeten.

Nach den gegenseitigen Begrüßungen stand man in Gruppen zusammen, Damen und Herren getrennt, und plauderte über Kunst und Theater, über Politik und Staat, über Modeneuheiten und aktuelle Standalgeschichten, bis der Gong zum Souper rief. Die Paare ordneten sich nach den Angaben des Maître d'hôtel und schritten in den weiten, lichtüberfluteten Speisesaal.

Der Festtag war herangekommen. In den späten Nachmittagsstunden rollten die Chaisen und Karossen der Herrschaften, mit galonierten Lakaien besetzt, durch das weitgeöffnete Parktor, den breiten Fahrweg entlang in den Schloßhof. In den pompösen Salons empfingen Graf und Gräfin von Forcalquier ihre Gäste. Lichter Kerzenschein troff von goldbronzenen Armleuchtern auf die glatten, funkelnden Spiegelwände, überhauchte die kalte Pracht der Marmorpilaster mit zartem Gold und versing sich in dem Arabeskengerank der Wand- und Deckenreliefs. Wie Goldstaub legte das Flimmern sich auf die hohen, kunstvollen Frisuren der Damen, durch die sich Perleinschnüre und Brillantengehänge wanden. Glockenbreite Armolinen wippen über das glänzende Parkett, transparente Fichus hängen wie zart geäderte Falterflügel über das Rosa, Rot oder Blaußblau der Seiden. Es ist eine schillernde Farbensymphonie, wie sie nur diese Zeit gekannt hat.

Die Tafel war aufgehoben. Man begab sich in den Park.

Die Nacht war lind und weich und sommerlich warm. Den Park überspülte das blauweiße, zitternde Mondlicht, und im Zauber dieses Lichts erschien alles unwirklich, fern und gestaltlos. Die Luft war erfüllt von dem betäubenden Dufthauch trunkener Blumen und blühender Sträucher. Die Luft war erfüllt von den Lauten der Nacht. Die Nacht war hehr und weit und zauberhaft schön.

Im Geäst der Bäume hingen, die langen Parkwege entlang, bunte Lampions wie große, schillernde Leuchtkäfer, die immer kleiner wurden und fern, fern verglommen. Windlichter huschten zwischen den Hecken und Sträuchern hin.

Den Gästen, die aus dem Schloß auf die kleine Terrasse traten, die zum Park führte, bot sich ein wunderbares Nachtbild dar. Über die Parkwiese, die wie ein grün-silberner Teppich sich zu Füßen der Terrasse ausbreitete, glitten in tänzelnden Tanzrhythmen zu den leisen Klängen unsichtbarer Harfen und Geigen Schäfer und Schäferinnen im Zeitkostüm, in Reifrock und Puderperücke, mit Blumenkränzen, Getreidehalmen und Fliederzweigen geschmückt. Es war ein spielerisches Fliehen, Haschen und Fangen, voll Rhythmus und Beschwingtheit, voll Grazie und Schönheit, ein zartes Traumbild in silberner Licht-



flut, das immer weiter zurückwich und im Schattenschwarz der Bäume erlosch. Es war seltsam und traumschön wie die Nacht.

Die Paare zerstreuten sich in dem weiten Park, lustwandelten auf den bunt beleuchteten Kieswegen oder suchten die Flieder- und Geißblattläuben auf, wo man durch des Grafen Fürsorge herrliches Obst in kostbaren Schalen aus Sevresporzellan und die erlesensten Weine vorfand.

Dumpe Gongschläge schlangen durch die Nacht und kündeten den Beginn des Theaterspiels.

Die Bühne stand auf einer Wiese, von dichten, ragenden Bäumen überschattet, ein langgestreckter Bau. Oben und an den Seiten war sie offen, die Fassade von einem schweren Gobelin verhängen, in dessen Farbenpracht mythologische Gestalten eingewirkt waren. Die Bühne war erleuchtet und ließ die Konturen der Fassade glühend aus dem Schattendunkel treten.

Plaudernd und lachend nahten die Gäste von allen Seiten und traten in den lichten, langgezogenen Halbkreis, der von Lakaien gebildet wurde, die steif und unbeweglich in amaranthroten Röcken dastanden und sich in gleichen Abständen aneinanderreiheten, schwelende Fackeln in der Hand. Der grellrote Schein der Fackeln mischte sich mit dem weißen Mondlicht, zuckte irr über Sträucher und Stämme und schmiegte sich schillernd in den Samt und die Seide der Roben.

Die Damen nahmen auf zierlichen Sesseln Platz, und die Herren legten sich ihnen zu Füßen ins schwellende Gras.

Von der Bühne drang Poltern und gedämpftes Rufen herab. Graf von Forcalquier trat hinter der Bühne hervor in den Kreis seiner Gäste. Marquis von Valmont führte die Regie.

Wieder ertönten Gongschläge; der Vorhang glitt empor.

Das Stück huldigte dem angekränkelten Zeitgeschmack: aus der eigenen Welt höfischer Galanterie und gepflegter Künstlichkeit in das Idyll ländlicher Hirtenpoesie zu fliehn, der wesensfernen Welt aber den Stempel der Zeit aufzudrücken. Hirten wurden zu galanten Seigneurs und Schäferinnen zu koketten Damen. Naturwüchsigkeit und echtes Gefühl bog man in Geziertheit des Wesens und amouröse Tändelei um. Die schöne Lüge war beherrschend, hier wie dort. Die Wesen waren sich gleich auf den Brettern und vor der Bühne. Nur die Illusion und der Reiz der Idee bezauberten. Und war es dann nicht nur ein Schritt, dieses Hirtenidyll mit dem Mantel der Mythe zu umkleiden und die Götter des Olymps mit in den ländlichen Reigen zu ziehen, wie es Graf von Forcalquier tat? Paris und Juno werden heraufbeschworen auf den Höhen des Ida. Und Juno, Minerva und Venus steigen herab vom Olymp in Begleitung des Götterboten, der dem Paris den Erisapfel überreicht mit der Aufforderung, ihn der schönsten der drei Göttinnen zuzuerkennen. Eine frei erfundene, ländliche Liebesekloge wird noch in das mythische Gewebe eingewirkt, und zahlreiche Tänze durchflechten die Szenenfolge. Das Ende des Spiels krönt eine Verherrlichung der himmlischen Venus, die auf Wolkenkämmen zur Erde niederschwebt und alle Liebesirrungen löst und dem, der ihr dient und huldigt, die schönsten Frauen und die seligsten Genüsse verheißt.

Das Stück war heiter und amütig, ohne Gehalt und Affekt, die Sprache geschliffen, der Versbau fließend, klarschön der Reim, der Ausdruck gewählt bis zur Manieriertheit.

Das Stück wurde reich beklatscht, der Verfasser mit Beifall überschüttet. Nicht minder gab man seiner Bewunderung Ausdruck über die plastischen Bühnen-



bilder und die bunte Beleuchtung der Szene. Besonderes Entzücken rief die Schlußzene hervor, als Venus auf dem Wolkenbogen sich vom Olymp herabließ. Welch' riesige Maschine mit Winden und Hebeln mußte dazu erbaut worden sein, um die Darstellerin so sicher und langsam herabsinken zu lassen? Diese Maschine mußte man unbedingt in Augenschein nehmen und in der Nähe bewundern.

Und waren der Pomp und der Reichtum der Ausstattung nicht unvergleichlich? Was störte es die Menschen dieser Zeit, wenn die olympischen Göttinnen in wippenden Krinolinen und hohen

Frisuren auf gepflegten Parkwegen wandelten oder die galanten Hirten in Puderperücken und bunten Fräcken ihre Schafe hüteten! Wie man kein Verständnis für die veränderte Gefühlswelt des schlichten Landbewohners bewies, so hatte man kein Empfinden für geschichtliche Treue. Allegorien verhalfen zur Illusion: in den Reifrock der Hera wurde ein Pfau eingewirkt, Schäferinnen trugen Blumenkränze im Haar und Hirten Hirtenstäbe und Hirtenfaschen.

Venus war herabgestiegen vom Olymp und mischte sich unter die Gäste. Überdem Ende des Festes thronte sie als Herrscherin.

## An einer Rosenhecke . . .

An einer Rosenhecke lehnten zwei  
Und küßten sich in ihres Lebens Mat

Und hörten's nicht, daß hinterm Gartenzaun  
Ein Mäher kam, trug eine Sense, traun.

Sie war so scharf, so unerbtlich blank  
Und hieb im Schreiten Rosen vom Gerant.

Das Mädchen bog sich tief in Blüten rot:  
„Mit dir vereint wär selig noch der Tod.“

Und hob die Augen auf aus Rausch und Traum  
Und sah die Sense über sich im Raum

Und schrie und stieß den Liebsten rauh von sich,  
Er taumelte, empfing den Sensenstrich.

Blutstropfen perlten von der Stirn ihm sacht,  
Und Rosen glitten stumm der Sense nach.

Die Liebste wollte trocken sein Gesicht —  
Er wehrte ihr: „Du bist die Rechte nicht.“

Sie gingen still durch Sonnenschein und Blau,  
Er grüßte sie wie eine fremde Frau.

Scham brannte ihr die Stirn. Sie bat nicht mehr  
Und stand allein am Weg und weinte sehr.

Lucie Rohmer, Heilscher



# Am Grenzen des Rundfunk

Beobachtungen eines Funkspielleiters

Von Fritz Ernst Bettauer

Mit fünf Zeichnungen von Gerhard Stein

Wir brauchen es nicht einmal Neugier zu nennen, wenn man heute allenthalben der Frage begegnet: Wie wird das eigentlich im Rundfunk gemacht? Wie ist so ein Sender eingerichtet? Wie sieht der Aufnahmeraum aus? Wie kommt eine Aufführung zustande? usw.

Die Kulturhistoriker werden besser als ich wissen, wieviel tausend Jahre die Menschheit bereits Theater spielt, und doch übt der Blick hinter die Kulissen noch heute den gleichen Zauber aus wie am ersten Tage. Warum sollte es beim Rundfunk anders sein? Ganz im Gegenteil. Hier ist das Wissensbedürfnis noch erheblich stärker, weil das Wunder

größer ist, und weil das Ohr, ein dem Auge an Leistungsfähigkeit und praktischer Übung zur Zeit noch nachstehendes Organ, vorläufig noch nicht imstande ist, akustische Rätsel zu lösen.

Aus der einjährigen Praxis eines Rundfunkspielleiters sei hier die „Bergstädter“ einmal der Schleier des Geheimnisses von mancherlei Dingen gelüftet. Der Hörer empfindet — und mit Recht — den Funk als eine phantastische Erfindung, als einen unwahrscheinlichen Voten aus den Gefilden der Romantik. Mannschaft und Offiziere der Rundfunkmaschinerie fühlen sich ihrerseits als dienende Glieder beim letzten Triumph rastlosen Menschen-







kraft dieser Radiostimmung zu buchen. Und Carmen selbst? Nun, diese umfängliche Dame mit der sinnlich blühenden Stimme ist dem Ohr eine wesentlich glaubhaftere Vertreterin der Sevillianer Zigarettdreherin als dem Auge, und man kann es ihrem Partner kaum verdenken, daß er die „Blumenarie“ nicht ganz so stürmisch „hinlegt“, wie diese stark transpirierende, vor dem Mikrophon mit allem Pathos der Bühne agierende Carmen von ihm erwartet. Es ist von ihr aus nur logisch, wenn sie sich an dem nüchternen Partner durch ein paar wütende Blicke und handfeste Rippentriller rächt. Aber die Musikanten und alle Mitwirkenden im Raume haben von dieser im Original nicht vorgesehenen Nuance erheblich mehr als die Hörer, die sich nur an Bizets unsterblichen Melodien berauschen.

Ein paar andere amüsante Gegensätze zwischen Phantasie und Wirklichkeit ergab die Einstudierung von „Alt-Heidelberg“. Sie soll, wenn man dem Anerkennungsregen der Zuschriften

geistes. Es ist ein eigenartig berausches Gefühl, wenn Familie Kulicke in Gardelegen, nach einem geruhsam verzehrten Abendbrot, durch Vermittlung von fünf Paar Kopfhörern das große Liebesduett aus dem zweiten Akt von „Carmen“ hört, welches der Breslauer Sender an jenem Abend in den Äther schickt. Bei aller Achtung vor der Phantasie Kulickes und seiner Sprößlinge, wird er sich kaum vorstellen können, daß der betörend singende spanische Sergeant ein robuster ober-schlesischer Fünfsziger ist, dem eine dunkel umrandete Hornbrille beim Lesen der Partitur hilft. Diese Partitur steht vor ihm auf einem Notenpult, während er mit einem Bleistift in der Rechten den Takt schlägt. Daß er sein Jackett vorher ablegte, liegt in der Temperatur des Raumes begründet, trägt aber zur Erhöhung des Reizes seiner Persönlichkeit nur wenig bei. Auch der fehlende Kragen, der den bemerkenswerten Kropf ansatz im Leben schämig verhüllt, ist kaum als eine besondere Anziehungs-





glauben darf, ungemein stimmungsvoll gewesen sein, und das Bühnenbild, welches in diesem unwiderstehlichsten aller gutgemachten Rührstücke eine so große Rolle spielt, nahezu ersetzt haben. Und doch spielt in dieser Funkaufführung kein buntes Band, keine farbige Mütze mit, nichts von den Galauniformen der Hofkavaliere, nichts vom spiegelnden Parkett im Karlsburger Schloß, nichts auch von der romantischen Beleuchtung der Heidelberger Ruine. Im schlichten Wochentagsrock, zum Teil in Hemdsärmeln, standen etwa ein Duzend Männer und zwei Frauen um das poesielose Rechteck des Bändchen-Mikrophons herum und sprachen — allerdings nach mühevoller Vorbereitung und vorsichtiger Abtönung — ihre Rollen hinein. Die aufziehende Schloßwache wurde durch eine im Hintergrunde abrollende Gramophonplatte erschütternd realistisch glaubhaft gemacht. Beneidenswert einfache Instrumente täuschten die anrollenden Wagen der frühlichen Zecher vor. Die Meute wurde durch leistungsfähige Tierstimmenimitatoren des Ensembles ersetzt. Eine Vogelpfeife im Verein mit einem fünfmaligen Gongschlag illustrierte die Morgenstimmung bei Beginn des dritten Aktes, und seinen Salamander rieb sich Karl Heinz beim Wiedersehen im fünften Akt höchst eigenhändig.

Nun soll man aber nach diesen scherzhaften Proben nicht glauben, daß etwa die Funkregie eine einfache Sache ist, die mit billigen Hilfsmitteln und kleinem Personal die größten Aufgaben ohne weiteres bewältigen kann. Ungefähr

das Gegenteil ist der Fall! Die Membrane wertet die Geräusche oft bis zur Unkenntlichkeit um. Ein Beifallsklatschen klingt nicht wie Beifall, eine Ohrfeige nicht wie eine Ohrfeige und ein Schuß nicht wie ein Schuß. Dafür gilt es zuerst einmal andere Geräusche zu suchen und zu finden, die dem Ohr den Klang vermitteln, den es erwartet. Das ist alles andere als einfach; denn es liegt im Wesen der komplizierten Apparatur begründet, daß alle Geräusche einen metallischen Unterton haben. Man hat an vielen Stellen versucht, den Paukenschlag, der ebensowenig wie ein Schuß im Funk erkennbar ist, durch andere Geräusche zu ersetzen, und man hat bis jetzt durch energischen Anschlag tiefer Akkorde am Klavier wohl den relativ besten Ersatz gefunden. Was dem Funk nicht nur in Deutschland sondern überhaupt für die Wiedergabe dramatischer Begebenheiten vorläufig noch schmerzlich fehlt, ist ein umfangreiches akustisches Regiebuch. Aber das ist wohl in den nächsten Jahren kaum zu erwarten; denn die Entdeckungen auf diesem Gebiet sind so mühevoll, so vom Zufall abhängig und so kostbar, daß wohl jeder Funkregisseur das, was er entdeckt, zunächst mal möglichst für sich behält; und nicht jeder ist so großzügig wie ich, um der Allgemeinheit mitzuteilen, wie ich die Funkohrfeige fand, die bei der Silvesteraufführung von 1924 den starken Lacherfolg eines burlesken Schwankes besiegelte: indem ich, auf die Gefahr hin, Daumen und Zeigefinger der rechten Hand auf Monate hinaus zu verstümmeln, einen solid gearbeiteten Zeitungshalter energig auf und zuschnappen ließ. . .





# Zur Kulturgeschichte des Mai

Von Dr. Paul Martell



Wenn die Natur nach einem langen Winterschlaf zu der sehnsüchtig erwarteten, alles belebenden, Wiedergeburt schreitet, dann stehen wir im Zeichen des blüthenreichen Wonnemonats Mai, der die Zungen zum Jubeln und Fauchen und die Alten noch einmal flüchtig zur Jugend erhebt. Den ersten Mai festlich zu begehen, ist uralte deutsche Sitte, keineswegs etwa eine Schöpfung der Gegenwart. Die nordische Mythe hatte die ersten zwölf Tage des Mai als eine Festzeit der in der Walpurgisnacht vollzogenen Vermählung Wodans mit Freya erklärt, die alten Germanen schufen ihre Maifestfeier, die politisch und religiös gleich bedeutungsvoll, gewissermaßen als Anfang unserer Maispiele zu betrachten ist. Wenn auch der Landmann mit einem gewissen inneren Widerstreben den ersten Mai als Feiertag ablehnte, da der Mai landwirtschaftlich mit der arbeitsreichsten Monat ist, so hat die große Masse des Volkes dennoch an dem Mai als dem von Natur gegebenen Monat der Feste festgehalten.

In der Nacht zum ersten Mai reiten die Hexen auf Besen zum Bloßberg; wir erinnern uns hier an Goethes Faust, in dem der Dichter die meisterhafte Schilderung jenes unheimlichen Spuks der Walpurgisnacht gegeben hat. Alle Volksfeste werden von dem Troß des Aberglaubens begleitet, so auch die Maifeste. Dem unheilvollen Treiben der Hexen in der Walpurgisnacht sucht man in manchen Gegenden dadurch zu begegnen, daß man Türen und Tore der Häuser mit drei Kreuzen aus Kreide oder Kohle bemalt, die vor dem Besuch der Unglück bringenden Hexen schützen. Ähnlich sichert man das Gedeihen der Felder durch Bestecken mit grünen Zweigen, besonders mit Hollunderbüschen. Junge Burschen pflegen weitere Kämpfer gegen den Spuk der Walpurgisnacht zu sein. Stundenlanges Peitschengeknalle, Schießen und Hörnerblasen sind die hier beliebten Kampfmittel. Die Hirten blasen aus dem gleichen Grunde ihr Horn; denn soweit der Schall reicht, verliert die Hexe ihren schädlichen Einfluß. Gegen den Zauber der Walpurgisnacht gab es aber noch weitere Abwehrmittel, wie Weihwasserprengen, Glodengeläute oder Pflanzen von Blühdornzweigen.

Die Freude über die Ankunft des Wonnemonats findet in manchen Gebieten durch das Mailäuten seinen Ausdruck. In zahlreichen Rheingauorten war es vor dem Weltkriege üblich, daß im schönen Monat Mai die Kirchenglocken allabendlich eine Stunde lang läuteten. Die Dorfbewohner wechselten sich in der nicht unbeschwer-

lichen Läutearbeit untereinander ab. Leider haben viele der schönen Rheingauglocken im Weltkrieg den Weg zum Kanonengießere genommen, und damit ist auch vielfach die schöne Sitte des Mailäutens zum Erliegen gekommen. Es ist begreiflich, daß der Monat Mai als die Zeit des Naturerwachens im Liebesleben des Volkes eine wichtige Rolle spielt. Recht sinnig ist die alte Sitte, in der Maiennacht das Haus der Geliebten mit frischem Grün zu schmücken. Wohl eine zarte Andeutung auf die erhoffte Fruchtbarkeit in der kommenden Ehe.

Weit verbreitet ist der Brauch der Maifrau, unzweifelhaft auf die Sitte des altgermanischen Brautlaufes zurückzuführen. In Hessen und an der Ahr wählen sich die jungen Burschen am ersten Maitage eine Maifrau, was auch gelegentlich in Form einer Versteigerung geschieht. In Hessen nannte man diese Sitte Schnusausrufen, an der Ahr sprach man von Mailohn. Bei den im letzteren Gebiet üblichen Mädchenversteigerungen versammeln sich die Dorfburschen, sogenannte Reichjungen, am Walpurgisabend vor der Kirchthür oder unter der Linde und wählen hier einen Schultheiß, dem ein Schöffe und Schreiber beigeordnet wird. Der Schultheiß bietet sämtliche Mädchen des Ortes mit Namen nennend aus, worauf der Meistbietende den Zuschlag erhält. Der Bursche erhielt auf diese Art seine Maifrau und gleichzeitig das Recht, mit dieser während des Frühlings und des Sommers als Bevorzugter zu tanzen. Mädchen, die kein Gebot erhielten, bezeichnete man als „Bündel“ oder „Kummel“, die gewöhnlich in Bausch und Bogen an einen Burschen versteigert wurden. Auch im bairischen Volksleben ist diese Sitte anzutreffen, wie sie auch in der Schweiz nachweisbar ist. Mädchenversteigerungen im Wonnemonat Mai kennt man auch in Thüringen und in Schlesien. Daß Mädchenversteigerungen schon im zwölften Jahrhundert im Volk und bei den Rittern bekannt waren, können wir aus den überlieferten altdeutschen Liedern entnehmen. In diesen Liedern spricht man von Mailehn oder Maibraut. In manchen Gebieten fällt der Maibraut auch eine andere Aufgabe zu, hier ist sie die Führerin der Mädchen, die einen Umzug durch das Dorf halten. Auf diesen Umzügen pflegt man Lebensmittel, wie Brot, Käse und Eier zu sammeln, die dann in einem öffentlichen Gastmahl im Freien allen unter Verabfolgung von Pfingstbier zugute kommen. In manchen Orten pflegt man den ersten Maitag mit Musik gewissermaßen einzu-



holen, ähnlich wie dies vielfach mit dem Neujahrstag geschieht.

Im alten Herzogtum Berg pflegen die Rüstler am Montag den Ruckruf auf der Orgel nachzunehmen. In einigen Gebieten der Schweiz ziehen die Kinder mit reich verzierten Bäumchen Lieder singend von Haus zu Haus.

Wohl am meisten verbreitet erscheint die Sitte des Maibaumes, der gewissermaßen zum Symbol des Maimonats geworden ist. In dem Maibaum spiegelt sich die dem Deutschen seit altersher eigentümliche Liebe zum Walde wieder, der im Monat Mai sich nach dem langen Winterschlaf mit einem neuen blühenden Gewande schmückt. Der Maibaum, von den Dorfbewohnern unter Jubel und fröhlichem Gesang aus dem Wald geholt und entführt, ist der sicherste Bote des einkehrenden Frühlings, neues Leben verkündend. In manchen Gegenden schmückt man den Maibaum, meist eine Birke oder Tanne, mit Eiern, die hier das Sinnbild des keimenden Lebens, das Erwachen des Frühlings und der Natur verkörpern. Der Maibaum wurde so zum Lebensbaum der ganzen Dorfschaft. Die grünen Zweige von Birken oder Tannen sind weithin als „Maier“ bekannt. Im Rheinland verwandeln sich die Maibäume in Kirmesbäume; hier allerdings artet oft die schöne, sinnige Maifeier in ein wüstes Lärmfest aus, das wenig Erhebendes an sich trägt. Es ist vielfach üblich, den Maibaum auf dem Dorfanger aufzupflanzen, wo die Dorfjugend den Maibaum im Reigen umtanzt. In vielen Orten schmückt man die Dorfbrunnen am ersten Mai oder am ersten Sonntag im Monat Mai mit Maier, was auch im großen Umfange mit den Häusern geschieht. Die Geliebte sucht man durch das Setzen eines Maibaumes vor ihrer Tür oder vor ihrem Fenster zu ehren. Andererseits straft man Mädchen nicht einwandfreien Rufes dadurch, daß man vor deren Tür eine Schandmaier in Gestalt eines Strohmannes oder eines alten Besens aufstellt. Der große, für die Allgemeinheit aufgestellte Maibaum wird in der Regel mit bunten Bändern oder einer Fahne im Wipfel geschmückt, die beim Umtanzen von den Burschen heruntergeholt werden. Die Vermutung, daß wir im Maibaum den alten Maibaum des Mittelalters vor uns haben, unter dem man sich zum Gericht versammelte, ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Im Oberelsaß ist Maierreesele oder Maierdösch sehr beliebt. Hier zieht ein von einer singenden Kinderschar begleitetes kleines Mädchen mit einem buntgeschmückten Maier durch das Dorf. Auf der Alm treibt man das Vieh am Maierentage nicht ohne Schmuck auf die Weide. Das niederhessische Städtchen Wolfshagen feiert im Mai alljährlich ein

Kindersfest, bei welchem kleine Knaben als Zimmerleute gekleidet unter der Führung von Erwachsenen in den Wald ziehen, um die Maibäume zu holen. Bei der Rückkehr werden die kleinen Zimmerleute von der zurückgebliebenen Jugend mit großem Jubel empfangen. Es wird ein Festzug gebildet mit dem mit Maiblumen beladenen Wagen an der Spitze, der das ganze Städtchen durchzieht. Alle wichtigen öffentlichen Gebäude Kirche, Schule sowie die Häuser der ersten Bürger werden mit einem Maibaum geschmückt, wofür die Jugend Geschenke einheimst.

Wohl nicht mit Unrecht führt man die uralte Volkssitte des Maibaumes auf einen germanischen Brauch zurück. Wie Frau Holde, die germanische Kindermutter, nicht bloß in Quellen, sondern auch in Bäumen wohnt, so erinnert der Maibaum an die Esche Yggdrasil, die in den altdeutschen Irminsäulen und Roslandsäulen ihre Fortsetzung fand. Dieser Maibaum glich dem Kinderstamm, aus dem das Menschengeschlecht hervorgegangen, erstlich ein Symbol des Stammvaters Irmin. Der Maibaum wurde so zum Lebensbaum, nicht nur des einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde. So erklärt sich der Maibaum als Baumkult und als ein Bestandteil der germanischen Naturreligion, bei der die heidnische Zeremonie des feierlichen Umhauens des Baumes, sein Schmücken mit bunten Bändern und Blumen, die Heimführung, das Aufrichten und Umtanzen zu einem Fest wurde. Das Christentum war klug genug, diese den alten Germanen so sympathische heidnische Sitte nicht restlos zu nehmen, vielmehr in stiller Duldung diesen heidnischen Brauch als Volkssitte, des religiösen Charakters entkleidet, fortbestehen zu lassen. Immerhin hat es Zeiten gegeben, wo kirchliche und weltliche Behörden einen erbitterten Kampf gegen den als heidnisch verschrienen Maibaum führten. Besonders in Bayern hat dieser Kampf zeitweise groteske Formen angenommen. So verbot eine pfälzische Polizeiverordnung aus dem Jahre 1667 das Anpflanzen des Maibaumes als ein „unflätig heidnisches Ding“. Der bayerische Kurfürst Karl Theodor bedrohte den Schmuck mit Maier sowie das Mailäuten mit Prügelstrafe und Kerkerhaft. Im Gesetzeskodex Maximilians finden sich ähnliche Strafen, die erst durch König Ludwig I. aufgehoben wurden. Vermutlich waren für diese merkwürdigen Gesetze nicht nur religiöse Motive entscheidend, vielmehr erblickte man auch in dem Maibaum einen Freiheitsbaum. Die damaligen Regierungen glaubten vielfach, in dem Anpflanzen des Maibaums einen „oppositionellen Akt“ erkennen zu müssen, der dann zu diesen strengen Gegenmitteln Anlaß gab. In der blutgeschwängerten



Zeit der französischen Revolution griff das Anpflanzen von Maibäumen als Symbol der Freiheit in großem Umfange um sich, da sie auch den kommenden Geschlechtern als Erinnerungsbäume dienen sollten. In Frankreich hatte man bis zum Jahre 1792 etwa 56 000 „Bäume der Freiheit“ gepflanzt, die jedoch in der folgenden Restaurationszeit auf behördliche Anordnung sämtlich wieder niedergelegt werden mußten. Es hat damals in Deutschland an einer Nachahmung dieses französischen Revolutionsbeispiels nicht gefehlt.

Daß der Blumenmonat Mai auch zur Blumenwelt seine Beziehungen unterhält, ist selbstverständlich; als Vertreterin haben wir hier die liebliche Maiblume, mehr bekannt unter dem Namen Maiglöckchen. Die alten Germanen hatten die Maiblume der Frühlingsgöttin Ostara geweiht; das Maiglöckchen galt ihnen als eine in der Liebe glückbringende Blume; am Osterfest diente die Maiblume den Jünglingen und Jungfrauen als Schmuck.

Im Reiche der Musik hat der Wonnemonat Mai vielfältige Würdigung gefunden. Recht bekannte Volkslieder huldigen dem blütenreichen Mai, der die Sangeslust herausfordert. Das bekannte „Alles neu macht der Mai“ wurde 1829 von Adam

von Kamp, einem Lehrer in Mühlheim an der Ruhr veröffentlicht; das Lied führt den Titel „Der Mai“ und erschien in einer Sammlung „Lautenklänge“. Das bekannte „Der Mai ist gekommen“ ist eine Schöpfung des Dichters Emanuel Geibel, der das Gedicht 1835 in Bonn begann, es aber erst in Lübeck 1841 vollendete. Die Liedkomposition des von Geibel betitelten Gedichts „Wanderschaft“ stammt von Ignaz W. Lyr, der seine Liedichtung 1843 im Berliner Taschenbuch erstmalig veröffentlichte. Das viel zitierte „Komm, lieber Mai, und mache“ ist der Anfangsvers eines Liedes von Christian Adolf Overbeck, das die Überschrift „Frühchen an den Mai“ trägt. Es wurde zuerst im Pössiſchen Muſenalmanach im Jahre 1776 veröffentlicht und von Mozart komponiert; das oft erwähnte „Lieblich war die Maiennacht“ stellt den Anfangsvers des von Lenau geschaffenen Liedes „Der Postillon“ dar. So löst das Erscheinen des Monats Mai überall Freude und Jubel aus, ruft doch das Erwachen der Natur alle in Feld und Flur, zum Wald und in die Berge, den Blütenrausch nach langem Winter zu genießen. So bedeutet auch für uns der Wonnemonat Mai symbolisch die Wiedergeburt unseres Jah.



Sajcha Kronburg



# O, Anblick der Glanznacht

Von Dr. G. G. Frisinger

Mit zwei Abbildungen

Die Mahnung, die Wilhelm Raabe in seinem Roman „Die Leute aus dem Walde“ einem alten Sternforscher wiederholt in den Mund legt: „Schau auf nach den Sternen und hab acht auf die Gassen“, scheint heute etwas mehr Widerhall zu finden als vor dem Kriege. Wenn auch die Erdnähe des Mars hie und da etwas sensationell aufgemacht wurde, so hat sie doch viele Tausende in Verührung mit den großen Geheimnissen der Sternwelt gebracht. Immerhin scheint jene in den Briefen Wilhelm von Humboldts so oft ausgesprochene Anregung noch nicht genug beobachtet zu sein, sich durch Betrachtung der Wunder des Weltalls von dem irdischen Glend, wenn auch nur auf Stunden, zu befreien und dadurch neue Kräfte zu sammeln. So schreibt er gerade am 1. Weihnachtstagsfesttag vor fast genau 100 Jahren in den „Briefen an eine Freundin“:

„. . . Ein einziger Blick in die unermessliche Ferne des Sternhimmels bringt mir das mit einer inneren Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zuteil geworden ist, vor das Gefühl. . .“

Wir haben gewiß keine Zeit, uns heute mit jener Ruhe diesen großen Fragen zuzuwenden, die etwa die Romantik vor 100 Jahren aufzubringen vermochte. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß jene Zeit nach den ungeheuren Erschütterungen der Freiheitskriege als wunderbare Erholung empfunden wurde, jene Zeit, in der Klopstocks Oden einen literarischen Höhepunkt bedeuteten, wie wir ihn ähnlich heute erst noch erwarten müssen.

Eine Wiederkehr der Romantik soll hier nicht vorhergesagt werden. Der Hinweis auf eine der erhabensten Klopstockschen Oden wird aber auch dem nüchternen Menschen der Gegenwart eine Anregung sein, die ihn den Sternhimmel noch tiefer verstehen und genießen läßt, als ihm das sonst möglich ist.

„O Anblick der Glanznacht, Sternheere,  
wie erhebt ihr!

Wie entzückst du, Anschauung der herrlichen Welt!

Wie freut sich des Emporschauens zum Sternenhier,

Wer empfindet, wie gering er, und wer Gott,

Welch ein Staub er, und wer Gott, sein Gott ist!“

Klopstock vertieft die Empfindung im Hinblick auf die ewige Dauer der Welt und die wenigen Jahre, die unserem leiblichen Dasein vergönnt sind. Er bringt bis in die letzten Geheimnisse der ältesten indischen Philosophie vor, wenn er dieses „Gefühl der Entzückung“ für die letzte Stunde herbeisehnt, wo der göttliche Funke im Menschen aufsteigt, um die Vereinigung mit dem Urlicht der Welt zu suchen.

„O sei dann, Gefühl der Entzückung,  
wenn auch ich sterbe, mit mir!  
Was erschreckst du denn so, Tod, des  
Beladnen Schlaf?

O, bewölke den Genuß himmlischer Freude  
nicht mehr!“

Gewiß wird beim ersten Eindringen in die Wunder des Himmels der angehende Sternensfreund erdrückt von den ungeheueren Zahlen, mit denen der Astronom die Weltenweiten zu messen gezwungen ist. Er muß sich betrachten als den „Tropfen am Eimer“, die Erde als ein Sonnenstäubchen und sich selbst als etwas unvorstellbar Winziges der unendlichen Welt.

Und trotzdem, je tiefer er in den Wunderbau der Welt eingeweicht wird, desto mehr verläßt ihn dieses vernichtende Gefühl des eigenen Unwertes, der eigenen Bedeutungslosigkeit, desto mehr erfüllt ihn Ehrfurcht vor dem Menschengestalt, der dieses unendliche All zu erforschen imstande war, dem es gelang, mit Gedankenschnelle Fernen zu durchmessen, zu denen der geschwindeste Bote, den wir sonst kennen, das Licht, nicht Tage, nein, Jahre, Jahrhunderte, viele Jahrtausende gebraucht hat.

Die unendliche Fülle des Kosmos breitet sich am eindruckvollsten vor unserem Auge aus, wenn wir im winterlichen Himmel die herrlichen Sternbilder bewundern, die in den späten Abendstunden das Zaubergewand der Nacht schmücken. Wir erleben wieder jenes „Winter-Idyll“, das Karl Stieler mit den wundervollen Worten schildern konnte:

„Da liegt die große, stumme Sternennacht,

Und schweigend seh ich in die Himmelspracht





Ein kugelförmiger Sternhaufen,  
wie es deren sehr ähnliche über 80 am Himmel gibt

Der Lichtmilliarden, die kein Wissen  
zählt,  
Ist ew'ge Weltall und den Geist  
der Welt.

O, wie das zuckt und funkelt riesenweit,  
Wie Licht gewordenes wildes Glück  
und Leid,  
Als blitzen die Gedanken der Milli-  
onen,

Die in die Sterne schauten seit Aonen,  
Sehnsüchtig fort durch diese Ewigkeit."

Schon der Eindruck für das unbewaffnete  
Auge, das vielleicht fünftausend Sterne  
zu sehen vermag, ist überwältigend. Der  
Augenblicksreiz des Sternenlichtes läßt  
sich jedoch über seinen Eindruck auf das  
Auge hinaus mit Hilfe der photographischen

Kamera häufen. So bringen wir in die  
Geheimnisse der werdenden Welten, der  
Sternhaufen vor, die wir dann mit dem  
Rüstzeug der Mathematik genau er-  
forschen können.

Kleine, kaum erkennbare nebelige Wöl-  
chen werden mit dem Fernrohr als  
Sternhaufen, als Sternnebel, als Gas-  
nebel erkannt.

Wie oft habe ich, wenn ich einen jener  
kugelförmigen Sternhaufen Freunden  
der Himmelskunde am Fernrohr zeigte,  
den jauchzenden Ausruf der Bewunder-  
ung über diesen prachtvollen Anblick  
hören dürfen.

Wie weit mögen diese Gruppen von  
Hunderttausenden von Sonnen wohl von





Ein heller Sternhaufen (rechts) und ein chaotischer Nebel (links) im Schützen

uns entfernt sein? Diese Frage wird oft gestellt, und wir müssen zu ihrer Beantwortung ein wenig ausholen.

Wir müssen versuchen, zunächst für das Sternenreich, dem unsere Sonne angehört, einen Maßstab zu erhalten; die Welt unserer Milchstraße müssen wir kennen lernen.

Wilhelm Herschel fand zuerst den Weg, auf dem man wenigstens durch ungefähre Zeichnungen des Himmels einen Anhalt gewinnen konnte, und der vor kurzem verstorbene Hugo von Seeliger baute dieses Verfahren in mathematischem Sinne außerordentlich aus und führte uns zu den neuen Ergebnissen, die wir jetzt flüchtig zusammenfassen.

Die Abstände der Sterne von uns

sind so ungeheuer groß, daß man mit den gebräuchlichen Maßen, mit dem Kilometer, ja mit dem Halbmesser der Erdbahn, der 150 Millionen km lang ist, nicht mehr auskommt. Das Licht, das diese Strecke in 500 Sekunden oder  $8\frac{1}{4}$  Minuten zurücklegt, muß uns einen neuen Maßstab schaffen helfen. Wir wählen die Strecke als Maßeinheit, die es im Laufe eines Jahres zurücklegt, eine Strecke von  $9\frac{1}{2}$  Billionen km. Die schwere Zeit der Inflation enthebt uns hier der Schwierigkeit, die der Astronom früher in diesem Falle stets hatte, den Begriff der Billion zu erläutern und dem Leser begreiflich zu machen, wie sich das Lichtjahr mit  $9\frac{1}{2}$  Billionen km zu dem gewohnten Maß des Kilometers verhält.



Hugo von Seeliger bediente sich nun eines vom Lichtjahr abgeleiteten Maßes, der sogenannten Siriusweite, die 16,3 Lichtjahren entspricht. Unser großes Fixsternsystem, das uns wesentlich durch die Milchstraße verkörpert erscheint, hat nun nach Seeliger eine endliche Begrenzung, und zwar entspricht diese einem linsenförmigen Körper, den wir uns leicht durch zwei tiefe Teller verwirklicht denken können, die mit den Rändern aufeinander gelegt sind. Der kleinste Durchmesser also von Tellermitte zu Tellermitte beträgt nach Seeliger etwa 400 Siriusweiten oder 6—7000 Lichtjahre. Mißt man dagegen von Tellerrand zu Tellerrand den größten Durchmesser, so hat die Milchstraßenlinse dort einen Durchmesser von gegen 2000 Siriusweiten oder über 30 000 Lichtjahre. Seeliger hat auch die ungeheuer schwierige Frage zu beantworten vermocht, wieviele Sonnen in dieser gewaltigen Linse enthalten sind, wobei allerdings gewisse Grenzen hinsichtlich der Leuchtkraft derselben berücksichtigt werden mußten. So haben wir hinsichtlich ihrer Leuchtkraft zwischen einem Zweihundertstel und dem Doppelten der Leuchtkraft unserer Sonne etwa 5 Milliarden leuchtender Sterne anzunehmen.

Gewiß ist das Seeligersche Bild vom Bau des Weltalls nur ein schematisches, ein typisches; aber immerhin gibt es uns einen Anhalt, wie jene Milliarden Sonnen, die wir zunächst in chaotischer Verteilung vor uns sehen, im großen Ganzen angeordnet sein möchten.

Die kugelförmigen Sternhaufen befinden sich nur noch zum Teil im Bereich der Milchstraße, zum Teil sind es schon fast selbständige Systeme. Ihre Entfernungen sind zu 400 bis 8000 Siriusweiten oder bis zum Achtfachen des Halbmessers unserer Milchstraße ungefähr bestimmt worden.

Während die Sternhaufen dem freien

Auge als Nebel erscheinen, gelingt es mit dem Fernrohre, die größten Sterne teils einzeln zu erkennen, den „Nebel aufzulösen“. Dies ist auch mit den stärksten Hilfsmitteln nicht möglich bei den echten Nebeln, die aus leuchtendem Gas bestehen. Ein schönes Beispiel bietet der schon 1764 entdeckte „Schwannebel“ im Bilbe des Schützen. Bei Betrachtung aus größerer Entfernung tritt der von rechts nach links schwimmende Schwanz deutlich hervor. Hier haben wir einen Gasnebel wie auch bei dem schönen Orionnebel vor uns.

Unser letztes Bild vereinigt wiederum nach einer wohl gelungenen Aufnahme von J. H. Duncan einen Gasnebel mit einem Sternhaufen. Dazwischen befindet sich eine lichtverschließende Wolke, ein dunkler Nebel. Mit deren Erforschung beschäftigt sich die Astronomie von heute ganz besonders.

Noch wunderbarer sind nun jene Nebel, die zwar aus Sternen bestehen, aber nicht „aufgelöst“ werden können. Wir haben es hier zum Teil wohl mit selbständigen Weltinseln wie unsere Milchstraße zu tun. Ein solches Eiland im öden All ist wohl der große Nebel in der Andromeda, der dem unbewaffneten Auge als schmale Spindel erscheint. Man neigt heute der Auffassung zu, daß das Licht von dort erst etwa nach einer Million Jahre zu uns gelangt.

Die Größe der Welt droht unsere Fassungskraft zu überspannen. Wir bestätigen die Worte des jungen Schiller:

„Steh! Du segelst umsonst — vor dir  
Unendlichkeit!  
Steh! Du segelst umsonst — Pilger, auch  
hinter mir! —

Senke nieder,  
Adlergedank', dein Gefieder!  
Rühne Seglerin, Phantasie,  
Wirf ein mutloses Unter hier.“





# Vom Büchertisch

## Jedermanns Bücherrei.

Es gibt schon seit längerer Zeit eine Anzahl von Büchersammlungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Wissen verschiedenster Gebiete in kurzgefaßten vollstündlichen Einzeldarstellungen in weiteste Kreise zu verbreiten. Kürzlich ist nun ein neues Unternehmen dieser Art auf den Plan getreten, die „Jedermanns Bücherrei“ des Verlages Ferdinand Hirt in Breslau. Ob ein Bedürfnis hierfür vorliegt, darüber könnten von vornherein die Meinungen geteilt sein. Wenn wir aber einige der ersten Erscheinungen der Sammlung durchsehen, so läßt sich die Bedürfnisfrage doch wohl bejahen. Zunächst liegen uns mehrere Bändchen aus der Abteilung Rechts- und Staatswissenschaft vor. Hier handelt es sich um Materien, die in den letzten Jahren fast durchweg derartige Um- und Neugealtungen erfahren haben, daß eine von Grund auf neu aufgebaute Arbeit ihnen besser gerecht werden kann als die Umarbeitung einer vor den großen Umwälzungen entstandenen Schrift. Dies gilt beispielsweise für den Band „Deutsches Steuerrecht“ von Professor Dr. Ludwig Waldecker, Königsberg i. Pr. (88 S.). Die Darstellung geht von den Grundbegriffen und den geschichtlichen Grundlagen aus, um dann die gegenwärtig bestehenden Steuern, nach den Grundrissen, auf denen sie beruhen, gruppiert, abzuhandeln. Auch das „Deutsche Arbeitsrecht“ von Professor Dr. Wilhelm Groh, Gießen (116 S.) ist so ein Rechtsgebiet, das in den letzten Jahren geradezu revolutioniert worden ist und eine sehr komplizierte Gestalt erhalten hat, von der man allerdings im Zweifel sein kann, ob sie zweckmäßig ist. Das „Völkerrecht“ hat Landgerichtsrat Dr. Ernst Isay, Bonn, bearbeitet (96 S.). Der Verfasser hat Recht, daß das Völkerrecht noch nicht tot ist, wenn es auch eine Zeitlang tot zu sein schien und leicht wieder Zustände eintreten können, in denen es sich praktisch verflüchtigt. Immerhin sind gerade aus den letzten Jahren eine Reihe sehr wesentlicher völkerrechtlicher Akte zu verzeichnen. Die Schrift behandelt das Thema von allgemeinen Gesichtspunkten und zieht Einzelfälle nur zur Erläuterung heran. Aus derselben Abteilung der neuen Bücherrei ist noch zu erwähnen „Patentrecht“ von Professor Dr. Albert Osterrieth, Berlin (83 S.). Die Abteilung Sozialwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft bringt als eine ihrer ersten Erscheinungen „Wirtschaftsverfassung“ von Dr. Siegfried Ischiersky, Berlin (103 S.). Die Wirtschaftsverfassung ist „das staats- und volkswirtschaftliche Gewand, in dem sich uns ein bestimmtes Wirtschaftssystem prä-

sentiert.“ Unsere eigene Wirtschaftsverfassung befindet sich, wie der Verfasser zum Schluß bemerkt, in dem Zustande der Entwicklung. Ob der Gedanke der wirtschaftlichen Selbstverwaltung des gesamten Volkes mit einem eigenen berufsständischen Wirtschaftsparlament an der Spitze verwirklicht werden kann, steht noch dahin. In der Abteilung Erdkunde schreibt Professor Dr. Max Friederichsen, Breslau, über die ostbaltischen Länder Finnland, Estland, Lettland und Litauen, (144 S. mit 16 Karten, Plänen und 36 Bildern), ein Gebiet, das durch den Weltkrieg und die Folgezeit politisch völlig umgestaltet worden ist und hierdurch in wichtige neue Beziehungen zu uns getreten ist. Eine Darstellung von „Südamerika“ von Privatdozent Dr. Bernhard Brandt, Berlin (140 S. mit 32 Karten, Profilen und 32 Bildern) überschaut den südamerikanischen Kontinent als große Einheit, über die politischen Grenzen hinwegblickend. Die Sammlung soll sehr vielseitig ausgebaut werden. Weitere Abteilungen sind: Religionswissenschaft, Philosophie, Erziehungsweisen, Geschichte, Literaturgeschichte, bildende Kunst, Musik, Land- und Forstwirtschaft, Naturwissenschaft, Medizin, Mathematik, Technik. Jeder Band kostet in Halbleinen gebunden 2,50 Mark. Dr. H. N.

**Das schöne Heim.** Ratgeber für die Ausgestaltung und Einrichtung der Wohnung. Zweite verb. Ausgabe. Herausgegeben von Alexander Koch, Verlagsanstalt in Darmstadt.

Das Streben nach Behaglichkeit des eigenen Heims, und sei es durch die Not der Zeit noch so bescheiden, ist etwas der deutschen Hausfrau Eigentümliches und als kulturfördernd sehr zu begrüßen. Guter Geschmack, der sich, falls etwas Sinn dafür vorhanden, weiterbilden läßt, wird hierbei viel erreichen. Die Erziehung dazu ist heut auch auf unseren Schulen noch wenig entwickelt und auf Beobachtungen und Selbststudien angewiesen. Der Kochsche Verlag in Darmstadt hat in seinen „Handbüchern der neuzeitlichen Wohnungskultur“ und seinen Kunstzeitschriften im Bilde manches Anregende gebracht. Kurze Texte behandeln die verschiedensten Probleme der Innenausstattung. Von diesen Abhandlungen sind eine Reihe besonders wertvoller in dem vorliegenden Buche zusammengestellt und geben dem Leser in zwölf Kapiteln Einführung und Auskunft über das Wie und Warum des schönen Heims. Der Grundgedanke des Buches kann in die Sätze zusammengefaßt werden: „Nicht der Geldbeutel, sondern die Gesinnung der Bewohner schafft letzten Endes die künstlerischen und geschmacklichen Wert-





Johanna Vistorius:

Im Garten

Dritter photographischer Wettbewerb der Bergstadt







unterschiede zwischen den Wohnungen. Die Mittel sind ein wichtiger Faktor, aber nicht ausschlaggebende: Liebe, Geist, aufmerksame Prüfung, genaueste Überlegung schaffen erst das wahrhaft schöne Heim von vornehmer Prägung und dauerndem Wert. Als höchstes Ziel ist immer zu fordern, daß Persönlichkeit und Wohnung eine Einheit bilden, daß die Wohnung, als erweitertes Kleid und Spiegelbild der Seele, sich in ihrer Gestaltung dem Charakter des Besitzers anpaßt". Vielleicht ist Vieles in dem Buche, was der Leser schon zu wissen meint, ohne daß es ihm ganz klar geworden ist, aber gerade dieses Klarwerden verschiedener Probleme durch verschiedene Schriftsteller macht das Buch wertvoll und läßt hoffen, daß es zur Schaffung einer höheren Wohnkultur beitragen wird. Nicht einzelne besondere Leistungen dokumentieren die wirkliche Kultur eines Volkes, erst wenn die Allgemeinheit sich zu einem guten Geschmack emporgereifungen hat, kann man davon sprechen. Arch. Kurt Langer.

**Die deutsche Plastik des 15. Jahrhunderts.**  
Von Wilhelm Pinder. München, Kurt Wolff Verlag.

„Daß die „deutsche Plastik in jener Zeit“ ihr Amt als Sprache eines ganzen Volkes genial künstlerisch verwaltet hat, zeigt uns der in unserer Heimatstadt Breslau ganz besonders gekannte und hochgeschätzte Forscher an der Hand vorliegenden Werkes. Wir erfahren hier nicht nur das Wertvolle, daß die 105 rötlichen Lichtdrucktafeln — eine dankenswerte Tat der graphischen Kunstanstalt Ganymed in Berlin — repräsentativ für die Formgebung des fünfzehnten Jahrhunderts sind. Wilhelm Pinder läßt uns diese Denkmäler einer vergangenen Epoche durch die zusammenschließende Kraft seine Einfühlung auch als etwas ganz Neues und für uns Wichtiges erleben. Man muß, um ein Beispiel hiervon zu geben, den Verfasser selbst sprechen lassen. Nur ein Wort über das neue Wollen in den Madonnen jener Zeit: „Die alten Kathedralenmadonnen standen auf Sockeln — die neuen schweben in einem Erscheinungsraum. Der Geist der malerischen Bedingtheit hatte die Gestalt in sich genommen.“ Wie ist hier der Kern der Gegebenheit in schlichter Klarheit ans Licht gezogen! Oder Pinder deckt vor unsern Augen den verwickelten Raumorganismus in der deutschen Plastik um 1480 auf. Er stellt uns vor Erasmus Grassers Mariuskäntzer auf dem Münchner Rathaus. „Jede umwirbelt, von elektrischer Kraft durchzuckt, in kühnsten Kurven einen Raum, der durch die Verschlingung der Glieder erst entsteht. Der Blutkreis der inneren Kräfte ist so heftig, daß er jede vorgetriebene Form zurück-, jede links

oder rechts ausfahrende zuletzt nach der Gegenseite wie mit einem Siebe umpeißcht.“ Unser Auge bildet die Hohlräume nach, die „Form haben, und die man ausgießen könnte“ und die Pinder „kontakve Plastik“ nennt. Der Beschauer fühlt die erregende Kreisbewegung um eine unsichtbare Achse dieser grazilen Tänzer aus Holz. Der Bedruf des Autors, auch die Form jenseits des Gegenständlichen zu beachten, macht unsere Augen wissend, und auch da, wo der Text nicht besonders darauf hinweist, empfinden wir dies bewußte Spiel der Linie. Daß wir so — mittätig im Schauen — in das Buch hineingezogen werden, beruht auf dem Geheimnis der künstlerischen Gestaltungskraft des Verfassers, denn Pinder gehört zu den Wissenschaftlern, die Künstlerblut in sich haben, ja nach einem Heine-Wort „Flügeltrauschen um sich spüren“. Daher kommt es, daß dieses auf rein wissenschaftlicher Basis aufgebaute Werk sich auch für den kunstfreundlichen Laien als überaus wertvolle Schöpfung beweist. H. Heine.

**Romanische Skulptur in Deutschland (11. und 12. Jahrhundert).** Von Hermann Beenzen. Verlag Klinkhardt u. Biermann in Leipzig.

Durch Abstraktion eindringlich werden, den Kern der sich gestellten Aufgabe immer an primärer Stelle halten, das scheint strenger Wille des Verfassers bei der Aufgabe, die er sich gestellt hat, Kultur und Kunst der arte barbara e tedesca in mittelalterlicher Zeit klar zu legen. „Erst wenn die Punkte, auf die wir eine Erscheinung beziehen, uns alle gleich fern sind und wenn sie zusammen das Wesen dieser Erscheinung einigermaßen einkreisen, ist das Besondere, was wir von uns aus hineinfälschen könnten, hinreichend ausgeschaltet.“ So sagt Beenzen in der Einleitung zu seinen Erläuterungsworten für die von ihm charakterisierten Einzelwerke und Gruppendarstellungen romanischer Plastiken und hält dieses scharfe Eingestelltsein auf Objektivität bis zum Schluß seiner Ausführungen fest. Jede der in reicher Zahl beigegefügt eindrucksvollen Bildtafeln — die Druckstöcke wurden in der Kunstanstalt von Julius Klinkhardt in Leipzig hergestellt — findet eine besondere textliche Erläuterung, die Schritt um Schritt das Werbende im Reiche der Romanik kennzeichnet und den Weg dieser Kunstepoche zur Gotik hin klar zu legen sich bestrebt. Diesem vorliegenden Bande, den der Verfasser seinem Lehrer Heinrich Wölfflin gewidmet hat und der das 11. und 12. Jahrhundert behandelt, soll in Kürze ein zweiter Band folgen, der dann — wie das Vorwort uns sagt — die wichtigsten Denkmäler der spätromanischen Plastik im 13. Jahrhundert bringen wird. H. Heine.



Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. Von Friedrich Meinecke. München und Berlin. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1924. 546 S. Preis geh. 10 M., geb. in Leinen 13 M., in Halbleder 15 M.

„Staatsräson ist die Maxime staatlichen Handelns, das Bewegungsgeßetz des Staates. — Die Vernunft des Staates besteht darin, sich selbst und seine Umwelt zu erkennen und aus dieser Erkenntnis die Maxime des Handelns zu schöpfen.“ So bestimmt Meinecke das Wesen der Staatsräson. Sie ist die zeitlose Begleiterin und Führerin aller Staaten. Allen gemeinsam ist ihr Egoismus, ihr Macht- und Selbsterhaltungstrieb, das Staatsinteresse. Individuell verschieden sind dagegen die konkreten Inhalte dieses Staatsinteresses, die Maxime des Handelns zur Erreichung des allen gemeinsamen Zieles, des Wohles des Staates und der in ihm beschlossenen Volksgemeinschaft. Macht, ihre Behauptung und Erweiterung ist meist das Mittel zur Erreichung dieses Zieles. Daneben treten nun zwei andere Werte, die auch Unbedingtheit verlangen: das Moralgeseß und die Rechtsidee. So kommt der Staatsmann in schwere Konflikte. Handeln nach Machttrieb und nach sittlicher Verantwortung stehen einander oft feindlich gegenüber. Das Handeln nach Staatsräson schiebt so zwischen Licht und Finsternis andauernd hin und her. Der Staat muß also, scheint es, durch Verletzung von Sitte und Recht sündigen. Die Staatsnotwendigkeit hat eben eine ethische und elementarische Seite zugleich. Indem nun der Historiker das Verhältnis zwischen dem zeitlosen Kern der Staatsräson und ihren zeitgeschichtlich wandelbaren Auswirkungen in der Geschichte aufsucht, hat die Lehre von der Staatsräson dem modernen Historismus den Weg bahnen helfen.

Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen zeigt uns ein Gang durch die Geschichte der neueren Zeit, wie die Ideale der Staatsräson mit den Weltanschauungen und geistigen Denkweisen zusammenstoßen und welche Wirkungen diese Zusammenstöße im Laufe der Geschichte hatten. Die führenden Geister der Staatskunst wie Machiavelli, Michelieu und Friedrich der Große werden in ihrem politischen Denken und Handeln eingehend gewürdigt. Besonders an Friedrich dem Großen sehen wir, wie die ganze Geistesrichtung der Zeit auch veredelnd auf die elementare Seite der Staatsräson wirkt, wie aber die chernen Forderungen der Staatsnotwendigkeit so manche humane Anregung nicht zur Auswirkung kommen lassen. Auch die Stellung der großen Historiker wie Ranke und Treitschke zu unserem Problem ist nicht übergangen. Das Schlußkapitel „Rückblick und Gegen-

wart“ zeigt in großzügiger Weise, wie die Dreieheit Militarismus, Nationalismus und Kapitalismus den Großmächten des neunzehnten Jahrhunderts die Mittel zu ihrer Machtpolitik schuf und wie der Weltkrieg nur das letzte Glied in dieser Entwicklung war, daß also alles Gerode von Deutschlands Schuld am Weltkriege nichts weiter als bewußte Lüge ist. Jeder Geschichtsfreund wird das Buch mit Befriedigung lesen und nicht ohne reichen Gewinn aus der Hand legen. —r.

Ist Gott tot? Gott — Welt — Mensch?

Drei Kernfragen der Weltanschauung naturwissenschaftlich beleuchtet von Prof. D. Dr. F. Dönnert. Siebente Auflage. Mit dem Bilde des Verfassers. 144 S. Halle (Saale), C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler) 1922.

Jedem ersten Wahrheitsfucher und religiös Interessierten kann dies Büchlein warm empfohlen werden. Der Verfasser entrollt zunächst in kurzen Zügen ein modernes Weltbild und fragt dann, ob eine solche moderne Weltanschauung den Glauben an einen persönlichen und allmächtigen Gottesgeist ausschließt. Nicht blinder Zufall, antwortet er, sondern absichtsvoller Wille Gottes regiert die Welt. Dieser Glaube, der zwar durch Betrachtung der Natur nicht logisch zu beweisen ist, ist doch viel vernünftiger und wirkungsvoller als der Glaube an den blindwandelnden Zufall. Den wahren Gottesbeweis eben gibt uns nicht die Natur, sondern die Erfahrung des eigenen Innenlebens, die freivollende Persönlichkeit, das Bewußtsein und Innenwerden einer Kraft in uns, die uns von außen zuströmt. Diese Kraft macht uns zur selbstbewußten, sittlichen Persönlichkeit, unser Glaube an sie, die wir eben Gott nennen, wird zur sittlichen Tat. Besonders wohlthuend berührt der tiefe, sittliche Ernst, die ruhige und klare Beweisführung und die vornehme Kampfweise des Verfassers. —r.

Sineli von Schauensee. Vom kleinen Filtsh. Zwei Erzählungen von Charlotte Liocca. 1923. Druck und Verlag Röber u. Cie., Luzern. 8', 167 S. Kart. 3 M.

Je ein kindliches Genie der Tonwelt steht im Mittelpunkt der einen und der anderen Handlung: der englische Komponist und Geiger Thomas Linley (1756—78) und der siebenbürgische Pianist Carl Filtsh (1830—45). Die erste Erzählung spielt im uralten Schloßchen Schauensee bei Luzern, dann in Wien; die zweite in Paris. Dort greift der Sonnenknaue Mozart, hier das geniale Künstlerpaar Liszt und Chopin mitbestimmend in den Gang des Geschehens ein. Die Verfasserin war wohl zu bescheiden



im Vertrauen auf die eigene Kraft — sie hätte sich ruhig an die epische Vollausgestaltung der interessanten Persönlichkeit Thomas Linleys wagen dürfen. Vielleicht holt sie's nach; es wäre zu begrüßen, unter Voraussetzung einer Vermeidung allzu großer „dichterischer Freiheiten“. — Reinheit, Anmut, fesselnde Schlichtheit, Eindringlichkeit sind die Hauptzüge des schmucken Buches, das weitere Verbreitung für den Lesetisch der Familie und der vorgezeichneten Jugend beiderlei Geschlechts verdient. E. M. Hamann.

**Das Bild zu Jialowka.** Die Geschichte einer Familie von Marie Theresia Schwertner. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 8°, 162 S.

Eine in vornehmen russischen Familien- und Gesellschaftskreisen lange wirkende Deutsche, die infolge des Krieges in drückende Internierung geriet, ohne dadurch Hemmung für ihre menschenfreundliche Betätigung und weitere Bereicherung ihrer Menschen- und Weltkenntnis zu finden, hat in dieser Erzählung einen ihr idealistisch überwiesenen Auftrag darstellerisch erfüllt. Der auf Tatsächlichkeit beruhende Roman bildet eine lebhafte Veranschaulichung des ihm beigegebenen Nachwortes über die Wesensart des lektvergangenen monarchistischen Rußlands. Der epische Fluß zeigt romantischen Schimmer aus einer völlig an Thema und Stoff hingeebenen persönlichen Anteilnahme heraus. Die Phantasie der Erzählerin aber vermeidet jegliche nackte Abspiegelung, geht vielmehr den psychologischen Zusammenhängen gewissenhaft nach. Das Werkchen gehört zu den Büchern der „Spannung“, erhebt auch keinen Anspruch auf schöpferische Kunst, wohl aber auf Wahrhaftigkeit und wirkliche Kenntnis der aufgerufenen Verhältnisse. E. M. Hamann.

**Björn und Thord.** Eine Wikingergeschichte von Max Niehans mit Zeichnungen von R. R. Junghans. Verlag von U. Franke u. G. in Bern. (252 Seiten, Preis 5,80 Mark.)

In's sagenumwobene Island, dem Lande der Geysier und Schwefelquellen, führt uns dieses leidenschaftliche Buch. Der Kampf des Guten, Lichtes in all seiner bezwingenden Kraft und Schönheit gegen die heimtückische Bosheit und Schlechtigkeit des düsteren Bösewichts wird wirksam durch die geheimnisvolle Umwelt unterstrichen. Ein Kampf, bei dem wie immer das Gute unterliegt, und das Böse siegt. Unangebrachte Großmut und Treue zum gegebenen Wort muß Björn mit dem Feuertode büßen. Die lebendige Sprache des Buches, unterstützt durch prächtige plastische Zeichnungen, geht zu Herzen, und sie sichert diesem Werk weiteste Verbreitung. G. G.

Das „**Abenteurerbuch**“ von Will Kleinmann, Verlag Fredebeul u. Noenen in Essen (Preis 3,50 M.) ist ein spannender Skizzenband, der abenteuerliche Erlebnisse eines rheinischen Jungen in Amerika bringt. Die Abenteuerlust und das drängende Temperament eines ganzen Lebens haben in den kleinen Skizzen ihren Ausdruck gefunden. Handlung, nichts als Handlung enthält der Band. Hunger nach Leben und Erleben, jauchzender Tatendrang, Sehnsucht nach Ferne und Freiheit, Lust am Bagabundieren bilden den Grundakkord des Buches, das, frei von aller, aller Sentimentalität, Naturbilder von passender Wirklichkeit und Lebenstreue bietet. Das Buch scheint zur Veränderung der Schulnliteratur beachtenswert.

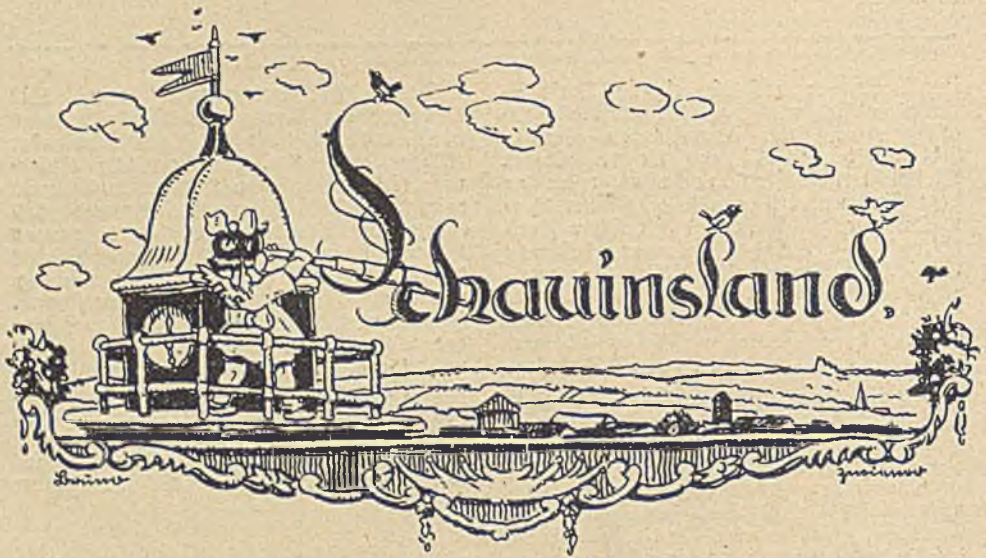
-II. Eine vorbildliche Lektüre für Kinder von zehn bis 15 Jahren ist die unter dem Titel „**Jugendland**“ erscheinende illustrierte Halbmonatsschrift von M. Spihler unter Mitwirkung guter Schriftsteller und Künstler wie M. Herbert, Frieda Schanz, Ilse Franke usw. herausgegeben (München, Verlagsanstalt Tyrolia). Märchen, Gedichte, heiter-frische Geschichten, Erzählungen, die den jugendlichen Sinn ohne jede Aufdringlichkeit auf religiös-sittliche und künstlerische Werte hinlenken, wechseln ab mit belehrenden Aufsätzen aus allen Wissensgebieten, Anweisungen für Handarbeiten und technische Betätigungen, Preisaufgaben, Rätseln, Spielen und einem Plauderwinkel für groß und klein. Die beigegebenen Bilder, Scherenschnitte, Zeichnungen usw. sind hübsch und echt kindertümlich. Doch läßt die Drucktechnische Ausstattung, vor allem auch das Papier manches zu wünschen übrig, was aber in Anbetracht des niedrigen Preises von 1,50 M. vierteljährlich nicht verwunderlich ist. Eltern, Lehrer und Erzieher seien auf diese ausgezeichnete Kinderzeitschrift besonders hingewiesen.

**Anders als die andern.** Von Emmy Gruhner. Sonnenland-Bücherei, 9. Band. Innsbruck und München, Verlagsanstalt Tyrolia. 8°, 258 S. Geb. 3 M.

Ein feines tüchtiges Buch aus der Jungmädchenwelt, das aber auch Reifere zu packen vermag. Zwei prächtig verpersonlichte Gegenätze: Stiefschwester, die eine festsche Wienerin, die andere mimosenhaft vertiefte Schlesiern, bilden den Mittelpunkt eines Geschehens- und Gestaltenkreises, der unter fesselnder örtlicher, zeitlicher, psychologischer, auch humorvoller Beleuchtung steht. Ein warm zu begrüßendes Buch, das gegebenenfalls auch in stark aufrüttelnde Tiefen bringt.

E. M. Hamann.





## Otto Lummer

Wer die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes kennt, wird wissen, daß der große Mann vielfach von der grenzenlosen Wirksamkeit der Physik und Chemie auf das Leben spricht und es beklagt, daß Gewerbe und Technik in unserem Vaterland mehr auf Überlieferung und Probieren als auf den Ergebnissen der Wissenschaft aufgebaut sind. Hierin sah er den Hauptgrund für die damalige Überlegenheit der englischen Industrie über die unsrige. Seither ist es glücklicherweise anders geworden. Bis zum Weltkrieg schritt sogar unser Vaterland in der Wechselwirkung von Forschung und Technik allen anderen Ländern voraus. Zum Beweise hierfür genügt es, an das Wirken von Werner Siemens, Abbe, Heinrich Herz, Liebig, A. W. v. Hofmann und A. von Baeyer zu erinnern. Otto Lummer in Breslau darf als ein würdiger Nachfolger dieser Männer bezeichnet werden.

Otto Lummer, der aus schlichten bürgerlichen Verhältnissen stammt, verdankt seinen Aufstieg ausschließlich der eigenen Kraft. Im Jahre 1860 geboren und schon früh von wissenschaftlichem Interesse erfüllt, hatte er das Glück, Schüler des unsterblichen Pohnholz zu werden. Dieser erkannte rasch die ungewöhnliche Begabung des jungen Mannes und zog ihn als seinen Assistenten in seine Nähe. Später war Lummer in der Technik sowie in leitenden Stellen an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt und am Patentamt tätig, bis ihm eine Berufung an die Universität Breslau als ordentlicher Professor der Physik zuteil wurde. Das gleiche Amt wurde ihm später für die Breslauer Technische Hochschule übertragen.

Lummers wissenschaftliche Leistungen betreffen vor allem die Lehre vom Licht. Hierüber hat sich sein langjähriger Mitarbeiter Prof. Dr. Erich Waegmann in der Monatschrift „Nord und Süd“ (Augustheft 1920) folgendermaßen ausgesprochen: „Einige Stichworte genügen, um vor dem geistigen Auge des Physikers eine Reihe glänzender Leistungen erstehen zu lassen. Lummersche Platte, Kurven gleicher Neigung und gleicher Dichte, Schwarzer Körper, Strahlungsmessungen, Sonnentemperatur, Interferenzspektroskopie, Lummer-Brodhunsches Photometer — fast jede dieser Überschriften bedeutet nicht eine Einzelleistung, sondern ein ganzes wissenschaftliches Programm.“ Wie für die Wissenschaft hatten diese Untersuchungen auch sämtlich für die hochentwickelte deutsche optische Industrie große Bedeutung. Im einzelnen sei noch Folgendes hinzugefügt. Von den vielen Apparaten, die Lummer konstruiert hat, dürfte der wichtigste sein Photometer sein. Es gestattet, die überaus wichtige Aufgabe, die Helligkeit einer Lichtquelle zu bestimmen, mit großer Genauigkeit zu lösen. Hieran schließen sich seine Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Helligkeit und Temperatur eines strahlenden Körpers; sie lieferten die Grundlage für die Berechnung sehr hoher Temperaturen, sogar der Sonnentemperatur. Diese wurde zu 6000° gefunden, während sie früher auf einige Hunderttausende von Gradn geschätzt worden war. In den Tageszeitungen wurde Lummers Name viel genannt, als es ihm gelang, außerordentlich hohe Wärmegrade, ja selbst die Sonnentemperatur, mit künstlichen Hilfsmitteln herzustellen. Im Zusammenhang





Otto Lummer

hiermit löste er auch eine Aufgabe, die immer für unerfüllbar gehalten worden war, nämlich reinen Kohlenstoff zu schmelzen. Hierdurch war auch ein Weg zur Darstellung künstlicher Diamanten, die ja bekanntlich Kohlenstoff in kristallisiertem Zustand sind, theoretisch gefunden.

Wilhelm Ostwald hat in seinen bekannten psychologischen Erörterungen die erfolgreichen Forscher in solche klassische und solche romantischen Temperaments unterschieden. Otto Lummer gehört zu der zweiten Art, denn sein Reichtum an Phantasie, seine Begeisterung für die Kunst, seine starke Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, schließlich insbesondere sein „intuitives Schauen in der Physik, das ihm das Resultat zeigt, ehe der wissenschaftliche Weg zur Erreichung desselben durchschritten ist“, das alles ist die Art des Romantikers. Mehr noch als in seiner Forschung tritt diese Form seines Wesens in seiner

Lehrfähigkeit hervor. In den üblichen Typus des deutschen Hochschullehrers paßt Lummer ganz und gar nicht hinein. Ein Freund von Wit und Spott verkehrt er mit seinen Studenten in kameradschaftlichster Weise. Daß er ein erfolgreicher Lehrer ist, beweisen die vielen seiner Schüler, die an Hochschulen wie höheren Schulen in seinem Sinne wirken, sowie diejenigen, die in der Technik leitende Stellen einnehmen. Sogar mancher Forscher in Amerika, Japan und sonst im Ausland hat als Student zu seinen Füßen gesessen und nennt sich noch heute mit Stolz einen Lummerschüler. Auch weiteren Kreisen seiner Volksgenossen spendet der nimmermüde Forscher in öffentlichen Vorträgen, bei denen seine ungewöhnliche Experimentierkunst besondere Triumphe feiert, gern Belehrung. Über die eigenartige Persönlichkeit von Otto Lummer, auch über seine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit — wir verdanken ihm beispielsweise das größte, augenblicklich in einer Neuaufgabe erscheinende Lehrbuch der Optik — wäre noch viel zu sagen. Doch ist hier nicht der Ort dazu. Eines aber muß noch hervorgehoben werden. Der hochverdiente Mann steht jetzt im fünfundsiechzigsten Lebensjahre, aber er ist frisch und arbeitsfreudig wie ein Jüngling. Gegewärtig gehört seine Forscherfähigkeit vor allem dem unsere Zeit bewegenden Problem der drahtlosen Übertragung der Elektrizität und überhaupt der Energie. Seine geradezu wunderbaren Versuche, an denen im großen Kreise auch der Verfasser dieser Skizze teilnehmen durfte, legen Zeugnis davon ab, daß er für Ferntelegraphie und elektrisches Fernsehen neue aussichtsvolle Wege wandelt, sowie daß er mit einer höchst sinnreichen — zunächst allerdings nur ihm allein zur Verfügung stehenden — Apparatur sich dem Ideal der verstärkten und verzerrungsfreien Wiedergabe von Musik und Sprache stark angenähert hat. Möge es ihm vergönnt sein diese bedeutsamen, für Wissenschaft und Leben gleich wichtigen Untersuchungen zu einem glücklichen Ende zu führen.

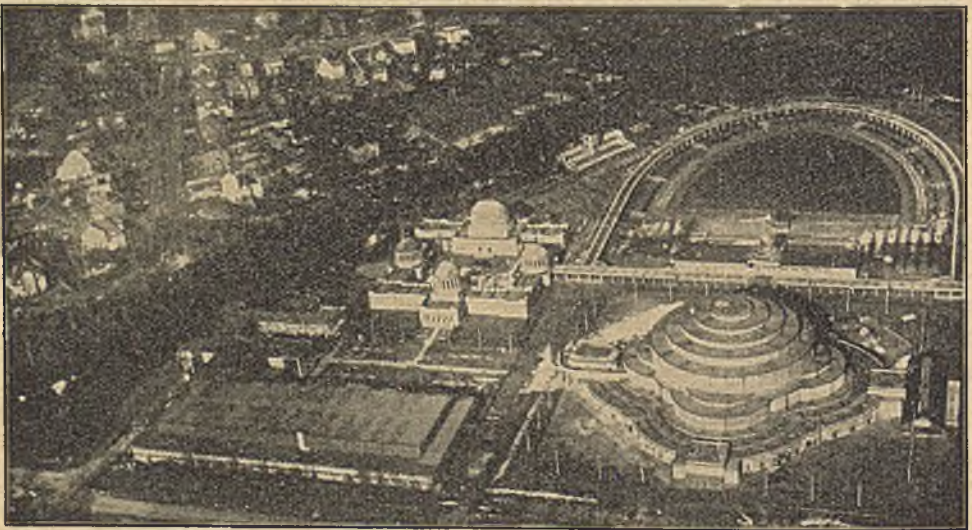
Professor Dr. Julius Schiff.



### Der neue Breslauer Messehof.

Breslau, das Bollwerk des Ostens, hat als Messfestadt eine bedeutsame Erweiterung und Bereicherung erfahren. Bisher mußten große Teile der von Jahr zu Jahr anwachsenden Messe in Notbauten oder im Freien untergebracht werden. Die gewaltige Jahrhunderthalle konnte allein den Zustrom der Aussteller nicht befriedigen. Auf dem weiten Parkgelände vor der Jahrhunderthalle, deren mächtige Kuppel in ihrer gedungenen kühnen Spannung das Stadtbild von Breslau nach Norden hin beherrscht, ist zur Frühjahrsmesse 1925 der neue Messehof gebaut und eingeweiht worden. Das Riesenausstellungsgelände hat durch ihn eine auch architektonisch wertvolle Ergänzung erhalten. Ein hohes Säulentor vermittelt den Übergang zwischen den beiden in ihrer Architektur so verschiedenen und doch so wesensverwandten Monumentalbauten. Durch sechsundzwanzig schlanke Beton Säulen, die bis zur Dachhöhe des neuen Messehofes aufstreben, geht der Blick ungehindert auf die Jahrhunderthalle, die hinter dem drei Reihen tiefen Säulengang eine ganz neue Schauwirkung hat. Ein flaches Holzdach in farbenfroher Bemalung überdeckt den Säulengang in der Höhe des Daches des Messehofes. Der Messehof selbst ist eine Riesenhalle, die 11 000 Quadratmeter Ausstellungsfläche für die Textilmesse enthält. Nicht weniger als 140 Meter ist die Halle lang und über 58 Meter breit, wovon auf den Mittelraum allein 38 Meter entfallen. Ohne störende Säulen und trennende Wände ruht das

Dach auf vierzehn Bogenträgern, die in einer ganz neuartigen, von Tischlerer ausgeführten Holzkonstruktion sich bis zu einer Höhe von vierzehn Metern hinaufschwingen. Die Bogen sind leuchtend rot bemalt. Auch die ganze Decke und die Wände der Einbauten sind überaus farbenfroh gehalten. Die Wirkung dieser Farbenfreudigkeit wird durch die Anordnung der Fenster, die bis zur Decke reichen und das volle Tageslicht hereinfluten lassen, wesentlich gesteigert. Das Riesengebäude ist selbstverständlich mit allen Bedürfnissen, die an einen Messehof gestellt werden, ausgerüstet, nicht nur für die Aussteller, sondern auch für die Besucher. Nicht weniger als sieben Ausgänge erleichtern den Verkehr und ermöglichen auch eine schnelle Noträumung der Halle. Der Messehof, der mit einem Aufwand von einer Million Goldmark errichtet worden ist, soll auch für große Konzerte hergegeben werden. Das ganze Messengelände in Breslau, wie unser Bild aus der Vogelschau es zeigt, ist nun von einer Schönheit, wie sie wenige deutsche Messfeststädte aufzuweisen haben. Der Messehof selbst, der große Festplatz vor der Jahrhunderthalle, die anschließenden Wirtschafts- und Vergnügungsbaulichkeiten mit der kühngeschwungenen Riesenpergola und dem eingebetteten See genügen allen Bedürfnissen und allen, auch den verwöhntesten Ansprüchen der Besucher. Weites Parkgelände umfließt sie im großen Bogen und gibt ihnen eine landschaftliche Umrahmung von höchstem malerischen Reiz.



Der Breslauer Messehof mit Jahrhunderthalle

Aufnahme des Aérokartographischen Instituts Breslau





### Heinrich Federer

Die Martin Bodmer-Stiftung, die vor zwei Jahren Jakob Voghart für den auch in der Bergstadt rühmend besprochenen Roman „Der Kuser in der Wüste“ mit ihrem ersten Gottfried-Keller-Preis bedachte, hat ihren diesjährigen Keller-Preis von 6000 Franken Heinrich Federer für seinen Roman „Papst und Kaiser im Dorf“ zuerkannt. Der preisgekrönte Roman, worin, so sagt die Stiftung in ihrer Begründung, Federer mit unererschöpflicher Fabulierkunst, natürlichstem Humor, guter Weisheit und Herzlichkeit die große Welt in der kleinen eines Dorfes begreift, ist als meisterliches Werk vertiefter Heimatkunst dieser großen Ehre würdig.

Die Leser der Bergstadt wird es freuen, zu hören, daß der 58-jährige Schweizer Erzähler seinen nächsten Roman der Bergstadt für den im Oktober beginnenden neuen Jahrgang in Aussicht gestellt hat.

\* \* \*

### Gedenkstein für Carl Hauptmann

Auf dem Dorffriedhof in Unter-Schreiberhau, inmitten der Welt seiner Gestalten und großen Pläne, ruht der Dichter Carl Hauptmann, dessen Geburtstag in den Mai fällt. Sein Freund Hans Poelzig, der große Monumental-Künstler unter den Architekten der Gegenwart, hat ihm hier einen eigenartigen Gedenkstein errichtet, einen Majolikablock, um den Flammen lodern. Aus den Flammen erhebt sich ein Vogel. Das Wesen Carl Hauptmanns, dieses ewig in innerlichem Feuer brennenden Künstlers, konnte wohl nicht schöner versinnbildlicht werden. Außerdem greift Poelzig in seinem Sinnbild zwei der schönsten Erzählungen von Carl Hauptmann auf, nämlich aus dem „Rübezahlbuch“ die wundervolle Schilderung, wie die alte Mutter Gottwald über dem Singen des Jubilervogels das Sterben vergißt, und aus dem Novellenbuch „Schicksal“ die tief ergreifende Erzählung „Der Südevogel“. Auf dem Grabstein stehen die Worte, die Carl Hauptmann einst nach einer alten Volkweise aufschrieb und in seinem „Tagebuch“ als Grabpruch bezeichnete:

Wohl unter den Rösslein, wohl unter dem Alee,  
Darunter verderb' ich nimmermehr!  
Denn jede Träne, die dem Auge entquillt,  
Macht, daß mein Sarg mit Blute sich füllt.  
Doch jedesmal, wenn du fröhlich bist,  
Mein Sarg voll duftender Rosen ist.





# Rätsel

## Silberrätsel.

An, au, vä, di, do, e, ei, eis, er, eu, fa, fel, gang, heit, hin, il, in, ia, to, kunst, laß, liß, lu, lu, ma, maß, mann, men, mer, nen, nis, no, ol, ons, pe, ran, ri, rh, sar, sey, se schd, sib, stop, spe, stra, stumm, su, tan, the, ti, to, tra, tru, u, vo, wald, zim.

Aus diesen 58 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Schiller ergeben, der auch für die heutige Zeit geschrieben sein könnte-

1. körperliches Gebrechen, 2. Waldart. 3. Oper von Weber, 4. neu-indische Sprache, 5. Gewerbetreibender, 6. Filmkonzern, 7. Vorname eines englischen Romanhelden, 8. Wintererscheinung, 9. Drama von Maeterlinck, 10. türkische Stadt, 11. Weltsprache, 12. biblisches Volk, 13. körperliche Ausdehnung, 14. Städtchen in Westfalen, 15. bekannter Professor der Hygiene, 16. Beobachtungsapparat, 17. Gebirge, 18. große Insel, 19. künstlerisches Gewerbe, 20. General.

## Wunderliche Wandlung.

Er stand vor Schiffen mit hohen Masten,  
Entlud und hob die schwersten Lasten.  
Doch wie ich schauend stand und sann:  
Plötzlich ein Rud, und ich hing dran!  
Im Augenblicke wuchsen ihm Flügel,  
Froh flog er über Tal und Hügel.  
Kran, ich; Kranich.

## Reise nach Süden.

Saftige Ein-zwei-drei-vier laß' uns pflücken  
Doch bevor wir die Ufer des Eins erblicken,  
Grüßen — vom südlichen Himmel erhellt —  
Zwei Städte geschwisterlich gesellt,  
Zwei-drei und ein-vier (doch Anlaut weich):  
Es nennt das Gedächtnis sie stets zugleich!

## Lösungen der Rätsel aus Heft 7

### Silberrätsel.

Auflösung: Der Liebe wie dem Tode entgeht niemand.

1. David, 2. Straße, 3. Milte, 4. Betten, 5. Insurgent, 6. Entthauptung, 7. Beige, 8. Epigraph, 9. Waterlant, 10. Zimmermann, 11. Ethj, 12. Doge, 13. Emblem, 14. Minerva, 15. Thermophlen, 16. Dryd,

### Vorjah-Rätsel.

Dohle, Eger, Reis, Saal, Etat, Gabel, Gloge, Nadel, Nanton, Dporto, Mode, Mangel, Tost, Vertrag, Dheim, Nacht, Ostern, Beule, Etage, Nerz. — Der Segen kommt von oben.

### Einfügerätsel.

Wesel — Weisel.

## Zahlenrätsel.

1, 2, 3, 4, 1 König,  
5, 6, 7, 8, 9, 9, 5 Gestalt aus Shakespeare,  
9, 10, 11, 11, 3, 9 Unerzogener Mensch,  
9, 4, 12, 8, 2, 9 Schulrequisit,  
2, 13, 8, 12, 2, Banlichkeit,  
12, 8, 14, 2, 11, 4, 8, 12 Schönheit zur Zeit  
des ersten Kaiserreichs,  
15, 7, 4, 9, 2, 12, 6, 7, 12, 5, 15 Menschen-  
freund,  
13, 8, 3, 5, 9, 3, 8, 13 Waffe,  
4, 16, 5, 9, 2, 12, 4 Gestalt aus Schillers  
Werken,  
12, 5, 13, 17, 8, 18, 8, 12 Land,  
19, 5, 20, 6, 9, 6, 4, 6, 19 Deutscher Schrift-  
steller,  
8, 11, 4, 9, 4, 8 Frauennamen,  
16, 8, 14, 7, 16 Zahl,  
16, 6, 13, 2, 21, 16, 16 Vogel,  
4, 12, 5, 6, 8, 16, 6, 4 Ort in Bulgarien,  
12, 2, 15, 5, 9, 8, 5, 12 Kaiser.

Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer beliebigen Operette eines Wiener Komponisten.

## Rätsel.

Zimmer hastet's mit r dem Tüchtigen an  
und dem Guten,  
Aber im Wort mit l wird sonderbar oft  
es verkannt.

## Kryptogramm.

Barbara, Leitung, Kiste, Hildesheim, Büro, Ager, Mietszins, Herber, Wesel, Genesis, Beistand, Zuder, Mühle, Depression, Eisen. — Den vorstehenden Wörtern sind je drei aufeinander folgende Buchstaben derart zu entnehmen, daß ihre Zusammenstellung einen Spruch aus Schillers „Lied von der Glocke“ ergibt.

## Eine Verlorene.

Taumel — Mettau.

## Rößelsprung.

## Menschheit.

Daß ich hoch im Lichte gehe,  
Müssen tausend Füße bluten,  
Tausend küssen ihre Nuten,  
Tausend fluchen ihrem Wehe;

Müssen tausend Hände weben  
Tief im Dunkel Himmelsgaben;  
Tief in Schmutz und Nacht vergraben  
Tausend ihrem Gott vergeben.

(W. Weigand).

## Rätsel.

Grifa — Afrika.



# Schach

Bearbeitet von D. Udermann.

### Aufgabe Nr. 490.

N. G. Stubbs.  
Cheß-Amateur 1925.



Matt in 2 Zügen.

### Aufgabe Nr. 491.

J. Hartong.  
3. Pr. Ndrf. Znd. Schb.



Matt in 2 Zügen.

### Lösungen.

Nr. 472 von W. v. Holzhausen (Ta8 ist schw. nicht weiß) 1. Sb5—a7.

Nr. 473 von J. N. Babson: 1. a2—a4.

Nr. 474 von R. N. R. Larsen: 1. Th5—c5. Lc2, 2. Sh8; 1...Lf3, 2. Sc7; 1... Lb3 (Tc2). 2. Lx b4+; 1... , 2. Tc4.

Nr. 475 von J. Simhovic: 1. Le7—g5, Lxg5, 2. Dh4; 1... Txg5, 2. Dh7; 1... bel., 2. Sb3+ oder 2. e3+.

Nr. 476 von E. M. Gilberg: 1. Da6—f1.

Nr. 477 von M. Dischler: 1. Dd4—g1, Txg1, 2. Sg2; 1... Tc2, 2. Dxg8+; 1... Tc8, 2. Dxh1+.

### Liste der Löser.

N. Mokros in Kolitnig: 467—477, E. Schwarzer in Hochwald, R. Gebrich in Hamburg, M. Stenger in Essen, D. Wichtig in Würzburg, E. Daum in Breslau: 472—477, F. Schäffer in Mannheim, E. Otto in Berlin, E. Schmidt in Barmen-Nr. 472, 473, 477, C. Franke in Breslau: 472.

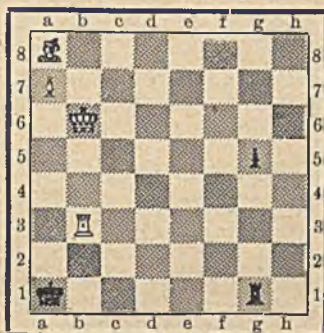
### Zu unjeren Aufgaben.

Die Aufgaben, die wir diesmal im Stellungsbild vorführen, sind einfacherer Art; Nr. 490 zeigt eine Idee, welche seit Lohb's Zeiten sehr oft, aber kaum jemals so einfach und klar bearbeitet worden ist. Der holländische Preisträger liefert den Beweis, daß es sehr wohl noch immer möglich ist, Originelles selbst auf dem Gebiete des Zweizügers zu schaffen. Die beiden Dreizüger werden denjenigen Lösern, die unjere Nr. 475 bezwungen

haben, leicht erscheinen; wir fügen daher für Freunde schwererer Kost noch zwei Dreizüger aus dem dänischen Turnier bei, welches einige recht gute Probleme unter den Preisträgern aufweist: Nr. 494 von R. N. S. Rubbel Weiß: Kh5, Db3, Lf8, g6, Sc5, h6, Bc4, c7, d2, g3; Schwarz: Kf6, Dd1, Ta7, c2, Lf1, Sa8, b6, Bc6, d3, g2, g4. Nr. 495 von M. Habel Weiß: Ka8, Db6, Td2, La3; Schwarz: Ka1, Tf3, g8, Lh8, Sb8, d8, Ba5, f7.

### Aufgabe Nr. 492.

Niels Ruthberg.  
Chemnitzer Wschach 1925.



Matt in 3 Zügen.

### Aufgabe Nr. 493.

John L. W. Billja.  
Finlands Schach 1924.



Matt in 3 Zügen.



## Schachliteratur

Die Schwalbe, monatliche Berichte über Problemschach. Fast schien es, als ob dem im Novemberheft an dieser Stelle angezeigten, jungen Unternehmen das tragische Schicksal so mancher Vorgängerin beschieden wäre; aber jetzt ist in reichlicherem Umfange und besserer Ausstattung das Heft 4 erschienen und die Herausgeber versprechen für die Zukunft kraftvolle Arbeit. Der Plan für eine umfassende Sammlung der Schachaufgaben wird entworfen und verschiedene Lösungswettbewerbe erlassen. Wir hoffen, daß die Problemzeitung nunmehr die Kinderkrankheiten überwunden hat und eine kräftige Aufwärtsentwicklung einsetzen wird.

Die Blockade. Neue Gesichtspunkte von A. Nimzowitsch. 49 S. gr. 8°, geh. 2.— M. Verlag B. Kagan, Berlin W 8, Behrenstraße 24.

Was weht doch seit ein paar Jahren für ein erfrischender Wind durch die Schachtheorie! Reti, Tartakower und hier, Nimzowitsch haben Lehrgänge und einzelne theoretische Abhandlungen erscheinen lassen, die es auf einmal wieder als einen Genuß (statt der seitherigen harten Arbeit) vor Augen führen, Schachtheorie zu treiben. Meister N. bietet in der vorliegenden Untersuchung außerordentlich interessante Gesichtspunkte für die Führung der Bauern dar. Selbst wenn man vielleicht der Blockade eines feindlichen Bauern nicht die große, von N. empfohlene Bedeutung beimißt, werden seine ungemein anziehend vorgetragenen Gedanken und die als Erläuterung gebrachten Partien befruchtend wirken.

Paul Morphy, Sammlung der von ihm gespielten Partien mit ausführlichen Erläuterungen von Geza Maroczky, 290 S. gr. 8°, geh. 8.— M., geb. 9,50 M. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin W., Genthiner Straße 10.

Daß ein umfangreiches Werk über Paul Morphy noch 75 Jahre nach dem Wirken dieses Genies eine zweite Auflage erlebt, ist ein Beweis dafür, daß sich die ureigene Natur des Schachs als eines Spieles, immer wieder siegreich durchsetzt. Wie oft ist Morphy nicht schon von den ihm folgenden Meistergenerationen als „theoretisch erlebte“ bezeichnet worden! Bestenfalls Hauptturnierklasse sollte er noch an dem Stande der modernen

Theorie gemessen sein! Und wie prächtig beweist erst neuerdings wieder der Neoromantismus, daß von einer wirklichen Ausschöpfung des Schachs noch bei weitem nicht gesprochen werden kann. Nein, Morphy verdient es, genau wie Anderssen, immer wieder, daß seine kühnen Kombinationen bewundernd nachempfunden und seine Art der Partieführung als muster-gültig studiert werden. Die Bearbeitung des mit einem Titelbilde, sieben Bildern im Text und vielen Diagrammen versehenen Buches durch Maroczky ist vor-trefflich; die Literatur ist um eine wert-volle Erscheinung bereichert.

Schach-Zunkalender für das Jahr 1925. Herausgegeben von Willibald Roese, Schachfunkleiter der Norag. 92 S. gr. 8°, geb. Verlag der Funkwerbung, Hamburg, Gr. Bleichen, Preis 1,75 M.

Schach im Rundfunk! Der rühmlich bekannte Hamburger Schachfreund W. Roese, darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem Schach einen Platz an der Sonne erobert zu haben, und der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Der sehr gefällig und dabei zweckmäßig ausgestattete Kalender dient in aus-gezeichneter Weise dem Informations-bedürfnis der Hörer, die eine unzureichende Bekanntschaft mit dem Spiel haben, aber doch den Darbietungen mit Nutzen folgen wollen. Ein kurzer Lehrgang, eine Ein-führung in das Gebiet des Zweizügers und zweckdienliche Vordrucke bilden den hauptsächlichsten Inhalt.

Schachfibel von L. Bachmann, 108 S. 8° geb. 1,50 M. Verlag C. Brügel u. Sohn, Nussbach.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser nach seinen eigenen Worten im Vorwort wie folgt gestellt hat: Die neue Schachfibel stellt einen Versuch dar, das zur Erlernung des Schachspiels unbedingt nötige Lehr-material auf einen möglichst kleinen Raum zusammenzudrängen, ohne daß dadurch die Klarheit und Übersichtlichkeit leidet, kann als wohlgelöst bezeichnet werden. Bachmann ist ein in der gesamten Schach-literatur so eminent versierter Schrift-steller, daß er auch hier ein nach Inhalt und Form bestes, abgerundetes Werk liefert. Die Ausstattung des Büchleins ist nett, der Druck klar. Das neue Lehr-buch erfüllt seinen Zweck in bester Weise und verdient Empfehlung. D. A.



# Von der Schnurrpfeifergilde

## Studentenstreich.

In Jena erzählte mir ein dort jetzt sehr angesehener Mediziner folgenden Streich aus seiner Studentenzelt:

„Unser lieber Kniff hatte sich schwer besäuft. Er war Jurist. Drei Mediziner, darunter ich, brachten Kniffen mit schwerer Mühe nach Hause. Wir versielen auf eine glorreiche Idee, besorgten das Notwendige und legten dem Ahnungslosen das linke Bein kunstgerecht in Gips. Als Kniff am nächsten Morgen wieder zu sich kam, redeten wir ihm vor, er hätte gestern Abend auf dem Heimwege den linken Unterschenkel gebrochen. Kniff erschrak furchtbar, klagte über Schmerzen im linken Bein und fragte, ob denn etwas zurückbleiben würde, was ihn in der Ausübung seines geliebten Sports behindern könnte. „Ja!“ sagte der erste, „kunstgerecht gemacht ist alles gleich worden.“ — „Ich glaube nicht, daß du lahm bleiben wirst,“ tröstete der zweite. — „Immerhin,“ seufzte der dritte, „wenn so etwas auch noch so gut gemacht wird — gestickt bleibt gestickt!“ —

Kniff war den Tränen nahe. Sein Sport, sein geliebter Sport! Sein armes, linkes Bein! Ganz hochgelagert war es ihm worden. Der ganze Körper tat ihm weh, am meisten das Herz und natürlich das linke Bein. Nichts konnte ihn trösten, nicht einmal die zahlreichen Kondolenzbesuche und Liebesgaben der Kommilitonen.

Zwei Tage und zwei Nächte lag Kniff so in Gips. Am dritten Morgen erklärten wir ihm, wir wollten ihm nun den Verband lösen, wir wollten eine ganz neu erfundene Methode an ihm ausprobieren. Kniff wehrte sich aus Leibeskräften.

„Nein, nein, nein!“ brüllte er. „Weg, ihr Stümper! Ich bin kein Versuchs-karnidel für euch. Ich will meinen Gipsverband behalten! Schurken! Ihr werdet mich völlig verderben. Weg mit euch! Der Professor soll kommen — der Chirurg!“

Es waren viele Arme notwendig, den starken Kniff festzuhalten, als ihm der Gipsverband zwangsweise gelöst wurde. Schäumend vor Wut lag er da.

Und nun wurde kommandiert:

„Maus aus dem Bette! Dreimal auf dem linken Bein um den Tisch hüpfen! Das ist die neue Methode!“

Kniff schlug um sich wie ein Nasender. Aber er wurde mit Geheul um den Tisch gezerrt, und da sein linkes Bein fabelhaft gut funktionierte, wurde Kniffen allmählich der ganze Schwindel klar.

„Ach, der gute Kniff! Er jauchzte und weinte vor Wonne, als er merkte, daß er ein ganz gesundes Bein hatte; dann aber wieder heulte er vor Wut, und die Dankesbezeugungen und Ehrentitel, die er über uns, seine guten Freunde, ausschüttete, bleiben besser ohne Erwähnung.“

## Vorsichtig.

„Wasch Dir die Hände, Heinz, Onkel Hans kommt zu Tisch!“

„Wenn er nun aber nicht kommt?“

## Am Telefon.

„Bitte, verbinden Sie mich mit meiner Frau!“

„Welche Nummer, bitte?“

„Welche Nummer? Na, glaub'n S' denn, ich bin a Tür!“

## Zwei Fabeln.\*)

### Ehestand.

Der Herr besah sein Federvieh  
Und sprach zum Hahn: „Herr Nitriti!  
Mit einer Frau in meinem Haus  
Komm' mit genauer Not ich aus,  
Du hast um dich ein Duzend Frauen —  
Schon der Gedanke macht mir Grauen.“

Der Hahn: „Es ist wohl minder schwer  
Mit zwölfen als mit einer, Herr,  
Weil die sich gegenseitig piden,  
Und so entgeht der Mann der Qual;  
Die einzelne hat keine Wahl, —  
Der bleibt nur der Gemahl zum Zwidern!“

### Zeiten.

Ein Park, weit, schimmernd, wunderbar,  
War Staat von einer Vogelschar.

Zwei Sänger saßen brüderlich  
Beisammen und berieten sich:

„Du weißt, es ist noch gar nicht lang,  
Daß sie der Drossel holden Sang  
Nicht anerkannten ganz und voll,  
Und jezo, den', ist es nicht toll,  
Jetzt sehen sie den süßen Schall  
Herab sogar der Nachtigall —  
Die Freude am Gesang vergällt  
Es völlig mir, o Vogelwelt!“

„Das wundert dich?“ hat drauf versetzt  
Der and're klug, — „das alte Leid,  
Ganz klar mir! Jede kleine Zeit  
Hat ihre Großen abgesetzt.“

\*) Oben stehende Fabeln entnehmen wir dem Buch „Hundertundeine Fabel“ von Alois Wohlmuth, das mit Zeichnungen von Olof Gulbransson geschmückt, im Verlag Parcus u. Co, München, erscheint. Wir weisen empfehlend auf das kleine Bändchen hin.



## Aus der Humormappe eines Schulleiters.

Von Rektor Hisp.

## Das Paradies.

Eine Lehrerin der Unterklasse schildert den großstädtischen Kindern die Herrlichkeit des Gartens Eden: „Da waren viele Bäume mit dicken runden Äpfeln und saftigen goldgelben Birnen, und schöne Blumen wuchsen überall“... Da unterbricht sie eine lebhaftere Kleine: „Fräulein Schneider, da war ich schon, das ist bei meinen Großeltern in Pinne!“

\* \* \*

## Zartfönnig.

Eine Lehrerin fragt in der Bibelstunde die Kleinen: „Warum schickte denn Abraham den treuen Elieser und nicht Isaak selbst, um Rebekka zu freien?“ Antwort: „Er sollte überrascht werden!“

\* \* \*

## Aus der Kriegszeit.

Aus einem Aufsatz „Die Lehren der Not“: „Wir lernen mit unserm Vorgesetzten zu frieden zu sein.“

\* \* \*

Im Januar 1917 fand ich meinen Schuldiener eifrig beschäftigt, die Tintenfässer in einem Klassenraum aufzufüllen. Da entrang sich seiner Brust die Äußerung: „Wenn bloß erst der Krieg vorüber wäre. So was von schlechter Tinte!“

\* \* \*

## Das Lebensziel.

Am zweiten Schultage zeigt eine Lehrerin den Schülern ein Bild des Hahnes, schildert seine Art und besonders seinen stolzen Gang. Eine ernst blickende Kleine mit großen klugen Augen meint: „Weshalb ist er so stolz? er wird ja doch geschlachtet!“

\* \* \*

## Ein Mißverständnis.

Das Kind erzählt: „Als Ludwig der Ältere zur Regierung kam, stürzten die Mauern ein“ (es fielen die Wenden ins Land ein,“ hatte die Lehrerin erzählt.)

\* \* \*

## Entschuldigungszettel.

Ich bitte zu entschuldigen, daß Lieschen gestern die Schule veräumte. Ihre Schwester hatte Hochzeit, wovon ihr schlecht wurde.

\* \* \*

Ich bitte Margot von der Handarbeitsstunde zu dispensieren, da meine Frau eine leichte Pilzvergiftung hat und das Bett hüten muß, wobei Margot ihr behilflich sein muß.

## Der kleine Schlauberger

Die kleinen ABC-Schützen in der Dorfschule haben die erste Religionsstunde. Der Herr Pfarrer erzählt wunderschöne Geschichten und die kleine Gesellschaft

ist voller Aufmerksamkeit. Nur einen kleinen Duben scheint die Sache nicht zu interessieren. Er nimmt plötzlich seine Schultasche, steht auf und will gehen.

Pfarrer: „Na Sepperl, was ist denn los? Wo gehst denn hin?“

Sepperl: „I geh hoam. Was du soagst, dös woaß i alles scho.“

Pfarrer: „Bleib halt no a bißl da. Vielleicht kommt doch noch was, was du net kennst.“

Sepperl: „Na, ich geh hoam.“

Trotz aller Überredungskunst des Herrn Pfarrers bleibt der Dube bei seinem: „Na, i geh hoam.“

Da greift der Herr Pfarrer in die Tasche. „Da schau her, Sepperl, ich schenk dir ein Zehnerl, wenn du da bleibst.“

Der Dube lacht, nimmt das Geld und setzt sich wieder auf seinen Platz.

Es dauert aber keine fünf Minuten, dann kommt er wieder heraus: „Da Pfarrer, hast bei Zehnerl wieder, i geh do liada hoam.“

## Kassle.

Frau Kasse geht mit ihrem kleinen Jungen früh durch den Garten, über dem noch der Tau liegt. Nach Kinderart fragt er: „Wie entsteht eigentlich Tau?“ „Ja“, sagt Frau Kasse, „wenn die Erde sich 24 Stunden dreht, dann schwißt sie!“

## Aus dem Jahre 2000.

„Na, Michel, warum so verdrießlich?“

„Ach, Herr, gestern hat's nach sechs dünnen Wochen's erstemal wieder geregnet, und mein Ader hat nichts abgetrieget, weil grad' über ihm 'n Luftschifferverein 'ne Zusammenkunft hatte.“

## Wahres Geschichtchen.

Szene: Ein Straßenbahnwagen. Es regnet, und der Wagen ist überfüllt. Zu der Ecke sitzt ein vielfach bestraffter Landstreicher und Bettler, der sich plötzlich erhebt und in galanter Weise einem älteren Herrn seinen Platz anbietet mit den Worten: „Bitte schön, Herr Richter, setzen Sie sich doch, Sie haben mich auch oft genug sitzen lassen.“

## Begriffsbestimmung.

Ein Dentist hatte — es war in Großvaters Tagen — über seiner Wohnung ein großes Schild anbringen lassen, auf dem sein Name und darunter die Worte zu lesen waren: „allergnädigst privilegiierter Dentist“. — „Was ist ein Dentist?“ fragte jemand einen andern, der dies im Vorübergehen sah. „Das ist ein Mann,“ erhielt er zur Antwort, „der anderen Leuten die Zähne ausreißt, damit er für die seinigen etwas zu beißen hat.“



# Wieland der Schmied

Eine alte deutsche Sage  
Neuerzählt von E. Lucardis

Der Morgen graute. Die Mordschlacht be-  
gann.  
Aus blassen Himmels dämmernder Helle  
wallten hernieder wie Nebelgewölke  
luftbewegte, lichte Gebilde.  
Vom Sturmwind getrieben, stoben sie erd-  
wärts  
und schwebten mitten im Schlachtengetümmel:  
auf grauen Rossen drei rasche Walküren.  
Sie schirmten mit dem Schild die zum Leben  
Bestimmten;  
auf Sterbensgeweihte doch lenkten und stießen  
sie schwirrende Speere und saufende Schwerter  
und trugen die Toten in die traumschöne Halle  
hinauf, wo sie Wotan, der Walgott, erwartet!

Verstummt war der Kampf. Starr lag das  
Schlachtfeld.  
Nun ruhten die Rösse der Jungfrau und  
rauften  
die Weiden Agarts ob Wolfengebirgen,  
mit Nebelmähnen den Rasen neugend,  
wann schweifend durch Blumen und Gräser  
sie strichen.  
In Schwanenfedern da schwebten die  
Schwestern  
nach Mittelgarts Walde, im fühlen Weiher  
die matten, glühenden Glieder zu baden.  
Allein sich wähnend, vom Laub geborgen  
schweigender Buchen, streiften sie ab  
die Flügelhemden und tauchten flutwärts.  
Sie tanzten schwimmend wie schwebend den  
Reihen  
mit schimmernden Leibern im Spiegelnden  
See.  
Drauf stiegen zum Strand sie und saßen bald  
spinnend  
in Linnengewanden am Ufer des Weihers. —  
Don starken Schritten jetzt knact es im Strauch-  
werk;  
auf sprangen jählings, erschrocken die Jung-  
frau;  
übers Glodengras hin mit weißen Füßen  
eilten in Angst sie, im Buchengebüsche  
die Flügelhemden zur Flucht sich zu holen.  
Doch welch Entsetzen! Sie waren ver-  
schwunden.  
„Ihr könnt nicht entfliehen! Wir raubten,  
ihr Frauen,  
die Federkleider!“ erklang's da von frischen,  
männlichen Stimmen. Umwandten die  
Mädchen,  
und erblickten drei blühende, stattliche  
Burche,  
die baten, sich nähernd mit fröhlichen Mienen:  
„Solgt uns zum Herd drum! Wir wollen  
euch hüten

Zum allgemeinen Verständnis des Charakters  
des Helden sei daran erinnert, daß bei den  
Heiden die Rache als Pflicht galt.

traulich und treu. Laßt euer Trachten  
nach Kampf und Morden uns kraftvoll'ren  
Männern!

Der Minne liebliches Glück soll euch lohnen.“ —

Um Schlagsinns Naßen schlang Schwanwit  
die Arme,

Dem Eigil folgt Atrun, dem Wieland Alwit.

In Wielands Schmiede saß die Schönste der  
Frauen  
und sah, wie Geschmeide und Waffen er schuf,  
so herrlich und gut, daß die Götter im  
Himmel

wohl sicherlich selber nichts Bessres besaßen.  
„Nicht kann ich schmieden,“ sprach Wieland  
bescheiden,

„aus feinstem Golde so feine Säden,  
wie dein leuchtendes, langes, lodiges Haar.  
Wie wünsch' ich zu fliegen! Doch kein Flügel-  
gewand

noch weiß ich wie dieses, das deine, zu fert'gen“  
Und er wendete hin und her in der Hand  
Das Federhemd der Schwanenfrau  
und betrachtet's lange in tiefem Sinnen.  
Und wieder verschloß er's im festen Schrein  
und schritt ins Freie und folgte dem Fluge  
der Vögel achtsam mit forschendem Auge,  
daß sie mehr als er selber vermochten, be-  
neidend. —

Sieben Winter sann Wieland und sann  
und versuchte im Stillen, wie Schwingen er  
schmiede.

Sieben Winter in heimlichem Sehnen  
saßen die Frauen aus Angarts Gefilden  
bei den irdischen Gatten; und immer größer  
wuchs ihr Sehnen und wurde zum Trachten,  
bis endlich brachen im neunten die Bande:  
Schicksalsgewaltig zersprengten die starken  
Walküren die Schreine, drin ruhten ver-  
schlossen

die Flügelgewände und brausten davon  
zur himmlischen Heimat, zum Leben in Lüften,  
zum Ritt durch die Wolken in heil'gem Beruf.  
So war es der Nornen Notwendigkeitswille.

Leer fanden die Wohnstatt, öd und verlassen  
drei wadere Schützen, wie sie kehrten vom  
Weidwerk.

Sie riefen und riefen und suchten umsonst  
in Haus und Hof, in Hag und Hain.  
Sie harrten vergebens der Gattinnen Heim-  
kehr;

fort waren die Frauen und blieben fort.  
Da zog Eigil, der Älteste der Brüder, gen Osten,  
Schlaginn gen Süden, die Frauen zu suchen.  
Wieland allein blieb einsam im Wolfstal.  
Den Aufflug belauschend und Abflug der  
Vögel,



lag er auf der Lauer oft lange Tage und schuf dann Schwingen. Und siehe, er

und stieg in die Lüfte! Doch stürzte er jählings und wäre verschmettert, hätte nicht schirmend Alvoaters Vorsicht im Fall ihn umfassen.

Und weiter wirkte Wieland am Werke, klug und emsig, unermüdet. Da wuchsen Wissen ihm und Gewandtheit, daß mehr und mehr er allmählich sich nahte des Wunsches Erfüllung, des Werkes Vollendung.

Auf stieg er mutig. — und stürzte von neuem und grubelte weiter und besserte gründlich. So wartete er, ob wiederfame Alwit, sein Weib, das wunderbar schöne. —

Nun kam die Kunde zu König Nidung, daß Wieland einsam im Wolfstal saße, wo reichsten dort seine Halle berge. Ausfuhr da Nidung des Nachts mit den Mannen.

Brillen schimmerten, wohlbeschlagen, Schilde blühten im Mondschleiflicht; — sechs starke Reiter mit rassenden Schwertern nahen Wielands Wohnung im Wolfstal. Sie schwangen sich vom Sattel; sie stiegen in den Saal,

entfachten die Sadeln und forschten umher. Dort war der Wirt. Die prachtvollsten Waffen doch funkelten hell von den Wänden der Halle;

Auch fanden Ringe, auf Schnüre gereicht, die spähenden Räuber. Sie streiften sie ab — vielhundert Stück, verschieden gestaltet — und schnürten sie alle alsbald wieder ein, bis auf einen einzigen goldenen Armring, den suchte Nidung sich ein auf der Stelle. Auch riß er ein Schwert vom Nagel herunter. Die Sadeln zu lösen befahl er den Leuten; Drauf bargen sich alle im dunklen Gebäude. Weigmüde heim kam Wieland vom Weidwerk, warf zu Boden die schwere Beute und ging zum Feuer, die Blut zu entfachen, dran bries alsbald er der Bärin Fleisch. — hoch loderte vor ihm das lodere Keijig winddärter Tannen. Wehe war Wieland, freudlos, verlassen fühlte den Wirt er.

Auf der Bärenhaut lag er, der Blut zur Seite, nahm ab die Ringe, gereicht auf die Schnur und zählte sie oftmals; einer blieb fort! Da sprach er im Herzen: „Wer' nach Hause gelehrt

heimlich die junge Gemahlin heute und hätte den Armring, ihr Eigen, genommen?“

Nachsinrend lag er, bis er sank in Schlaf. — Sein Erwachen erwachs ihm zum grimmigen Weh.

Die Hände gewahrt er in schwerer Faust, in Fesseln geschlossen sieht er die Fäuste.

„Wer magte zu bänden,“ tief er wild, „eines Königs Entel im eigenen Saal?“ Nidung fragt darüber frech:

„Wie genennet du im Wolfstal hier, Ebenhertiger, aus meinem Hort

die fürstlichen Schätze?“ — „Nichts findest du, Nidung,

allhier in der Halle an glänzendem Hort,“ lachte der Schmied, „als was selbst ich schuf und was mein eigen. Ein Armring doch

fehlte mir gestern am Abend. Mein edelstes Schwert, geschweigt aus dem, das mein Vater mir

schenkte, auch stahlst mir du! Nimung, mein Schwert, ich sehe es dort an deiner Seite!“

Da wandte sich Nidung an seine Mannen: „Tüdtich und wild scheint der Waldbewohner. Hierig und scharf wie bei giftigem Lindwurm

glänzen dem Schmied die gelblichen Augen. Zerschneidet ihm schnell die starken Sehnen am Kniegelenk; — leicht für ist ein Lahmer — und schleppt ihn mir heim. Schmieden soll er in der Felsenhöhle als Knecht mir hinfort.“ Schnell folgten die Mannen des Fürsten Befehl.

\* \* \*

Verborgen lag von Baum und Buschwerk die Höhlenschmiede, dahin geschleppt ward der lahme Gefangne. In furchtbarem Leide, in Qualen dort lag er, auf Rache sinnend.

Er schuf dem Nidung mancherlei Schätze, Kleinode und Waffen, kunstreich und wertvoll und schmiedete heimlich sich neue Schwingen. Der König nur kam und bisweilen ein Knecht, mit dem Schmied zu reden, was er schuf zu holen;

auch ward ihm Brot durch den Boten gebracht.

Gram und Groll durchwühlten dem Wieland grimmig die Brust. Inbrünstiger Haß loht' hoch ihm im Herzen. Er schlug mit dem Hammer

und sann auf Rache. — Wann er ruht auf dem Lager,

floh ihn der Schlaf; es schärftete in rastlosem Grübeln am Rachegeanken das Hirn des Schmieds, wie am Tag seine Hand

härte und schärftete und schliff an dem Stahl. Einsam umschlossen ihn Höhle und Urwald; kaum einen Menschen sah er seit Monden endloser Stille. — Da vernahm er einstmals

Hinderthürmen am Eingang der Schmiede. Zwei kleine Knaben — als Kinder Nidungs erkannt er sie gleich; denn sie glichen dem Vater —

lugten durchs Türloch der tiefen Höhle und schauten zu dem Schmied bei der Arbeit.

Köstliche Waffen lohten die Knaben. Sie traten herein und lehn eine Truhe.

„Hole den Schlüssel und zeige die Schätze!“ baten sie eifrig. Aufstap Wieland.

Da glänzten und glänzten manch' goldenes Halsband,

Armringe gleich Schlangen, Becket und Sphalen;

alles erdimmert von edelsten Strimen. „Wir kommen wieder!“ frosplozten die Knaben.



„Kommt wieder,“ sprach Wieland, „doch  
wisset: allein!  
Sagt's nicht den Mägden, sagt's nicht den  
Männern,  
sagt's keinem Menschen, daß in meiner Höhle  
ihr heute ward. Dann will ich euch schenken  
zwei Schwerlein und Schildchen mit schönen  
Beschlagen  
und Kettlein und Ringe von rötlichem Gold.“  
Sortsprangen die Büblein. Der Schmied  
stand sinnend:

„Daß ein tüchtiger Mann zu zeugen vermochte  
so holde Sprossen! Heftiger Schmerz  
wird den Neiding treffen, weiß bei den Toten  
er die frischen beiden fröhlichen Buben.“  
Ob nun die erwünschteste Rache auch winkte,  
ward Wieland nicht wohlher. Qual kam nach  
Qualen.

Auf sah er sich tun in Gedanken den Dedel  
der verderblichen Kiste, schaute die Kinder  
ahnungslos eifrig in die Öffnung stecken  
die lodigen Köpfschen. Sallen jetzt lieh er,  
niederschmettern den schweren Dedel  
auf die zarten Häupter. — Heiß war sein  
Zorn erst;

doch kaltes Grausen ergriff ihn nun schauernd.  
Grimmiger, heftiger Schwang er den Hammer.

\* \* \*

Der Kinder' harrt er am kommenden Morgen.  
Schwer wie sein Hammer schlug ihm das Herz.  
Jetzt hörte er Schritte der Schmiede sich nahen.  
So klingt nicht das Trappeln kindlicher Füße;  
so rauscht durch die Wildnis ein weiblich Ge-  
wand.

Schlang stand im Eingang ein edeles Mädchen;  
schüchtern = zögernd naht' sie dem Schmied.  
Der kam ihr auf Krüden mißtrauisch entgegen.  
Jetzt schien ihm ins Antlitz das Licht vom Ein-  
gang;

da erschraf die Jungfrau: aus Schmerz durch-  
grabenen,

bleichen Zügen blickte der Schmied,  
wie gramverjuncten sahen die Augen  
aus tiefen Höhlen totwehe hervor.  
Ihr Auge strich ihm über das Antlitz  
und blieb dann haften in seinem Blick.

„Was ist der Grund deines großen Grams?“  
frug ihr Auge, drin unwillkürlich  
Mitleid aufquoll, unendliches Mitleid,  
der Liebe zärtliches Zwillingesgefühl.  
Da leuchteten warm wie lauterer Gold  
Wielands Augen unter dem Kuß  
ihres Blickes auf. Seiner Absicht vergaß er,  
seiner grimmen Gedanken, er vergaß seines  
Grolls.

„Badhild bin ich,“ begann die Jungfrau,  
„Nidungs Tochter. Niemand darf wissen,  
daß ich zu dir kam, kundiger Schmied.  
Mir zerbrach mein Armring, da ich achlos ihn  
abzog,

bess're den Schaden, ich bitte dich, Schmied.“  
„Nidungs Tochter!“ Ein Taumel benahm fast  
dem Wieland die Sinne. Verworren wurden  
ihm Minne und Haß. Wie ein Netz umstrickte  
ihm heilige Scheu ein heftiges Fühlen.

Im Widerstreit stand er, die Blide am Boden,  
doch saßt' er sich rasch und betrachtet' den Ring.  
Alwits, seiner schönen Frauen, Eigen  
erkannt' er, den Ring, den die frechen Räuber  
von der Basschnur nahmen in mondhellere  
Nacht.

„Sei ohne Sorge; daß niemand ihn sieht,  
so heil' ich den Schaden dir schnell über Nacht.  
Komm selber — so rat ich — dir holen den Ring;  
denn besser sind eigne als Botenfüße,“  
sprach ruhig der Schmied und rückt' einen  
Sessel;

„weit war dein Weg, so ruhe ein wenig.“  
Nieder saß da im Sessel Badhild;  
fragend sah sie in Wielands Gesicht;  
er auch forschte in ihrem Antlitz.  
Da errötete Badhild und senkte den Blick.

„Wisse, Mädchen,“ begann jetzt der Mann,  
auf dem Schemel sitzend, dem Amboß zur  
Seite,

„du bist nicht fremd mir; ich kannte dich früher.  
Oft sah ich dich springen durch Nidungs Saal,  
daß die schlafenen Loden dir flogen im Wind.  
Du reichtest damals zum Rande des Tisches  
verlangend noch taum mit den roten Lippen;  
eine sinnige Jungfrau im Jugendlenze,  
so wie du jetzt bist, doch war deine Schwester,  
die Tochter der früheren Frau deines Vaters.  
Was ward aus Mechtild? Wen nahm sie zum  
Manne?“

„Der Tod trat zu ihr, trug sie auf sein Roß  
und ritt zur Hochzeit nach helas Reich,“  
sprach Badhild dumpf, das Köpfschen gebeugt.  
Bestürzt schwieg Wieland. Dann, schüchtern  
sagt, bat er:

„Melde mir mehr noch von Mechtilds Geschick.“  
Von Siedtum und Krankheit bekam er die  
Kunde.

Das heisere, Rauhe gewaltsam beherrschend,  
das sich um die Stimme verschleiernd ihm  
legte

und freier sich sprechend, drauf forschte er  
weiter:

„Wie verfliehet die Zeit jetzt im Fürstenhofe?  
Was tust und treibst du den langen Tag?“

„Gleichmäßig verfließen die Monde am Hofe,  
bringt nicht ein Thing uns Wechsel der Tage.  
Lang kam kein Sängler, uns Kunde zu sagen  
von Fehde und Kampf in fremden Gauen.  
Auf Jagd geht täglich jetzt der Vater  
und mit ihm die Mannen; die Mutter muß  
weben.

Was ich selber tue den langen Tag?  
Ei, morgens begieß ich die Blumen im Garten  
und füttere die Tauben, die flattern im Hof,  
Dann muß bei der Mutter bis Mittag ich spin-  
nen.

Zu weben auch lehrte sie mich schon ein wenig.  
Nach Tische darf mit den Brüdern ich tollen.  
Du glaubst nicht, Wieland, wie wild sie sind!  
Sie sind noch klein; doch können sie sicher  
im Unverstand mit Speeren und Stöcken  
mördrißch verleben ein Menschenleben!  
Leidig drum heiß ich's oie Wildfänge hüten;  
man muß oft gewaltsam sich ihrer erwehren.  
Doch hab ich sie lieb. Die hurtigsten Helden



werden — ich weiß — aus den wildesten Buben.  
Denke dir, Wieland, so dacht an der Wange  
slog kürzlich vorüber mir Arnfrieds Ger,  
daß das Ohr er mir streifte! Hier schaust du  
die Schramme;  
und fest an der Spitze des Speeres sahn wir  
nachher einen Busch meines haares hängen!  
Sie lachte lustig. Da lächelte Wieland  
gequält ein wenig. Bessommen war ihm.  
Er schwieg eine Weile. Weiter dann frug er,  
unvermittelt von andrem beginnend:

„Sage mir, Badhild, kannst du auch singen?“  
Nieder schlug das Mädchen die Lider —  
und schelmisch sie hebend, begann sie ver-  
schämt:

„Wie die Vögel singen, so singe auch ich;  
Wem mein Sang nicht gefällt, der soll ihn nur  
fliehn.“

Doch ein wenig auch lern' ich das Singen.  
Mein Lehrer  
war Sebald, der Sänger. Ein Saitenspiel  
schlag ich —  
es ist keine Harfe — man hält's auf dem Schoß  
nur,  
das Lied zu begleiten. Auch lern' ich die  
Stäbe...“

„Auch Runen riken?“ fiel in die Rede  
ihr lebhaft Wieland, „so kannst du auch lesen?  
So sage mir, Badhild, was siehst du hier drinnen  
für Runen geritzt im zerbrochenen Ringe?  
Ein Wort steht innen, dem goldenen Wurm  
auf dem glatten Bauch.“ Und er bog  
auseinander

das schuppige Goldband in Schlangengestalt,  
dran mit offenem Rachen und roten Augen  
ein Drachenhaupt saß. „Da drinnen sehn  
Runen?“

rief Badhild erstaunt; „nie verriet mir's der  
Ring!“

„Minne,“ las sie und mied die Augen  
des neckisch herniederlächelnden Mannes.  
Sie gewahrte dennoch, daß verwandelt schien  
der grimmige Schmied. Sanft war durch-  
schimmert

von Rot sein Antlitz, sein Auge glänzte;  
um Jahre jünger erschien er der Jungfrau,  
als da sie soeben zuerst ihn geschaut.  
Sie erhob sich hastig: „Heim muß ich eilen;  
ich hole den Armring mir übermorgen,“  
sprach sie mit schnellen Schlägen des Herzens,  
bot Lebewohl und war verschwunden.  
„Verjagen nur werde ich ganz mir die Jung-  
frau,

verrate ich Toller, daß mich Minne betört.  
Wie könnte auch lieben solch junges Kind  
einen lahmen, alten, elenden Krüppel.“  
Und heftig faßt in die Faust er den Hammer  
und schlug auf den Stahl, daß dröhnend erscholl  
der Widerhall in der Selsenhöhle.

Badhild doch schritt befangen und bang.  
Aufdrangen die Tränen ihr in die Augen,  
bis zum Halse fühlte sie schlagen das Herz.  
„In der Höhle verlassen, leidend, gelähmt  
der hohe Wieland! Zum Helden und Weisen  
wie kunstgewandtesten Wunderschmiede

hatten die Götter begabt den Hefren!  
Wie durften so grausam die Nornen ihm  
grollen?

Wie kam er hierher in heilloser Knechtschaft?  
Man tat ihm Übles! Wohl sing den Edlen  
raublüstern mein Vater in fernem Landen.“  
Da hob die Brust ihr heftiges Schluchzen.  
Niedersant sie im Moose des Waldes  
und saß dort weinend und sinnend lange.

Auf anderem Wege zu Wielands Schmiede  
doch kamen Baldhilds Brüder gelaufen.  
Stille stand dem Schmied fast das Herz,  
wie herein sie stürmten, freudeerregt,  
wie in vollem Vertrauen sie dicht zu ihm traten,  
gespannt gewärtig der Wundergaben.  
Aufschloß die Truhe wie im Traume der  
Schmied;

dicht dran mit den Köpfchen drängten die  
Kinder.

„Da habt ihr ein Halsband! Und hier ein  
zweites!  
Da Armringe auch von echtem Gold.  
Die kleinen Schwerter soll ich noch schmieden.“

„Du versprachst uns auch Schilde,“ schmollte  
jetzt Arnfried.

„Bringt aus dem Busche mir Reissig herbei,  
auch Tannenzapfen, im Tragkorb gesammelt,  
so will ich schmieden inzwischen die Schwertlein.“  
„Und die Schildchen auch?“ ermahnte Klein-  
Odo;

da nickte Wieland. Nidungs Knaben  
doch sprangen zufrieden und fröhlich davon. —  
„Von Mühe befreit mich der Bär, der sie frißt,“  
brummte Wieland. Drauf wirklich zu schmieden  
begann er zwei stumpfe Kinderschwerter;  
zwei kleine Schilde klopfte zurecht er. —  
Ausbesserte er den zerbrochenen Armring.  
Noch kehrten nicht wieder zur Höhle die  
Knaben;

beforgt nach ihnen sah aus jetzt der Schmied.  
Drauf ärgerlich lacht' er der eigenen Angst.

„Stecht sie, Bären,“ brummte er grimmig,  
„daß Rache werde endlich dem Wieland!“

Da kamen schmutzig mit schwarzen Händchen  
und blauen Mündern vom Beeren-schmause  
Die Büblein zurück; sie schleppten Reissig  
und trugen im Korbe Tannenzapfen.

Vor holte sogleich seine Gaben der Schmied.  
Drauf molk er die Ziegen, bot Milch den  
Kindern

und dunkles Brot. „Heut dürft ihr nicht heim  
mehr.“

sprach er, „schon dämmert's im dichten Walde;  
ihr findet den Weg nicht. — Hört ihr die  
Wölfe?“

Bald schlummerten friedlich in der Höhlen-  
schmiede,

zur Seite die Schwertlein und niedlichen Schilde,  
Nidungs Söhne. Nachsinnend schaute  
in der Schlafenden Züge lange der Schmied.  
„Unschuld'g sind sie,“ sprach endlich er seufzend,  
„zu anderer Rache bereite dich, Wieland.“



Zur Mutter begehrt am Morgen die Kinder.  
„Wartet ein wenig, so will ich euch schmieden  
zwei schimmernde Helme mit stolzen Schwin-  
gen.“

lockte der Schmied; da ließen die Büblein  
zu bleiben sich gar zu gerne verleiten.  
Ihrer Köpfe Maß nun nahm er genau  
und begann alsbald aus bestem Silber  
ein Etwas zu schmieden von grauser Gestalt.  
Ein Gefäß, als Becher zu brauchen, ward es;  
einem Totenschädel erschien es gleich;  
doch wo leer sonst starren, vom Leben ver-

lassen,  
die Höhlen der Augen, fügte er ein  
edele Steine, die strahlten gar eigen.  
Zwei solcher Gefäße fertigte Wieland.  
Drauf hämmert' er hurtig für die Buben die  
Helme

und verschloß, was er schuf, im Schrein an  
der Wand.

Die ihm unlängst gelangen in einsamer Arbeit,  
die mächtigen Schwingen jetzt holte der  
Schmied.

Wie viele schon hatte zuvor er verworfen,  
auf die er einst sehndende Hoffnung gesetzt!  
Straffer und straffer hatten stets sich  
die Züge gespannt des Aufwärtsstrebens,  
schärfer immer spähte sein Blic,  
daß vogelähnlich sein Antlitz fast wurde.  
Mut braucht der Mann in mordender Feld-

schlacht,  
harte Übung, Ausdauer und Kraft;  
nicht wen'ger bedurfte sie Wielands Werk.  
Erreicht war das Ziel nun; ruhig durchzog er  
der Lüfte Geträufel, dem Königsaar gleich,  
sturmsicher, sieghaft, der Sonne entgegen.  
„Spielt hier bei der Höhle, gehorsam mein  
harend,

bis heim ich komm' von der Fahrt durch die  
Himmel,

dann sollt ihr erhalten die hübschen Helme,  
so wandte an Nidungs Söhne sich Wieland,  
legt' an seine Schwingen und stieg in die Luft.  
Über die Höhle, drin in Haß er gehaust,  
über die Wipfel des Walds und die Höhen  
der Berge schwebt' er in blauem Himmel.

Unter sich liegen sah er die Erde.  
Wie klein kam ihm vor das Felsengeklüft,  
das zuvor ihn umschloß! Frei schwebt' er dahin.  
„Wie winzig,“ so dacht er, „würd' Wieland mit  
scheinen,

der so wichtig sich dünkte in Weh und Mut,  
schaut' ich da unten Rache ihn schmieden!  
Mit geringer Buße um Badhilds willen  
und der niedlichen Buben, Nidung, nun bin ich  
am Ende zufrieden. Freiheit erwarb ich!  
Verachtet wird von den Söhnen der Erde,  
wer der Rache vergißt. Was geht mich das an?  
Ich schwebte ja über der ärmlichen Erde.“

Jetzt glitt er hoch über Nidungs Gehöft.  
Im Garten, weinend, sahe wandeln  
er Badhild, die Maid, an der Seite der Mutter,  
die schluchzend das Haupt im Schleier verbarg.  
Tröstend umschlang mit dem Arm sie die  
Tochter.

„Sie weinen — ich weiß es —“ dachte Wieland,

„um die Söhnlein, die Brüder, die sicher tot  
sie wähen müssen. Mich dauert ihr Weh.  
Die Frauen erlöste ich gerne vom Leide.“  
Aus dem Tor der Halle jetzt trat König Nidung.  
Mit vergrämtem Antlitz, bleich und ver-  
ängstigt,

spähte er aus nach allen Seiten.  
Vom Walde her naheten der Männer ihm fünf.  
Wieland wußte: das waren Boten,  
ausgesandt um die Kinder zu suchen.  
Einer zuckte zögernd die Achsel, —  
ohne Kundschaft kamen sie wieder.  
Da sandte Nidung sie nochmals von dannen.  
Niemand gewahrte in den Wolken den Wie-

land;  
denn lautloser flog er als irgend ein Vogel.  
Nun wandte er rückwärts sich rasch zur Höhle;  
dort standen die Knaben und starren zum  
Himmel.

Der Flugkraftgewalt'ge glitt gegen den Wind;  
er stieß zur Erde durchs Ästegestrüpp,  
stand alsbald vor den staunenden Kindern  
und wies erklärend die Wunderschwingen.  
Dann holt' er die Helme. Heiter sprach Wie-

land,  
noch froher gestimmt durch die Freude der  
Kinder:

„Wildpret jetzt brat ich knusprig, und weich;  
mein Mahl müßt ihr teilen.“ Das taten sie  
gern.

Hinzuhalten bei sich in der Höhle  
noch wußte bis abends er wieder die Büblein  
und ebenso noch bis zum anderen Morgen.  
Am frühen Nachmittag verwies er sie fröhlich  
zu Tand und Gold in den hinteren Teil  
der weiten Höhle. Eine hölzerne Wand  
trennte die Räume. Ruhe gebot er,  
Mäuschenstille und schloß das Pörtlein;  
denn Badhildens harnte er heute.

Wie lauschte Wieland, wie lugte er aus,  
ob nahen er hört' oder sähe die Maid!  
Sein Hammer ruhte, er selbst doch war rastlos.  
Endlich verriet sich ersehntes Geräusch.

Da durchschimmerte rosig der Freude Schein  
dem Schmied das Antlitz; sein Auge glänzte.  
Blutübergossen, bange zögernd,  
stand Badhild im offenen Eingang der Höhle.  
„Du holst deinen Armring; hier ist er, nun  
heil,“

sprach Wieland und reichte der Jungfrau den  
Ring;

„meiner Frau war er eigen; dein Vater nahm  
ihn.“

Nun schent ich dir, Mädchen, den schimmern-  
den Reif.“

Erstrocken stand Badhild, unentschlossen  
und blickte in Wielands bittende Augen.  
Dann nahm sie die Gabe. Glücklich war Wie-

land,  
wie sie schlang um den Arm den schuppigen  
Goldwurm.

„Nun erst ist mein Eigen das edele Kleinod,“  
sprach sie ernst; „ich danke dir, Schmied.  
Gar schwer in Wielands Schuld, so fürcht ich,  
schon steht seit lange Nidungs Geschlecht?“  
„Diel des Hasses tilgt deine Huld,“



erwiderte Wieland. Bleich ward da Badbild;  
die Blüte am Boden, blieb sie stumm.

Dann hob sie die Wimpern, dran Tränen  
hingen:

„Ich weiß es, Übles, schwerstes Unrecht.“  
sprach sie fast lautlos mit bebender Stimme,  
„tat dir mein Vater. — Wie trug sich das zu?  
Donniemandem konnt' ich Genaues erfahren.“

„So muß ich dir, Mädchen, von Anbeginn  
melden,  
wie des Schicksals Gewebe die Nornen mit  
schufen.“

begann da Wieland und winkt ihr, zu sitzen.  
Er selbst auch saß nieder im Sessel am Amboß.

„Don edlem Ursprung ist mein Geschlecht,  
ein Enkel Wotans war mein Ahne.  
Wilgis hieß er, der weitberühmte.

Zu Stürmen am Nordmeer stand ihm die  
Wiege;

Dort befahl über Marschen und Meer er als  
Fürst.

Seiner Feinde Schreden fuhr er durch die Wogen  
und heißte Schatzung von mächtigen Herr-  
schern.

So einst auch von Hertnit, der herrschte im  
Ostland,

der Gote, ob Rußland und anderen Reichen.  
Heimsegelte über die Ostsee mein Ahne.

Doch Wotans Winde wehten ihm widrig;  
drum ging vor Anker an grünem Eiland,  
das dort sich dehnte, des Fürsten Drachen.

Allein schritt Wilgis bald durch den Laubwald;  
da sahe auf mächtiger Wurzel er sitzen  
ein wundervolles, lichterhaariges Weib.

Wenige Worte nur wechselten beide; —  
schon wußte der Herrscher, sie war ihm hold.

Er schlang seine Hände um ihren Hals,  
und sie ward sein Weib im Dunkel des Waldes.

— Lang' harteten die Leute verwundert des  
Herrn

und suchten in Sorge am Strande der See; —  
da kam aus dem Innern des Waldes er ihnen  
sinnend entgegen. Der Wind war jetzt günstig;

sie lichteten Anker und stiegen vom Lande.  
Weit gefahren schon waren ins Meer sie; —

siehe, was tauchte ganz dicht bei dem Drachen  
des Fürsten da auf aus der brausenden Flut?

War das ein Haupt nicht mit goldenen Haaren?  
Ein leuchtendes Antlitz, ein schimmernder  
Leib?

Ein Weib griff stark ins Steuerruder; —  
stille stand da wie gebannt das Schiff.

„Laß meines Weges weiter mich fahren,  
Wachbild, mein Weib,“ bat Wilgis erschrocken,

„gewähren will ich, was du begehrst,  
mit ‚Willkommen‘ dich grüßen in der Königs-  
burg mein!

Ins Nordmeer komm! Wo die Weser mündet,  
liegt gen Westen das Land meiner Väter!“

Fahren ließ da die Frau das Steuer  
und versank in der Flut. Fort schiffte der  
Drachen.

Nach Monden kam Wachbild an Wilgis Hof.  
Er ließ sie in eins seiner Häuser geleiten;  
dort gebar ein Knäblein alsbald die Meerfrau,  
das nannte sie Wate. Am neunten Tage

drauf war sie verschwunden, und kam nicht  
wieder.

Wate doch wuchs in Wilgis Hofe  
und ward wie ein Hüne. Unheimlichen Wesens

schon fanden in früher Jugend ihn viele,  
denn wortfarg, verschlossen war seine Weise;

doch wann er redete sprach er die Wahrheit; —  
und oftmals ahnte ihm mehr als den anderen  
von dem verborgenen Bau der Dinge.

Wie er erwuchs, erwies sich sein Geist  
weit übermächtig dem aller Männer; —

Grad das macht verhaßt in den Hallen der  
Menschen.

Wenig selbst liebte ihn Wilgis, sein Vater,  
ob Wate auch wurde der weiseste Arzt,  
der kundigste wahrlich, den jemals die Welt

trug.

Die Ursache weiß er immer zu finden  
Der Krankheit in Blut und Gebeine des  
Menschen;

von Schmerz zu erlösen, von Schäden zu heilen,  
Geschwüre zu öffnen und Wunden zu schließen,  
versteht er, wie keiner noch je es verstanden,  
weiß Bein mit Bein wieder recht zu verbinden,  
daß Lahme der Glieder Gebrauchskraft er-  
langen.

Auch mich wird er heilen, komm' ich erst heim  
Als Wilgis starb, ward Norbert gewählt,  
sein andrer Sohn und Erbe, zum König.

Stark war der und schön, doch grimm und  
gelzig.

Ihm folgte nicht seines Vaters Ruhm.  
Wate erhielt zwölf Höfe zu eigen,  
die liegen auf Inseln. Dort lebt er noch heut —  
ich hoff's zu den Göttern! — auf eigenem  
Grund,

vom Nordmeer umbraust, das am Boden ihm  
nagt,

von Stürmen umtozt, ein starker, ein weiser,  
gewaltiger Greis, — Wate, mein Vater!

Drei Söhne erzog er in sorgsamer Zucht,  
als im Blütenlenze des Lebens verblühen  
ihm früh war sein Glück mit der lieblichen  
Gattin.

Eigil, den Ältesten, den geschickten Schützen,  
der den Apfel vom Kopf seines Knaben  
herabschoß,

hörtest du sicher dabei schon rühmen;  
Schlagsinn, der zweite, schwingt wader das  
Schwert,

Wieland, der jüngste, du weißt es, ward  
Schmied.

Und wie das kam, will ich gleich dir künden.  
Neun Winter zählt' ich, da schaut' ich einst zu,  
wie Wates Schmied in der Wertstatt schuf.

Das Spiel gefiel mir! Wie die Sunen flogen,  
wie das harte Erz dem Hammer sich fügte!

„Laß mich versuchen! ich selbst will schmieden,“  
bat ich kindisch. „Das kannst du nicht,“ brummt'  
er.

„So laß mich lernen, nimm mich in die Lehre!“  
bat ich und bettelte, bis er gewährte. —  
Wie mein Vater erfuhr, daß ich fleißig mich  
übte

in Frewalts Schmiede, war er's zufrieden  
und versprach als Lehrgeld stattlichen Lohn.



Nach zwölf Monden bemerkte mein Meister:  
Nicht vermag ich dem Knaben mehr noch zu  
lehren;  
was ich kann und weiß, das kann Wieland  
auch.

Da meinte Wate, zu mir sich wendend:  
Wobei du einschlägst, dabei sollst du bleiben,  
daß immer Bessres du mögest bilden.  
Zwei Zwerge wohnen im Wesergebirge,  
die Wunderdinge zu schmieden wissen; —  
vielleicht, daß die Listigen in die Lehre dich  
nähmen.

Gern war ich bereit zu den Zwergen zu reisen,  
und mein Vater rüstete rasch zur Fahrt.  
Wir eilten zum Sunde, der unser Eiland  
vom Festland trennt. Der Vater trug mich  
durchs Wasser; denn nie benutzte Wate  
ein Schiff durch den Sund. Strads gen Süden,  
dann wenig nur östlich wanderten wir des  
Wegs nach der Weser. — Als nachts durch die  
Wälder

ein schauerlich Heulen wir hörten erschallen,  
begann der Vater: „Gut ist dein Ausgang;  
ein wadter Schmied wirst gewiß du werden;  
denn unter den Ästen alter Eichen  
heulen Wotans Grauhunde, die Wölfe.“  
Kallowa heißet der Berg, darin haufen  
die kunstgeübten, elbischen Schmiede.

Wir fanden ihn auf. Seinen fessigen Fuß  
berührte Wate mit der Wunschelrute, —  
da tat er sich auf; und bald trat uns entgegen  
ein winziger Wicht in weißem Barte.  
Zehn Winter erst zählt' ich; doch den Zwerg  
übertragt' ich  
vielleicht um zwei. Fuß schon an Länge des  
Leibes.

Aus runzlichem Antlitz béaugt er mich achtsam,  
wohlwollend und listig mit breitem Lächeln,  
die weilen mein Vater sein Wünschen vortrug.  
Der zweite Zwerg ward zu Rate gezogen.  
Bald wurden sie einig, mich anzunehmen  
für volle zwölf Monde; dann möchte mein  
Vater

nach Hause mich holen! — Heim fuhr Wate.  
Für mich aber hieß es: Hart bei der Arbeit!  
Gut ward ich gehalten. Doch die heinzeln  
Männchen

halfen mir nicht, — wie in Häusern und Höfen  
sie tun den Trägen, — das Tagewerk voll-  
bringen;

wenig Dank würd' ich deß ihnen wissen!  
Sie hielten mich an zu hurtigstem Fleiß,  
zu lauter Müß' und besonderer Sorgfalt.  
So lernt' ich mein Teil von den tüchtigen  
Lehrern.

Rechtzeitig kam, als die Zeit vorronnen,  
zurück mein Vater. Bereit doch fand er  
mit nichten die Zwerge, mich ziehen zu lassen.  
Wenn nochmals zwölf Monde — meinten sie  
artig —

bei ihnen ich bliebe im Berge Kallowa,  
würd' alles ich lernen, was lehren sie könnten;  
der weltberühmteste Schmied würd' ich wer-  
den.

Da jagte Wate: „Willst du, so bleibe.  
Nach Jahresfrist jedoch, mein Junge,

bist du reif genug, allein zu reisen.“  
Und er rief aus dem Berge alsbald mich  
heraus;  
stieß, dicht verborgen im Buschgestrüpp,  
Mimung, sein Schwert, in den moosigen Boden  
und sprach: „Ich schenke dies Schwert dir zur  
Heimfahrt;  
und nie soll man sagen, anstatt eines Sohnes  
zog auf eine Tochter zur Uneh' sich Wate.“  
Wir trennten uns wieder. Heimwanderte  
Vater.

Ich mühte mich fort bei Feuer und Amboß,  
bei glühendem Erz, bei Gold und Gestein;  
in der Schmiede bald schaffend, aus dunk-  
felem Schachte  
bald fördernd die Stoffe. Und vieles erfuhr ich  
vom heimlichen Wirken und Wesen der Dinge,  
von elbischem Wiß und elbischer Weisheit.  
Und mehr so erlernt' ich — dies magst du  
wohl merken, —  
als Waffen zu schmieden und kunstreich Ge-  
schmeide.

Als das Jahr vergangen, begehrte ich heim.  
Die Zwerge doch lockten mit List und Ver-  
sprechen,  
mich auszuharten noch einmal, bis wieder  
der Wald sich zu Ostaras Einzug würd'  
schmüden.

Wie der Lenzwind drauf schwenkte grün-  
schimmernde Reifer,  
erklärte ich bündig, nun zog' ich fürbaß!  
Da versprachen sie mir Unmaßen von Schätzen  
an rotem Golde und glänzenden Steinen,  
wenn nochmals zwölf Monde ich würde ver-  
weilen.

Sie baten und weinten, ja bettelten wirklich  
und mahnten des Danks mich, den ich schulde  
den Meistern,  
bis ich endlich gelobte, um Lohn zu dienen  
das vierte Jahr noch im finstern Erdreich.  
Schon grünte der Hain jetzt dem Herbst entgegen,

da tat eines Tages mit Donnergetöse  
der Berg sich auf, und außen stand  
Wate, mein Vater, mit der Wunschelrute.  
Warum ich die Frist der Heimkehr — frug er —  
hätte versäumt um sechzehn Monde?  
Strech logen die Männlein — ich vernahm es  
genau,

diweil ich im hinteren Höhlenraum stand —  
seit lange schon wäre fürbaß ich gewandert,  
es bekümm're sie hart, daß ich heim nicht ge-  
kommen.

Sie rangen die Hände. Dies regte die Galle  
gewaltig mir auf; ich wollte zu Wate.  
„Vater!“ rief ich und rannte nach vorwärts.  
Doch frachend alsbald verschloß sich der Berg,  
meinen Schrei übertönend. Ich stand wie  
erstarrt.

— Bald ward ich gewiß der üblen Absicht  
der tüdischen Zwerge. Sie wollten mich  
täuschen!

Durch Lüge und Zauber zum Knechte mich  
zwingen  
vielleicht zeitlebens. Wie hatt' ich den Listigen  
kindlich vertraut in dankbarer Treu,



hatt' lieb gehabt von Herzen die Salschen!  
Ein andrer jezt ward ich, — argwöhnisch —  
lauernnd.

Ein verstecktes, grimmigcs Grübeln und Spähen  
nahm mir gefangen den freien Mut.

Wie war zu entweichen, wenn den Wink ich  
nicht wußte,

der das Tor mir aufstap?! Wie töricht war ich,  
wirklich zu wähnen, all ihre Weisheit,  
heimlichen Künste und schlaucn Kniffe,  
hätten gelehrt mich die listigen Zwerge!

Acht zu geben galt es künftig  
mehr denn je. Alles zu merken,  
aber zu scheinen, als beachte ich nichts  
als die eigene Arbeit. So belauschte ich eifrig  
in Zukunft die Zwerge und zwang ihnen ab  
gar manches Geheimnis, das sie mir ver-  
heßten.

Doch blieb mir verborgen, wie der Berg sich  
aufstap

und wieder schloß. Keine Wünschelrute,  
wie mein Vater sie führte, benutzten die  
Männlein,

ob Zauberkraft auch dawider sie kannten.  
Das Jahr, für das ich zulezt mich verdungen,  
war längst verstrichen, mein Versprechen gelöst.

Immer verschlossen doch hielten die schlaucn  
Wichte den Berg. Ich war ihr Gefangner. —  
Da — einst aus Versehen blieb offen das Tor.

Schnell schlich ich mich heimlich, in den Händen  
mein Werkzeug,  
hinaus in den Mondschein. Wie froh war  
der Mut mir!

Ich lief zu der Stelle, wo mein Schwert stap im  
Boden,

riß es heraus und rief die Zwerge:

„Nun will ich heim!“ sprach ich hart ent-  
schlossen;

„lange genug lastet die Dienstzeit  
mir auf den Schultern. Was ihr mir ver-  
sprachet,

zahl mir nun, Zwerge, oder ich zeig euch,  
daß Wate in Wieland kein Weib erzeugte!“

Damit packt' ich den einen plötzlich am Arme  
und hielt den Zerrcnden, Zappclnden fest;

zu dem zweiten doch sprach ich: „Spar' dein  
Geschrrei!“

Geh' in den Berg und bringe herbei mir  
ohne Betrug den bedungenen Lohn.

Um den klugen Kopf dir sonst kürz' ich den  
Bruder!

Da eilte der Schwarzelb schleunigst hinunter  
und holte zur Stelle den prächtigsten Hort:

Gold und Gestein von strahlendster Güte; —  
denn er wußte, den Handel verstand ich gar wohl.

„Vergiß auch den hengst nicht, den ihr mir  
verheißten,

und belade ihn schnell mit allen Schätzen  
und mit Speiße und Trant für zwanzig Tage.“

Als erfüllt der Befehl, ließ ich frei den  
Gefangnen,

bot Icbewohl und schritt fürbaß,  
am Halfter führend das Pferd mit dem Hort.

So gelangt' ich zur Weser. Gewaltig toste  
und brauste das Wasser dahin durch den Berg-  
wald

in stürmischer Nacht. Wie hinübergelangen  
ans andere Ufer? Unflug fand ich,  
durch reißende Slut mit dem Rosse zu schwim-  
men.

Ich wußte keine Surt, den Fluß zu durch-  
waten;

so beschloß ich, zu Boote stromab zu schiffen  
ins Nordmeer hinein. Drum fälltc ich flugs

eine ältere Eiche und höhltc sie aus.  
Gold und Gestein steckt' ich ins geschlossene,

obere, dünnere Ende des Stammes,  
danach kam das Werkzeug, zulezt mein Ge-  
waffen.

Im unteren, dideren Ende verbarg ich  
Getränk und Speisen, stuzte zurecht mir

zwei starke Ruder, stieg in mein Boot,  
und, hin und her mich bewegend, wälzt' ich

den knorrigen, Stamm hinaus in den Strom.  
Die Weser hinab trieb's mich reißend ins Meer.

Zur Heimat dann wollte gen Westen ich  
steuern,

doch der Sturm riß mich ostwärts an euer  
Gestade.

Hier fanden mich auf deines Vaters Leute.  
Sie führten sofort mich vor ihren König,

und einer sprach, voran mich schiebend:  
„Einen seltenen Fisch fingen wir heute.“

Zum Strande trieb ein gehöhltcr Stamm,  
drin steckte verborgen der blonde Bursche.

Einen bösen Wicht, so will mich bedünken,  
wohl fingen wir ein! Fast kam uns Furcht an,

wie das Haupt wir erblickten vorschauend aus  
dem Baumstamm.“

Nidung lachte und fuhr durch die Loden  
Leicht mit der Hand mir: „Hübsch ist der  
Knabe!“

Hoch und schlant ist er aufgeschossen;  
so ist gewachsen kein Wicht aus dem Walde.

Sage, wer bist du, seltsamer Bursche?  
Ein Sohn gar des mächtigen Meeresriesen?“

„Ein Mensch bin ich,“ sprach ich. „Der Meeres-  
rieje“

doch war mein Ahne. Von elbischen Wichten  
komm her ich des Wegs aus dem Weser-  
gebirge.

Ich heiße Wieland, bin Wates Sohn.  
Gib, herr, mir Frieden für Leben und habe.“

Da hieß mich dein Vater in Hulden will-  
kommen;

ließ Brot und Salz, einen Becher voll Metes  
in der Halle mir bieten und besahl mir zu  
bleiben

bei seinem Gefolge. Desz war ich zufrieden.  
Zum Strande lief ich, wo mein Stamm noch lag,

wälzt' ihn landeinwärts in einsame Dünen,  
wo die Slut nicht hindringt und verscharre  
ihn heimlich

samt Goldhort und Werkzeug bei Heide und  
Ginster.

Genau mir merkt' ich die niedrige Eiche,  
die dünne Birke, die dicht dabei standen.

Wie zurück zum Herrnhof darauf ich rannte,  
gewahrt' einen Mann ich im Mondenscheine.

Argerlich war mir's! Ob der bei der Arbeit  
vielleicht mich belauschte? — Doch ließ ich's  
bewenden.



Nun lebt' ich bei Nidung und lernte zu nutzen  
die Waffen, die nur erst zu fert'gen ich wußte,  
lern' schleudern den Speer und spannen den  
Bogen.

Ritt mein Fürst zur Versammlung, so durst'  
ich ihm folgen,  
um, hinter ihm stehend, den Schild ihm zu  
halten,  
wann er saß auf der Malstatt im Thinge der  
Männer.

Einst, als ich am Meere emsig bemüht war,  
Waffen zu rein'gen von Blut und Rost,  
fiel das beste Messer ins Wogengebrause.  
Wohl wußt' ich, wie Nidung es wert hielt vor  
allen.

Schnell drum lief ich zum Schmiede des  
Königs;  
ein Wälscher war es, Amilias mit Namen;  
von der Briteninsel einst bracht' ihn dein  
Oheim.

Leer fand ich die Schmiede von allen Leuten.  
Da machte ich eiligst mich selbst an die Arbeit.  
Und ein Messer gelang mir, ganz gleich dem  
verlorenen; —

an äußerem Anschein ihm nicht unterscheidbar.  
Einen Nagel noch schlug ich mit drei niedlichen  
Köpfen,

der blieb auf dem Amboß; dann eilt' ich davon.  
In Nidungs Nähe saß ich beim Nachtmahl.  
Er nahm, ein Brot zu durchschneiden, das  
Messer;

da fuhr's durch das Brot, als wär' es nur Brei,  
bis tief in den Tisch. Verdunkt sah's der Fürst.  
Dann fragte er mich: ‚Wer ist der Meister,  
der dies Messer schuf?‘ Ich vermied die Ant-  
wort;

Amilias doch sprach: ‚Du hast keinen Schmied  
als mich allein; ich machte das Messer.‘

‚Nein, sag' ich, nein!‘ rief da Nidung erregt,  
‚du warst es nicht; dies weiß ich gewiß.  
Nimmer so edles Eisen noch sah ich!‘

Er blickte auf mich: ‚Bist du der Meister?‘  
Da stieg mir das Blut — ich fühl't's — bis  
zur Stirn.

Dann erzählte ich, wie mit dem Messer es zu-  
ging.

Bleich wurde Amilias vor Ärger und Neid:  
‚herr, wäre auch wahr, was Wieland sprach,  
so werd' ich beweisen, daß wahrlich das alles  
ich mindestens kann, was der Knabe vermag.  
Meine Kunst will ich messen mit Wielands.‘  
Nidung lachte ermunternd mich an.

‚Was ich verstehe, will ich nicht sparen,‘  
gab ich zur Antwort. ‚Es gilt!‘ rief Amilias,  
‚dein Haupt setze dran; ich hafte mit meinem.  
Ein Schwert sollst du schmieden, so scharf du  
vermagst;‘

ich schaffe mir Helm und schützende Brünne.  
Und wenn dein Schwert die Wehr mir durch-  
schneidet,

daß du mich verwundest, so gewannst du mein  
Haupt.

Vermagst du es nicht, so ist mein das deine.‘ —

‚Wohl,‘ sprach ich, ‚ich willige ein in die  
Wette.‘

Zwei reiche Gefolgen des Fürsten bürgten

sofort für Amilias. Für mich fand sich nie-  
mand;

da nahm die Bürgschaft Herr Nidung selbst.  
Er ließ mir ein stattliches Schmiedehaus bauen.  
Wie es fertig da stand, lief ich in die Dünen,  
nach dem Baumstamm zu graben, den ich  
dort verborgen;

Leer fand ich den Stamm, meinen Schatz ge-  
stohlen.

Ich eilte zum König; noch atemlos rief ich,  
nachdem ich berichtet: ‚Hilf finden den Dieb!  
Da ich eben mein Gut unterm Ginster ver-  
graben,

gewahrt' einen Mann ich, deß' Name mir  
fremd;

doch erkenne ich bald ihn, erblick' ich ihn wieder;  
denn hell schien der Mond in sein hagres  
Gesicht.‘

So gnädig war damals, so gut mir dein Vater,  
daß, mir zu gefallen, sofort ein Thing  
berufen er ließ. Ein jeder im Reiche,  
gebot er strengstens, müsse erscheinen.

So — dachte er — dürfte sich finden der Dieb.  
Das Thing war eröffnet. Achtsam betrachtet'  
ich

jeden der Männer; — die Müß' war umsonst.  
Des Gesuchten Gestalt und spitzes Gesicht

erspähte ich nirgends. Niedergeschlagen  
gestand ich es Nidung. Der schalt mich ‚Narr‘  
und wandte sich von mir. Ich erwiderte nichts.  
Doch heimlich schuf ich nach die Gestalt  
des fraglichen Diebes aus fugsamem Lehm.

Ich wölbte ihm breit die magere Brust  
und stützte den Bauch auf niedrige Beine.  
Auf kurzen Hals kam der hagere Kopf  
mit dem straffen Haar und dem hafenhähn-  
lichen,

schmalen Kinn. Er war zu erkennen.

Ein wenig noch färbt' ich ihm Wams und  
Haare

und setzte am Abend in die Ecke der Halle  
vorsichtig das Bild, wo dein Vater vorbeik-  
kommt,

wann zur Kammer er schreitet, um schlafen  
zu geh'n.

Ich trug dem Fürsten zur Nachtzeit die Fadel.  
Als das Bild er erblickt' in der Ecke am Aus-  
gang,

da rief er: ‚heil, Regin, wann kamst du zu-  
rüd?‘

Wie ging dir's bei Grimme? Glückt mein  
Auftrag?‘

— ‚Mein Fürst,‘ erwidert' ich, ‚trotz des Er-  
folges,

‚Nicht Antwort zu melden, vermag dir der  
Mann dort,

lahm ist seine Zunge, er selbst ist aus Lehm.‘  
Und dicht mit dem Kienspan mein Kunstwerk  
beleuchtend,

fuhr fort ich: ‚ich selber erschuf diese Straze.  
Den, der mich belauschte, gelang mir's zu  
bilden; —

vergib mir die Täuschung!‘ — ‚Den, traun,‘  
rief da Nidung,  
war freilich un-  
möglich.

‚auf dem Thing zu finden,‘

‚auf dem Thing zu finden,‘

‚auf dem Thing zu finden,‘

‚auf dem Thing zu finden,‘



Ich entsandt' ihn mit Botschaft. Was ich Böses gesprochen Wider dich, Wieland, will ich wenden zum Guten.<sup>6</sup>

Bald kehrte Regin zurück von der Reise. Befragt, gestand er, des Scherzes wegen hätte entwandt er Werkzeug und Schätze; und richtig auch gab er gleich alles zurück. Nun zerfeilt' ich in Stücke meines Vaters

Schwert  
und schmolz zusammen die spröden Späne. Die ungehärteten Stoffe alle schied ich daraus und schmiedete 's neu. Bei weitem kleiner nun war's als zuvor.

Mit deinem Vater drauf ging ich zum Flusse; eine Glocke warf ich aus Wolle hinein, taucht' ein das Schwert dann, gegen den Strom

die Schneide gewandt und wartete ab, bis die Wolle antrieb. Wie wurde ich froh, als leicht wie das Wasser mein waderes Schwert

die Glocke durchschnitt! Es staunte der Fürst. „Dies ist das schärfste Schwert der Welt!“ rief er strahlend „wenn ich reite zur Schlacht, zur Seite dies Schwert, ist mir sicher der Sieg. Gehört mir Mimung, beherrscht' ich den Erdkreis!“ —

„Mein Herr, vergib mir,“ gab ich zur Antwort,

„aus Wates Schwert ward dieses geschweißt, mein Vater gab mir's, da er von mir ging: ich kann und darf es keinem vertraun — selbst dir nicht, mein Gönner, der Gutes mir antat.“

Ich kann dir's nicht schenken! Als heiligsten Schatz

muß ich selbst es behalten und treulich hüten. Ein gleiches will ich gewiß dir schmieden; — nein! schärfer und härter — ich schwör's — soll es werden,

und schön mit Gold will ich schmücken den Griff, auch Scheide, Gehänge und Schnallen verziern.<sup>6</sup> —

Dein Vater bliete mir finster, doch schwieg er. Von Mißtraun erfüllt ward mir nun sein Gemüt.

Nie wieder gewann ich seither seine Huld. — Ich schmiedete gleich das Schwert für den Fürsten

und zerfeilt es wieder vier- bis fünfmal und schweißt es neu. Da ward es so scharf, daß leicht wie die Luft es die fußbide Glocke im Wasser durchschnitt. Obwohl er dies sahe, ward Nidung nicht froh. Er vertraute mir nimmer.

Ich schmückte den Griff samt Scheide und Schnallen

mit kunstreichster Arbeit, legt' ziellich sie ein mit Gold und Steinen, grub auch in die Schneide

Runen und Schnörkel und vergoldete schön sie. Auch schmiedet' aus Gold ich ein schweres Gehänge.

Doll Hoffnung bracht' ich die herrliche Gabe

alsbald meinem Herrn. Er ward mir nicht holder. — Hochmütig ist Nidung. Nicht vermodcht' er zu dulden,

Daß edlere Waffen ein anderer trüge. Und war auch sein Schwert mehr wert als das meine, —

doch täuscht' er sich vor, ich hätt' ihn betrogen. Ein finsterner Wahn besing ihn, ich weiß es —; denn scharf in die Seele schaut' ich dem Fürsten: Zaubrische Kräfte — glaubte er — freisten in Mimungs Stahl, die so sieghaft stark den Beseligten schüfen, dem eigen das Schwert, daß untertan würden ihm alle Wesen, daß die ganze Welt gewinnen er müsse. Wer das Schwert hielt in Händen, beherrschte auch Nidung.

Besaß es ein anderer, so würde Unheil dem Königshaus drohen. Dieser Gedanke war's, der den Schlaf dem Nidung oft stahl. Allen Unrechts, das er mir antat, war dies die Ursach' einzig allein: Ein Wahn hielt gefangen den Sinn deines Vaters.

Am Tag, der erwählt war für unseren Wettkampf,

kam prahlend Amilias in prachtvoller Rüstung in des Fürsten Hof, wo versammelt das Volk war

um Nidung selbst und sein mächtig Gefolge. Inmitten der Menge saß nieder Amilias auf einem Sessel. Ich trat ihm zur Seite. Die scharfe Schneide des Schwerkes Mimung nun legt' auf den Helm ich mit leisem Drud ihm

und zog sie an. Wie ein zartes Blatt ward da durchgeschnitten der starke Stahl. Auch die Brünne löste gar leicht von der Brust ihm

mein waderes Schwert. Bleich vor Schrecken, zitternd vor Wut, züchte der Wälsche das Messer, mir hurtig den Hals zu durchschneiden.

Doch Mimung war schneller: gespaltenen Schädel's

vom Sessel hernieder sank Amilias. Es betrauernten wen'ge im Lande den Toten. —

— Nun nannte „Wieland“ sich Nidungs Schmied.

Diel scharfe Schwerter noch schuf ich dem Fürsten,

auch Pfeile und Bogen, Schilde und Brünnen, manch' köstliches Kleinod und goldenes Gehänge;

doch sah er mir scheel, sein Vertraun war ent- schwunden,

seit ich den Mimung für mich behaltn. Umsonst war all mein emsig Bemühen, mir wieder die Huld meines Herrn zu erwerben.

Dies betrübte den Mut mir weit mehr, als er ahnte;

denn in Mimme hing heimlich mein Herz an dem Mechthilds,

seiner holden Tochter: So hielten bei Nidung



mich starke, verborgne, umstrickende Bande.  
Einst fuhr in den Krieg der Fürst mit dem  
Heere;

in den Reihn der Gefolgschaft da ritt auch  
sein Schmied.

Fünf volle Tage schon waren fort wir  
von Haufe gezogen, da gewahrte der Herr, daß  
den Siegesstein, der stets in den Schlachten  
noch heil ihm gespendet, daheim er vergessen.  
Du kennst dies Kleinod von klarstem Glanze.  
Die einen sagen, es sei entwachsen  
der Stein dereinst aus dem Haupt einer  
Schlange; die andern meinen, dem Aug'  
eines Hünen

wär' er, ein strahlendes Teilschen, entsprungen,  
herniederwetternd vom Wolfenhimmel,  
wann der Donnergott mit Wagengedröhne  
durch den Weltenraum rollte zum Kampf mit  
den Riesen.

Den Hammer schwingt er, hellauf zuckt der  
Blitz,

und von steinernen Häuptern zerschmetterter  
Hünen  
hageln zu Boden die harten Splitter.

Selbst Schädelsterven erschlagener Riesen  
verleihen Kraft den Kindern der Erde —  
so glaubt man und hält den Donnerkeil heilig.  
Ein Kleinod aber weit edlerer Art noch  
erscheint der leuchtende Stein deines Vaters.  
Die Schlacht stand bevor, und der Siegesstein  
fehlte.

Da ahnte Aidung übelen Ausgang;  
in Sorge drum rief er: „Wer vor Sonnen-  
aufgang

den Siegesstein zur Stelle mir schafft,  
erhält meiner Tochter Medchthild Hand  
und den vierten Teil meiner fürstlichen Habe!“  
Auf Schimming, dem Hengst, stob ich davon.  
Meinem Herrn zum Sieg ob dem Feinde zu  
helfen,

hätt' ich allzeit geopfert mein eigenes Leben;  
so durft' ich auch Schimmings jetzt nicht  
schonen,

hätt' mir auch nimmer Medchthilds Gedenken  
das Gemüt bewegt zu mächtigster Minne.

Um Mitternacht kam ich vor Aidungs Gehöft;  
vor Morgen noch hatte mein mutiger Hengst  
zurück zum Heer seinen Reiter gebracht.  
Der Truchseß Gisbert ritt mir entgegen  
mit sechs Gefährten und versuchte frech,  
den Stein des Heils von mir zu erhandeln.  
Eh' hätt' ich mein Herzblut der Hela ge-  
geben.

Ich lachte. Da griff er ingrimmig mich an.  
Rückhandt ich die Grüße in größrer Gestalt,  
bis schwergetroffen der Truchseß stürzte  
vom bäumenden Rosse herab in den Sand.  
Es trugen davon seine Freunde den Toten;  
zum Lager Reihbaus nahm das ganze Geleit.  
Ich ritt ihnen nach und reichte dem Aidung  
das ersehnte Kleinod. Ungnädig doch sah  
mit gefalteten Brau'n begrüßt ich mich vom  
Fürsten.

Weil den Truchseß ich schlug, ward bei Todes-  
strafe  
alsbald ich von Heer und Herdich verbannt.

„Dein Versprechen reut dich!“ rief ich erregt,  
„Darum vor allem tußt dies du mir an!  
Auch weiß ich es wohl, argwöhnisch wähnst du,  
weniger trefflich als Wates Mimung  
sei der scharfe Stahl, den für dich ich geschmie-  
det.“

Doch irrst du. Ich diene dir dankbar und  
treu.“

So sprach ich und wandte stracks ihm den  
Rüden,

bestieg mein Roß und ritt davon. —  
Jetzt segte der Sturm übers weite Flachland,  
und finstere Wolken fuhren am Himmel  
eilig herauf wie dräuendes Unheil.  
Schon zuckten auf vereinzelte Blicke.

Von ferne heran drauf hörte man rollen  
dumpsdröhnend den Wagen des göttlichen  
Donners.

Weh war mir zu Mute wie nie noch im Leben.  
Tobender Sturm und brüllender Donner  
stimmten mir recht grad zum Schrei meiner  
Seele;

drein rauschte sein trauervoll Lied der Regen.  
Zum herrenhof ritt ich, woher ich gekommen,  
suchte in Eile bei Nacht mir zusammenten,  
was mein ich an Werkzeug und Goldhort noch  
nannte,

und ritt ins Wolfstal, allwo, wie ich wußte,  
seit Herbstzeit die beiden Brüder mir hausten.“  
Und weiter meldete Wieland dem Mädchen,  
wie er Alwit gewann und sie wieder verloren;  
wie der Dögel Flug seine Blicke verfolgte,  
in Sehnsucht die Lösung des Rätsels zu suchen.  
Wie dann Aidung ihn schmählich bei Nacht  
überfallen,

Mimung, sein waderes Schwert, ihm ge-  
nommen

und der Sehnen Kraft am Kniegelenk  
ihm ließ durchschneiden, ihn schändlich läh-  
mend.

Schweigend hatte ihn Badhild gehört,  
die angstvollen Augen gebannt in sein Antlitz,  
bis die Tränen zu sehr ihr trübten den Blick.  
„Dunkel ward's nun — wie drunten im Berge  
bei den elbischen Wächtern — und wüßt mir im  
Innern,“

fuhr Wieland fort in dumpfem Klüstern.  
„Böses nur konnte das Böse gebären.  
Der Anfaß geschah schon zu übelem Fort-  
gang,

da die tüdischen Zwerge im Berge mich  
käufchten.  
Wer Falschheit erfuhr, den erfaßt der Arg-  
wohn.“

Doch heillos ward jetzt erst der Grund meines  
Herzens;

zu vollbringen trachtete graunolle Taten  
mein grimmiger Mut. Nur Rache begehrt'  
ich.

Nur dieser Gedanke ward Trieb mir des Da-  
seins;

die Pflicht, sie zu üben, hielt aufrecht mein  
Leben.

Durch übermäßige, endlose Schmerzen  
wird wild und hart und härter das Herz.  
War zu wenig hart es mir noch geworden?



Da die Rache sich bot, da hebt' es zurück . . .  
 War Wieland schwach, da, wieder sich streitend,  
 sich zwedlos sein Innres verzehrte im Kampfe?  
 Blut und Tod hätten Sieg mit gebracht;  
 unselig doch wären wir alle geworden,  
 du, Mädchen, die Deinen, — am meisten ich  
 selbst. —

Von solchem Leid kann nur Liebe erlösen. —  
 Und guten Trostes nach langer Trübsal  
 verliehen gnädig zulezt mir die Götter,  
 schloß Wieland jetzt froh, „sie gewährten mir  
 Flugkraft!

Was ich lange machtlos in Müh'jal erstrebte,  
 Jetzt ist es gelungen, mich lohnt der Sieg.  
 Zwei Schwingen, die hoch mich erheben, er-  
 schuf ich;

auch über das blut'ge Gebot der Rache  
 soll'n fühn sie mich tragen mit Götterkräften.  
 Nie findet mehr Nidung mich fleißig hier  
 schmiedend;

entschwebt bald, entschwunden ist Wieland. —  
 „So werde auch ich nie wieder dich schauen?!“  
 rief angstvoll das Mädchen ganz unbewußt aus  
 und hing mit den Augen an Wielands Antlitz.  
 So standen die beiden, Blick haftend in Blick.  
 „Muß so nicht die Zukunft,“ der Schmied frug  
 es zögernd,  
 „Frau Schuld, uns weben des Schicksals Ge-  
 wand?“

Abwandte die Augen verwirrt jetzt Badhild,  
 erwacht wie aus tiefer Vergessenheit Traum.  
 Totenblässe trat ihr ins Antlitz.

Wie in heft'gem Entschluß hob sich ihre Brust,  
 Entfagung durchzudte die kindlichen Züge:  
 „Sie muß so weben,“ sprach sie gewaltfam.

Da sahe Wieland, wie sehr sie ihn liebte,  
 und hoch schwoll das Glück ihm im Herzen auf.  
 „Ein Krüppel bin ich; ich kriech' an Krüden;  
 würden die Leute nicht deiner lachen,  
 gewahrten sie Badhild mit Wieland gepaart?“  
 „Lachen wahrlich würd' ich der Leute,  
 wär' ich des Wunderschmieds eh'liches Weib!“  
 frohlockte die Jungfrau; „wer fliegt durch die  
 Lüfte

mit Wieland, dem Vogel, mir wohl um die  
 Wette?“ —

„Stark sind meine Schwingen!“ jauchzte der  
 Schmied,

„sie tragen auch zwei. Vertraußt du dich ihnen?  
 Wie der Wind und die Windsbraut wollen  
 wir beiden  
 durch blaue Lüfte und Wolken brausen  
 gen Stürmen am Nordmeer, zu Wates Ge-  
 stade!“

Er streckte aus seine mächtigen Arme;  
 Da slog ihm Badhild alsbald an die Brust.  
 In Tränen sich windend aus Wielands Armen,

drauf sprach sie: „Nie billigt mein Vater den  
 Bund.

Der Eltern Geheiß werd' gehorchen ich müssen.  
 Meine wilden beiden kleinen Brüder  
 entliefen und kehrten noch keiner zurück;  
 Die Mutter weinet Tag und Nacht;  
 freudlos und friedlos auch fühlt sich der Vater;  
 es fliehet ihn der Schlummer, es friert ihm das  
 Haupt.

Wie könnt' ich der Eltern Kummer noch  
 mehren?“

Da öffnete Wieland wortlos die Pforte,  
 die den hinteren Teil der Höhle verschloß.  
 Er zeigte den Kopf nur, da kamen die Knaben  
 und sprangen schnell an der Schwester Hals.  
 „Sie besuchten mich heimlich; ich hielt sie hier  
 fest,“

sprach dumpf der Schmied mit deutendem  
 Blick;

„übel war erst meine Absicht mit ihnen. —  
 Dir zu Liebe leben die Kinder.“ —

Er gab den Knaben die kunstvollen Becher  
 gleich Totenschädeln, die unlängst er schuf:

„Saget dem Vater, dies sende ihm Wieland.“ —  
 Heimwärts sprangen bald hurtig die Kinder,  
 beladen mit Spielzeug und mancherlei Schätzen.

„Deiner Güte Gold führt alles zum Glück,“  
 sprach Badhild innig, doch bündig und fest,  
 „du Göttergleicher, dein bin ich ganz!

Dir muß ich dienen. Nidungs Tochter  
 will sanfte Rache nun selbst dir bereiten:  
 dem Vater entsliehet sie und folget dir!“

Wieland strahlte. Sein Dank war schüchtern.  
 Schnell suchte er wenige Habe zusammen,  
 schnallte im Freien um seine Schwingen,  
 und, die Braut im Arm, stieg er auf in die Luft.

Unten trabten tapfer die Kleinen.

In Nidungs Gehöft vor der Halle saßen  
 unselig die Eltern, die Söhnlein beweinend.  
 Nun sahn sie die Kinder und konnten nicht  
 glauben,

daß sie wirklich es wären. „Dies sendet dir  
 Wieland,“

sprach Arnfried und bot dem Vater die Becher.  
 An der Mutter Halse hingen die Knaben.  
 Starr blickte Nidung, in Schauder verstum-  
 mend,

auf die Totenschädel; er verstand ihre Sprache,  
 doch begriff er nicht, aus welchem Grunde  
 der grimmige Schmied der Rache verschmähte.

„Hol' dir den Malschlag in meiner Höhle!  
 An rotem Golde noch glänzt dort genug,“  
 scholl's durch die Luft da aus schwindelnder  
 Höhe, —

„Badhild, die Braut, entbietet euch Gruß!  
 Sie folgt freiwillig als Gattin dem Wieland.“









Hans Seydel †

Beilstein an der Mosel







## Der Rheinborn

Conrad Ferdinand Meyer

Ich bin den Rhein hinauf gezogen  
Durch manches schatt'ge Felsentor,  
Entlang die blauen, frischen Wogen  
Zu seinem hohen Quell empor.

Ich glaubte, daß der Rhein entspringe  
So liedervoll, so weinumlaubt,  
Aus eines Sees lichtigem Ringe,  
Doch fand ich nicht, was ich geglaubt.

Indem ich durch die Matten irrte  
Nach solchen Bornes Freudeschein,  
Wies schweigend der befragte Hirte  
Empor mich zum Granitgestein.

Ich klonm und klonm auf schroffen Stiegen,  
Derwognen Pfaden, öd und wild,  
Und sah den Born im Dunkel liegen  
Wie einen erzgegossnen Schild.

Sernab von Herdgeläut und Matten  
Lag er in eine Schlucht versenkt,  
Bedeckt von schweren Riesenschatten,  
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt —

Ein Sturz! Ein Schlag! Und aus den Tiefen  
Und aus den Wänden brach es los:  
Heerwagen rollten! Stimmen riefen  
Befehle durch ein Schlachtgetos!







Altarauffag von der Mosel (um 1450)

## Tausend Jahre rheinischer Kulturarbeit

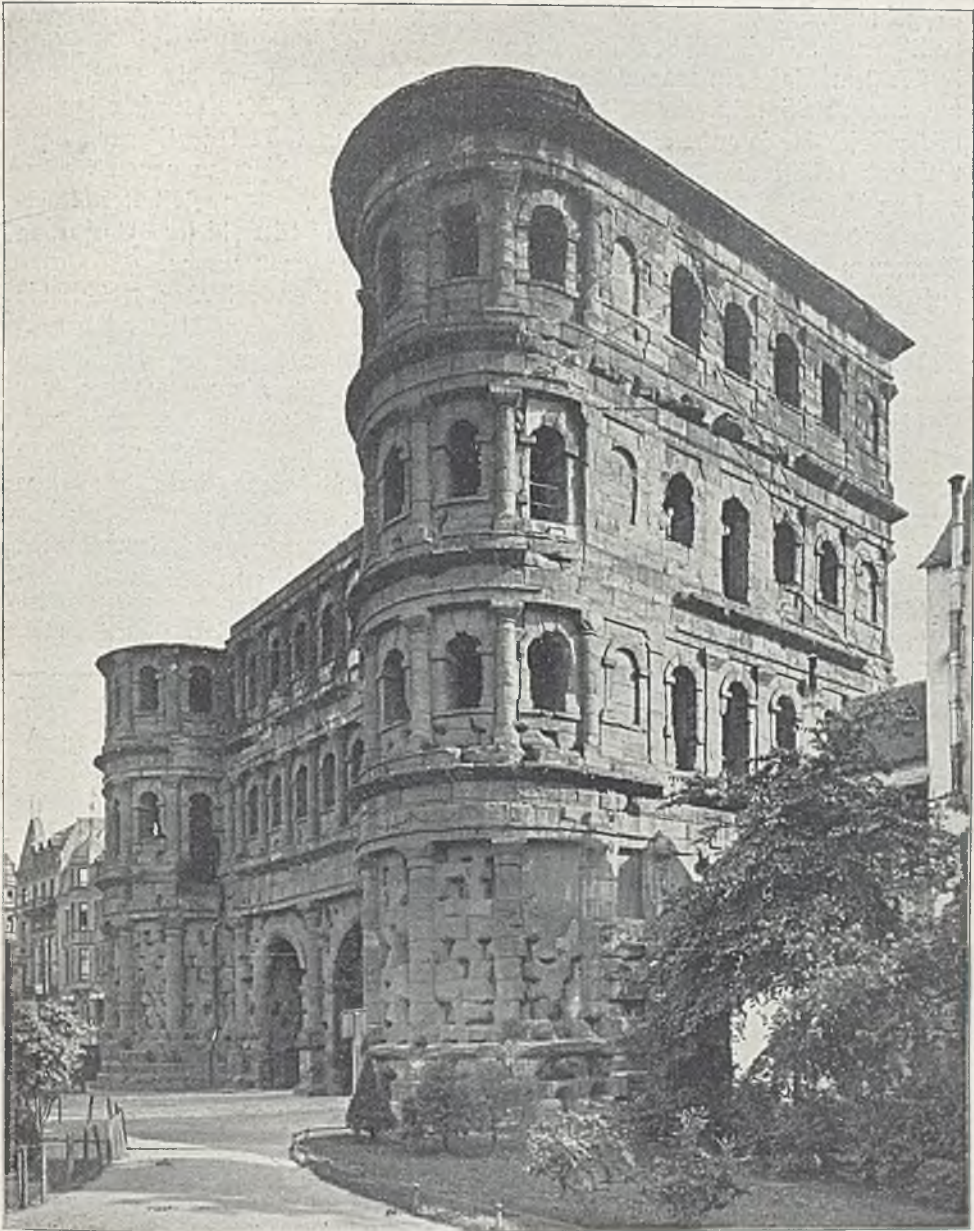
Von Univ.-Prof. Dr. Adam Wrede  
(Köln)

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,  
Hochgesegneten Gebreiten,  
Auen, die den Fluß bespiegeln,  
Weingeschmückten Landesweiten  
Möget, auf Gedankenflügeln,  
Ihr den treuen Freund begleiten.  
Goethe.

**R**eisende, die zu Ende des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. den Rhein aufsuchten, beschenkten die Welt mit Lobsprüchen auf die Schönheiten der Landschaft. „Vor allen Flüssen der Erde,“ schreibt Niklas Vogt 1804 („Ansichten des Rheins“), „zeichnet sich der Rhein sowohl durch die schönen Bilder der Natur als auch durch die Taten aus, so hier geschehen.“ Ein anderer, C. G. Carus, der drei Jahrzehnte später seine Eindrücke vom Rhein verkündete, urteilt: „Hier ist ja daselbe, was uns in Italien so mächtig ergreift: eine großartige Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Monumente, in deren Fortbildung wie in deren Zerstörung mannigfaltige vorübergegangene Perioden einer großen Zeit ihre tief sinnigen Lettern gegraben haben.“

Dieses fast „ehrfurchtsvolle Hinschauen und Hinweisen“ auf die Rheinlandschaft und ihre Kunstdenkmäler verbreitet sich in der Romantik ganz allgemein und wird in den Dienst des vaterländischen Gedankens und der Heimatliebe gestellt. So schreibt Ludwig Tieck in seinem Roman „Frau Sternbalds Wanderungen“: „... und denke ich der Fülle des niederländischen Fleißes, der großen und alten Werke, die allein das ehrwürdige Cölln in seinen Mauern bewahrt, und gedenke ich der unzähligen reizenden und mühevollen Werke den Rhein hinunter in allen Städten, so freue ich mich meiner Zeit und meines Vaterlandes“. Fast möchte man meinen, in den ersten Worten dieses Tieckschen Bekenntnisses liege bereits auch ein Hinweis auf das alte rheinische Kulturschaffen. Aber die damalige Zeit scheint von dem eigentlichen vielhundertjährigen Schaffen und Arbeiten der Menschen am Rhein noch keine Vorstellung gehabt zu haben. Es blieb der neuesten Zeit vorbehalten,





Trier. Porta nigra

(Aus der Bilderammlung der Reichszentrale für Deutsche Werberwerbung)

die gewaltige rheinische Kulturarbeit in ihren verschiedenen Zweigen zu erfassen und in ihrer Bedeutung zu würdigen.

Wenn je ein deutscher Landesteil, so hat das Rheinland eine vielgestaltige

Geschichte durchlebt. Seitdem hier der Übertritt des Germanentums in die römisch-christliche Welt auf breitester Grundlage sich vollzog, tritt diese Geschichte besonders wechselvoll in die



Erscheinung. Daß an ihr außer rein politischen und kriegerischen Ereignissen in stärkstem Maße ein machtvoller Kulturstrom beteiligt ist, macht die rheinische Geschichte so außerordentlich reizvoll und erfüllt uns Rheinländer mit großem Stolz.

Für die das Rheinland besiedelnden Germanen bedeutete es viel, daß sie auf einen für manche Formen des Lebens und Schaffens gut vorbereiteten Boden traten. Das war besonders der Fall in dem Lande abwärts von Speyer. In diesen zum Teil noch oberrheinischen, im übrigen mittel- und niederrheinischen Gegenden hatte die römische Herrschaft Städte und Straßen gebaut, Land gepflügt und bepflanzt, Berge und Hügel mit Reben besteckt, Stollen in die Erde getrieben, Werkstätten des Gewerbe- und Kunstfleißes angelegt und auch dem Götterkult Tempel und Zeichen errichtet. Der Vorsprung, den das Rheinland durch diese Kultur-taten vor anderen deutschen Landschaften

gewann, vergrößerte sich, als das kernige, unverbraucht starke fränkisch-germanische Volk an die Stelle der Römer trat, das alte Kulturschaffen der Besiegten zum Teil fortführte, dazu mit kraftvoller Hand zu neuen Schöpfungen schritt. Im Zeitalter Karls des Großen tritt dieser Vorsprung erstmalig machtvoll zutage.

Eine der ersten Aufgaben, welcher die fränkisch-germanischen Siedler sich widmeten und wegen der wachsenden Volksmenge sich widmen mußten, war die Urbarmachung und Bebauung weiterer Flächen der neuen Heimat. Wald und Wildland wurden unter den Pflug genommen, Einöden mit Gehöften und Dörfern besetzt, neue Kulturpflanzen angebaut, Ackerbau und Viehzucht planmäßig betrieben. Der Fortschritt dieser neuen Bodenkultur hing aufs engste zusammen mit dem Fortschritt der Klostergründungen. Von den Klöstern und Abteien, z. B. Prüm und S. Maximin, Werden und Essen, Kamp am

Niederrhein, Altenberg und Heisterbach, wurden zahlreiche Höfe links und rechts des Rheines angelegt. Das Kloster Prüm besaß deren ungefähr siebenzig landauf und landab. Von dem Grad dieser Landeskultur im Gebiet der kölnischen und Trierischen Kirche geben die Aufzeichnungen über die Güter und ihre Bewirtschaftung, die sogenannten Urbare, lebensvollen Aufschluß.

Durch diese Kultivierung des Bodens, die von 600 bis 1200 n. Chr. sich hinzog, wurde es möglich gemacht, das Rheinland, das inmitten dieser Zeit mit dem Ostfränkischen Reiche, dem heutigen Deutschen Reiche,



Köln, Gerokreuz, 12. Jahrhundert



endgültig verbunden wurde, einem neuen Aufstieg entgegenzuführen.

Es ist eine durchaus bemerkenswerte Tatsache, daß die christlich-fränkische Bevölkerung auch am Rhein noch durchweg ländlich-bäuerlich geartet und tätig war, als das Rheinland um 925 in den neuen Lebensabschnitt, der bis heute tausend Jahre faßt, eintrat. Fast um dieselbe Zeit, also ebenfalls gerade vor etwa 1000 Jahren, begann sich ein Teil der Bevölkerung planmäßig Handels- und gewerblichen Unternehmungen zuzuwenden. Um das Jahr 950 stößt man nämlich auf eine Gruppe sesshaft werdender Kaufleute in Köln zwischen der römischen Stadtmauer und dem Rheinufer im Bereiche der heutigen Marktplätze. Wir sehen, wie nunmehr neben den Orientalen (Juden und Syrern) christliche Franken und andere deutsche Volksgenossen Überland- und sogar schon Überseegeschäfte treiben.

Mit diesen zum Teil, wie z. B. in Köln, gildenmäßig vereinigten Kaufleuten beginnt sich ein neuer Bevölkerungsteil, der städtisch-bürgerliche, zu entwickeln. Etwa 150—200 Jahre später treten als eine Verstärkung dieses Teiles die Handwerker in die Erscheinung. Durch ihren Zusammenschluß in Zünften wurden sie eine besonders starke Macht. Vorzüglich in Städten, die sich zunächst an bischöfliche Residenzen und königliche Pfalzen anlehnten, begann der neue Volksteil, das Bürgertum, in erst allmählich sich vergrößerndem Abstand vom Bauerntum sich auszubreiten und in die wirtschaftlichen und sozialen Zustände der Gesamtbevölkerung neue Verhältnisse hineinzutragen.

Diesen Anfängen eines neuen Lebens und Schaffens folgt vom 12. bis 16. Jahrhunderts die erste Blüte städtisch-bürgerlicher Kulturarbeit. Die Grundlage dazu legten die Kaufleute und Gewerke, die ein glücklicher Wage-



Madonna, 13. Jahrhundert  
Köln, Schnitzmuseum

mut und eine große Unternehmungslust auszeichnete. Den Abständen der Zeit, nämlich der Mangelhaftigkeit der Verkehrsmittel und den Gefahren der Straßen wußten sie durch planmäßige Verbindungen untereinander und überhaupt mehr aus eigener Kraft als mit Hilfe der Schutzherrn zu begegnen.

Die schwierigste, freilich in ihren Ergebnissen auch ganz bedeutsame Arbeit des jungen Bürgertums war die Ausbildung einer einheitlichen freien Stadtgemeinde. Was es in unermüdlicher Arbeit auf dem Gebiete der kommunalen Verfassung und Verwaltung Schritt für Schritt schuf, ist zwar zunächst rein zivilisatorischer Art gewesen, besitzt aber außerdem genug höhere

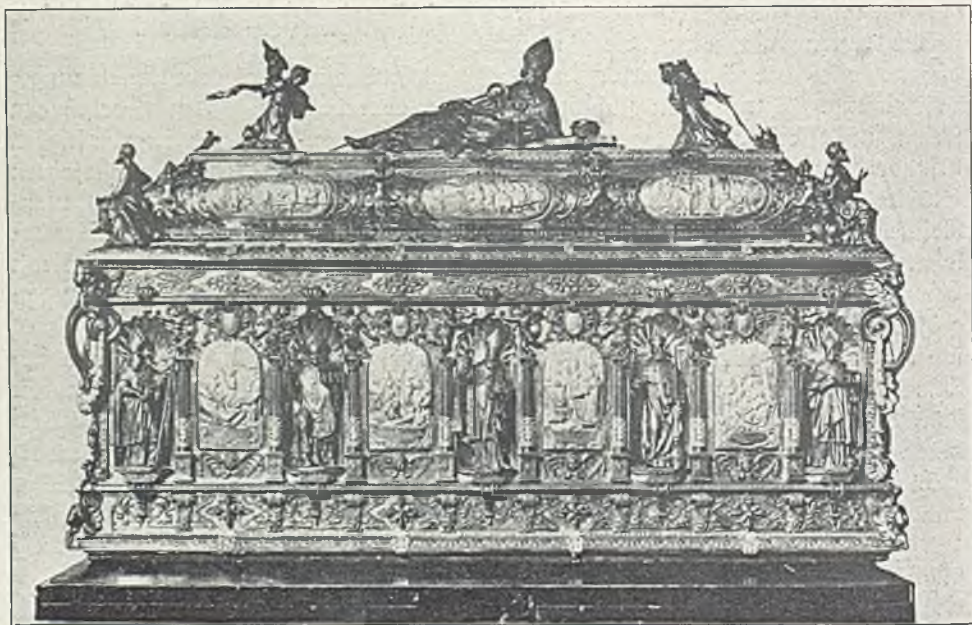


Kulturbedeutung. An der Spitze marschiert Köln, dessen Verfassung und Verwaltung hinsichtlich ihrer Entwicklung und allmählichen Ausbildung für die Beleuchtung des Problems deutscher mittelalterlicher Stadtverfassung überhaupt bedeutungsvoll erscheint. Zunächst hierin ist Köln wie ein Tor, das erst durchschritten sein muß, will man die Fragen mittelalterlicher Stadtverhältnisse vollständig und richtig lösen. Die von Max Weber hinterlassene Studie „Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung“ behandelt



Vortragkreuz  
Esfener Domfchat

z. B. die mittelalterliche Stadt vielfach gerade in besonderer Berücksichtigung des Kölner Gemeinbewesens. Von der steten städtischen bürgerlichen Kulturarbeit legen die Urkunden und Aufzeichnungen Zeugnis ab, an denen die großen und kleinen Archive des Rheinlandes so überaus reich sind, und deren bereits so viele durch die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde in didleibigen Bänden veröffentlicht wurden. Nächst Köln, Aachen, Koblenz und Trier sind auch kleinere Städte wie Düren, Neuß, Voppard,



Köln, Dom, Engelbertschrein





Bopparder Figuren, 14. Jahrhundert  
Köln. Schnitzmuseum

Oberwesel, Siegburg und das früher selbständige Deuz vertreten.

Das im Handels- und Erwerbsleben gegründete und im Rechtsleben geordnete Schaffen bildete auch die mate-

rielle Grundlage für die Entfaltung der geistigen Kultur. An dieser haben Kirche, Adel und Bürgertum nacheinander und vielfach miteinander gearbeitet. In diesen drei Mächtegruppen





Kölner Dombild (Ursula)  
Stephan Lochner

waren und wurden Kräfte lebendig, die nach Offenbarung und wahrnehmbarer Darstellung ihrer Gedanken und Gefühle drängten. Was namentlich kirchliche und bürgerliche Kreise auf dem Gebiete geistiger Arbeit leisteten, sticht sowohl hinsichtlich der Fülle als auch der Beschaffenheit hervor und hebt das Rheinland außerordentlich hoch.

Dieses Schaffen wurde vor allem durch das alte und reiche religiöse Leben getragen und immer wieder von neuem befruchtet. Das bereits früh christianisierte rheinische Gebiet wurde zum Mittelpunkt für die christlich-deutsche Kultur überhaupt. Vom Rheinland aus wurde die Mission in das rechtsrheinische Deutschland getragen, und im Lande selbst verschmolzen Christentum und deutsches Volkstum

aufs innigste. Die kirchliche Verfassung und Verwaltung wurde kraftvoll entwickelt, besonders das der Kölner Diözese. Beim Aufschlagen der Urkunden und beim Blättern in den Akten sieht man deutlich, wie von dem Kölner Metropolitanis und ähnlich von Trier und Mainz aus immer neue Ströme kirchlichen Lebens in die links- und rechtsrheinischen Lande ausgehen und wie diese Ströme stets neue religiöse Anregungen, Befruchtungen und Gebilde mit sich bringen.

Wunderbare Blüten der christlich-deutschen Kunst bilden die kirchlichen Bauwerke, zu deren schönsten die romanischen Kirchen, z. B. S. Aposteln, S. Martin und S. Maria im Kapitol in Köln, der Andernacher Dom, die Kantener Stiftskirche und andere gehören.

Dazu treten die geheimnisvollen Schatzkammern mit Reliquienschrinen und Kirchengerten im Schmucke kunstvoller Arbeiten (Gießen, Treiben, Stanzen, Gravieren) und kostbarer Stoffe (Edelsteine, Emails, Elfenbein neben Gold und Silber). Die wunderbare Schönheit dieser Werke entsprang tiefer religiöser Inbrunst. Das Können und Leisten selbst wurzelte im Volke, wie die Kölner und Nachener Goldschmiede auf stolzer Höhe zeigen. Der Schrein des heiligen Heribert, Erzbischof von Köln (999—1021), geschaffen in der Zeit um 1170, ist einer der wenigen Schreine, die sich fast unverfehrt erhalten haben und im Aufbau wie in der Gliederung und Farbpracht der Schmelzarbeiten von ausnehmend schöner Wirkung sind. Eine der berühmtesten und frühesten deutschen



Emaillwerkstätten gründeten die Goldschmiede der Benediktinerabtei von St. Pantaleon in Köln. Ebenbürtig stehen dem Heribertschrein der aus dem 12. Jahrhundert stammende Nacher Karlschrein, der kostbare Behälter der Gebeine Karls des Großen, der unschätzbare Marienschrein mit den großen Heiligtümern Nachens, der Viktorschrein in Kanten und der Suitbertuschrein in Kaiserswerth zur Seite.

Unter den vorwiegend im Dienste der Architektur stehenden Großplastiken romanischer Zeit bilden Kreuzfige und Madonnen besondere Gruppen. Die rheinischen Stücke, die das Schnütgen-Museum in Köln birgt, ermöglichen eine bedeutungsvolle künstlerische und ikonographische Entwicklung in der Darstellung des Gekreuzigten und der Madonna abzuleiten. Unverkennbar dringt in diesen romanischen Plastiken die germanische Wesensart durch, überschattet von der formklaren Kunst romanischer Länder. Es ist äußerst fesselnd, zu sehen, wie in der romanischen Periode Christus am Kreuze vornehmlich in idealistischer Auffassung dargestellt wird, ohne Wunden, ohne Dornenkrone, dagegen oft mit einer Königskrone und das Lententuch reich geschmückt wie ein Königsgewand. Erst allmählich weicht diese ideale Auffassung einer schmerzvoll-realistischen. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts tritt die Dornenkrone auf, und das Leid von Golgatha wird durch

die Wundmale, die Art der Annagelung und das qualvolle Niederhängen des Heilandes in der nun folgenden gotischen Periode besonders betont. (Nach Egid Weiß, Das Schnütgenmuseum, 1923). Dem Kreuzifixus-König entspricht in der gleichen romanischen Zeit die Madonna-Königin. Sie erscheint als Himmelskönigin, die in prächtigen Gewändern, meist in der Tracht der byzantinischen Kaiserin, auf einem Throne sitzt. Die Mutter-



Madonna mit dem Weichen

Stephan Lochner  
Köln, Diözesanmuseum



gottes ist in erster Linie Thron für das Jesukind, „Sitz der Weisheit“, wie man früher solche Muttergottesbilder auch nannte. In der Gotik, der Blütezeit der Marienminne, tritt die Madonna stärker hervor und das Jesukind zurück. Wie in den gotischen Kathedralen das Auge und mit ihm der Geist und das Herz in Himmelshöhen entrückt werden, so auch beim Anschauen der gotischen Madonnenbilder. In prachtvollen Paramenten, Buchmalereien und Miniaturen, farbigen Glasfenstern, Bronzearbeiten, Reliquienkästchen, Kelchen, Kreuzen und vielen anderen Gegenständen feiert die kirchlich-religiöse Kunst Triumphe.

Auch in den Wegspuren der Kaufleute wandelte die Kunst, und an der Blüte des Handels und Gewerbes erstarrte die Freude der Bürgerschaft an Schönen. Das auf die Verschönerung und Verfeinerung des äußeren Lebens gerichtete künstlerische Schaffen redet noch heute aus profanen Steinbauten, Bildhauer- und Schnitzarbeiten eine überzeugungsvolle Sprache und zeigt, daß der Sinn einer vorwiegend kaufmännisch und gewerblich gerichteten Bevölkerung nie zu ausschließlicher Geltung gelangte. Die rheinischen Kaufmannsfamilien und nicht minder die Gelehrten und regierenden Kreise statteten ihr Haus mit oft kunstvoll geschnittenen Stücken wie Kredenzen, Truhen, Bänken, Sesseln und Bettstellen aus. Sie zierten Trepsen (Zierschränke) mit Kannen, Pumpen und Krügen, Schüsseln und Schalen von oft vielen Pfund Silbers Gewicht und in künstlerischer Ausführung. Viel silbernes Kleinzeug wie Löffel, Teller, Becher und Tassen, Salzfüßer und anderes füllte die Schränke. Zahlreiche Gegenstände aus Kupfer, Zinn und Eisen standen oder lagen in der Küche. „Gemalte“ Teppiche schmückten die Wände, Kissen mit Stickereien die

Bänke und Sessel, Leinwandgebilde, Kleider und Schmuckstücke die Truhen. So waren es vornehmlich die Kaufmannsfamilien, welche die Kunsthandwerker durch starke Nachfragen und besondere Aufträge in Nahrung hielten und setzten. Sie waren es auch, welche später den Malern lohnende Aufgaben stellten, um Kirchen und Altäre und die eigene Wohnung mit Malereien und Gemälden zu schmücken. Aber auch die Kirche selbst wurde für die Malerei ein großer Auftraggeber.

Die rheinische Malkunst zeigte sich wie ursprünglich in den romanischen Wandmalereien und Illuminationen von Handschriften und Glasfenstern, so später namentlich in den Tafelbildern der gotischen Zeit. Besonders eigenartig ist die fromme Malerei der alten Röhner, die im 14. und 15. Jahrhundert so charakteristisch sich gestaltete und eine der großen Wiederentdeckungen der deutschen Romantik wurde. Diese „Röhner Malerschule“, welcher rastlose Sammler und eifrige Gelehrte mit fühlendem Herzen nachlebten und mit sinnendem Verstande nachtrachteten, erlebte in Meister Wilhelm zuerst „den besten Maler in deutschen Landen“ (Limburger Chronik zum Jahre 1380) und erreichte in Stephan Lochner (gest. 1451) ihren Höhepunkt. Sie fand in Bartholomäus Bruyn einen ihrer letzten Vertreter. Aus tiefer religiöser Kultur geboren, suchte sie in engster Verbindung mit den Meistern der Mystik ihren Willen zum Übersinnlichen stark auszudrücken. Wie die Bildhauer, so eifern diese Maler besonders, die überirdische Schönheit Marias zu schildern und dem Ideal so nahe wie möglich zu kommen.

Neben diese Dokumente der religiösen Kultur treten solche aus den Bereichen der geistigen im engeren Sinne. Das rheinische Erbauungsleben und Schul- und Bildungsstreben ist





Der Dom zu Worms

(Aus der Bilderammlung der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung)

gekennzeichnet durch tiefgreifende theologisch-philosophische Bewegungen, die an die Namen Rupertus (1113—1135, Mönch in Siegburg, dann Abt von Deuß), Albertus Magnus (gest. 1280),

Thomas von Aquin, Duns Scotus, die Mystiker Eckhardt, Tauler und Geuze (gest. 1366) und weiter besonders an die alte Kölner Universität (1388—1798) geknüpft sind, nicht minder aber auch





Seribert-Kamm  
(Köln, Kunstgewerbemuseum)

durch die Werke des Buchdrucks, der seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von Mainz, Köln und Straßburg aus sich verbreitete und später auch in Speyer, Trier und Frankfurt blühte. Die zahlreichen rheinischen Inkunabeln (Wiegendrucke oder Erstlingsdrucke) gewähren einen vortrefflichen Einblick in das geistige Leben und Schaffen am Rhein beim Ausgang des Mittelalters. Eine bedeutende Rolle in der rheinischen und allgemeinen Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts war der im Rheinland zuerst

in Köln 1542 errichteten Gesellschaft Jesu beschieden, die auch durch Pflege dramatischer und musikalischer Aufführungen größere Bedeutung hat, als allgemein bekannt ist.

Mag man auch auf dem Standpunkt stehen, das Rheinland nehme auf der Höhe des Mittelalters im schöngeistigen Schrifttum nicht die gleiche Stellung ein, die es im Handeln, in der Politik und in der Kunst unbestritten besaß, so ist doch nicht zu leugnen, daß das rheinische Volk zum dichterischen Schaffen schon früher Anlagen genug besaß und auch dichterische Erfolge hatte, wie frühe Epen, Lieder von Minnesängern, gereimte Stadtchroniken, Legenden und Sagenansammlungen und anderes beweisen. Nimmt man dazu Gottfrieds von Straßburg hohes Lied der Liebe (Tristan und Isolde) als rheinische Dichtung und stellt man sich mit dem Darmstädter Archivar Jul. Dieterich, (1923) auf den

Standpunkt, daß wahrscheinlich der Abt Sigehart von Lorich der Verfasser des Nibelungenliedes gewesen ist, dann muß dem Rheinland ein ganz außerordentlich großes Maß dichterischen Erfolges zugestimmt werden.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die verschiedenen Kreise des wirtschaftlichen und geistigen Schaffens von Kräften, die fast ununterbrochen ins rheinische Land strömten, immer wieder aufs neue gestärkt wurden und aus den Regungen anderen deutschen und auch fremden Geistes Gewinn zogen.



Wie der Oberrhein vom Süden Deutschlands her hochdeutsch beeinflusst wurde, so kamen dem Niederrhein bis weit in das Kölner Land hinein aus den Flachgebilden der flandrisch-brabantischen Länder romanisches Denken und Darstellen in der niederländischen Aufmachung zufließen. Eine große und starke Nährquelle für alles künstlerische Schaffen blieb das Denken, Empfinden und Gestalten der breiten Volksmassen. Die derben Späße und Drollerien der Steinmeze und Schnitzler sind Ausflüsse der Spottlust des Volkes. Die heimische Volkskunst, namentlich die Kunst kleinstädtischer Tischler und der Dorfschreiner und Dorfschnitzler erhielt sich unwüchsig und selbständig und führte zur Bildung von Schnitzerschulen auch im Rheinland, von denen die von Calcar und Kan-

ten am ausdrucksfähigsten wurden. Einen Ruhmestitel darf das rheinische Steinzeug beanspruchen. Köln, Frechen, Kahren, Siegburg und der Westerwald, am Niederrhein Sonsbeck, Issum und Schaephuysen haben die Herstellung von Steinzeug zu hoher Blüte gebracht. In Bildstöcken, Feld- und Wegekreuzen, auf Friedhöfen und im Dorfkirchlein, im Fachwerkhaus und Backsteinbau drücken sich die schöpferischen Kräfte und erfinderischen Gaben des Volkes, namentlich des Bauernvolkes, klar und deutlich aus.

In einem mühevollen, viele Jahrhunderte währenden Prozeß formte und bildete sich das Rheinvolk unter An-



Romanisches Reliquiar

führung der städtisch-bürgerlichen Schichten und der Kirche sowie unter Mitwirkung ländlich-bäuerlicher Kreise zum Kulturvolk. Grundlagen dazu boten die durch die Lage der Landstriche und die Beschaffenheit des Bodens, günstig gestaltete Wirtschaft und die durch Tatkraft sich auszeichnende Geistesrichtung der Bewohner selbst. Dem Schaffen zeigten sich dabei die innen- und außenpolitischen Geschehnisse nicht minder günstig. Es sei nur hingewiesen auf die glanzvollen Zeiten Kölner Kirchenfürsten, z. B. eines Reinold von Dassel (1159—1167) und eines heiligen Engelbert (1216—1225) auf der Höhe des Mittelalters.



Als Ende des 16. Jahrhunderts in der politischen Lage Westeuropas ein vollständiger Umschwung eintrat, als die Niederlande sich verfestigten und die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse in Europa sich verschoben, da begannen Handel und Gewerbe im Rheinland zu stocken und an Bedeutung zu verlieren. Dazu kam, daß das Rheinland seit dieser Zeit tiefer und tiefer in die europäische Politik verstrickt anfang, Objekt politischer Bestrebungen zu werden. Fast alle Koalitionskriege des 17. und 18. Jahrhunderts wurden auf rheinischem Boden ausgefochten. Davon zeugen fast ununterbrochene

Invasionen, Okkupationen, Requisitionen und Sanktionen aller Art. Immer litt ein Teil des Landes, und kaum wochenlang, geschweige denn jahrelang, war das Land frei und in Ruhe.

Dennoch versiegte der Strom des Kulturschaffens nicht vollends. Die Souveränität bekundende Form des Barocks in den Bauten der geistlichen Fürsten und in Schloßanlagen überhaupt, die Ziellichkeit der Jesuitenrenaissance und eine reiche bürgerliche Bautätigkeit, bei der auf Feinheit der Formen großes Gewicht gelegt wird, sind starke Belege dafür. Gerade die Kunstliebe und das Kunststreben starben bei den simen-

frohen Menschen am Rhein nicht aus. Diese rheinische Kunstfreudigkeit und den Reichtum der rheinischen Kunstdenkmäler begriff man zu keiner Zeit besser als in der Romantik. Die Kunst war es, mit der das Rheinland der Welt noch etwas zu bieten hatte, als es politisch und wirtschaftlich im Verfall steckte, durch die es die Besten der Zeit anlockte und zu einer großen Wallfahrtsstätte wurde, wie Goethes Rheinreise mit Lavater und Wasedow im Sommer 1774 und die Fahrten der Romantiker bekunden.

Als das Rheinland nach der Auflösung des alten Reiches (1806) und nach Beendigung der heute wie eine Episode anmutenden französischen Fremdherrschaft (1794—1814) in die neue Heimstätte deutscher Nation eingestellt wurde, bewährte das rheinische Bürgertum die alte Spannkraft im Schaffen und



Eingelegter Schrank, Köln 1599





Aus Zons am Rhein

Schauen, im Handeln und Erwerben aufs neue und trug bereits im verflossenen Jahrhundert eigenartige kraftvolle Antriebe in den preußischen Staat und das Deutsche Reich. Die wirtschaftliche Kultur entwickelte es in den letzten Jahrzehnten in fast gigantischer Ausdehnung, kaum gestört durch den Krieg. Die Industrie, von der ein Gewirre von Zechen und Fördertürmen, Hütten und Hochöfen, Leitungsmasten, Hallen und Lagerplätzen, Brücken und Hebewerken, Bahnhöfen und Werftanlagen geräuschvolle Zeugen sind, wuchs ständig in Anlehnung

an die Wasserläufe in den Seitentälern und an die Lagerung der Kohle und Braunkohle. Von den vielen rheinischen Erzeugnissen und Fabrikaten verdanken nicht wenige nur rheinischen Schöpfern und rheinischen Qualitätsarbeitern ihr Dasein. Rheinische Kaufleute, schon vor dem Kriege bis in die entferntesten Winkel der Welt vordringend, sind wiederum dabei, dem rheinischen und deutschen Gewerbesleiß überall Geltung und Absatz zu verschaffen und an der Kultivierung der Welt teilzunehmen.



Die Änderung in den Erwerbs- und Lebensverhältnissen, in den sozialen Zuständen und überhaupt in der gesamten Lebensführung bedingten ein neues Zielstreben des geistigen Schaffens. Mittelpunkte neuen geistigen Lebens wurden Mainz, Bonn und Köln. Von Mainz und Köln ging die neue katholische Bewegung aus, die sich vor allem im Vereinswesen äußerte. Eine Tat größter sozialer Kultur ist z. B. die Gründung der katholischen, heute über den ganzen Erdball verbreiteten Gefellenvereine durch den schlichten Arbeiterpriester Adolf Kolping. Von weltlicher Seite wurden zahlreiche Gesellschaften und Vereine zur Pflege der Forschung und Wissenschaft, der schöngeistigen Künste und der Heimat gegründet, um den allzu stark angewachsenen realistischen Dingen einen wirksamen Damm entgegenzustellen.

In dem Bewußtsein, aufs neue berufen zu sein, an der Gestaltung des Schicksals im Reich und in Europa entscheidend mitzuwirken, zeigt das rheinische Volk den energischen Willen, neben der Wirtschaftskultur die Geisteskultur zu pflegen und in einer Zeit, in der wie anderswo auch im Rheinland viele im werktäglichen Gewinnstreben, in der Sucht nach Rekordleistungen und in wirtschaftlichen Expansionen das Heil allein suchen, die seelischen Kräfte zur Ausgleichung zwischen den Dingen wieder lebendiger zu gestalten. Führende Rheinländer sind dabei von dem Gedanken beseelt, daß das Rheinland wie in der Vergangenheit so auch heute wieder im Reiche und auch in Europa eine Mission zu erfüllen hat und darum sein gesamtes Kulturschaffen eine besondere Verantwortung besitzt.



Kölner Barockschrank





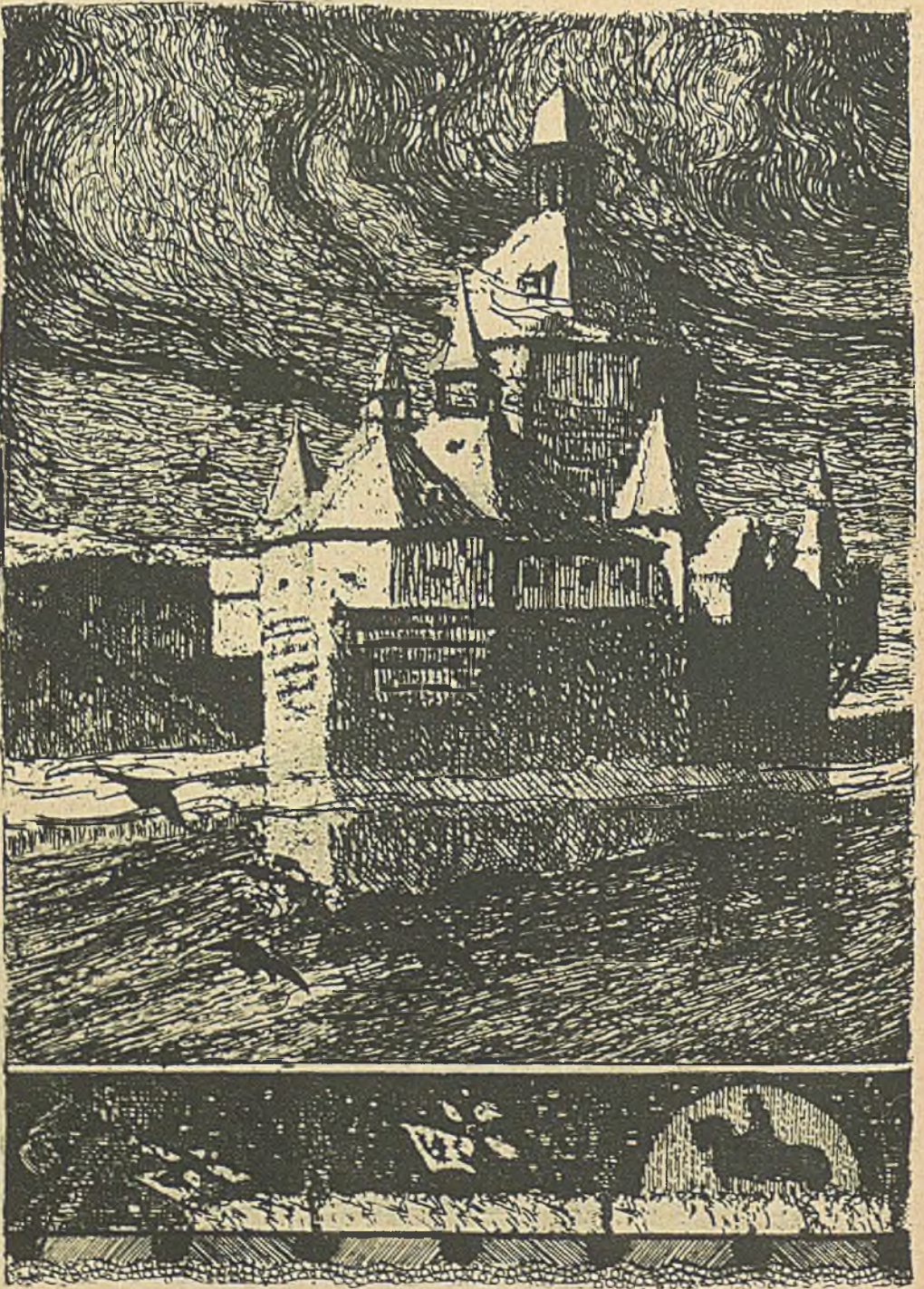
IM RHEIN,  
 IM SCHÖ-  
 NEN STRO-  
 ME  
 DA SPIE-  
 GELTSICH  
 IN DEN  
 WELLEN  
 MIT SEINER  
 STÖREN  
 DOME  
 DAS GROS-  
 SE HEILIGE  
 KÖLN  
 IM DOM  
 DA STEHT  
 EIN BILD  
 NIS  
 AUF GOLD-  
 NES UEDER  
 GEHALT

IN MEINER  
 LEBENS  
 WILDNIS  
 HATS  
 FREUNDLICH  
 HINEINGE-  
 STRAHLE  
 ES SCHWE-  
 BEN BLU-  
 MEN UND  
 ENGELN  
 UM UNSRE  
 LEBE MAN  
 DLAUGEN  
 DE WANG  
 LEIN  
 SIE GLEI-  
 CHEN DER  
 LEBSTEN  
 GENAU

„Im Rhein, im schönen Strome“

Kablerung von Kurd Driver





Rurd Driver

Raub

Rabierung



## Wilhelm Schäfer / Caub

Eine Winternacht hing über dem Rhein, und das alte Gemäuer der Pfalz stand bei Caub in den schwarzen Gewässern; da wurde es seltsam lebendig, viel hundert Kähne lagen bereit, und es klirrte von Waffen.

Blücher, der Feldmarschall, wollte zu Neujahr nach Frankreich hinein, und noch war der Rhein die Grenze.

Schlesier, Pommern und Preußen füllten die Kähne, und als die ersten Schüsse den Neujahrstag weckten. Sprangen die bärtigen Männer der Landwehr ans Ufer und riefen hurra, als ob zum andernmal Völkerschlacht wäre.

Aber nur Grenzwachen und Zollwächter liefen davon vor den Schüssen; denn meilenfern standen die Heere des Korsen im Herzen von Frankreich bereit, die Sieger hart zu empfangen.

So war es nur ein fröhliches Fest, das die Preussische Landwehr beging; Neujahr zwischen den Schlachten; aber im neblichten Morgen wurden die Kähne zur Brücke gefügt, und am Mittag begannen die Räder zu rollen.

Ein deutsches Heer ging über den Strom, der einmal die goldene Ader der Reichsherrlichkeit war.

Herrschaftsucht der Fürsten hatte das Reich der Kaiser verzettelt; der Rhein der alten Kurfürstenmacht mit seinen Domen, Pfalzen und mächtigen Städten war Grenzland geworden, bis ihn die Fürsten des Rheinbundes, Vasallen des Korsen, völlig an Frankreich verrieten.

Nun war mit der korsischen Macht auch das Lumpenglück der Rheinbundfürsten zerschlagen; Deutschland trat wieder seinen Stammesbesitz an, über den rheinischen Domen von Köln, Mainz und Straßburg sollte von neuem der Reichsadler wehen.

So riefen die feurigen Herzen hurra, als sie den Boden jenseits des Rheins am Neujahrsmorgen betraten; das Elend der Fürsten war aus, die Völker und Stämme der Deutschen kamen, die Reichsherrlichkeit neu aufzubauen.



# Rheinfahrt mit der Mutter

Von Walter Bloem

Mutter, mit Hyazinthen schmück' ich heut  
dein Bild, das treu auf meinem Schreibtisch grüßt;  
denn heut ist dein Geburtstag, ist der zweite  
April, der Hyazinthentag. Dein Grab  
im Schatten dieser alten Burg, auf der  
du starbst, ist violett und weiß und rot  
geschmückt mit jenen Blumen, die vor allen  
du liebtest. Und du liebtest alle. Nun  
laß uns zusammen plaudern. Laß mich dir  
etwas erzählen, was dich freuen wird:

Du warst ein Mensch von echtem Frankenstolz —  
laß dir denn sagen, daß in diesem Jahr  
die Heimaterde, schwer vom Leid bedrückt,  
ein tausendjährig Jubelfest begeht.  
Rheinland ist tausend Jahre deutsch. Es will  
bekunden, daß es deutsch auf ewig bleibt.  
Freut dich das, Mütterchen? Ich weiß, dich freut's;  
denn glühenden Herzens liebtest du die Heimat,  
und nie erschwoll dein süßer Liedermund  
so andachtschweren Schauers voll, als wenn du  
„Am Rhein, am heiligen Strome“ sangst.

Wie oft  
sind wir auf schwarzweißrot beslaggtem Schiff  
durch grüne Flut hinauf, hinab gefahren!  
Und wenn sich zwischen weinungrünten Hängen  
der sagenreiche Lurleifelsen hob,  
dann stimmtest du mit deiner Zauberstimme  
das rätselholde Zauberlied: „Ich weiß nicht,  
was soll's bedeuten —“ an — und alles laufchte  
und fiel dann freudig ein.

O, als ich das  
zum ersten Mal erlebte — weißt du noch?  
Ich war ein Bub von neun — wir waren Hand  
in Hand von Bingen auf den „Stolzensels“  
gestiegen — und du zeigtest mir den Rhein,  
die grauen Städtchen und die Burgruinen,  
bei Lorch die Teufelsleiter und bei Caub



die Pfalz in Stromes Mitte — du erzähltest  
Geschichte mir und Sage — sangest leise  
mir Lied um Lied und senktest mir ins Herz  
ein erstes Ahnen deutscher Herrlichkeit . . .

Er hat dich viel gekostet, unser Strom —  
zwei deiner Söhne und dein ält'ster Enkel  
zogen, als Kaisers Ruf durch Deutschland slog,  
in Waffen über'n Rhein — doch von den dreien  
kehrten nur zwei zur Heimat. Ach, dein Jüngster,  
dein Benjamin, schläft unterm Kreuz von Holz  
in Bouziers auf dem Soldatenfriedhof . . .

Das Leid um ihn zerbrach dir vor der Zeit  
den starken, hellen Geist. Von seinem Tode  
gesundetest du nie. Gar bald danach  
auf letzter Rheinfahrt führten wir dich heim  
zur alten Ritterburg im Maingau. Weißt du's  
noch, Mütterchen?

Du sahest still durchsonnt  
im Bahnabteil am Fenster. Eilig zogen  
da draußen die geliebten Stätten alle  
vorüber, und noch einmal grüßtest du  
den heiligen Strom. Um jede Burgenzinne,  
um jedes Kirchlein wob Erinnerung  
den Silberschleier. Weißt du noch — da drüben  
in Oberwesel? wie vom Dampferbugspriet  
ich euch, vorüberfahrend, beim Spaziergang  
entdeckte? Wie vom weißen Lockenhaupt  
den Panama der Vater zog und winkte?  
Wie tausend Liebesgrüße flatterten  
vom Bord zum Uferbaumgang?

Ach, du wußtest,  
das alles heut siehst du zum letzten Mal . . .

Doch wenn durch rheinische Gaue diesen Sommer  
ich wiederum zu Tale fahren werde,  
schwebt mir zur Seite dein verklärtes Bild,  
dein rheinisch Herz, ich weiß es, stimmt mit ein  
in all den schmerzgeweihten Jubel, der  
in diesem Jahr durch Rheinlands Gaue flutet —  
und darum heut an diesem Frühlingstag,  
der deinem Angedenken gilt, grüß' ich,  
o Mutter, dich mit heißem Liebesdank,  
du treuestes, du echtestes Rheinlandskind.





Blick in das Ahrtal bei Reimazhoven

## Jakob Kneip / Der Pflüger

**S**chnärende Anseln hatten mich wach gerufen. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da stand ich schon draußen im Hof, in der dämmerigen Frühe. Aber als die Gänse gefüttert, getränkt und geschirrt sind, als ich aufbrechen will zum neuen Tagewerk und das große Hoftor sich auf tut vor mir, sieh! da steigt sie eben, die herrlich Strahlende, über den Rand der Welt!

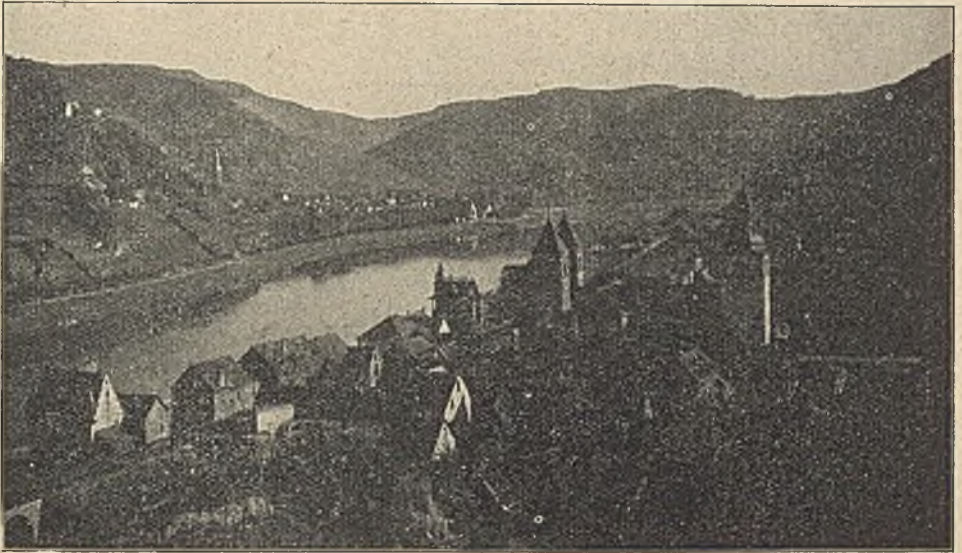
Einen Augenblick lang steh ich geblendet vor der überraschenden Flut von Licht. Auch die Gänse stehn. Ein überirdisch großer Augenblick! Ganz lasse ich mich überströmen von der Fülle des Lichtes aus den Gründen der Ewigkeit, diesen Augenblick lang — dann schreite ich neben den nickenden Pferdeköpfen zur Mulde hinab in den Acker.

Schon ein gutes Stück bin ich gegangen, und noch sind alle Sinne von diesem Morgenwunder besungen — da horcht das Ohr plötzlich auf, und ein zweites neues Wunder geht über mich

hin: die ganze Welt um mich her ist ein hunderttöniger Morgenjubiläum. Über mir steigen die Lerchen mit zitterndem Flügelschlag kirilierend ins Blau, kaum sichtbar vor Morgendunst und Licht; das nahe Gehölz ist ein unendlicher Schall: die einzelnen Stimmen sind kaum zu unterscheiden.

Da wogt auch die erste Morgenglocke zu mir her, aus dem Dorf hinterm Wald; und von all dem Glanz und Klang schier überwältigt, trete ich zur Andacht gesammelt an den schweren Eisenpflug, der schon im Acker steht und meiner wartet. Schauer überkommen mich in dem Augenblick, wie ich es berühre: das uraltheilige Werkzeug, damit der Mensch sich die Erde zur Dienerin, zur blühenden Spenderin, zur fruchtreichen Ernährerin macht, bis er selber zu ihr hinabsinkt und selber wird ein Teil von ihr. Und ich nehme eine Handvoll von diesem braunen, kühlen Grund — eine Hand voll Erde, von der wir genommen sind und zu der





Carden (Mosel)

wir alle wiederkehren — halte sie prüfend und nachdenklich gegen die Sonne und streue sie opfernd der Leuchtenden entgegen, die über den Köpfen meiner Pferde stehend, Pflug und Pflüger mit Licht übergießt. Und opfernd spreche ich zur großen Sonne: „Schenke Leben, senke Fruchtbarkeit in diesen Grund; heb heraus aus der Furche, was zu dir drängt, daß es sich deines warmen Lichtes freue, du Mutter aller Lebendigen!“

Da steigt hinter mir die Stimme einer Lerche hoch, als sei sie meiner Seele lebendiger Gesang geworden. Aber schon haben sich die Gäule ins Geschirr geworfen, und mit grimmigem Laut fährt der Pflug in die ruhende Erde und wirft wuchtig die Schollen zur Seite. Leidvoll sinken sie gegeneinander: wie Wesen, stumme, an die Erde gebannte, denen man die göttliche Ruhe gestört. Und sie zerbröckeln, sie dampfen, sie strömen einen herben Atem aus, der, vermischt mit dem Geruch der Pferde und dem brauenden Morgen- nebel aus Feld und Wald, den Pflüger mit seltsamem Bann umgibt. Seine Seele straft sich und spannt sich zur

Kampflust. Alle Sinne arbeiten mit im Takt der stampfenden Hufe und greifen in fanatischem Schaffenseifer mit der reißenden, unbarmherzigen Pflugchar in die verstandene Erde.

Furche legt sich an Furche, überglänzt vom Morgenlicht.

Da ist plötzlich eine Elster — die hupft lautlos, fort und fort mit dem Schwanz wippend, hinter mir her. Ein unheimlicher Geist, der sich mir zugesellt. Und verstoßen, wie sie gekommen, ist sie schon wieder von dannen. In meiner Seele aber ist ein seltsames Bild erwacht — ich muß es irgendwo gesehen haben — der Tod, der unheimliche, plötzliche Gast, der hinter dem Pflüger in der Furche geht. — Doch bin ich's nicht selber, der tausend Leben begräbt? Der Gräser und Blumen aus ihren Wurzeln reißt und die Erde mit dem Toten düngt? Und tu ich nicht das alles, um neues Leben zu schaffen? — Nicht ein Stäubchen geht verloren im All, nicht eine Energie von allem, was der Mensch „vernichtet“. —

Und mit dem Gedanken huscht es über mich wie ein tröstliches Licht:



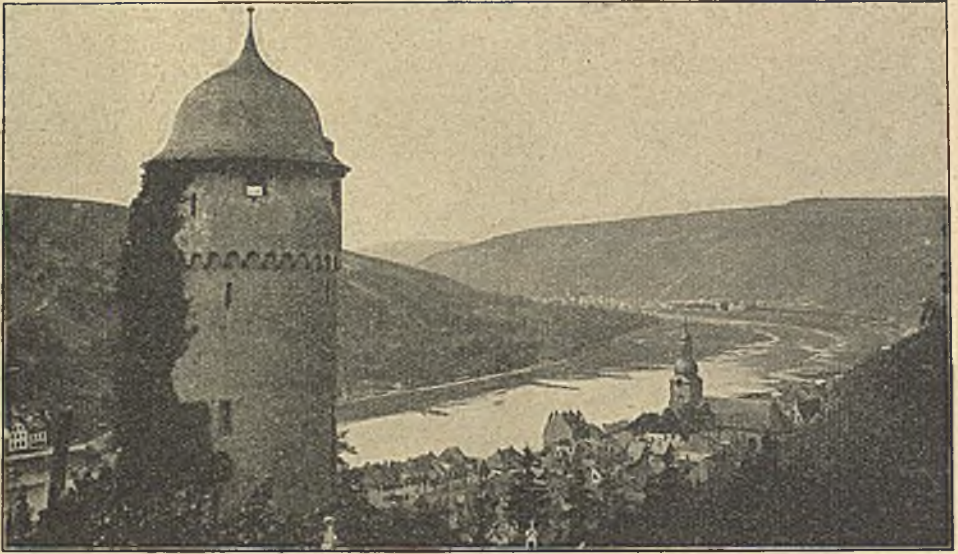


Bild auf Zell

„Truß, Tod, komm her, ich fürcht dich nit!“ Wie sollte da von tausend Engeln, die ein Menschengestalt in sich aufspeichern, auch nur ein Hauch verloren gehn im All?

Sieh', über meinem Träumen hat sich wie durch einen Zauber die Flur belebt; Gänse wiehern zu den meinen herüber; die Straßen der Welt, die fernem Dörfer, alles wird wach und lärmt in den Tag. Und große weiße Wolken beginnen sich vom Westen her über mich emporzutürmen. Schon gibt die Pflugschar einen blinkenden Schein. Bald knirscht sie ingrimmig an einer steinigen Stelle, bald streicht sie sacht und schmeichelnd mit leichtem Geräusch über den lehmigen Grund.

Ein Schwarm von Staren kommt kreisend vom Walde her und läßt sich bald da, bald dort in schönem Schwung auf die Schollen fallen, doch mit noch lauterem Geschrei kommt eine Schar von Krähen über sie; und nach kurzem Kreisen lassen sich die schwarzen Gefellen hinter mir auf die Furchen nieder und vertreiben die Stare, die ängstlich flatternd dem Walde zustreben.

Ein Regenschauer überstiebt das Feld, der auch die Krähen vertreibt. Schreiend fliegen auch sie dem Walde zu. Doch der Schauer ist rasch zerstorben, und die Sonne blickt wieder freundlich durchs Gewölk.

Der Pflug hat sein Knurren und Knirschen aufgegeben; die Gänse dampfen sichtbarlich, und langsamer wird ihr Gang. Auch die Glieder und Sinne des Pflügers beginnen zu ermüden, und schon sind seine Gedanken vom Pfluge weg nach Hof und Stall, ordnend und sorgend, vorausgeeilt, da die Mittagsglocken umliegender Dörfer ihn zum Ausspann mahnen.

Nach der Fütterung geht es wieder in den Acker, und wieder müht sich der Pflug in ruhigem Auf und Ab, Furche an Furche zu legen. Immer riesenhafter türmen sich unter sinkender Sonne vom Westen die Wolken herauf; ein feiner Regen geht zuweilen nieder und es wird ein Schauspiel eigener Art, wie die Sonne, bald über, bald unter dem Gewölk entbrennend, die Landschaft mit Glut und Duft überströmt. Weit in der Ebene umher aber mühen



wie ich noch viele andere mit Tier und Werkzeug die ruhende Erde ab; weit umher auf allen Straßen, in Dörfern und fernen Städten hör ich die Arbeit lärmern, spür' ich den ruhlosen Menschengeist.—Dann aber kommt die Abendstille:

Die Wolken scheinen sich festzulegen über den Horizont. Und wacher werden die Gedanken in der Stille. Erinnerungen tauchen auf, neue Pläne greifen drängend in die Ferne — Und öfter fließt mir das Vergangene mit dem Kommenden ineinander: Ich seh die Schar der Ahnen, die diesen selben Acker hier vor mir gepflügt haben und wieder in die Erde hinabgesunken sind; das Gemurmel ihrer Stimmen aus fünf Jahrhunderten steigt auf zu mir aus den Furchen; und hinter mir von endlos tiefen Stufen seh ich schon neue Gestalten drängen — mich zu verdrängen. Sie scheinen nur darauf zu warten, daß auch meiner Hand der Pflug entfällt, und ich hinabgleite in den kalten Grund.

Eben als die Sonne sich zum Horizont neigte, hob sich aufs neue ein Wind, die Wolken flogen wieder heran, und sieh wie eine verwandelte Welt stehen Dörfer, Türme und der ferne Höhengsaum in dem magischen Licht. Und da ich zum letztenmal

den Pflug wende, steigt gegenüber, da wo morgens überm Wald die Sonne stand, der Mond aus einer grauen Wand — unglaublich groß und klar.

Eine verwirrende Lichtzerstreuung um mich her! Ich fühle mich plötzlich mit der Erde emporgehoben — und im Umkreis der Welten und Gestirne allein auf dieser Erde. Ich, der Pflüger, dem sich die Erde unterwirft, ich, Bebauer, Zeuger und Ernährer: Mittelpunkt der Welt von Anbeginn. Verschwifert mit Scholle, Baum und Strauch, mit allen Erd- und Himmelsgöttern, denen der Mensch der Städte sich längst entfremdet hat. Jenseits aller Händel der Menschen, jenseits aller Nationen und Konfessionen fühle ich mich vor das ewige, glühende Schöpferauge gestellt.

Und mein armes Tagewerk wird zum heiligen Dienst, zur großen Feier vor dem Ewigen, Unfaßbaren. Der Acker unter mir wächst zur Welt. Und die Geister der Ahnen, die hier vor mir gepflügt von Jahrhundert zu Jahrhundert, gehen mit durch die Furchen. Es runden sich Zeit und Ewigkeit zum großen Kreis des Werdens und Vergehens — über meinem Acker in den letzten Strahlen des sinkenden Tagesgestirns.

*Frühling.*

*Vater ist wie Maschinwind,*

*Mutter aber wie Hühnerden Baum.*

*Vater verkündet seine Leben geschwind,*

*Mutter ist wie ein Traum.*

*Vater ist eifrig, lammig besetzt,*

*Mutter aber ist Natur.*

*Vater wird nicht von Schmerzen geknallt,*

*Mutter nur.*

*Josef Punters*



# Rheinische Not als Auslöser rheinischer Kräfte

Von Michel Becker, Cleve

Es ist mehr als eine Wiederholung, was die Menschen am Rhein und was das Land selbst, der Boden erleben in diesen Jahren. Die gesteigerte Bewegung des Vorgangs, die Deutlichkeit und Offenheit aufeinander prallender Willen haben der rheinischen Frage den Stempel fast entscheidender Schicksalhaftigkeit aufgedrückt, welcher Eindruck noch erhöht wird durch die Tatsache der wachsenden Anteilnahme der Welt an diesen Dingen, einer Anteilnahme, die in ihren wesentlicheren Elementen mehr kulturell als wirtschaftlich und politisch zu werten ist, wenn wir leider auch noch lange nicht so weit sind, das einmal gefallene Wort „vom erwachenden Weltbewußtsein“ viel höher als eine schöne Phrase mit einem etwas naiv-pazifistischen Anstrich zu werten. Die Rheinfrage umfaßt nicht mehr wie in früheren Stadien Teilgebiete, sondern es geht tatsächlich um den Rhein vom Bodensee bis nach Holland. Es geht darüber hinaus um einen Komplex, der erst durch seine wirtschaftliche Entwicklung und Bedeutung mit hineingerissen wurde: das Ruhrgebiet, das bei einer Bestimmung des Begriffs „Rheinland“ von der Psyche des Rheinmenschen und vom natürlichen Bodengebiet aus — und solche Bestimmung wäre allein richtig — durchaus auszuscheiden hat, dessen Eingeborene eine geistige Wertung sowie später eine geschlossene Lösung des Problems unendlich erschwert. Das Rheinland wurde von außen her, also anorganisch zu einer anderen Gemeinschaft, als es sie vor wenigen Jahren noch darstellte, und die Not der Stunde findet ein neues Ganzes, das mit den positiven Kräften aus Jahrzehnten und Jahrhunderten vielleicht nicht weniger positive, aber doch wesensfremdere, historisch jüngere in seinem Schoß sich aus-

einandersehen fühlt. Hier liegen Dinge, die hemmen, solange sie nicht klar erkannt werden, die der rheinischen Not von heute einen neuen, charakteristischen Zug geben, die diese Not unbedingt steigern und die eine Überwindung dadurch erschweren, daß sie die einheitliche Erfassung dessen, was Berechtigung gibt, von Not zu sprechen, wenn nicht gerade unmöglich machen, so aber doch sehr erschweren.

Von den Ruhrzechen bis Köln, geschweige erst bis Koblenz oder Bingen, ist in der Psyche der Bewohner ein Unterschied, wie er nicht leicht innerhalb der völklichen Grenzen größer sein kann. Das liegt nicht nur daran, daß hier ein Mensch mit Bodenständigkeit einem Bruder, der jung auf der Scholle, jung im Kreis seines äußeren Seins ist, gegenübersteht, sondern das hat auch wohl seinen Grund darin, daß beide Menschen so ganz verschieden stark mit dem Boden eine Einheit bilden. Der eigentliche Rheinmensch ist aus der Landschaft geboren, unsere Notgenossen drüben um die Zechentürme sind überwiegend durch die wirklich nicht immer segensvolle Entwicklung des letzten Jahrhunderts in ein Gebiet einfach hineingestellt worden. Die einen atmen im Einklang mit dem dampfenden Boden ihrer Äcker, haben einen schweren Gang und das langsame, kurze Denken aus dem Bann und den herben Gifelbergen, haben das Fauchzende, Frohe der Berghänge, von den Ruinen ihrer Romantik, vom Niederrhein, wie er so spätmäullich fließt durch die Breite des Landes, konservative Bedächtigkeit. Man darf sagen, daß — so verschieden sie auch untereinander sind — sie doch zusammengebunden werden durch die Verwachsenheit mit dem Land, in dem sie stehen, das auch stark genug ist, den Fremden umzu-



formen. Die anderen sind ins Anorganische gestoßen, wurden von der zeitgebundenen Dinghaftigkeit der Maschine mit ihrer kalten Forderung nach Ausschaltung des Persönlichen ergriffen und so geformt, daß sie zum großen Teil in Gefahr waren, mitten im deutschen Land einen, vielleicht den besten Teil ausgesprochen deutschen Wesens zu verlieren: blutgeborene, nicht zweckgewollte Einstellung zum Vaterland.

Rheinische Not! Es scheint nicht überflüssig, in Tagen, wo Worte mit dem Inhalt einer erschütternden Tatsache oft zur Formel, oft zur Phrase, teilweise zum Gestammel mancherlei Zweckes wurden, die Frage nach dem Inhalt und Wesen des nun einmal geprägten Begriffes aufzuwerfen und eine Antwort zu suchen, die im Wirklichen, Tatsächlichen wurzelt, die dem rheinischen Geiste quellfrisch und zukunftsgerichtet entspringt. Mit einem einzigen Satz läßt sich sagen, was der Rheinländer als Not des Tages empfindet, und klar geht dann daraus hervor all das, was ihm unwesentlich erscheint und was er nicht als Inhalt seiner Not anerkennen kann. Er weiß, daß seine einfache, unproblematische, nicht zweckhafte innere Konstruktion ein für Nation und Menschheit Wesentliches bedeutet und letzte Möglichkeit ist, die Kulturkrisis Europas zu überwinden. Diese Art sieht sich eingespannt und gezerrt zwischen die feindlichen Kräfteäusserungen einerseits einer vielleicht zu sehr auf den Augenblick eingestellten nationalen Welle, die viel zu jung ist, um genug zu sein, und andererseits einer fremden Machtpolitik unchristlichen Charakters. Er empfindet nach beiden Seiten hin schmerzlich, in der Kundgebung seiner Anschauung über diese Dinge durch politische Mächte oder durch gewisse, mehr äußerlich als innerlich zu wertende Momente beschränkt zu sein. Eine Äußerung setzt ihn ungerechterweise der Gefahr der Schollenverbannung nach der einen Richtung oder nach der anderen im günstigsten Falle der eines Mißverständnisses aus. Es könnte den

Anschein erwecken, als fehle ihm der Mut, sich im Angesicht dieser Konsequenzen zu entscheiden, aber seine Handlung und Stellungnahme sind bedingt aus einem Gebot der Stunde, das sich dagegen stellt, den Boden von wurzel-echten Elementen, heimatfrohen und heimatwilligen, in der Entscheidung zu entfremden und das ferner dann nichts tiefer will, als den Schein eines mangelnden Willens zum Ganzen des Reiches zu vermeiden.

Nur der Rheinländer selbst kann die aus den Umständen ihm erwachsene Tragik ermessen, kann die Not seelisch umreißen, die durch die Kreuzung reiner Empfindung, rein-gefühlsmäßigen Erlebens mit rechnerisch-spekulativen Vorgängen geschaffen wird. Seine ursprüngliche Art zu leben stieß auf ungeheure Hemmungen mehr als nur politischer Natur. Seine gesunde Art, Widerstände zu nehmen, Tatsachen klar ins Auge zu blicken, sein Zwang zum geraden Weg fanden sich naturgemäß sehr schwer mit Umständen ab, die eine feste Entscheidung so oder so zu einer Auswirkung führten, die seinen Lebensgesetzen entgegen stand. Gewohnt, aufrechten Ganges seine Straße zu gehen, war er plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt, sich den wechselndsten Verhältnissen anzupassen. Die hier angedeutete Not wurde für ihn um so drückender, als er sie eben nicht nur politisch und damit nicht als eine nur außerhalb der nationalen Grenzen liegende Schuld sehen kann, sondern sie herleitet aus einer Sphäre ihm verhassten Kulturverfalls, ihm fremder Zweckhaftigkeit, also Erscheinungen, die auch im Herzen Deutschlands genau wie in der ganzen Welt unheilvoll kreisen, von denen das eigene Volk freizuspochen auch dann eine Torheit wäre, wenn nicht über Jahrzehnte hinüber vom Rembrandtdeutschen bis Spengler das mahnende Wort einiger mit Schau Begnadeter sich brücte. Kulturkritik trifft uns alle mehr oder weniger zu Recht. Wir Deutschen dürfen dankbar sein, daß — wenn wir auch im Augenblick die Betroffenen sind



— wir nicht die Vollzieher dessen wurden, was wir als konsequente Auswirkung zunehmender Geistlosigkeit längst schon öffentlichen Kulturverfalls auf dem Gebiete der Außenpolitik eines modernen Staates oder einer Staatengruppe bezeichnen müssen. Wo aber der gegebene Blick für Maß und Beschränkung, wo Wissen um unverschiebbare Grenzen von Realem und Überrealem, Stofflichem und Geistigem in natürlicher Veranlagung gegeben sind — und das ist beim Rheinländer, der nach jeder Richtung zu einer gesunden Mittelstraße neigt, unbedingt anzunehmen — und wo zudem ein so blutgeborenes, der Verankerung in der engeren heimischen Scholle entspringendes Gemeinschaftsgefühl der Ausdruck wirklich positiver Vaterlandsliebe ist, da wird notwendig ein Wille wach, die in einer Begrenztheit wirkenden Aufbaukräfte und Schutzmittel vor der ägenden Arbeit einer nicht großen, weil zeit-, raum- und zweckbefangenen Zeit zu schützen und zu vermitteln.

Es wäre unsinnig, den auf uns lastenden Druck nicht zum großen Teil als Folge eines rein politisch gerichteten Willens anzusprechen. Dem entgegen stehen die Ziffern, die die Größe fremder Armeen am Rhein ausdrücken, dem entgegen steht eine Vielheit aufgezwingener persönlicher Einschränkungen, die im unbefesteten Deutschland zunächst einmal in kleinerem Ausmaß bestehen und die dazu dort in dem Gedanken leichter hingenommen werden können, daß man sie direkt im Interesse des Volksganzen und außerdem mit diesem und für dieses trägt, eine Gewißheit, die eine Not vielleicht nicht vollständig aufhebt, aber doch sicher leichter zu ertragen macht.

Bei uns sind ungleich mehr Energien im Interesse außerdeutscher Staaten angepannt, als das im Reich allgemein der Fall ist, und darum erleiden wir in erhöhtem Maße die Tatsache mangelnder Sinnsetzung der nachkrieglichen politischen Konstellationen und der darin beruhenden, im nationalen und allgemein-menschlichen Sinne negativen,

weil nutzlosen Kräfteaufwendungen und Opfer. Wir sind aber lebensgewillt genug, uns zu sagen, daß es sich hier um politische Tatsachen handelt, die eine Volksgemeinschaft im Auf und Ab historischen Wellenspiels tragen können muß, die nicht bis an den Lebenskern des einzelnen wie der Gesamtheit reichen, wenn das betroffene Objekt sich nicht im Geuch des Augenblicks verfangt, wenn es nicht den Glauben an sich selbst verliert. Schwerer Not entsteigt ein Lächeln einmal über Vielfalt fremder Bemühung und Vielfalt ihres Mittels, dann aber auch über jugendlich anmutenden Abwehrkampfswillen gewisser Kreise, die vielleicht den Rhein überhaupt noch nicht sahen. Wenn irgendwo Menschen die Freiheit der Person und des Landes Lebensbedingung ist, dann uns mit dem rauschenden Taft heiligen Stromes im Blut, uns, andächtig hingekauert und kraftvoll schaffend im Geleuchte seines heiligen Symbols.

Wir haben weder Zeit noch Bedürfnis, in Organisationen Einzelkräfte aufzulösen und Ideen durch Veräußerlichung ihren sittlichen Gehalt zu schmälern, mit Experimenten notwendig geraden Weg zu nervösem Zickzack unzuheugen. Unsere Gemeinschaft ist organischer Natur, gegeben und bedingt von der Landschaft, der Vergangenheit und der Gleichheit dessen, was uns das Leben wesentlich macht, sie steht jenseits von Statuten und Bräuchen, sie läßt sich weder errechnen noch in Werte fassen, sie ist eben da! Sie ist ursprünglich! Sie kam uns als Notwendigkeit und als das Gegebene im Augenblick der Gefahr zum vollen Bewußtsein. Nur so können wir die große deutsche Volksgemeinschaft, die Aufgabe der Zukunft ist, uns vorstellen. Nur in dieser Richtung wird unsere nationale Arbeit orientiert sein.

Unsere Not brachte uns die Forderung einer Vertiefung, einer Besinnung, die Tragik unserer Zeit schenkte uns die Erfahrung unserer Bestimmung: Arbeit an Inbezugsetzung und gesundem Ausgleich von Körperlichem und Geistigem. Damit stellen wir uns bewußt heraus



aus der Haltlosigkeit der Moderne und nähern uns dem gradlinigen mittelalterlichen Menschen, der nach festen Zielen einheitlich lebte. Solche Wandlung liegt unserm Wesen um so mehr, als wir in übergroßer Mehrzahl objektiver Religiosität sind und auch subjektives Gotterleben krönen müssen mit praktischer Betätigung. Ruhe und Bewegung folgen in uns einander, lösen sich dauernd ab, unsere Seinsart ist eben darum so natürlich und in sich so einfach. So sehr die Lebensumstände einem Ordnungsgebanten, der wie der Augustinus transzendental bestimmt ist und dem Ordnung zeitlicher Dinge Gleichnis, Ausdruck und Aufgabe bedeutet, entgegenstehen, so sicher sind wir dennoch der Notwendigkeit, aber auch der Vollziehung einer allgemeinen Rückkehr zum „Gesetz der Form“ (Hefele). Uns liegt das Problematische nicht, und wir können unsere Gewißheit nur in die schlichten Worte Novalis kleiden: „Europa hat keine Zukunft mehr, es sei denn eine christliche“. Wir lassen den Einwand nicht gelten, daß mit der Existenz rein äußerer Offenbarungen der Moderne, daß mit Fabriken statt Werkstatt, Organisationen statt Zünften, Geschäft und Beschäftigung statt Beruf, Verschiebungen wie etwa solche von Kosmos in Chaos, von Einheit in Zersplitterung, von liebender Anteilnahme in Interessentwahrnehmung notwendig verbunden seien. Wir halten Geschlossenheit der Person und Gesellschaft, von Familie bis zum Staat sehr wohl für möglich, ohne daß damit das Individuum vom Massenmensch abgelöst zu werden braucht, und begründen diese Ansicht mit dem Hinweis auf Repräsentanten mittelalterlicher Kultur: Thomas von Aquin und Dante! Grundforderung ist dabei, daß unser Handeln von einem Formwillen im tieferen Sinne bestimmt wird. Wir suchen die Form, die nicht um ihrer selbst willen da ist, die nicht getragen wird von inhaltsunfähigen Menschen, wir streben damit zu einer Ordnung, die lebt, zu einem Ordnungsstaat, der in seinem Bestand nicht von einer Polizeigewalt bedingt ist.

Die Form als Notwendigkeit unseres Wesens und der lebendige Ordnungs-begriff finden überdies ihren besonderen Ausdruck in unserer Stellung zur Kirche, die im Rheinland nie erlebt wurde als tote Organisation, sondern als Gemeinschaft, als ordnendes Prinzip höchster Beziehungen nicht nur einseitig zwischen Menschen, die vor uns steht als eine Wirklichkeit, keineswegs aber als überwundener, zeitfremder Wert der Vergangenheit. Kirche und Staat, jedes für sich abgeschlossen, beide aber auch in ihrer ersehnten Wechselbeziehung verkörpern für uns Träger des Ordnungs- und Gemeinschaftsgedankens. Staat und Kirche ruhen trotz ihrer verschiedenen Ausmaße auf dem gleichen Fundament unseres Wesens.

Rheinisches Formgefühl ist teilweise religiös-bedingtes Streben nach Inhalt, ist Sehnsucht nach der Bewegtheit gesunden Lebens, bedeutet aber auch zugleich eine Absage an nationale und internationale Auswirkung sowohl einer falschen Staats- und Weltidee der Utilitätspolitik und Machtanbeter, wie auch einer Schwarmgeistereien junger und ewig-jugendlicher Elemente. Wir sind unter dem Druck der Not immer mehr zur Einsicht gekommen, wie viel schwerer das Geistigpositive einer Idee sich in einem Volk und über die Grenzen hinaus verbreitet als die Flachheit und Geistlosigkeit übersteigerten Macht- aber auch Revanchegedankens. Wir spüren die Auswirkung vieler sich international bedingender Fehler, wir fühlen die Gehehnämigkeit oft und meist unbegrüßter Wechselbeziehungen von Berlin—München einerseits und Paris—Brüssel andererseits und möchten wie unser Dom eine Hand hochstoßen als lebendige Mahnung zur Sinngebung. Wir tragen eine Mission zur Versöhnung und hegen trotz allem den Glauben an die Möglichkeit abendländischer Kulturgemeinschaft, christlich-bedingt in ihrem Sein und ihrer Richtung.

Solches Denken ins Leben zu übersetzen, haben wir westlichen Nachbarn gegenüber den Mut. Von ihnen verlangen wir Freiheit des Lebens in all



seinen Äußerungsmöglichkeiten, Freiheit ist Teil unserer Form, Freiheit ist die Straße, auf der wir sicher gehen, Ermangelung dieser Freiheit aber ist das einzige, das die stille Ruhe eines Friedens in eine Woge aufschnellen läßt, die in der Gegebenheit heutiger Umstände sicher irgendwo zerfließt zum Nichts, die aber auf dem Weg zu diesem Augenblick des Sterbens Abgründe reißt, darin manches sich zu Tode stürzt. Freiheit ist uns Verpflichtung, Freiheit ist uns und war uns nie ein System nationalistisch ungerechten Denkens, denn wir scheiden nicht spitzfindig Moral in Moralen, wir sprechen dem eigenen Volke nicht mehr Rechte im Verband aller Völker zu als den andern. So haben wir aber auch ein Recht geltend zu machen für uns! Wir Menschen am Rhein halten gewiß Wacht am Strom, schützen ihn wie ein Kind, ehren ihn wie einen Vater, dessen Sein in uns wallte als kostbare Zukunftskraft, diese Wacht hat aber nicht nur politischen Charakter, ist nicht einmal zuerst politisch im gewöhnlichen Sinn dieses Wortes. Im Rhein schützen wir unser Wesen, unsere deutsch-rheinische Art, seine Flut ist uns ein Gleichnis, der Fluß und sein Bett sind Symbol!

Dies Land sah eine Vergangenheit, groß nicht nur für die Nation unseres Blutes, groß für die Nachbarn, groß für das ganze Festland und so empfindet es schmerzhaft Kleinheit und drohenden Zerfall, nicht in einem, sondern in allen Trägern einer früheren Hochzeit. Selbst um neue Höhe ringend, sieht es neidlos Aufstieg der andern, selbst aber zertrümmert, empfindet es die ganze Schmach des Zertrümmerers! Wacht am Rhein heißt Treue zur rheinischen Seele, bedeutet Schutz der rheinischen Lebensart nach außen aber auch nach innen.

Von dunklem Gefels, aus grünem Gewoge, aus Traum der Ruinen und Wirklichkeit der Städte, aus dem Gedüfte reifer Trauben am Hang und dem Geräusch rhein-freudiger Menschen klingt heiliges Geseß: Leben! leben lassen, aber auch selber leben! Leben am Rhein

kann nicht abgelöst werden durch Vegetieren, läßt sich nicht denken in starren Formen kleinen Zwangs, ausgehend entweder von der Außerlichkeit einer oberflächlichen Gesellschaftsauffassung oder eines übersteigerten Machtgedankens, der willkürlich unser Dasein zerteilt, in Stücke schneidet, von denen er die einen zur Spreu verwirft, die andern aber — von Zweck und Gier getrieben — ausnußt und Raubbau auf ihnen treibt. Wer den rheinischen Menschen zerreißt, soll sich nimmer beklagen, wenn der oder jener Nest gegen die Art des ganzen sich aus alter Kraft übersteigert und Taten vollbringt, die nie vom gesunden Körper ausgegangen wären, wenn er Werke aus Fieberglut gebiert. Das sei eine Mahnung an Träger der Macht, ob sie sich Staaten nennen, ob sie Politiker sind, Führer heißen oder auch ob sie Fabriken ihr eigen nennen. Ihr alle sollt uns leben lassen! Wir aber tun dann eiserne Pflicht!

Am heiligen Strome wollen die Menschen froh sein. Widriges Schicksal will uns in einer Freudlosigkeit dunklen Zwinger wie in die Nacht eines Schachtes werfen. Wir aber stürmen gegen diesen Willen an in der ewigen Jugendllichkeit des Rheines, schaffen vom Taggrauen bis zu des Lichtes Amen, klingend im roten Bogen der Abendsonne, das nimmt uns nicht den Frohmut. Wir lassen uns nicht ankränkeln vom düstern Pessimismus, wir fühlen den Gleichakt von Pflicht und Freude in Blut und Seele. Ausgelassene Freude wollten wir nie, und das Laute am Rhein kam nicht aus unsern Rehlen, das brachten die andern, denen die Einsicht fehlte, daß um Ruinen, Nebenhügel und Dome Zauber einer Vermählung von Traum und Wirklichkeit weben, daß über Strom und Land ein reiner Glodenton des Lebens nie verschallend hinzieht. Hier ist kein Freiland für unreinen Lebenswillen! Über unsere Straßen wallte Jahrhunderte hindurch Vielheit der Kulturvölker, unser Boden war Stätte, darauf sich alle Kulturen des Abendlandes kreuzten, darauf Schattent und Licht des Orients fielen in der



deutschen Werbezeit. Dies bedingte die Freiheit unserer Art, die Aufgeschlossenheit unseres Wesens. Weil wir Wandel um Wandel sahen und erlebten, weil Not und Glück, Leid und Freude bei uns seit den Tagen der Römer einander wechselnd verdrängten, darum ist unser tiefster Glaube der an rheinische und deutsche Ostern!

In uns ist starke Bewegung und in uns ist viel Getriebensein! Solches aber stößt den einzelnen zuweilen in Schuld, jagt zuweilen einen ins Extrem, aber selten, daß jemand nicht über Sühne und Neue heimfindet zum Allgemeinen. Wir gestehen unsere ganze Menschlichkeit als Menschen ein, wir

wissen, daß auch uns ein Umkehrruf des Johannes gilt, das aber sprechen wir deutlich nach Ost und West, nach dem Herz unseres Reichs und in die Weite der Welt: Was ihr auf unserm Boden an Kleinheit und Untreue, an wirklichem Verrat des Reichs und Volkes und an übersteigertem Haß seht, prüft, ob seine Träger des Stromes oder irgend einer Ferne Kind sind! Wir blicken frei ins Auge der Menschen und fühlen uns ruhend im Herzen des Vaters, dem wir zustreben. Wir ringen gegen kleineres Ich, damit das größere sich befreien kann, um einzumünden in die Begrenztheit eines starken nationalen Wir, aber auch in das Weltlichtvollender Menschheit.

### Rheinland

Nicht, daß du der von Deinen Pflichten,  
 May! bist so lieblich angefaßt -  
 Sei wirft sie eigenen Vergnügens  
 Und wenig um den Pflichten Post.

Das am wenigsten, die Pflichten,  
 Konstante, wie die Zeitverhältnisse,  
 Sie fordern und die Pflichten,  
 Mit Gnad' preisen sie bedacht.

In den Pflichten und nicht bei den Leuten!  
 Das magst, es pflichten und pflichten sie  
 Das ist, die Gnad' die gegeben,  
 Und nicht bei den Pflichten kommen sie.

Das Brief



# Bilder um Bonn

von Jakob Lichtfuß

## Ave Maria

Schweigender Abend stieg zu Thal, als ich zum Drachenfels kam. Stromentlang wallt der Nebel über den grau gleitenden Strom, klimmt über bunte Dörfer und löscht die glutenden Farben des herbstlichen Siebengebirges. Aus Nonnenwerth blüht ein eckses Licht auf, und trampft sich zitternd fest am Rhein.

Ich stehe an stützender Brüstung, wo der Blick steil hinab an Felsen fällt, tastend gleitet über den Rhein. Ferne das fröhliche Bonn der Studenten, und weit, weit im Dämmer ahnt man Köln.

Hörst Du der Stille leisen Flügelschlag? Und wie sie sanft säuselnd über das Land schwebt . . . Märchen und Sagen erwachen im Thal.

Da steigt von einem verlorenen Kirchlein ein Glockenklang in die Höhe wie eine Rakete. Plagt lerkenhoch und perlt in schwingenden Kreisen nieder: Ave Maria . . .

Zieh keinen Hut, Mensch, wer Du auch seiest. Du stehst als frommes Kind im Zauber des Rheinlandes. Und indes deine Gedanken der Heimat Kindheitswege wieder wandeln, murmeln deine Lippen ein still Gebet: Ave Maria . . .

## Rheinfahrt

Wir gleiten auf graugrünem Rhein, an Königswinter vorbei. An weit offenen Fenstern proziger Baläfte hält Abendwind den Atem an. Horcht — und saugt sich voll von singenden, sinnbetörenden Märchen, die drinnen verborgen verlogene Geigen flüstern.

Unser Boot wirft spielende Wellen ans Ufer. Die haschen das Licht, das aus den Fenstern fällt. Die schneiden viel glitzernde Diamanten daraus und tragen sie tief zu dem Grunde des Rheins.

Hier liegt ja die Krone — die Krone vom Rhein! Heil hämmern die hurtigen Nixen. Das glimmert und gleißt und flimmert und ringelnd zittert des Rheingolbs Schein: Mensch, greife das Wasser zu dieser Stunde, Gold erfaßt deine Hand . . . Rheingold . . . Zaubergold. Es öffnet Dir das Thor zu jenem Thal, darin lebendig die Gestalten unserer Träume wandeln . . .

Silbern glitzert der Mond im Rhein. Mir ist, ich höre es leise klirren, wenn unser Boot über seine Lichtscherben schaukelt.

Wir fahren an schweren Schleppern vorbei. Sie liegen still dort, wo sie die Nacht ereilt hat. Am Mast grüßt ein verschämtes Licht. Da horch! Hans Eschelbach's melancholisch Lied:

„Im silbernen Mondlicht wallte der Rhein . . .“

Der Abend drängt zu Träumen. Ich starre in die Furche, die das Motorboot schäumend zieht.



Menschlein, so sieh dein Leben aus! Du auch lässest eine Spur zurück — vielleicht so leuchtend nicht. Und für gar kurze Zeit. Auch die verschlingt die drängende Welle; auch die frisst die Finsternis.

Wer bin ich, Herr? Ein Versuch oder ein Spielzeug?

Ein Name, vom ewigen Gott in einer Schöpferlaune geschrieben in fließendes Wasser . . .

Und die Stimme, die singt: „ . . . und kommst an mein Grab, du . . .“

Verdammt, Schiffsmann, dreh bei! Ich steige aus in Bonn.

Hallo! Herr Witt! Bring er mir Rübesheimer her und roten Kammshausen! Ich möchte die Geister erproben, die mir so nahe verwandt.

## A. D. 1840

Drei Jahre sind's nun schon und mehr. Aber immer noch quält mich das Bild.

Ich kam aus den Nebeln des Siebengebirges, auf dessen Koppen klagend Wind nach Regen rief. Grau krampfte sich ein blasser Tag an die Stunden des scheidenden Lichts. Ferne ballten sich Berge von Wolken, und aus dem Dämmer quoll der Strom.

Rheinabwärts trieb mein Boot nach Bonn. Da und dort schrickt links ein Licht in den Abend: Mehlem . . . Godesberg . . . Ich achte kaum darauf und sinne dem Mönche von Heisterbach nach . . .

. . . schmetternde Fanfaren überfallen rauschend den Rhein: „Allons enfants! De la patrie . . .“ Die französische Besatzung drüben feiert irgend ein Fest.

. . . und sinne dem Mönche von Heisterbach nach . . .

Was schattet über das Boot? Welche Gespenster gebiert der Rhein? Kräuselnde Wellen springen auf große Wogen. Ein taunendes Heer geistert über der Flut, voll Wunden und Blut, und zerfehrt und zerschlagen; die Kleider zerrissen, die Leiber zerstückt, teils Köpfe, teils Rumpfe, teils Glieder.

Vorbei . . . vorbei . . . Auftreischt die Ferne in Todesnot, da heult es höhrend wie Sturm.

Die Wolkenwand birst, die das Dunkel im Tale gefangen hielt. Fegen flattern, am Himmel tut sich ein Abgrund auf, füllt sich mit weißem, weichem Licht. Mondstrahlen stürzen in den schäumenden Strom. Und drüben, bei Königswinter, ersteht ganz deutlich das Bild:

Nikolaus Becker, der Bonner Kaufmannssohn, klebt Freunden sein neues Rheinlied vor. Ganz deutlich klingen in den Abend die Worte:

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein . . .“

Wieder erfüllt das Draußen die Luft. Und da . . . die Pappelallee . . . die Pappelallee . . . da, die Riesenhand zum Schwur erhoben gegen den zürnenden Himmel: sie . . .

„Bonn! Aussteigen!“

Aber die Pappelallee — die Finger — sie fordern den Schwur . . .

„Bitte . . .!“

„Ach so, ja“ — — — Drei Jahre sind's nun schon und mehr, und immer noch quält mich das Bild.



# Rheinland

Zwei Gedichte von Wilhelm Lennemann

## Der Rheinländer klagt

Dräuend liegt ein Bangen auf den Landen,  
Mühsam gehen wir in tieffster Not;  
Ach, und unser Weg der Scham und Schanden  
Mündet nimmer in ein Morgenrot.

Ängstlich hütet man uns Mund und Hände,  
Gar das Herz wird sorgsam überwacht.  
Und die Trennung ist das bittere Ende,  
Und in Elend wandern wir und Nacht.

Brüder, die ihr noch in Sonne stehet,  
Ist denn eure Liebe gar zu zag! — —  
Und wir warten, daß ein Sturmwind wehet,  
Und wir warten auf den einen Tag. — —

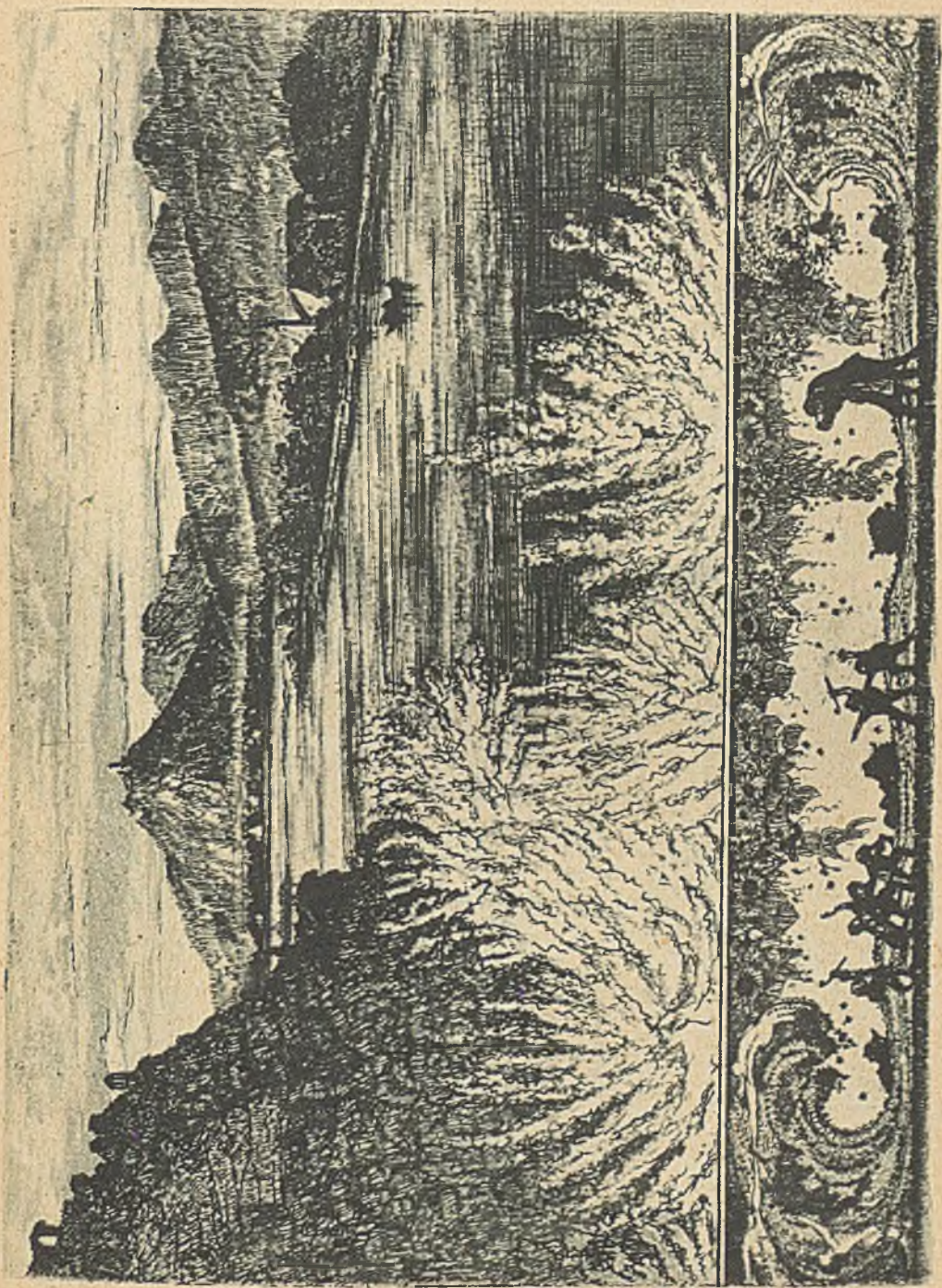
## Deutschland ruft

Ja, wir hören euer betend Flehen,  
Und wir sehn den Jammer tief im Thal;  
Wisset, daß viel tausend Herzen gehen  
Tag für Tag mit euch den Weg der Qual.

Hier die Hand in Nibelungentreue,  
Und der Schwur sei uns ein Gottgebot,  
Daß in Flammen sich der Bund erneue,  
Eins zu sein im Leben und im Tod!

Schreitet ihr durch Trübsal auch und Nöte,  
Einmal kommt ein Tag und ein Bericht, — —  
Dann im Glanz der Morgensonnenröte  
Wandeln frei und einig wir im Licht. — —





Rud Oriver

Abklärung

Giebengebirge





Rud Grider

Grabertung

Portelen



# Der Teufel und die Lorelei

Eine Rheinfrage von Theodor Seidenfaden

Als an einem Frühlingmorgen der Teufel durch die Fülle des Rheintales wanderte, sich der schmucken Dörfer und Gärten freute und behaglich den Nebenduft sog, der, einer feinen Wolke gleich, von den Bergen ins wunderfame Strombett sank, stand er mit einem Male vor dem Loreleifelsen. Sein schroffes Gestein, das breit und gewaltig vorschießt, entzog seinem Blick das schöne Land, und er tänzelte ärgerlich an die Spitze der Bergnase. Dort wollte er ihre andere Seite gewinnen, ging aber, weil das Wasser näher kam, zurück, den Felsen umzurennen. Er stemmte die Schultern gegen ihn, fluchte und stampfte, als gälte es, die Erde auf den Mond zu schieben. Doch der Felsen stand so fest, daß nicht ein Stücklein abrollte, sondern nur ein loser Stein lustig in den Rhein sprang. Darüber begann, hoch im jungen Sonnenlicht, vom Bergkämme her, die Lorelei ihr Morgenlied. Sie sah des Teufels Mühen und sang, indes der leichte Wind ihr Blondhaar trieb, selige Weisen. So klar und rein fielen die Töne nieder, als glitten an goldenen Fäden Perlen über das Gestein.

Da ließ der Teufel sein Tun, setzte sich auf die Schieferwand und lauschte dem Gesang, den hin und wieder Nachtigallen der Bergwälder begleiteten, wie einem Wunder. Er merkte nicht, daß die Zeit verrann, saß und sann im Banne der Lieder und schaute den Sonnenstrahlen zu, die dem Wellenschlage blitzende Brücken bauten.

Allmählich aber beschlich ihn Bangen um seine Macht, und er versuchte, das süße Getöse abzuschütteln, wollte aufspringen und davonjagen. Doch das gelang ihm nicht, denn die Melodien, die nun berauscher klangen, fesselten ihn gleich Ketten an den Felsen. Wie er sich auch bog, wand und krümmte: nichts schien den Zauber lösen zu können: und die Lorelei, trunken vor Sonne, freute sich des ungestümen Gefellen, der in ihren Netzen hing und fluchte.

Erst als sich gegen Mittag schwarzes Gewölk ballte und bald nachher unter Sturm und Regen das erste Maigewitter auf das Rheintal stürzte, hörte sie auf zu singen, enthüllte ihre Schleier und verschwand. Da sprangen auch des Teufels Ketten, und er johlte der düsteren Höhe zu, stampfte den Boden und fauste bei wildem Blitzgezack in einen Abgrund, während der Strom den Aufruhr seiner Wogen dahinrollendem Gewonner entgegenwarf.

Die nächsten hundert Jahre mied er den Rhein und seine Zauber, wogegen der Schiefer, auf dem er gefessen hatte, bis heute zu sein schwarzes Bild zeigt, das besonders vor Frühlingsgewittern leuchtet.



# Die Bratwurst

Anekdote von Hans Müller-Schlösser

Zur Zeit der Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm von Berg saßen einmal drei müde Handwerksburschen unter den alten Rußbäumen der Herberge „Zum Spielberg“ an der Landstraße nach der Haupt- und Residenzstadt Düsseldorf. Es war ein schwüler Sommertag, und den Dreien, die einen achttündigen Weg hinter sich hatten, stand der Schweiß auf der Stirne. Mit einem einzigen Zuge tranken sie die zinnernen Becher mit dem dünnen Bier aus, lehnten sich dann gegen den Stamm des Rußbaumes und streckten die Beine von sich.

Der Erste, Jan Vonkelaar mit Namen und seines Zeichens ein Schmied, reckte sich nach einer Weile hoch, rieb sich die Hände und rief:

„Ha, Jungens, noch anderthalb Stunden Weg, und wir sind wieder zu Hause, ich wenigstens. Euch zweien rate ich übrigens, in Düsseldorf zu bleiben. Da ist viel für euch zu holen, mehr als anderswo. Der Jan Wellm braucht viele Hände, um sich ein schönes Fürstenleben zu machen, womit ich übrigens nichts gegen Seine Kurfürstliche Durchlaucht gesagt haben möchte! Weileibe nicht! Gott lasse ihn noch lange leben und regieren.“

„Um, was meinst du?“ wandte sich der Zweite, aus dessen Reisesack ein Barbierbecken hervorblickte, an den Dritten, „was meinst du, Zeck, sollen wir in Düsseldorf aufKundschaft gehen?“

Der Dritte, ein kleiner Schneidergeselle, schlug mißmutig nach den Fliegen und erwiderte:

„Es ist ja Pott wie Deckel, wohin man seinen Leichnam trägt. Ich hab' das Tippeln satt. Meinetwegen bleiben wir in Düsseldorf.“

Der Barbier schlug auf den Tisch.

„Das ist recht!“ rief er, „so bleibt

die Kompanie zusammen. Darauf genehmigen wir uns noch eins.“

„Ich nicht!“ wehrte der Schneider ab.

Die beiden anderen lachten.

„Sein Eingeweide wird überschwenmt!“ sagte Vonkelaar. „Du bist mir ein Kerl, Zeck! Du kannst mir leid tun, du Muckkopf! Guck dir das Gesicht an, Bartraker. Als ob es Essig gesoffen hätte. Die Sonnenscheibe kriegt Flecken, wenn sie das Gesicht sieht.“

„Mir ist hundeeulend,“ antwortete Zeck. „Ich wollt', ich hätt' den Deckel auf der Nase.“

„Daß dich begraben,“ sagte Vonkelaar. „Ich will indessen sorgen, daß ich was in die Rippen kriege.“

Damit schlug er auf den Tisch und rief nach dem Wirt.

„Was habt Ihr zu essen?“

„Bloß Schweinewurst, aber die ist gut.“

„Bratet mir einen Arm lang davon.“

„Mir einen halben Arm,“ sagte der Barbier.

„Und dem Schneider da,“ vollendete Vonkelaar, „ein Stückchen wie mein kleiner Finger, nicht mehr, sonst erstickt er dran.“

Unter dem Gelächter der beiden ging der Wirt, um das Essen zu bereiten.

„Hör' Zeck,“ wandte sich Vonkelaar wieder an den Schneider, „mit dem sauren Gesicht, das du machst, kriegst du in Düsseldorf keine Arbeit. Da wollen die Leute, daß man sie anlacht, wie es der Kurfürst tut, wenn er auf der Straße geht.“

„Wenn man mit meinem Gesicht nicht zufrieden ist, soll man mich ziehen lassen,“ entgegnete der Schneider.

„Wenn du aber keine Lust am Leben hast,“ meinte der Barbier, „dann versteht' ich nicht, warum du so hange um dein Häufchen Leben bist. Gestern





„Warum ist es am Rhein so schön?“

Kabrierung von Karl Pflüdebaum



Abend, wie wir durch den Duisburger Wald gingen, hast du gezittert und gebewert wie eine magere Hippe im Winter.“

Bang! schlug der Schmied mit seiner beharrten Faust auf den Tisch, daß die Becher hüpfen und der arme Schneider zusammenschredte.

Der Schmied lachte aus vollem Halse und rüttelte den Schneider, als ob er ihn auseinander reißen wollte.

Der Wirt brachte die gebratene Wurst.

„So!“ rief Bonkelaar, „die Wegzehrung laß' ich mir gefallen. Ha!“

Er strich den Schnauzbart auf die Seite und schmaakte.

„Noch anderthalb Stunden!“ sagte er unter dem Rauen, „dann hängt mir mein Drütje am Hals, ha, ha!“

Und er schaute die beiden anderen mit leuchtenden Blicken an.

„Oder du siehst sie mit einem anderen flanieren,“ sagte grämlich und spöttisch der Schneider.

„Halt' dein Maul!“ rief Bonkelaar, „dein Gequäke laß' ich mir meinetwegen gefallen, aber sag' mir nichts über mein Drütje.“

„Mag ein passabel Weibstück sein,“ antwortete der Schneider, „aber wenn sie dir die zwei Jahr' treu geblieben ist, will ich mir an der Bratwurst den Tod holen.“

„Verdammt, das solltest du auch! Du Hippengott!“ schrie der Schmied, ergriff seine knusperig gebratene Wurst wie einen Dolch und stieß damit dem Schneider gegen die Brust.

Der fuhr in die Höhe und fiel wieder mit einem Gesicht so weiß wie der Teller, der vor ihm stand, auf die Bank, sank auf die Seite und glitt wie ein Sack auf die Erde.

Der Schmied schaute mit weitausgerissenen Augen zu und starrte dann den Barbier an, der erschrocken aufgesprungen war.

„Was ist das?“ stotterte der Schmied,

bückte sich und hob den Schneider auf und rüttelte ihn.

„He, Schneider, mäd, mäd! Holla! Verdammt! Zek! Jössesmarja! — Du, ich glaub' wahrhaftig — !“

Er konnte den Satz nicht vollenden, so waren ihm Angst und Schrecken in die Kehle gefahren.

„Der Schneider ist tot,“ sagte leise der Barbier. „Mensch, das ist ein Malöhr!“

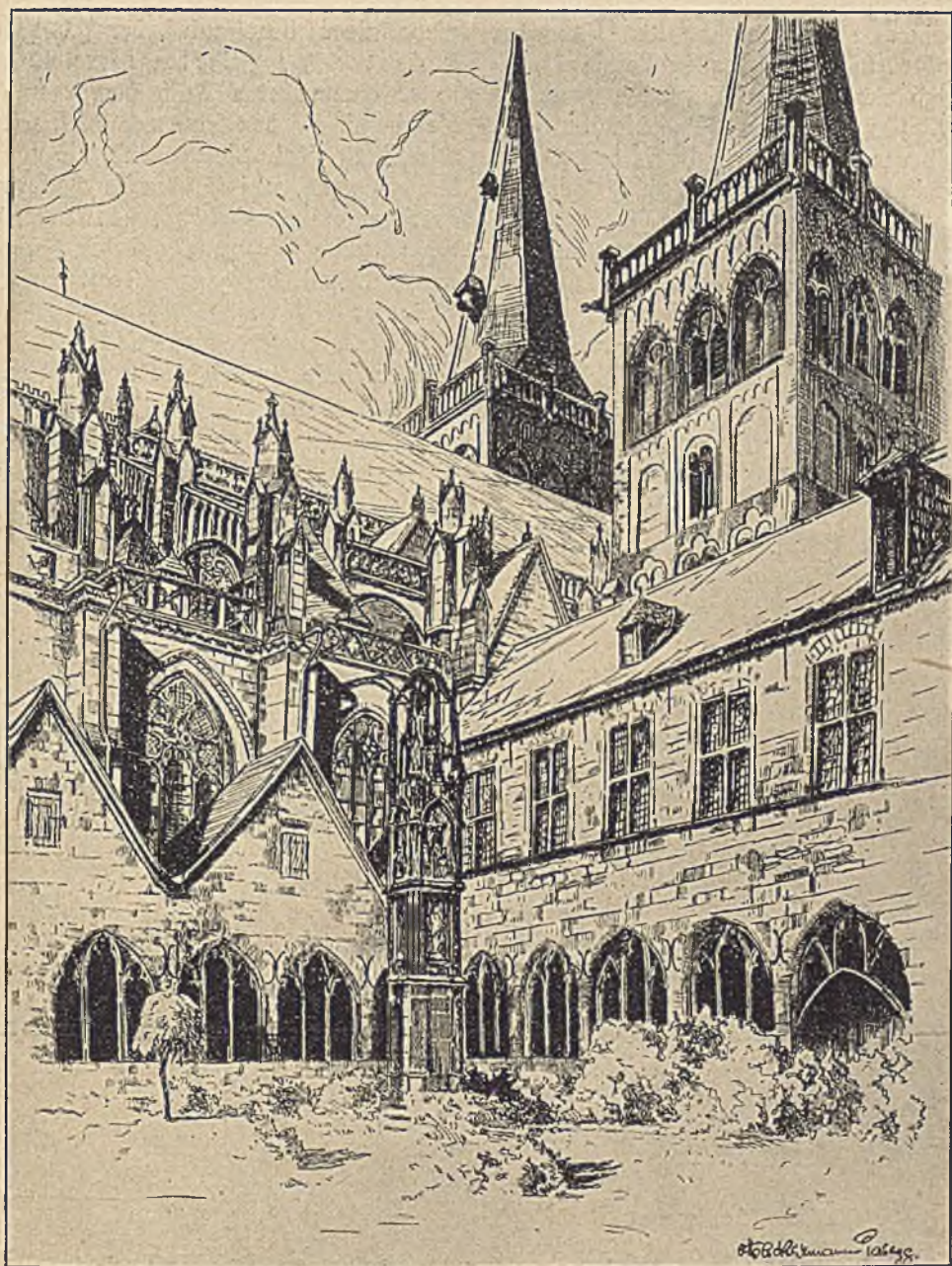
Schon kam der Wirt gelaufen, der von weitem die Szene beobachtet hatte, und nicht lange danach, da führte man den armen Bonkelaar mit gefesselten Händen nach Düsseldorf ins Gefängnis. Der Barbier mußte als Zeuge mit.

Dem Bonkelaar wurde wegen Totschlags der Prozeß gemacht. Er wurde zum Tode durch den Strang verurteilt. Denn, so judizierten die weisen Richter, es wäre ohne Belang, ob er zum Töten einen Dolch oder eine Bratwurst benutzt habe, constat, es stehe fest, daß der Schneider de facto zu Tode gekommen sei und zwar durch den Schmied Bonkelaar, und wer töte, der solle selbst getötet werden.

Während der arme Bonkelaar in seiner düsteren Zelle sich auf sein letztes Stündlein vorbereitete, lief aber Drütje, sein treues Mädchen, zum Kurfürsten Jan Wellm, warf sich ihm zu Füßen und bat um Gnade. Jan Wellm ließ sich den Fall vortragen. Dann lächelte er und tat folgenden Urteilspruch:

Es müsse das Urteil des hohen Gerichts allerdings vollstreckt werden, aber mit einer Modifizierung, die sich auf das Werkzeug erstreckte, mit dem die Todesstrafe vollzogen werden sollte. Da, wie durch Zeugen einwandfrei nachgewiesen sei, der Verurteilte den Schneider mit einer Bratwurst erstochen habe, so solle er auch selber mit einer Bratwurst vom Leben zum Tode gebracht werden. Der Henker solle





Der Dom zu Xanten: Kreuzganghof

Federzeichnung von Otto Adersmann, Paslegg



ihm öffentlich auf dem Richtplatze mit einer Bratwurst enthaupten. Wenn der Verurteilte indes, was ja allerdings möglich und wahrscheinlich wäre, durch die Bratwurst nicht zu Tode gebracht werden könnte, so wäre das Sache des Verurteilten und nicht Sache des Gerichts.

Gegen diesen allerhöchsten Spruch gab es keine Einrede. Vonkelaar wurde also auf den Richtplatz geführt, wo sich ganz Düsseldorf um den Richtblock drängte; denn ein solch ergötzliches Spektakulum war noch nicht gesehen worden. Vonkelaar mußte mit ent-

blößtem Nacken vor dem Richtblock niederknien, der Henker, der sich das Lachen verbiß, zog eine lange Bratwurst unter einem roten Tuch hervor und hieb damit auf den Nacken Vonkelaars. Die Wurst riß in viele Stücke, die von den lachenden und johlenden Zuschauern aufgefangen und sogleich gegessen wurden. Vonkelaar aber sprang auf die Füße und schrie mit der ganzen Kraft seiner Stimme:

„Es lebe der gerechteste und weiseste Richter, unser gnädiger Kurfürst Jan Wellm!“

## Wie mer alt weed, — wie mer jung blieb

(Kölner Mundart)

Wilhelm Schneider-Clauß

Wä met zwanzig Johr als schiebe,  
Spileleere, wooh're kann,  
Auto fährt un vun der Liebe  
Alles als gehatt well han;  
Wo't jet Schönes gitt ob Aede,  
Wärm nit wäde kann noch kalt, —  
Dä, dä bruch nit alt ze wäde,  
Dä eh als met zwanzig alt,  
Dä eh alt!

Wä met Dreßig eh Rent'neerer,  
Sich der fulen Buch liet stonn  
Und als Wing- und Zickverzähler  
Luter fährt anstatt ze gonn,  
Nie noch morgens ho't de Finte,  
Doch des Naaks eh permanent,  
Blos got Essen un got Trinke  
Un sich Ameseere kennt, —  
Dä eh alt! Dä eh alt!

Wä met Veezig ohne Stammbesch,  
Raat un Quatsch net lebbe kann,  
Us der Zeitung käuf sing Anseeh  
Un dann spilt der starke Mann!  
Wäm Beschäft, Fabrik un Bräffel  
Lieber sing Familie geiht,  
Wäm der kleinste Stadtrots-Sessel  
Lieber Glück un Fridde steiht, —  
Dä eh alt! Dä eh alt!  
Dä eh steckenalt!

Wä met Fuffzig noch geiht schwemme,  
Unger'm Rucksack fleut un singt,  
Nit en aach sich bruch ze nemme,  
Ov et Wedder laach ov gring!  
Wäm de Arbeit noch Vergnüge  
Un Pläseer kein Arbeit eh,  
Wä em Häge si Vermöge  
Ligen hät, nit en der Reß, —  
Dä eh jung!

Wä met Sechzig sich kann freue  
Un der schöne Gotteswelt,  
Nit beknottert alles Neue,  
Sich nit för der Klügsten hält;  
Spaß hät an 'nem nette Mädche,  
Keine goben Drunk beraach  
Un noh 'nem Festivitätche  
Löstig morgens ob doch waach. —  
Dä eh jung! Dä eh jung!

Wä met Sibbenzig si Piefge  
Schmot un singe Schobben drink  
Un met singem griese Wiebge  
Danz, wo hell e Wätzge klingl;  
Wäm et Schecksal, Lück un Lebbe  
Sin en obgeschlage Woch,  
Dat der Herrgott im gegebbe,  
För ze wäde lus un klog, —  
Dä eh jung! Dä eh jung!  
Dä blieb idig jung!





Die Familie Johann Peter Keuchen

Peter Schwingen (1815–1863)



# Niederrhein

Otto Brües

Zeitwärts dem Zug  
Pflugförmig Fegen Rauchs  
Schaufeln den Boden.  
Lange Aaleen,  
Nordwärts, nordwärts,  
Abern das Land.  
Höfe pappelumweht  
Hebt dir die Ebne entgegen,  
Scheunen säumen und Schuppen  
Alte Kirchen im Grün.  
Überfangen von Weiden  
Stille rinnen die Wässer,  
Burgen nehen in Weihern  
Die steinichten Flanken,  
Mühlen flügeln im Wind,  
Und um die Städte  
Flucht sich von Wiesen  
Ein säumender Kranz.

Ob Schnee die Wiesen breiſtrect  
Und alle freundlichen Grenzen,  
Weidicht und Hecken verwiſcht, —  
Krähen rubern zu kahlen Horſten —  
Ob Käggchen blühen im naffen Grün  
Und junge Sonne  
Die Wege Verliebter umtanzt —  
Ob aus den Ähren  
Die Wachtel ſchlägt  
Und das große Geſtirn  
Nicht mehr den Kleineren weicht —  
Ober die Wagen poltern  
Auf roten Landſtraßen  
Zu braunen Wäldern hin —  
Blattlos ſtehn ſchon die Ruten  
der Pappel:

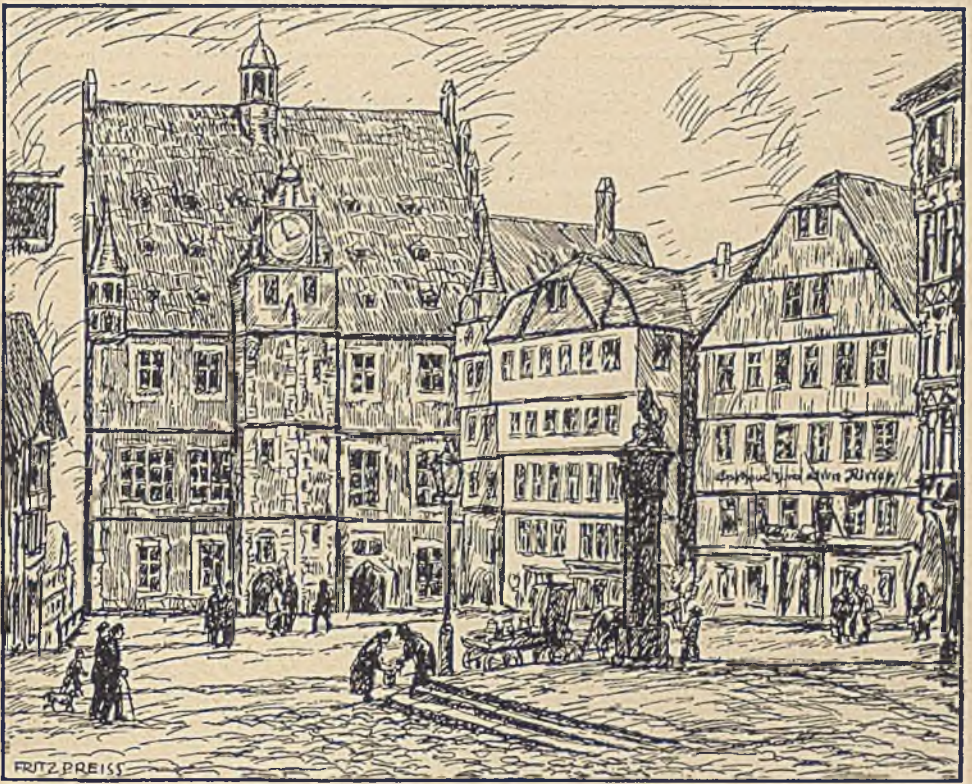
Immer Schleier  
Umhüllen die bräutliche Flur,  
Verhangen iſt ihre bloße Schönheit,

Zart wehrt ſie der Sehnsucht  
Der Wandrer und Jäger  
Und des ſtrolchenden Kunden.  
Denn dem ſie anheim fiel,  
Der ſilberne Strom —  
Allgegenwärtig in gütiger Größe  
(Sein iſt die Braut, er weiß es  
und ſordert's)  
Schiebt er die Waſſer hinab — —  
Schleier wirft er, Silber um Silber,  
Goldner Geſchmeide brennende  
Fülle

Auf die Geliebte.  
Ewig Hochzeit läuten die Dome,  
Sankt Lambert, Sankt Viktor,  
An den Rudern der Schiffe  
Zittern die Matroſen,  
Und alle, die anbeten können  
In gottloſer Zeit,  
Sind Prieſter des Feſtes.

Er aber, der Vater des Landes,  
Langſam reiſt er zur letzten  
Weisheit,  
Teilt ſich, geht unter —  
Denn wer erfüllet hat, —  
Quelle war er und Bach  
Und ſoll werden zum Meere, —  
Der grüßt ſeine Herkunft,  
Die blauen Seen in weißen Gebirgen,  
Der ſagt ſeine Ankuſt  
Im unermößlichen Maß, —  
Und da ihn noch eben  
Fehrte der Jubel der Gäſte,  
Gibt er der Geliebten leiſe die Hand  
Und entweicht, — die klagt  
Und alle die Schleier ſind ſchwarze  
Flöre geworden.





Marburg, Marktplatz

## Durch das Lahntal zum Rhein

(Zur Tausendjahrfeier der Rheinlande.)

Von Maler Fritz Preiß

Mit 9 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen des Verfassers

Der Rhein ist heute, wie so häufig schon, wieder Gegenstand der Weltpolitik geworden, und das Schicksal unseres ganzen Volkes hängt von ihm ab. Um ihn und seine Landschaft, als das wahre Zeichen deutscher Kraft und Größe, geht des Volkes Dichten, webt das Heimatempfinden, klingt das Volkslied. Auch heute werden wieder viele an seine rebenumkränzten, sagenumwobenen Ufer wallfahren. Sie sollten aber dabei nicht vergessen, auch die Täler seiner Nebenflüsse und besonders das anmutvolle Lahntal kennen zu lernen, das wohl verdient, in mancher

Beziehung dem Rheintal als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden.

Eingebettet in bewaldete Höhenzüge des Westerwaldes und des Taunus, ziehen die silberhellen Fluten der Lahn vom Jagdberg, dem südlichsten Punkte des Rothaargebirges, bis zur Einmündung in den Rhein bei Ober- und Niederlahnstein in vielen Windungen dahin.

Ost verengert sich das Tal, die Berge treten dicht bis an den Fluß, an dessen Ufern die alten malerischen Städte, die Dome und Klöster, Burgen und Schlösser davon künden, daß man schon

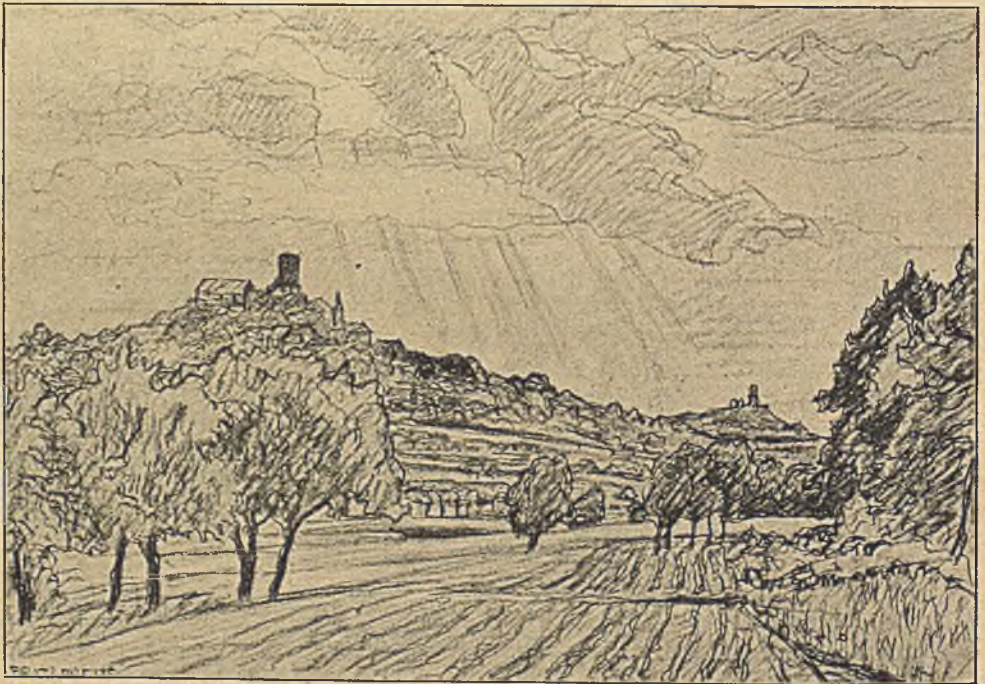


in alten Zeiten die Reize dieser Landschaft zu schätzen wußte. Ritter- und Kirchenfürsten hatten ein feines Verständnis und einen sicheren Blick für die landschaftliche Schönheit und wußten aufs beste sich die Plätze zu wählen, wohin sie ihre Häuser auf bestem Grund bauen wollten.

In Marburg, der ersten wichtigen Stadt auf unserer Wanderung, mischt sich die Schönheit der Natur mit reichen geschichtlichen Erinnerungen. Die prächtige gotische Elisabethkirche errichtete Konrad von Thüringen als ein Ehrenmal für seine Schwägerin, der frommen Landgräfin Elisabeth. In dem alten Schloß, einst Residenz der hessischen Fürsten, fand auf Anregung Philipps des Großmütigen 1527 das Religionsgespräch zwischen den Reformatoren Luther, Zwingli, Melancthon und anderen statt, bei dem eine Einigung über die Abendmahlslehre herbeigeführt werden sollte, ein Versuch, der aber an der Hart-

näckigkeit Luthers scheiterte. Heute spielt in Marburg die Universität die ihr gebührende große Rolle. Kleine versteckte Winkel, krumme Gassen und nach allen Seiten die herrlichste Landschaft bieten den rechten Hintergrund für beglückende Jugendfreuden, und man könnte sich für einen jungen Studenten kaum einen schöneren Ort denken. In zwei Jahren wird die Universität ihr 400 jähriges Bestehen festlich begehen. Sie wurde 1527 von Landgraf Philipp begründet.

Auch Gießen ist durch seine Hochschule, die alma mater Ludoviciana, die Landesuniversität Hessen-Darmstadt, berühmt, hat aber heute auch wegen seiner aufstrebenden Industrie Bedeutung erlangt. Das Stadtbild wird von schönen Waldungen umrahmt, und gleichsam als Höhepunkt und von dem Gesamtbild Giessens untrennbar ragen im Hintergrund die trutzigen Mauern des Gleibergs empor, die zu-



Gleiberg und Weßberg





Wehlar

sammen mit der Ruine Wehberg ein Bild von wundervollen harmonischen Linien geben. Steht man aber auf der breiten Terrasse der ausgebauten Burg Gleiberg, so weitet sich der Horizont und das beglückte Auge schaut über das schöne Hessenland bis in die lockende blaue Ferne.

Bei der Einfahrt auf den



Schloßthore in Braunfels

Bahnhof der uralten Stadt Wehlar sieht man zunächst Zeichen der modernen Zeit, das große Eisenwerk von Luderus, und ist sicherlich von den nüchternen Straßen eines neuen Stadtviertels sehr enttäuscht. Umso mehr wird man von dem Zauber vergangener Zeiten gefangen genommen, so

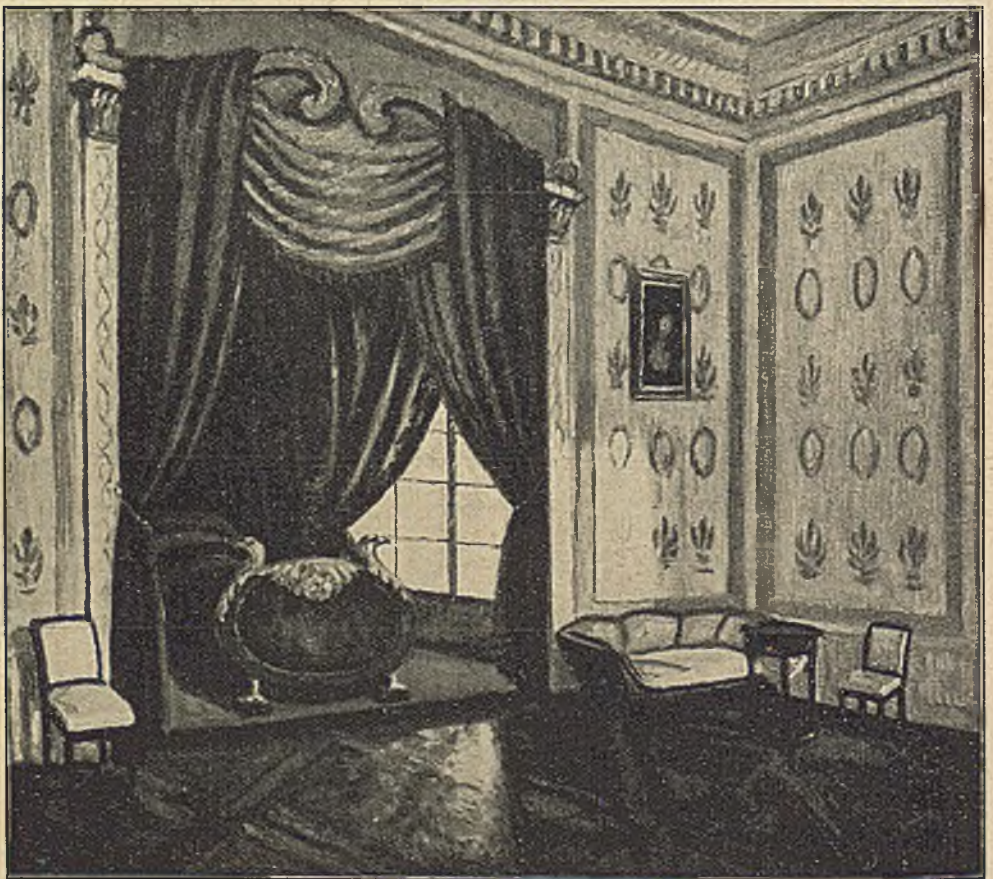


balb man die krummen Gassen der Altstadt betritt. Leis plätschert dort am Kornmarkt das Wasser des alten Brunnens, der sich so fein und harmonisch in die ihn umgebenden Häusermassen einordnet. Und wie traulich mutet uns das Pfaffengäßchen an, verklärt durch die Erinnerung an Werthers Lotte. Hier wohnte Charlotte Buff, die den jungen Reichskammergerichtsrat Goethe mit ihrem Liebreiz betörte. Von ganz besonders malerischer Wirkung ist Wehlar von der Lahn aus gesehen. Hinter der alten Steinbrücke mit dem davor rauschenden glitzernden Wehr baut sich das Häusergewirr auf, das bekrönt wird von den Domtürmen, die aus verschiedenen Stilepochen — vom roma-

nischen bis zur Gotik — stammend, gerade durch ihre Unregelmäßigkeit den Reiz des Bildes erhöhen.

Jetzt dient der Dom dem Gottesdienst beider christlicher Konfessionen, eine Merkwürdigkeit, die sicher wohl einzig dasteht, aber ein schönes Zeugnis von der gegenseitigen Duldsamkeit ablegt.

Der überraschende Anblick, den der Wanderer beim Heraustreten aus dem Walde von der plötzlich hervortauchenden hoch ragenden Burg Braunfels hat, wird wohl bei jedem einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Man glaubt die von hellem Sonnenlicht überflutete Gralsburg zu sehen, so imponierend zeigt sich die Residenz des Fürsten von



Napoleonzimmer in Schloss Weilburg





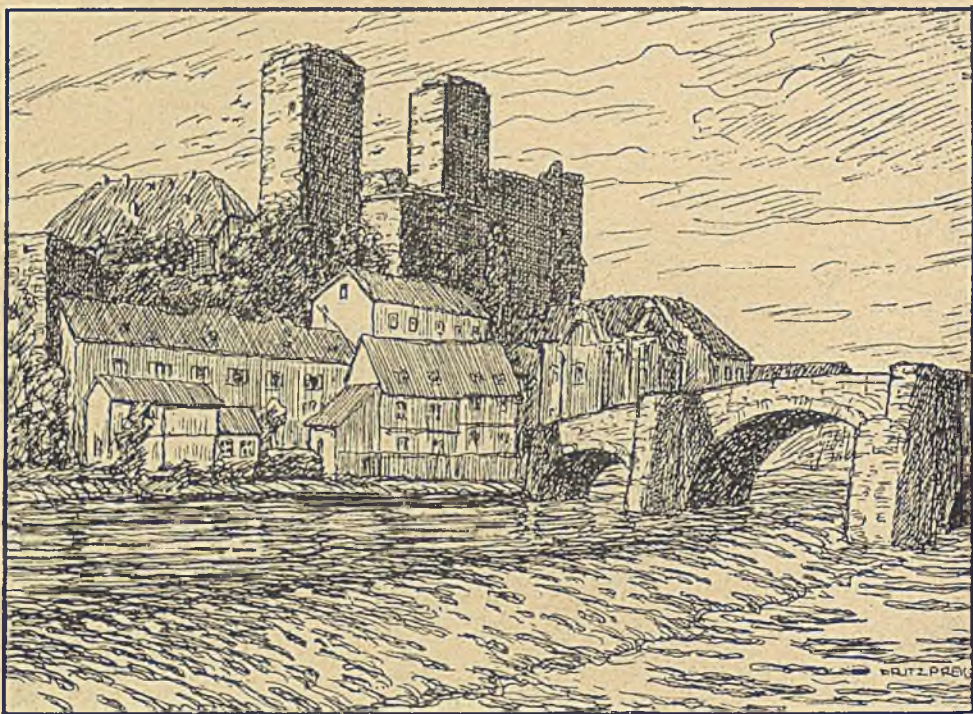
Weilburg

Solms-Braunfels, dessen Ahnen diesen Stammsitz, nachdem er im Jahre 1697 durch Brand zerstört wurde, bald wieder aufbauten und 1885 vollkommen wiederherstellen ließen. Der Ausgang zum Schloß geht durch mächtige Torbogen, deren reizvolle Licht- und Schatteneffekte dem Maler geradezu das Skizzenbuch in die Hand zwingen.

Nach mehrstündiger Wanderung durch abwechslungsreiche Landschaft kommt man nach Weilburg. Es grüßt uns das prächtige Schloß, dessen Mauern auf der Lahnseite schroff emporsteigen. Im Renaissancestil, mit Türmen und Erkern, zeigt es sich von allen Seiten in so malerischer Gestalt, daß ich nicht müde wurde, es oftmals als Motiv für meine Bilder zu benutzen. Über die alte aus fünf Bögen bestehende steinerne Brücke

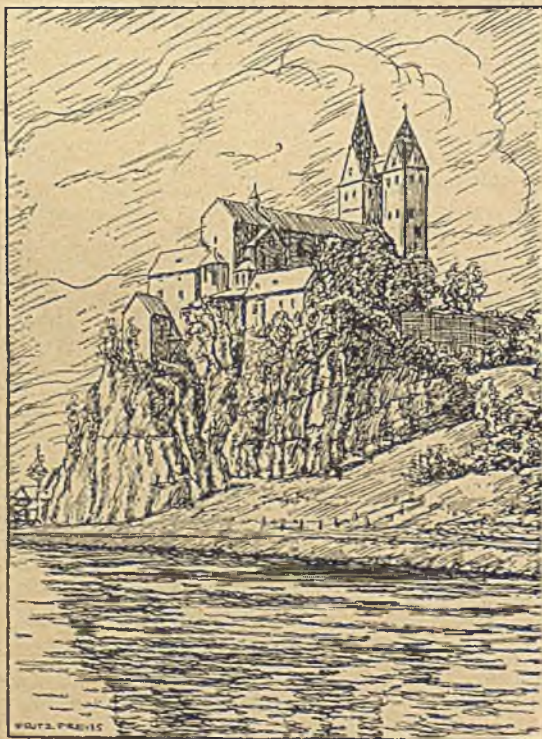
gelangt man in die innere Stadt. Steil ansteigend führt die Straße hinauf, die den, wohl aus dem Volksmund stammenden, bezeichnenden Namen „Ritsche“ trägt. An dem Hauptplatz liegt die alte Schloßkirche mit den Grabstätten der Herzöge von Nassau, die bis 1866 in Weilburg ihre Residenz hatten, und deren Nachkommen, die Großherzoglich-Luxemburgische Familie, heute noch im Besitz des Schlosses sind. Von den Terrassen des Schloßparkes hat man einen wunderbaren Blick über das üppige Tal und zu den Hängen, auf denen sich Weilburger Bürger nette Villen gebaut haben. Wie ein Märchen aus alten Zeiten mutet uns der mit Efeu malerisch überwucherte Schloßhof an. Diese Märchenstimmung durfte ich voll auskosten; denn freundliches Ge-





Runkel

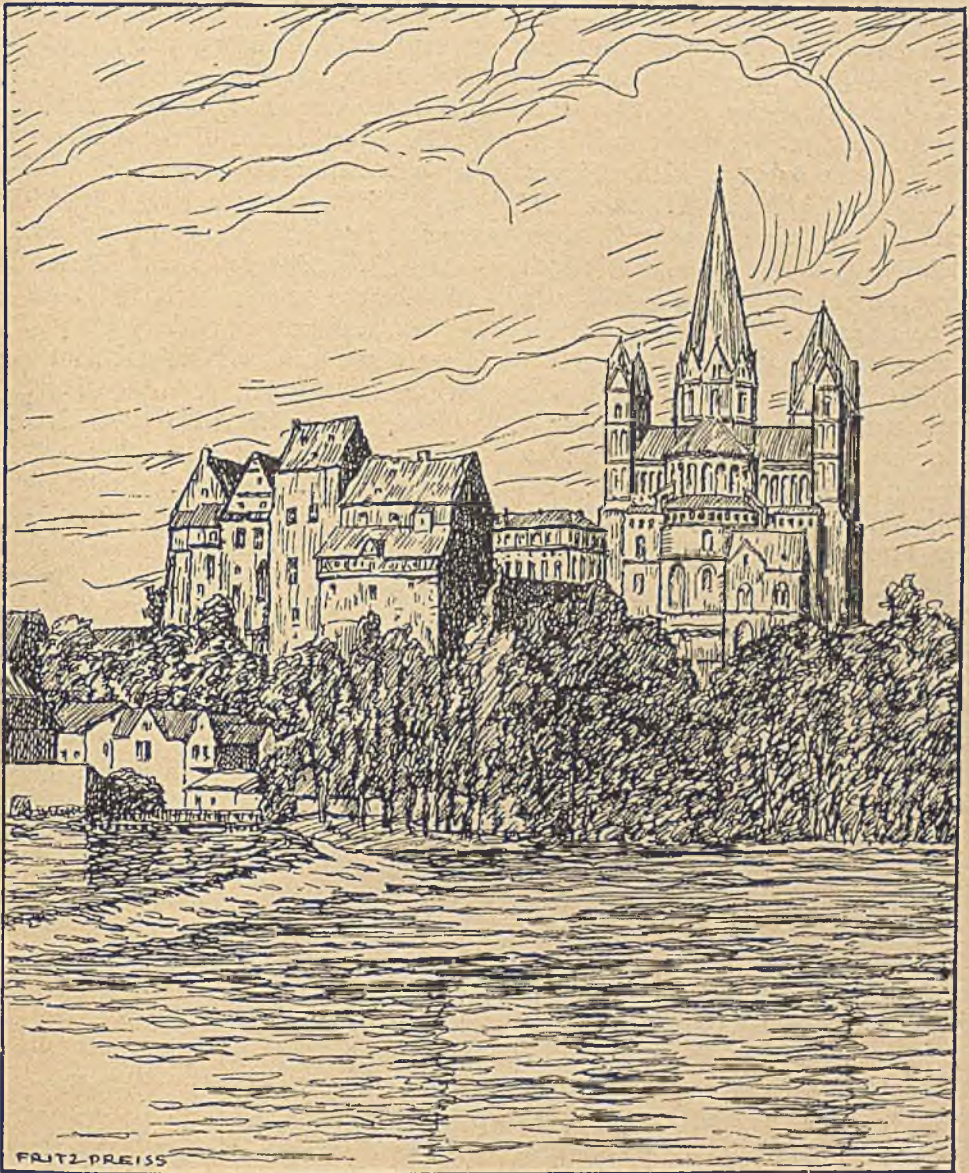
schied, das mir lebenswürdige Kunstfreunde bescherte, gestattete mir, wochenlang in diesem hochragenden Schloß zu wohnen. Eine romantische Welt umging mich, wenn ich nachts das alte, schwere Schloßtor wieder mit mächtigem Schlüssel verschlossen hatte und, in dem Zauberhof stehend, die von grünem Mondlicht eigenartig veränderten Erker und Zinnen auf mich wirken ließ. Da kam ich mir manchmal



Dieltkirchen

selbst wie ein verunschener Prinz vor. Auch das Innere des Schloßes bietet viel Sehenswertes. Einige Zimmer sind im schönsten Empirestil. Der Herzog von Nassau ließ sie zu Ehren Napoleons herrichten, der allerdings nur eine Nacht hier verbrachte. Wenn auch nicht weithin bekannt, so zieht diese an historischen Erinnerungen und Kunstschätzen reiche Stätte manchen Kenner an. Der ehemalige





Limburg

König Ferdinand von Bulgarien, den verwandtschaftliche Beziehungen mit den Nassauern verbinden und der selber ein großer Liebhaber der Künste ist, läßt selten die Gelegenheit vorübergehen, Weisburg wiederzusehen. Und so hatte ich denn das Vergnügen, selber feststellen zu können, mit welchem tiefen Ver-

ständnis der sein Leben lang mit der auch nicht leichten Kunst des Regierens beschäftigt gewesene König hier auf diese Schätze einging. Daß bei diesem ergiebigen Studienaufenthalt neben der Arbeit und der Romantik auch die Lebensfreude zu ihrem Rechte kam, dafür sorgten rheinische Freunde, mit denen



mancher gute Tropfen in der traulichen alten Weinstube am Markt und im Deutschen Haus getrunken wurde.

Der Dreißigjährige Krieg hat auch im Lahntal seine Spuren hinterlassen. Die Trümmer der Burg Kunkel führen eine beredte Sprache. Der kleine Ort lehnt sich eng, wie schutzsuchend, an die Felsenmauer der Burg an und spiegelt sich zusammen mit den wuchtigen Türmen in dem silbernen Wasser der Lahn.

Wir wandern weiter. Ost weitet sich das Land, der Blick schweift über fruchtbare Auen. Nachdem uns die alte, zweitürmige Kirche in Dietkirchen von ihrem schön gelegenen Platz begrüßt hat, sehen wir dann plötzlich eines der herrlichsten Architekturbilder, die in Deutschland zu finden sind. Ganz außerordentlich wuchtig baut sich vor uns die alte Bischofsstadt Limburg auf. Das Wahrzeichen und der Stolz der Stadt, der prächtige romanische Dom mit seinen sieben Türmen ist weithin sichtbar auf steilem Felsen gelegen. Er bildet zusammen mit dem alten Schloß eine selten malerische Gebäudegruppe. Man begreift, daß schon ein alter Chronist schrieb: „Des Baumeisters Name ist unbekannt, man find' seinesgleichen nit in dem Land.“ Der Domschatz, eine Sammlung schöner kirchlicher Geräte von großem künstlerischen Werte, ist eine besondere Sehenswürdigkeit Limburgs. In der Dämmerstunde wandern wir durch die alten Gassen mit ihren reich verzierten Giebelhäusern, vielen sehr charakteristischen Fachwerkbauten und glauben uns in längst vergangene Tage zurückversetzt.

Weiter abwärts an der Lahn, deren Tal sich wieder sehr verengt, liegt die alte Burg Diez. Hier sind wir schon im besetzten Gebiet, und unsere Wander-

freude wird dadurch natürlich merklich gedämpft. Die Erinnerung an Deutschlands Elend und Wiederaufstieg wird auch lebendig, wenn wir an dem kleinen Städtchen Nassau vorbeikommen, denn hier hatte Freiherr vom und zum Stein seine Heimat, der preußische Staatsmann, der wesentlich dazu beitrug, vor hundert Jahren Preußen aus Schmach und Schande wieder herauszuführen.

Vorbei noch an vielen kleinen Burgen, kommen wir dann zum weltberühmten Bad Ems, das im Juni dieses Jahres die 600 jährige Wiederkehr der Verleihung der Stadtrechte festlich begehen will. Tausende suchen hier alljährlich durch die heilkräftigen Quellen ihren Körper zu erfrischen, wozu nicht wenig die herrliche Umgebung und das angenehme Klima beitragen. Für Unterhaltung ist natürlich in Ems in reichstem Maße gesorgt. In den wohlgepflegten Anlagen des Kurparks lustwandelt auch heute bei den Klängen der Kurkapelle eine fröhliche Menge, die nach Möglichkeit, wenigstens vorübergehend, vergessen will, daß farbige Franzosen urdeutsches Land besetzt halten. Manch schönes Hotel wurde zur Kaserne umgewandelt, und überall treffen wir Marokkaner auf den Straßen.

Nur wenige Kilometer von Ems entfernt grüßt die Lahn den alten Vater Rhein. Schaut Euch mit sehenssuchendem Auge diese Landschaft an, dringt tief hinein in die Erinnerung an deutsche vergangene Größe, die wieder auferstehen und zu neuem Leben erwachen wird, wenn alle deutschen Brüder wieder einig im Wollen und Handeln innere Zwietracht vergessen und sich darauf besinnen, daß im innersten Herzen allen die tiefe Liebe zur Heimat gemeinsam ist.





August Raul:

Neuß a. d. Erft

Kadierung









# Der Narr in der Liebe

3. Fortsetzung

Roman von Heinrich Ruhmann

**N**och eine andere tat um diese Zeit ihr reichliches Teil. Das war die brave Frau Annemike, die hinterlassene Wittve Theodor Trillings und künftige Frau Holzmeister.

So weit war es wirklich gekommen.

Sie hatte sich nämlich, nicht ohne lange Seelenkämpfe, wie sie ausdrücklich versicherte, doch endlich entschlossen, seine immer wiederholte Werbung anzunehmen. Leicht sei es ihr bei Gott nicht geworden, sagte sie. Sie habe eine Wallfahrt unternommen, sie habe gefastet und ganze Nächte durchwacht — aber Klarheit sei ihr nicht geworden, ob es ein göttlicher Ruf sei, der aus dem Munde des Holzmeisters an sie erginge. Da endlich in einer Nacht habe sie in brünstigem Gebet von Gott ein Ja oder Nein erkünnt. Da sei ihr Antwort von oben gekommen. Sie wisse, was sie zu tun habe!

So erzählte die fromme Seele in Himmelpforten und bereitete dadurch manchen recht vergnügliche Stunden; andere schüttelten die Köpfe, etliche aber hielten die Zeit für gekommen, mit Backspellern gegen ihre Heiligkeit vorzugehen. Der Vater Michael gehörte zu den Sachenden, soweit er diesen Beruf im Vogelhaus und vor der Kammer der Barbe überhaupt noch ausübte.

„Dies Stücklein frißt der Habicht bald,“ sagte er ernsthaften Gesichtes, „es wagt sich die letzte Zeit doch ein bißchen zu weit aus dem Kludenhaus der Klugheit und Anständigkeit heraus. Es will ein Rad schlagen wie ein Pfan und singen wie die Nachtigall und ist doch im Grunde nur ein fahles Rücken, nicht einmal ein Hühnerücken — dann könnte es mit einigem Recht im voraus über die Eier gackeln, die es im Alter einmal zu legen gedenkt. Nein, es ist ein Fledermauskücken — häßlich und abschreckend. Ich glaube, auch dem Habicht sind sie zum Fressen zu häßlich. Sie kommen viel leicht unter die Holzschuhe und werden zekreten, ohne daß einer es richtig sieht und will.“

Die Thres schüttelte den Kopf und sagte:

„Ihr habt recht, Vater Michael, es geht nun bald gegen die Vernunft an. Man begreift es nicht, wie ein Frauensmensche so weit in der Lügenhaftigkeit und Heuchelei kommen kann . . . und überall den Herrgott dazwischen! Er wird es ihr hoffentlich nicht anrechnen; denn ich kann mir nicht denken, daß sie bei voller Klarheit im Kopfe den lieben Gott dabei rufen kann, wenn sie so ihre verrückten Frömmigkeiten lügt. Ich habe auch den Herrn Pastor diesetwegen gefragt, der sagte, es sei eine Krankheit mit einem y in der Mitte. Vater Michael, so was soll es geben, Gott dank, ist sie bislang hier oben die einzige. Es muß was getan werden und das mit den Backspellern, was sie vorhaben, ist vielleicht das Schlechteste nicht . . .“

\* \* \*

Der Anton Andreas war in seiner Werkstatt bei dem vollen Werke. Darüber vergaß er wieder einmal den Tag und seine Wirklichkeit. Er sah schon die Sonne, wo es doch eigentlich noch ungewiß war, ob sie durch Nacht und Dunkelheit an den Tag finden würde.

Draußen war indessen keine Dunkelheit, sondern sonndurchflutete Sommerhelle. Reifeschwer und golden wogten die Felder und atmeten den Duft gesegneten Fülle aus, die schenken muß und sich neigt.

Der Anton nutzte auf seine Art die Zeit, um zum Schenken bereit zu sein.

Er ruhte nicht bei seinem biblischen Werke, sondern schnitzte und sägte weiter, was ihm aus seinem Geschichtsbuch eben passend schien. Gerade jetzt hatte er den Walfisch des Propheten Jonas unter dem Messer. Das war wieder ein nettes Stücklein für einen Jungen! Einem Mädchen mochte es leicht schubbern vor dem großen Nachen und dem tiefen Wasser, aber einem Jungen! Gerade den Augenblick hatte er gewählt, wo das Niesenbich das Nachentor aufreißt und



den armen Kerl mit dem roten Käppchen ausspeien will! Ausspeien, wie der Vater Michael oben seinen Kautabat ausspeit.

Ja, den schnitzte er auch noch und dann den Zug der Weisen aus dem Morgenland. Kamele und Dromedare und Elefanten und die drei Könige darauf, der schwarze voran und dann Troß und Reisige, Maria und Joseph, das Kind in der Krippe, Ochs und Esel und dann der goldene Stern.

Und nun konnte es kommen, das Kind, sein Kind.

Er würde ihm etwas in seine kleinen Patschhändchen geben können zu Spiel und Fröhlichkeit. Wie sollte der Junge jauchzen und seine Freude haben an den Tieren und Menschen, und wenn es ein Mädchen sein würde — unmöglich wäre es ja schließlich nicht — dann sollte es doch auch verwundert aussehen, wenn auch keine Puppe und kein Kinderwagen zu finden wären.

„Anton,“ lachte der Vater Michael in seine Heimlichkeit hinein, „ich weiß, du fliegst im Alten Testamente bei Noe und Jonas herum und holst die Halme für das Kinderneft. Recht schon! Es muß was in den Korb getragen werden. Hol dir nur das Richtige, mein Sohn, und mach es weit genug, das Nest! Es können auch zwei sein, Anton!“

Zwillen, wie die Seef und die Barbe! Nein, damit hatte der Anton nicht gerechnet. Das machte ihm in letzter Stunde seinen Himmel nicht mehr trübe!

Sein Himmel war immer noch morgenländisch strahlend blau — und doch, wo er in die Ferne träumte, senkte sich schwarze, tiefe Nacht auf das Vogelhaus.

Eine Nacht flackerte ein banges, ängstliches Licht in der Kammer der Barbe.

Es kam und lief in das Haus in geschäftiger, sorgender Eile: Nachbarfrauen, die immer helfende Thres. Es vollte nach langen Stunden des Wartens ein Wagen vor.

Quastunden schlichen hin, zogen die Sommernacht zu verdamnten Ewigkeiten.

Eine verdamnte Ewigkeit brannte den jäh geweckten Anton. Es hezte ihn

aus der Kammer seines Weibes die rasende Angst der Liebe, die hier nicht helfen konnte. In die Werkstube jagte es ihn zurück. Immer auf und ab trieb ihn verzweifelter Schmerz. An die Hobelbank bannte ihn endlich die rasende Angst. Zu einer starren Ruhe zwang sie seine schreiende Unruhe nieder.

Dort auf der Hobelbank lag die ganze Herrlichkeit, die er mit fröhlicher Hand geschnitzt, bereit. Die reinen und unreinen Tiere, die Vögel der Luft und die Fische des Wassers, wartend, daß Noe sie in das schützende Haus geleite vor dem Zorne Gottes, der jeden Augenblick furchtbar vom Himmel fallen konnte.

Starr saß der Anton vor der Arche über den Geschöpfen der Erde. Da fiel eine schmerzgefärbte Stimme in sein graufiges Schweigen:

„Herr, erbarme dich unser...“

Die Thres in der Stube seitan:

„Christ, erbarme dich unser...!“

Die Frauen antworteten und eine Männerstimme:

„Gott Vater vom Himmel...“

„Erbarme dich unser...!“

Da nahm der Anton Andreas die Antilopen und Löwen, die Hirsche und Rehe, die Bussarde und Adler, die Spechte und Habichte, nahm sie in seine zitternden Hände.

„Alle heiligen Engel und Erzengel“ betete die Thres.

„Bittet für uns,“ antwortete der kleine Chor angstvoller Stimmen. Der Anton Andreas führte die Vögel des Himmels, die Tiere der Erde und die Fische des Wassers in die Arche.

„Erbarme dich,“ beteten sie drinnen.

„Erbarme dich,“ sagte der Anton vor der Hobelbank, „kommt, ihr Tiere,“ fuhr er klanglos fort, „kommt in die Arche, der Herr will alles Leben vom Erdboden vertilgen. Herr, erbarme dich unser...“

„Alle Chöre der seligen Geister,“ betete die Thres in dringlicher Innigkeit.

„Bittet für uns,“ antworteten in gepreßtem Schmerz die anderen.

„Erbarme dich unser“, sagte immer noch der Anton Andreas, „erbarme dich. Du spielst noch in der Sonne, du Reh,



du Lamm, du Häslein! Kommt in die Arche! Erbarme dich unser!"

Draußen beteten sie immer noch, und immer flehender wurden ihre Stimmen.

Die Sommernacht wälzte ihr Dunkel vor sich her, um dem ersten Taglicht Platz zu machen. Nach und nach versank alles Schwarz in den Tälern, auf den Bergen wurde es hell. In den Gartenbäumen des Pfarrhauses sangen frühe Vögel, Stare und Finken.

„Was bleibt ihr in den Bäumen,“ sagte der Anton Andreas und vergaß die Wirklichkeit, „ihr Vögel, was bleibt ihr noch? Soll euch der Zorn Gottes treffen? Furchtbar ist der Zorn Gottes. Kommt alle in die Arche! Furchtbar ist der Zorn Gottes. Erbarme dich, erbarme dich!“

„Alle heiligen Jungfrauen und Witwen,“ beteten sie jetzt.

„Sei uns gnädig,“ stieß die Thres aus, hart, hoch, mehr als flehend, mehr als betend, schreiend!

Keine Antwort.

Stille. Furchtbare Stille. Und Schluchzen, Weinen draußen.

In der Mitte trank der Schmerz das alte heilige Notgebet.

Es ging nicht weiter. Die Vitanei von allen Heiligen und Helfern war verstummt, in der Mitte schluckte sie der Schmerz.

„Du Löwe,“ sprach Anton, „Tierlein, komm in die Arche.“

Er hielt inne.

Der Vogelvater Michael war eingetreten.

Auf der Schwelle stand er, in sich zusammengesunken, klein, alt, ganz geschlagen. Tränen in den Augen.

Langsam ging er auf Anton, der immer noch den Löwen in den Händen hielt, langsam ging er auf ihn zu, legte beide Hände auf seine Schultern und zwang dessen Gesicht in seine Augen.

„Anton,“ sagte er, es klang steinern schmerzhaft, „sie ist — die Barbe, Anton, sie war nahe an der Sonne — so hoch im Blau — sie ist gestürzt — in die schwarze Tiefe — Anton, sie ist tot.“

Die Sonne rollte die Berge hoch und warf von den Höhen ihr Licht in jauch-

zenden Wellen in die Welt. In diesem Augenblick strömte alle Helle über den Wallerberg in die Werkstube des Vogelhauses.

Mutter und Kind!

Der Anton Andreas hielt den Löwen in der Hand, saß da, stumm, versunken, sah nicht auf und sprach nicht.

Saß wie entglitten in Schauernis.

Die Tür zum Gang stand auf.

Davor aber stand Vater Michaels Gabe an das Kind: eine Kinderwiege. Ein wunderbar Werk war es. Den Wiegenhimmel wölbten zwei Storchensflügel, die der Vogel stattlich breitete über dem Kindlein, das da liegen sollte im warmen Nest. Zu beiden Seiten auf dem Geländer saßen singende Vögel, Finken, Lerchen, Schwalben und Nachtigallen, die hineinlugten in süße Kindesruh.

Das Werk seiner Heimlichkeit in der Vogelstube oben.

Keine Mutter schaukelte sie jetzt, kein Kind legten sie hinein!

Ein Sarg dafür!

Da — da, ein Flügelschlagen im Gange draußen.

Auf der Wiege vor der Totenkammer saß der Nabe, schlug die Flüchten, daß sie leise ging.

Er krächzte seine höhnennde Weisheit in die Todesstunde der Barbe: „Quackquack, den Kopf hoch — —“

Er kam nicht weiter.

Der Vater Michael griff ihn — und drehte ihm den Hals ab.

Er tat es, weggewandten Gesichtes, mit tropfenden Tränen und in eiserner Stummheit.

## 8.

Sonne, Mond und Sterne werfen Tag und Nacht ihre Lichtmeere über den kreisenden Ball, den wir Erde nennen. Licht quillt aus Welttiefen und fällt aus Himmelshöhen — und doch ist mehr Dunkelheit als Helle um die Wohnstätte der Menschen.

Es war weißer Hochsommer. Über dem Vogelhaus aber lag die Schwärze jener Nacht und wich nicht. Sie hatten die Barbe und ihr Kind fortgetragen



in die kühle Kirchhofsrub. Der Anton Andreas war hinter ihnen gegangen. Tränenlos, mit fernen Augen, die nichts zu sehen schienen von der bitteren Nähe.

„Er trägt es leichter als andere an seiner Stelle,“ sagten die Klugen, „seine Wunderlichkeit bleibt oben. Es geht ihm nicht tief, und er ist zu beneiden.“

Die neunmal Klugen maßen das Wasser nach dem Spiegel.

Der Anton Andreas saß in seiner Werkstube und hatte die Türe hinter sich verschlossen. Er hielt sie zu, wie auch der Vater Michael rüttelte und zu trösten versuchte. Kein Laut antwortete ihm von drinnen. Es klang keine Säge, nicht Hobel noch Hammer. Witten am Leintische saß er, grauhaft im Schmerz versunken. Neben ihm die Vogelwiege des Alten. Vor ihm auf dem Tische sein Spielzeug für das Kind, Arche und Löwengrube, der Fisch des Jonas, die Patriarchen und Propheten, das Getier Himmels und der Erden.

Darüber saß er gebeugt, saß und sah nichts.

Regungslos saß er. Nur hin und wieder hob er die Hände, als suche er etwas — und griff in die leere Luft. Dann schnitt eine Falte seine Stirne, er sank zurück in seine furchtbar stumme Verlorenheit.

Tage war es so.

Dann glaubte der Vogelkünstler drinnen Geräusch zu vernehmen.

Er irrte sich nicht. Der Anton saß an der Wiege und hielt sie im Gange. Todweißen Gesichtes saß er und stieß die leere Wiege. Er sang — wahrhaftig, es war ein hohes, freudloses, hartes Singen:

Heia, Kündfen, ik waige di,  
Gäär if en Stöckfen, dann slaig ife di,  
Dai di dat waih —

Plötzlich verlor sich Wort und Weise in ein schluchzendes Beten:

„Herr, erbarme dich unser, erbarme dich, erbarme dich!“

Wie es in jener Nacht gewesen war. Er betete und stieß die Wiege.

Dann war es auch davon still, und

jetzt weinte er zum ersten Male ein erlösendes Weinen.

Darauf setzte er sich an den Tisch und nahm alles, das Getier der Erde, die Vögel des Himmels, den Fisch des Jonas, die Könige und Heiligen — ließ sie vor sich auf und ab schreiten, einzeln und im langen Zuge, auf und ab und wieder zurück, hieß den Walfisch seine Beute ausspeien, den Propheten mit dem Löwen spielen, Dromedare und Kamele sich neigen — und weinte.

Andern Tages aber sagte und hämmerte er wieder in der Werkstube.

„Die ersten Schritte wären demnach getan,“ sagte der Vater Michael aufatmend, „gebe Gott, daß er weiter kommt! Es ist kein glatter Weg, den uns das Schicksal über Nacht bis an die Haustür gelegt hat. Der Anton hat es sich, bei allen Verchen, sauer werden lassen, nicht zu versinken, aber zehn Lebensjahre hat er lassen müssen. Die sind unter diesen Holzschuhen glatt in den Grund getreten. Sie waren verheult hart und grausam in jener Nacht, diese Holzschuhe, aber Gott wird wissen, warum er sie umgehen hieß.“

Mit den zehn Jahren, die der Anton Andreas gealtert haben sollte, war es recht.

Der Schmerz schnitt sein Gesicht und wandelte die letzte Weiche. Das Haar bleichte. Die Augen aber hielten den Blick in die Ferne und weiteten ihn noch zu größerem Entrücktsein von den Nähen. Um diese Zeit, obschon er kaum Mannesalter erstiegen hatte, begann sich sein Äußeres zu dem Inneren zu stimmen. Der blaue, hobelspanbehagene Werktagstittel kleidete seine Wunderlichkeit passend. Darüber trug er jetzt den Kirchhofschlüssel baumeln, weil er Totengräber sei und ihn sonst verlieren möchte, spöttelten die Klugen. Um immer das Tor zu der toten Barbe offen zu halten, dachte die Thres.

Der Anton tat sein Werk in der Kirche des Morgens, in der Werkstatt tagsüber und auf dem Kirchhof bei Gelegenheit. Aber lächeln sahen sie ihn nicht mehr, obschon die Zeit auch über seinen Schmerz weiter schritt und



über Herbst und Winter wieder einmal Frühling werden ließ.

Die bunte hölzerne Herrlichkeit der Bibel lag immer noch in der Werkstube beisammen, und die Kinderwiege stand noch da. Das aufgeschlagene Geschichtsbuch seiner Kindheit lag jetzt darin.

Ja, er hatte sich wieder zu ihm zurückgefunden.

Die erste Zeit nach jener Nacht hatte es lange zwischen den Hobelspänen vertrauert. Nun schlug er die alten Wunderseiten wieder auf.

Den langen Alltag stand er an der Hobelbank — jetzt aber freudlos und stumm. Er zimmerte in harter Pflicht, was die Himmelpfortener von ihm heischten für Leben und Sterben. Für eine kurze Weile langte es am fleißigsten Tage doch immer zu einem köstlichen Flug in sein Morgenland. Abends und Sonntags saß er stillglückliche, ganz versunkene Stunden über seinem Kinderbuch.

Er las es immer wieder von den Anfängen der Menschheit bis hin zur Fülle der Zeit und wurde nicht satt davon, obschon er die einzelnen Geschichten längst auswendig wußte. Sein Herz trank sich voll, und seine Phantasie, nicht beirrt und beschwert und geheßt von Wissen und Bildung, hob sich in den wunderreichen Himmel, der sich in unvergleichlichem Glanze über der Welt der Bibel wölbt. Das uralte heilige Buch von Gott und den Menschen tat wieder einmal seine Wirkung. Es gab dem kindlichsten Gemüte aus dem mächtig flutenden Strome des Geschehens, was es fassen konnte, und nahm es mit im Wogengang der sicheren Führung.

Der Anton liebte nicht so sehr jene Geschichten, die von der Donnerstimme des gerechten Gottes durchhallt werden, in denen das Feuerschwert des Engels brennt, Pech und Schwefel glüht und Kriegsheere den Boden treten. Wo ein Menschenschicksal bruderverwandt durch sein beglänzttes Land schritt, leicht und leise unter dem hallenden Himmel Gottes, da ging er am liebsten mit. Auf dem Acker der lieblichen Ruth, auf

der Lemne Bedeons verweilte er gerne. Immer wieder tat sich seine dämmende Kindheitsferne dustend auf, wenn er mit Tobias nach Nages zog, oder mit Elieser nach Haran fuhr. Durch Wüsten und über glänzende Flußläufe zogen sie hin auf den zehn Kamelen Abrahams. Köstliche Geschenke trugen sie mit, gewirkte Tuche, getriebenes Gold, geschliffene Perlen, Ohrgehänge und Armbänder. Palmen schatteten am Wüstenquell, Zedern grüßten vom Bergfelsen. Immer neu hub die Ferne den Schleier — bis sie endlich das lieblichste Mädchen am Brunnen in Mesopotamien tränkten.

„Dein Wasser ist süß, Barbe,“ konnte der Anton dann lächeln, „du Tochter Bathuels aus Haran! Weißt du noch auf der Henuhude, wie süß das Wasser war? Und im Webergarten? Und auf dem Kirchhof zwischen den Gräbern? Und im Vogelhaus die festige Zeit? Ja, gib mir aus deinem Krüge abermals zu trinken, Rebekka — Barbe! Barbe — O Gott! Barbe —“

Der Schmerz heßte sein Lächeln vom Munde fort und grub bittere Falten.

„Sie ist tot,“ sagte er tonlos und saß mit großen Augen in der Stube.

Das Leid schoß in frischen Wellen über sein Herz. Er nahm das Buch aus der Wiege, warf es von sich, setzte sich an die leere und schaukelte sie. Die kleinen Vögel auf dem Rande schienen traurig zuzusehen. Stundenlang konnte er sitzen, mit seinen weiten Augen in der Erinnerung weilen und immer wiegen, wiegen.

Er sang nicht mehr.

Er hatte keine Tränen mehr.

Kein Licht und Schatten glitt über sein steinernes Gesicht.

Aus diesen stummen Fernen des Schmerzes holte ihn oft der besorgte Vater Michael mit kräftigem Rütteln zurück.

„Anton,“ sagte er, „ich hatte geglaubt, du seiest einigermaßen aus dem Dreck heraus. Aber du steckst immer noch bis zu den Enteln darin und siehst den Himmel überhaupt nicht mehr, obschon er doch noch immer blau und golden sein kann. Die Barbe hielt sich allzeit



tapfer auf den Flügeln, und was sie droben von deinem Dachsen hält, das weißt du auch noch nicht, mein Sohn. Ein rechter Mann muß über jedes Wasser können. Die Augen zu und dann einen Schwung!"

Es war gut, daß der Alte dem Anton in seinen beengenden Stunden die nötige Luft zufächelte. Er tat, was er konnte, daß sich seine Not nicht verblute.

Viel aber war es nicht, und gegen den Tod kam auch sein Zwickern nicht an. In der Heimlichkeit zwischen seinen Vögeln stand selbst der Alte oft und entdeckte sich bei wehmütigem Grübeln und Erinnern. Freilich warf er es rechtzeitig auf der Schaufel seiner Einsicht fort.

„Es hilft's nichts, darüber zu weinen,“ sagte er sich, „trockene Augen sehen besser und feuchte machen kein totes Leben, selbst nicht das liebste, wieder lebendig. Es ist freilich ein kleines Kunststück, sich bei allen Anlässen dieses wechselvollen Lebens die Augen gleichmäßig trocken und blank zu halten.“

Das Kunststück gelang selbst der größten Künstlerin aus Himmelpforten nicht, der klugen Witfrau Annemike. Nein, sie hielt sich die Augen nicht trocken und blank bei den neuesten Begebenheiten ihres wechselvollen Lebens. Der Himmel hatte gesprochen, und die Erde gehorcht. Die fromme Frau widerstand nun den Werbungen des Holzmeisters nicht länger, sondern brachte das Opfer und gab ihm das Eheversprechen. Sie gestand, noch in zwölfter Stunde habe es sie in dem sorglosen Stand der Witwen halten wollen. Das sei der Versucher gewesen, der vor jedem guten Werk an der Arbeit wäre, von ihm abspenstig zu machen. Sie würde, sagte sie, mit dem Versucher immer sehr gut dadurch fertig, daß sie ihm die Zunge austrecke — vielleicht mache man ihr diese auf lange Erfahrung gestützte Abweisung nach, weshalb sie es erwähne; denn es sei christlich, einander auch in der Seelenführung mit Rat und Tat beizustehen. Wie gesagt, sie ginge mit der Zunge in ganzer Front gegen den Versucher an, und er sei auch diesmal

gewichen, sicherlich erstaunt über soviel Heldennut einer Witwe.

Die geistige und weltliche Behörde in Rünskirchen und Himmelpforten war gleichfalls erstaunt über den Heldennut der Witwe Annemike Trilling, geb. Reithe. Sie wünschte die Sterbeurkunde des seligen Meisters Tailleur dringend zu sehen, ehe sie von ihr weitere eheliche Opfer annehmen wollte. Unglaublicherweise war man an beiden Stellen von einer derartigen unhöflichen Hartherzigkeit in diesem Forderung, daß sich ein zartes Gemüt gekränkt fühlen mußte. Sie grollte mit vollem Recht, und mit vollem Recht entzog sie der Mutter Bankstahl ihre Kunstfertigkeit, als ihr Mann eines Tages lächelnd behauptete, bei den Behörden sei sicher wieder der Versucher am Werke, und sie möge es noch einmal mit der Zunge probieren!

Sie tat es nicht, sie lebte wieder in bräutlicher Erwartung.

Man blieb unbegreiflich grausam bei den Behörden.

Man grub auf den Pariser Kirchhöfen nach den Gebeinen Theodor Trillings. Man besaß keine Achtung und Ehrfurcht mehr vor der erhabenen Majestät des Todes. Nicht einmal Märtyrergebeine waren dem frivolen Suchen eines deutschen Standesbeamten heilig. Das frechste Grabschheit stach und stocherte nach ihnen, durchstach und durchstocherte die ganze geweihte Pariser Erde. Es blieb aber vergeblich, man stieß nirgendwo auf die Überreste Theodors.

Man erweiterte das Feld der Betätigung und grub auch in der Umgebung der großen Stadt. Überall da suchte und schaufelte man, wo man annahm, daß sich Leute von der Art Theodor Trillings zu betten pflegten. Es war leider so vergeblich, wie das Suchen nach dem Grabe des Elias vergeblich sein würde. Indessen an eine Himmelfahrt des Meisters Tailleur im Feuerwagen glaubte man auch in Paris nicht recht. Vielmehr meinte man dort, es empfehle sich, die Toten vorerst ruhen zu lassen und sich an die Lebenden zu halten, zunächst an Mademoiselle Rosa Grünholz.



Man tat also nach diesem Vorschlag.

Allein diese Dame schien in ihrer Trauer sehr zurückgezogen zu leben. Man fand sie nicht so schnell. Man stieß auf manche Schöne deutscher Geburt mit dem poetischen Namen Rosa, für die zwar der noch poetischere Name Grünholz gleichfalls angebracht gewesen wäre, aber das eigentliche Objekt der Theodor Trillingschen Lyrik fand man nicht.

Dem Standesamt Rünkskirchen drohte also die größte Enttäuschung und der deutschen Literaturgeschichte ein unersehlicher Verlust zuteil zu werden.

Da erhielten beide noch zur rechten Zeit den Rat, in Deutschland selber nachzugraben, wenn eben möglich, mit Hilfe der Staatsanwaltschaft.

Bis zu dieser Zeit hatte die harrende Braut die Ergebnisse der Pariser Forschung mit erträglichem Abmagern hingenommen, ja, zuletzt war es allmählich in das sacht rundende Gegenteil umgeschlagen. Als aber jetzt die Suche auf deutsche Erde verlegt wurde, nahm die Holbe wieder merklich ab und wurde wie eine Blume, der das Wasser nur sehr spärlich gegeben wird. Sie blühte noch, aber mit leisem Hang zum Welken, was sie aber unter allen Umständen zu verbergen strebte.

Die deutsche Stadt Aachen liegt nicht allzuweit von Welschland. Außerdem hat sie den Vorzug, sehr schön zu sein. Sie hat dazu einen altertümlichen Saal, den der große Schiller besungen.

Daß eine solche Stadt ein poetisches Gemüt, wie Theodor Trilling es ohne Zweifel war, besonders anziehen mußte, war eine Annahme der hohen Staatsanwaltschaft.

In der Tat fanden sie hier den Herrn Theodor.

Sie fanden ihn unter etwas eigenartigen Verhältnissen zwar, von denen die Suchenden indessen nicht sonderlich überrascht waren. Nicht auf dem Kirchhofe fanden sie sein modernes Verippe, nicht unter Stein und Bitter, sondern hinter Stein und Bitter — im Buchthause nämlich.

Er war sehr lebendig; denn auch in Aachen pflegt der deutsche Staat nur lebendige Sträflinge im Buchthause zu halten.

Die Stadt Aachen hatte bereits im vorigen Jahrhundert die Ehre gehabt, Herrn Theodor Trilling in ihren Mauern zu beherbergen. Es gehörte zu den poetischen Freiheiten, die dem Genie ohne weiteres zugestanden werden müssen, daß Herr Theodor ehemals angegeben hatte, in Paris im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens gestanden zu haben.

Er hatte in Wirklichkeit Paris niemals gesehen.

Wenn er es dennoch behauptete, so verwechselte er sein dichterisches Erleben mit dem realen Geschehen, was bei ihm durchaus erlaubt war.

Diese Zwiespältigkeit, die sich klaffend zwischen Ideal und Leben reißt und der erhabene Geister genug zum Opfer fallen, verschlang auch ihn. Bereits vor seiner Auffahrt nach Himmelpforten in das Faßbänderhaus war er leicht gestrauchelt — wenn auch nur mit Gefängnis! Nach seiner erneuten Heimkehr in die Krönungsstadt traf es ihn härter. Die undankbare Stadt war so prosaisch, seine uneigennütigen, aus poetischem Gemüt und eigener Erfahrung erwachsenen Sorgen für das Zustandekommen glücklicher Heiraten und sein Vermittlungsbüro nicht gebühlich zu schätzen.

Der Gegenstand dichterischer Verklärung, Fräulein Rosa Grünholz, war indessen nicht untergegangen.

Sie hatte eine Zeit Theodors lyrisches Schaffen außerordentlich gehoben, fühlte sich dann aber in ihrem Ehrgefühl verletzt, als auch andere, vorzüglich jüngere Damen, Einfluß auf den Dichter gewannen und von ihm mit dem Strahlenkranz unsterblicher Verse geziert wurden. Sie begab sich deshalb von Aachen in ihre teure Vaterstadt Köln zurück, und die Staatsanwaltschaft nahm keinen Anlaß, sie dort aufzusuchen.

Auch die wieder graufam ins Witfrauentum gestoßene Annemike unterließ es, sie aufzusuchen, um Näheres



über ihre gemeinsame Tätigkeit in Nachen zu erfahren. Sie war zu ergriffen von den Begebenheiten, die auf sie einschlugen wie Keulen.

Sie beklagte bitter das Schicksal armer, alleinstehender Mädchen und Frauen, die wehrlos wie Lämmlein auf der Weide dem Wolf preisgegeben wären. Auch sie sei in ihrer Unschuld einem solchen Menschenwolf in die Klauen gefallen. Keiner sei ihr beigeprungen, wie es doch christlich gewesen wäre, um sie aus dem Nachen der Bestie zu befreien. Die Welt wolle ihr Verderben, der Himmel aber prüfe sie, und da würde sie, das könne sie gewiß ohne Überhebung sagen, bestehen.

Vor dem Holzmeister und seinem Zorne aber fürchtete sie sehr. Sie ging ihm jedenfalls klüglich aus dem Wege. Er aber ließ ihr sagen, seine getäuschte Liebe sei noch stark genug, seinen Handstock gebrauchen zu können. Das täte er, sobald er das Glück habe, sie wieder einmal auf heimlichen Wegen zu treffen.

Alle diese Aussichten, aber auch alle kleinen Trübsale blies die nächste Zukunft in eine unsichere Ferne. Die Zeit war nämlich gekommen, die aus allen Wehen und Wirren den Weltkrieg gebär.

Der Vogelvater Michael hatte die Flammen richtig gedeutet.

Es gab ein großes Brennen. Aber sie fürchteten sich nicht im Lande. Im kleinsten Bergdorfe wurden die Menschen anders, weiter, hingerissener, einem Großen unterstellt, sich selbst vergessend und opferbereiter.

Befah die Anemite all diese Tugenden auch bereits vorher in ansprechender Weise, so hob diese Zeit sie doch noch zu größerer Vollkommenheit. Sie vergaß und verzieh, was man ihr in Nachen und auf Himmelpforten angetan hatte. Man habe keine Zeit zum Denken, man müsse jetzt nur noch beten. Übrigens erklärte sie, könne sie täglich gewärtig sein, als Krankenschwester einberufen zu werden. In banger Ahnung der kommenden Zeit, sie habe oft Stunden von hellseherischer Klarheit, habe sie sich bereits früher zur Verfügung gestellt; denn in solchen Verhältnissen

müsse auch die schwache Frau, wenn sie auch noch so leidzermürbt sei, ihre Kräfte auf den Altar des Vaterlandes legen.

So sagte sie, die schwache, starke Frau Anemite Trilling.

\* \* \*

Viel mutige Jugend aus Himmelpforten und dem ganzen Walde opferte sich freudig dem Vaterlande. Der Anton Andreas indessen gehörte nicht mehr zu ihnen.

Sie horchten auch im Vogelhause auf den Jubel, der das Land durchbrauste, und stimmten darin ein. Aber gewohnt, auf das Leise zu lauschen, hörten sie bald schon mehr das große Weltleid, das den Erdball umröchelte.

„Anton,“ jagte der Alte manchmal, „sie jubeln jetzt und läuten, und wir tun es mit, und dir können sie nächstens die Bettlade unter die Glocken stellen, daß du gleich am Strick hängst, wenn es was zu siegen gibt. Es ist schön und herrlich, daß wir so über allen sind. Aber, glaub mir, es hat seine Gefahren! Auch gegen die höchste Lerche kommen sie einmal an, die Sperber, Habichte und Nasgeier und sonstigen Räuber, die sie aus allen Schlupflöchern der Welt mit bewunderungswürdigem Fleiß aufgeprockelt haben gegen die eine Lerche. Du brauchst es nicht laut auszuläuten, mein Sohn, aber es ist so. Die Raubvögel kriegen in dieser prachtvollen Welt anseht die Lerchen, Finken, Nachtigallen und Rotbrüstchen immer unter. Anton, hier macht es leider der Schnabel und nicht das Herz!“

Dem Anton Andreas verweilte in dem großen Menschheitsleid nach und nach sein eigen Leid zu einer linden Wehmut.

Aber auch jetzt kam er nicht von seinem Kinderbuche fort. Er saß immer längere Stunden über seinen biblischen Geschichten. Wie es seine Art erheischte, auch jetzt mehr der Zeit abgewandt als hingeneigt.

Bald genügte seinem wunderlichen Versehen das eigene kleine Buch nicht mehr. Er suchte sich zusammenzuleihen,



was möglich war. Viel war es nicht, und es kam nicht über die kindliche Fassung hinaus. Es genügte aber, seine seltsam genährte Phantasie immer mehr umgehen zu lassen unter den Patriarchen und Propheten des alten Bundes. Bald reifte ihm ein neuer, wunderlicher Apfel an dem Baume, der ihn beschattete. Er braunte danach, nun auch von seinem gelobten Lande zu hören, in dem er sich heimisch gelesen hatte, wie er im Vogelhaus heimisch geworden war. Ein sonderliches Laufen kam über ihn. Wenn er es eben mit seinem Küsterdienst im Wallerkirchlein überein bringen konnte, lief er in alle Predigten der benachbarten Kirchdörfer, zu hören, ob dort ein Wort über sein Morgenland fiele, das seine wunderliche Neugier dann beglückt hinnahm.

## 9.

Die Zeit längte sich aus Wochen und Monaten zu Jahren. Viele Schlachten waren geschlagen im Osten, Süden und Westen, in der Luft und auf den Meeren. Der laute Lärm des Anfangs erstickte längst in Blut und Tränen, davon die alte Mutter Erde in allen Breiten reichlich zu trinken bekam.

Die Wallerzüge wurden dichter und flehender und beteten sich um diese Zeit der Kriegsmitte weither aus dem ebenen Land hinaus.

Wunderlich wartete auch jetzt das Schicksal über dem Anton Andreas Weitenficht. Wo es andern Menschen nahm, da gab es ihm. Es hatte dabei beide Augen offen und traf das Rechte.

Ein Fulkisonntag verdämmerte. In der Tiefe unten sang sich die letzte Prozession nach Haus. Ein klingender Hall schwanm noch einmal den Berg hinauf, um dann in einem fernen Tale zu ertrinken.

Als der Anton Andreas das Kirchlein abschließen wollte und noch einmal durch die dämmernde Stille ging, da war es ihm, als höre er ein schlaffaches Atmen in der ersten Bank vorn. Wie sein Staunen ihn nähertrieb, hielt er plötzlich vor einem Kinde, das dort im Gestühl lag. Es schlief wirklich jenen

weltfernen, beglückten Schlaf, der nur die erste Kindheit begnadet, der das Morgendämmern unseres Lebens ist. Es wählte sich noch zwischen Nacht und Tag auf den Flügeln seines jungen Menschentums und ahnte nicht, daß es mit seinen zwei Jahren bereits auf der härtesten Bank saß, die das Leben den Findelkindern und Ausgestoßenen zimmert.

Ausgestoßen und verloren schien es in der Tat.

Es war ein Mädchen, ganz schlafverschönte und dunkellockige Kindlichkeit, vor der Anton Andreas in hellem Staunen stand. Vergebens spähte sein Blick in den Bänken nach der Mutter aus, die es holen möchte. Vergebens auch hielt er draußen Umschau, ob nicht von dort ein Mensch komme, das vergessene, immer noch schlafende kleine Wesen abzuholen.

Es kam nicht Weib noch Mann, trotzdem die Dämmerung tiefer sank.

Viel Verborgenes rinnt durch den hellsten Tag, und unser Ohr vernimmt es nicht. Wo mochte sie weilen, die Hand, die das Kind hinaufgeführt hatte diesen sonnenhellen Tag? Zuckte sie in Muttersehmerz um das vergebene junge Leben? Braunte sie in Scham um solche Tat? Ballte sie sich in Bitternissen um den furchtbar wehen Ernst des Lebens und dieser Zeit, die Kinder von der Mutterbrust, Söhne von Väterherzen riß? Oder tändelte sie bereits wieder in schneller Vergessenheit und froh, einer Last ledig zu sein? Viel Verborgenes rinnt durch den hellsten Tag. Es kam nicht Weib noch Mann, das jetzt Erwachte zur Ruhe zu Herzen.

Mit dem ganzen Ungeschied seines Kinderentwöhnten, einsamen Mannestums nahm sich Anton des Findlings an. Aber es floß doch ein warmer Strom vom Herzen in seine Worte, die das weinende Mädchen zu trösten suchten:

„Sei still, mein Kindchen,“ bettelte er, „ich tu dir nichts, arm' Vögelschen! Aber nun sei still, sei still, sieh, wir sind ja in der Kirche! Ich zeig dir auch gleich den Noe und die Arche und den Habakuk und den Jonas und die Kamele.“



Indessen das Menschlein auf seinen Armen schien weder vor der Heiligkeit des Ortes, noch vor der Bibel besondere Achtung zu haben. Es schwieg nicht, sondern machte sich nur noch lauter bemerkbar mit einem Stimmchen, dem an Helle nichts abging. Er wiegte es auf den Armen, um den erweckten Schmerz zu stillen, aber immer ungebundener weinte es sich aus.

Eine Kerze brannte vor dem Bilde unserer lieben Frau.

Der Anton zündete eine zweite und dritte an und trug das Kind in den Glanz.

Aber immer noch rief es in Tränen nach der Mutter und wollte sich nicht trösten.

Da schwenkte seine mitleidige Unbeholfenheit das Kleine, wiegte es auf den Armen und begann zu tanzen vor dem Bild mit den brennenden Kerzen. Es war ein heiliger Eifer über ihn gekommen, es zur Ruhe zu bringen und zu singen.

In diesem Beginnen wurde der sonderliche Tänzer nach einer Weile gestört durch den Meister Michael, den das nicht gerade kirchliche Verhalten hergelockt hatte. Nachdem er eine Weile von der drittletzten Bank aus gesehen und gehört, meinte er:

„Anton, blas die Kerzen ruhig aus und laß das Hüpfen sein. Eine Tasse Ziegenmilch, lauwarm, hilft hier am besten.“

Dann ging er näher und besah die kleine Findelgabe.

„Es fällt mancher Vogel aus dem Nest in diesen Zeiten,“ sagte er, „und auch diesem hätten die Flügel des Alten noch recht gut getan. Aber der ist ja nun wohl durch den Zaun, und herflattern wird er so leicht nicht wieder. Wer weiß, welche Raße hinter ihm war! Aber daß er es gerade hier oben aufsetzte, zeugt von Frömmigkeit und Klugheit. Übrigens ist es kein Gesicht von hier, Anton, und im Bergwalde hat sein Nest auch nicht gehangen, ich seh's an der Farbe. Hier hat Stubenluft geweht, drei Treppen hoch unterm Dach. Sonst aber nicht übel! Wenn es in den rechten Wind kommt, wird es mit der Farbe und den Flügeln

schon werden. Der glücklichste aber von allen dreien bist du wieder einmal, Anton, denn sie werden es dir ja wohl zuschreiben und gegen solchen Segen kommen drei Schwalbennester unter deinem Kammerfenster nicht an!“

Soweit hatte des Anton Andreas Kindesfreude nicht gedacht, und auf Besinnahme war er wirklich nicht eingerichtet. Der Vater Michael hatte Mühe, ihn zur Kirche hinauszubekommen. Draußen nahm er die noch immer müde vor sich hinweinende Kleine auf seine Arme, streichelte ihr Haar, lachte sie an, hob sie hoch, hüpfte mit ihr herum und hatte ein Getue, als sei er plötzlich vierzig Jahre jünger geworden, und als habe er sich einstens als Kinderamme verdungen. Er zwitscherte, trillerte, flötete, dudelte, lullte und schlug in allen Vogelsprachen, lieblich das Kind an und tröstete:

„Was wirst du denn weinen? In's schönste Weizenfeld bist du ja gefallen, und roter Wohn ist auch da und blaue Kornblumen. Was wirst du weinen, du kleine — du kleine Barbe du! Lache doch, ja, richtig, mit dem Mund fängt's an und dann die Nase und dann die Augen! Zwitt, zwitt, zwiiiih, zwitt, zwitt, zwiiiih! Jetzt lacht die kleine Barbe!“

Sie lachte wirklich ein gesundes Kinderlachen.

Noch war längst nicht aller Schmerz verweht und alle Fremdheit vertraut geworden, aber dieses Lachen aus Tränen bürgte doch dafür, daß es schon anders kommen würde.

Den Anton kam eine wehe Weiche an. Barbe hatte der Alte das Findelkind getauft?

Barbe? O ja, der liebste, schmerz süße Name paßte für das kleine Menschenwesen! Ganz dunkelschönes Kindertum, das der Toten ähnlich zu werden versprach.

Wie es jetzt lächelte, war es wie ein Grüßen von früher.

Barbe! Vielleicht hatte sie den Stern am Himmel seiner Nacht angezündet, damit ihm ein warmes Licht leuchte. Die Hände unserer Toten sind immer



um uns und wirken Liebe in der Dunkelheit, aber wir armen Menschen wissen es nicht, und wollen nur sehen, was im Hellen geschieht.

Sein totes Weib hatte seine Mannesverlassenheit beschenkt — das war dem Anton Andreas schnell zur beglückenden Klarheit geworden.

Dem Vogelflüster Michael war indessen, während er immer mit dem Kinde noch umherhüpfte auf dem Kirchplatz, auch verschiedenes klar geworden.

„Es muß was getan werden, Anton,“ meinte er, „und die Thres weiß hierbei das Beste zu tun. Überhaupt die Thres, wo die der liebe Herrgott hinstellt, da steht sie richtig; die ist gleich gut für die kleinen Kinder und für die ganz alten, aber auch für solche in deinen Jahren, Anton. Doch ich will weiter nichts gesagt haben, denn es ist für solche Sommervögel noch zu früh im Jahre. Nein, wirklich nicht! Geh hin und setze deinem Gast die schon lange fällige Tasse Ziegenmilch vor. Ich gedenke mit der Thres bald zu rück zu sein.“

Es war indessen doch nicht so, und der Anton Andreas hatte seine liebe Not, dieweil das von dem Vater Michael angesagte Wetter richtig ausbrach.

Allen noch so dringlichen Einladungen, sich zu bedienen und die Milch nicht zu verschmähen, setzte der kleine Gast nämlich einen durch nichts begründeten Widerstand entgegen.

Eine glatte Absage hatte er auch einstweilen noch für die Patriarchen und Propheten, für die Tiere der Erde, die Vögel des Himmels und die Fische des Wassers, mit denen der Anton jetzt sieghaft lächelnd vorrückte und die Schlacht zu gewinnen hoffte.

Er sah sich aber auch in seinen tiefsten religiösen Gefühlen verletzt und besiegt und begann numehr, sehnsüchtig und verzweifeln nach Bundesgenossen auszuspähen.

Sie kamen endlich — vom Krankenbett der Mutter Bankstahl in der Helle kamen sie, und die Thres lief geschürzten Rockes dem Alten voran.

Das Kinderweinen suchte sie schon von draußen mit warmem Zuruf zu stillen.

Mit ein paar Sähen war sie die Treppe hoch und mit ein paar Sähen drinnen in der hölzernen Heiligkeit. Als müsse es so sein, hatte sie das Kind gleich darauf auf den Armen und am Herzen, es streichelnd, küssend und zu ihm sprechend, als kenne sie es die zwei Jahre seines Lebens und als habe sie ihm selbst das Leben gegeben und sei jetzt nur eine kurze Weile fortgewesen, der Mutter Bankstahl das Sterben leicht zu machen.

„Da bin ich ja, mein Kindchen, mein Süßes, mein Liebes,“ tröstete sie und gab der Willigen den verschmähten Trank. „Und Bärbel ist ein lieber Name, recht wie gemacht für unseren Fundevogel. Und die Wiege wird groß genug sein für unser Kind; denn der Vater Michael hat sie für Zwillinge ausgemessen, und der Storch klappert, und alle Vöglein singen unser Bärbel in Schlaf. Nun noch ein Stückchen Zwieback ins Mündchen und dann ins Bett! Es muß was getan werden, eia, susa, sum.“

Auf dem Arme das Kind, es tröstend, bereitete sie zur gleichen Zeit die Wiege. Die beiden schafften aus zwei Betten so reichlich herbei, als gelte es eine ganze Wallfahrt für die Nacht zu decken, dann legte sie das Müde hinein, setzte sich nieder, schaukelte und sang, unbekümmert der Gegenwart der Männer, das fremde Kind in Schlaf, beugte sich nach einer Weile horchend über das Entschlummerte und sagte mit der klaren Selbstverständlichkeit ihres Wesens.

„Die Nacht wird es durchschlafen, und wenn ich morgen früh von der Wache aus der Helle komme, mache ich es für den Tag fertig. Gute Nacht, und denkt an die Mutter Bankstahl, sie liegt schwer und kommt wohl nicht in den neuen Tag...“

So war es, sie kam nicht in den neuen Tag.

Immer neue reiche, schöne, arbeitsvolle Tage aber kamen für die Thres.

Sorgen war ihr Leben und hieß für sie lieben. Wo es nichts zu sorgen und zu lieben gab, war sie nicht zu finden. Lange hatte sie schwer getragen am Tod



der kleinen Magdalene und an der Entfernung des Bruders. Nun aber war alles gut; denn sie hatte eine neue Sorge für ihr mütterliches Jungferntum, das vor den Jahren ergreut ging. Schön war sie nicht und wollte sie nicht sein, sie war klar und klug und konnte scharf scheinen, aber bei allem leuchtete so viel gütiges Frauentum durch ihre Unscheinbarkeit, daß die Kinder sie Mutter hießen, Mutter Thres.

Und Mutter Thres hob man sie in Himmelsporten zu nennen an, als sie die erste Jugend hinter sich hatte.

Nest trug sie ihre Sorge wieder vom Pfarrhaus ins Vogelhaus und zurück ins Pfarrhaus. Mit der Linken diente sie hier, mit der Rechten da und mit dem Herzen überall, am meisten aber dem Kinde.

Es war bei dem Worte Meister Michaels geblieben, es wallfahrte keiner den Berg hinauf, das ausgefleckte Vögelchen zu holen, trotzdem aus Tagen Wochen und Monate wurden.

Auf des Anton Andreas Anzeige hin und sein Ersuchen, ihm das Mädchen zu belassen, war eine vorläufige Zusage erfolgt, mit der Eröffnung, daß bisher alles Forschen nach den Eltern vergeblich geblieben sei.

Der Beglückte blieb in der Tat der Anton Andreas.

Er war es nicht die ersten scheuen Tage — aber er wurde es.

\* \* \*

Das Kind fand sich schneller in dem Vogelhause zurecht, als man geglaubt hatte. Es fügte sich auch, daß der Wind auf dem Berge Himmelsporten sein Teil dazu tat, die zarten Wangen zu färben und die Augen blank zu wehen. Er griff auch ordentlich unter die Flügel, die hier zwei kleine, nimmer ruhende Kinderfüße waren.

Sie war von anderer Art, als das blütenzarte Häuchlein Magdalene es gewesen war. Ganz erdennahe, frisch-gesunde, quellfröhliche, unrastringe Kindlichkeit, aus der einmal ein Mensch zu werden versprach. Es war die Zeit, wo der kleine Mund nicht still stand und

an alle Dinge sein drolliges Geplauder hing, das das ganze Haus mit Fröhlichkeit füllte.

Nun erlebte der Anton Andreas doch noch die Auferstehung seiner biblischen Herrlichkeit.

Er hatte nicht vergeblich gelebt.

Die kleine Barbe — der Name wurde ihr gelassen — schien sich zum alten Testamente zu bekehren.

Sie pfl egte in den Sägespänen zu sitzen und sich mit ihm zu beschäftigen. Der Kinder Spiel und der Erwachsenen Gebet segnet Gott gleicherweise. Da wird es ihr der Sündstovater Nove nicht allzu übel vermerkt haben, wenn die kleine Barbe um diese Zeit noch in biblischer Unkenntnis die Tiere der Erde, die Vögel des Himmels und die Fische des Wassers statt in die Arche in die Löwengrube Daniels führte, um sie von dem Propheten Habakuk mit seinem Breimuss füttern zu lassen.

Sie lernte es freilich später richtig.

Vorerst aber spielte sie noch mit den Jahrhunderten in göttlicher Leichtigkeit: sie verkehrte umgekehrt den Daniel in die Arche und den Walfisch des Jonas in den Zug der heiligen drei Könige. Den gut gemeinten Versuchen des Anton Andreas, sie durch eine Lesung aus seinem geliebten Buch aufzuklären, brachte die kleine Barbe vorläufig kein Verständnis entgegen. Während er ihr seine Traumgeschichte von dem wandernden Elieser und den dämmernden Fernen des Morgenlandes zu lesen versuchte, beging sie in ihrer Gefühlstroheit Mord über Mord, indem sie Noes Weib und den Weibern seiner Söhne kaltblütig der Reihe nach die Häupter abschlug und in den Hobelspänen versinken ließ. Verbrechen dieser Art, die ihr sehr häufig unterliefen, pfl egte sie dann die Krone aufzusetzen durch eine unschuldigen Gesichtes getane Ausserung, die ihre ganze Verderbtheit zeigte: „Vater, putt gangen,“ sagte sie, wenn der Anton Andreas seine Heiligkeit in Köpfen und Leinen aus den Hobelspänen suchte.

Sie nannte ihn Vater.

Mit diesem Wort und ihrer echten Kindlichkeit schlug sie ihm alle Ent-



täuschung tot, die seiner Torheit aufsteigen wollte, weil er sich seine Bibelstunde so nicht geträumt hatte.

Mit einem Lächeln, das jetzt öfter aus ihm heraus blühte und zu stiller Freude wuchs, ging er dann daran, Noes Weib und ihren Schwiegertöchtern die Köpfe wieder aufzuleimen, dem Habakuk einen neuen Breitopf in die Hand zu geben, dem Jonas das rechte Weid zu ersetzen und auch sonst allen Schaden, den ein ungestümes Vorgehen dem Alten Testament zugefügt hatte, nach Kräften wieder gutzumachen.

Und jetzt war er in seiner Herzensstille dankbar beglückt über seine Findgabe.

Auch der Vogelvater oben lebte ein neues Leben.

Hier zwischen allem Eingenden und Hüpfenden war eigentlich des Kindes neues Testament, das die stumme Hilfslosigkeit des alten erfüllte.

Der Vater Michael hatte den Tag seines Aufstiegs wieder einmal auf unbestimmte, indes nicht mehr allzuferne Zeit aufgeschoben. Vorerst war wirklich kein Abkommen, denn die kleine Barbe mußte nötigerweise eingeführt werden in die hohen Geheimnisse der Vogelwelt.

Daß der Raube trotz ihrer Mäusefresserei nicht zu trauen wäre, erfuhr sie hier; sie habe Samt unter den Füßen und ziehe die Krallen ein. Es gäbe auch Menschen mit Samt unter den Füßen, und denen sei auch nicht zu trauen.

Die Vögel hielten sich am liebsten in der Luft auf, weil es ihnen auf der Erde zu schmutzig wäre. Wie schmutzig es oft sein könne, erführe sie noch zeitig genug. Die Spottvögel wären auch nötig, damit es ein rechtes Singen gäbe. Er habe drei in seinen Käfigen, den Rotwürger, den Sumpffänger und den Gelbspötter.

Das alles sagte er mehr für sich und in der Erkenntnis, daß sie ihn doch wohl noch nicht verstehe. Aber er sagte es zwinkernd und in sich lachend, während er sie auf den Armen an den Gittern entlang trug, daß sie den Vögeln die Regenwürmer hinwerfe. Jemanden den Hunger stillen, meinte er dabei, wenn auch nur einer Grazmücke, und es

mit dem Herzen tun, sei vor Gott vielleicht dasselbe, wie in Rußland eine Schlacht gewinnen.

Es fehlte indessen auch im neuen Testamente nicht an Eingriffen, die dem philosophischen Holzschuh Michael betrüblich ins Gedächtnis riefen, daß die deutsche Nation erst im vorgerückten Alter für Philosophie reif wird.

Die Barbe nämlich fand sich bald schon allein in die Vogelstube an die Käfigtüren.

Die sehr nötigen Spottvögel im ersten Bauer schien sie durchaus nicht für so nötig zu halten, wie der Alte ihr eröffnet hatte. Sie entließ die lustig spottenden im glücklichen Abzug durch die offene Luke und sah ihnen händeklaschend nach. Ein flügelahmes Blaumeislein aber, das am Boden hüpfte, wurde dem Eichelhähen durchs Futterloch zum Spielen übergeben.

„Anton,“ sagte der Meister Poggel nach einiger Zeit, „wir wollen uns auf das Puppenmachen legen. Mit deinen Heiligen aus Agypten und Palästina kommst du eben so zu früh, wie ich mit den Vögeln. Sie ist noch nicht so weit, aber im Zustande der Liebe für Puppen und solcherlei Werk ist sie, und darum ist ein halbes Duzend angebracht. Weidenholz haben wir noch so viel und Sägemehl auch, und das übrige muß wieder einmal die Thres tun. Anton, Weibswoll gehört doch zusammen, und die Barbe gehört zur Thres. Wenn ich es mir ansehe, wie sie des Morgens gesprungen kommt und dann des Mittags und des Nachmittags noch einmal und des Abends wieder, Anton, alter Grünspecht, gegen so was kommen wir doch nicht an! Wir beiden stehen eigentlich immer dabei und hauchen in das Vogelneest, sollst sehen, aus den Eiern wird nichts. Ich wüßte schon, was zu machen wäre, und die Thres paßt für deine Jahre! Ja, nun hüpfst du und schlägst mit den Flügeln wie die Krähe im Schnee — sprattele dich aus, aber das mit den Puppenbälgen vergiß nicht, es ist vorerst das Nötigste!“

Er vergaß es nicht, sondern machte sich gleich ans Werk bis in den Abend hinein.



Es war wieder einmal Vorfrühling geworden, aber die Erde wollte nicht zu knospen beginnen. Der starre Eishauch, der die Welt in klirrender Kälte umschob, ließ keine Hoffnung durchschimmern.

Dennoch hatte der Anton Andreas diesen Abend auf dem Kirchhof an einem schneehohen Grabe zu tun. Daraus aber schien doch ein Hoffnungs-schimmerchen zu grünen — für den Vater Michael nämlich, der lächelnd von oben zusah und sich selbst zur Bestätigung nickte:

„Die erste Schwalbe! Es muß also doch getaut haben, und die Warbe drüben unterm Schnee wird das ihre weiter besorgen, ich zweifle nicht. Es muß was getan werden, sagt die Thres, und es wird was getan, wenn auch vorerst nur in dem wunderlichen Hirnskäfig des Anton Andreas ein Gitterstäbchen sich beugt.“

Mehr geschah freilich zunächst nicht, und es war auch genug.

Wer mehr zu sehen begehrt, darf nicht nach dem Anton Andreas Weitersicht ausschauen, sondern besser nach der Frau Annemike Trilling, geb. Meithe, die sich um diese Zeit wieder auf Himmelpforten einfand.

Sie war nämlich zwei friedensreiche Jahre mitten im Krieg fort gewesen und hatte nach ihrer höchst glaubwürdigen eigenen Aussage ihre Kräfte auf den Altar des Vaterlandes gelegt als freiwillige Krankenschwester.

Sie sei nur darum zurückgekommen, weil höherer Befehl und ärztlicher Rat sie dazu verpflichteten, und nicht ohne schmerzliches Bedauern habe man sie scheiden lassen.

So war sie denn heimgekehrt in die wohlverdiente Ruhe.

Es wäre ohne Zweifel Pflicht gewesen, dieser Ruhe auf Himmelpforten in jeder Weise zu pflegen.

Aber es erwies sich wieder einmal, daß eine Natur von jenem nimmer-rastenden Tätigkeitstriebe und von jener märtyrerhaften Selbstentäußerung niemals in die satte Ruhe des Bürgers sinken kann, auch wenn sie zwei Jahre

auf dem Opferaltare gelegen hat. Die Frau Annemike stellte ihr geschwächtes Ich wieder einmal hinten, griff zur Nadel und Schere und machte sich über das verbesserungsbedürftige Dorf her.

Zuvörderst allerdings machte sie sich über die zerrissenen Hemden her, und von hier aus flickte sie gleich andere Schäden mit dem weißen Unschuldswirn, den ihre spitze Nadel zog. Sie flickte dabei hier und dort einen Flicker auf Zeug, wo eigentlich nur sie ein Loch sah. Zum Exempel zog sie auch den Unschuldswirf des Anton Andreas unter ihre Nadel.

Sie gab der lächelnden Rundschaft zu bedenken, wenn ein lediger Mann ein Kind finde, so sei das immer eine üble Sache. Gott wisse, wer es ihm in die Kirchenbank gelegt habe. Sie habe immer gesagt, den Heimlichen sei nicht zu trauen. Da sei ihr denn doch schließlich ein Mann von der offenen Schlechtigkeit — Gott vergebe ihr das scharfe Wort — des Holzmeisters lieber. Ja, sie habe die Jahre im Felde an Menschenkenntnis gnadenreich zugenommen und wüßte ihn nun richtig zu beurteilen. Früher sei sie eine unschuldige Taube gewesen, jetzt aber sei sie ein Habicht geworden, der aus seiner Höhe jedes Staubkörnchen erpähe. Und der Holzmeister sei doch reichlich mit Straßendreck bespritzt, wisse sie jetzt. Denn die drei außerehelichen Kinder, die sie irgendwo in der Verborgenheit von ihm wüßte, machten ihn doch sicherlich nicht rein. . .

Ihr aber sei auch das ein Beweis gewesen, daß sie in besonderem Schutze Gottes stehe. Sie sei hart am Abgrund entlang gegangen, in menschlicher Schwachheit, aber wunderbar gerettet worden.

Auch im Felde habe Gottes Engel allzeit mit ausgebreiteten Flügeln hinter ihr gestanden.

Sie habe Furchtbares mitgemacht in einer Parade, natürlich gleich hinter der Front und natürlich im Westen.

Davon wüßte sie Furchtbares zu erzählen, während sie das ihr von der obersten Heeresleitung eigens überreichte Verdienstkreuz, das ihr die christ-



liche Demut offen zu tragen verbot, herumgehen ließ.

Sie warf dabei mit Fliegerbomben und handhabte Gaswolken von einiger Echtheit.

Am meisten habe sie natürlich für die armen Verwundeten getan. Ganze Armeekorps seien durch ihre Hände gegangen. Sie spräche nicht gerne davon, und sie sage es nur als Beweis dafür, was eine heldenmütige Frauennatur alles leisten könne. Wo die Ärzte verzweifelt gestanden und die Hände gerungen hätten, sei ihr der Mut nicht ausgegangen. Sie habe alles im Geist der Liebe angefaßt, und darum sei es gelungen.

Ungezählte Helden seien auch in ihren Armen sanft verschieden, da sei ihr das große Glück widerfahren, manchen in der letzten Stunde auf den rechten Weg zurückzubringen.

Sie habe auch viel Erbauliches erlebt. So habe ein sterbender General ihr zugeflüstert, die oberste Heeresleitung schätze sich glücklich, sie im Felde zu haben, sie sei eine zweite Johanna von Orleans.

So erzählte die Krankenschwester a. D. und in Ruhe.

Sie schüttelten in Himmelsporten abermals die Köpfe, jetzt aber nicht so sehr über ihre Heiligkeit als über ihre Tapferkeit.

Die Generation, die aus Erfahrung mit den Backspellern umgehen konnte, war leider abwesend und übte sich an würdigeren Objekten, als die Annemike darstellte. Trotzdem fehlte es unter dem schwachen Geschlecht nicht an Stimmen, die dafür eintraten, daß hier etwas getan werden müsse, wenn möglich doch mit Backspellern oder wenigstens mit Eichenknüppeln, die zur Kriegszeit auch Frauenhände regieren könnten.

„Sie hat keine Scham mehr,“ sagte die Thres, „sie lügt, wo sie nur den Mund aufmacht. Dazu muß einer wahrhaftig schon, wie der Pastor immer wieder sagt, eine Krankheit mit einem y haben. Er sagt auch, kaltes Wasser sei dagegen gut. Es müsse aber so, ohne daß die Kranke es in acht habe, von hinten

ausgesplentert werden. Es helfe noch besser als Backspeller. Hier muß was getan werden, und wenn sie mit kaltem Wasser die Lügenhaftigkeit von dem Menschen tot kriegen, will ich gerne die Eimer schleppen und wären es so viele, daß wir die Kirche damit schrubbyen können.“

„Sie kommt immer wieder aufs Trockene, Thres,“ entgegnete der Vogel-michael, „und dann geht anleht das Wühlen im Sande wieder los und wird schlimmer als anfangs. Ob sie eine Krankheit mit einem y oder mit einem x hat, tut nichts daran. Sie hat überhaupt keine Krankheit. Sie gehört eben zur Familie der Fledermäuse, wie ich schon gesagt habe. Die haben es so an sich. Da muß bald was getan werden. Ganz recht, Thres.“

Sie taten indessen vorerst noch nichts.

Die täpferere Frau Annemike zog ihre weißen Fäden vergnüglich weiter.

## 10.

Die hohe Kunst, Puppenkinder, Puppenbetten, Puppenwiegen und Puppenküchen herzustellen, stand im Vogelhause auf beachtenswerter Höhe, und nur die sorgsamst durchgeführte Arbeitsteilung konnte den Bedarf einigermaßen decken.

Die kleine Findelbarbe wuchs ins vierte Jahr hinein und wuchs auch sonst ihr schönes Maß. Aber die Länge der Vogelwiege war sie ein beträchtliches hinaus. Für eine Wiege taugte sie wirklich schon längst nicht mehr; sie saß nun davor, hatte ihre sieben Töchter darin gebettet, wiegte sie zur Ruh und bettelte, wenn auch das letzte die Augen geschlossen hatte, den Anton Andreas um weitere, „ganz viele“, an.

Er konnte dem Puzen an seinem Kettel, den dunkelgroßen Kinderaugen, daraus ihm wirklich immer mehr ein Erinnern an tote Zeiten aufleuchtete, nur selten widerstehen — der Vogelvater und Meister Michael aber konnte es nie.

„Anton“, sagte er oft, „sie hat uns beide richtig am Strick, und wir trahen mit, wohin sie uns haben will, wir alten Esel! Aber, o Gott, ich habe keine Zeit, ich wollte nach dem Puppenbalg fragen



Es soll diesmal eine sein, die groß ist, Flechten hat, schlafen, händeklatschen, beimetrampeln, und was weiß ich, alles kann. Wir armen Kerle, und dann in unserm Alter! Anton, was sie noch alles mit uns vor hat, ist unsern Sinnen, Gott sei Dank, noch verborgen, aber mir ahnt nichts Gutes.“

Er machte sich seufzend nach oben, hinter seinen Verschlag, die neue Puppe in Angriff zu nehmen.

Auch der Anton Andreas unten hatte allen Grund zu seufzen, und er tat es auch oftmals, freilich, um gleich ein Lächeln nachzusenden.

An Aufträgen für ihn mangelte es nicht. Es erging zum Exempel öfters der Befehl an ihn, die Arche Noes, die statt mit den geretteten Tieren jetzt mit der ganzen Puppenherrlichkeit Barbes gefüllt war, durch die Werkstube zu fahren.

Oder er hatte in die Danielsgrube ein Bett zu bauen, darin die Puppen, von den Löwen bewacht, friedlich schlafen sollten.

Von dieser Tyrannei sah sich der Meister Weitensicht für ein Kurzes befreit, wenn der Vater Michael in Sicht war.

Dann hatten selbst die Puppen und Patriarchen Ruhe. Der Vogelvater aber durfte nicht ruhen. Mit jener sanften Gewalt, der nicht zu widersprechen war, wurde er auf den Hautloß niedergezogen, und dann erging die ebenso freundliche, als dringliche, höchst vielseitige Bitte an ihn: „Großvater, Puhn machen, Hahn machen, Duckuck machen, Schwein machen, Ziege machen, Hund machen!“

Da saß er nun, ein Häufchen Elend, fahltöpfig, zahlos und gehorsam.

Er tockerte, krächte, kuckuckte, grunzte, meckerte, bellte. Und ohne besonderen Befehl abzuwarten, mußte, schnatterte, quakte und wieherte er auch noch, bis ihm die Stimme überschlug.

Die Barbe ließ barmherzig von ihrem Opfer ab und verlangte nur noch, daß er ein wenig Pferdchen sei, durch die Werkstatt trabe und sie auf dem Rücken trage.

Diesen neuen, ehrenden Auftrag, brauchte der schwizende Vater Michael aber doch nicht auszuführen, die Thres verhinderte es. Sie kam gerade zeitig zur Abendbereitung.

„Vater Michael,“ sagte sie und griff zum Besen, die Stube auszukehren, „es muß was getan werden, aber ihr tut zuviel. Da hächt ihr wieder und kräht und seid rein ab! Ich Koch euch gleich euren Kamillentee, und morgen kommt ihr mir den ganzen Tag nicht aus dem Sessel, verlaßt euch darauf! Und das ist eine schöne Kindererziehung — solchem Quälzeug gleich allen Willen zu tun! Nein, Barbe, die Thres ist auch noch da! Kommt, wir beide wollen schön aufräumen — so, die Puppen in die Wiege, die Tiere in die Arche! Es muß was getan werden, und hernach erzähl ich dir auch das vom bösen König und dem Jesuskind noch einmal.“

Sie tat wirklich mit, die Barbe, und hörte auf die freundliche Strenge der Thres, die ihr längst zu einer Mutter geworden war, bei der sie Liebe fühlte. Wo es auch dem kleinen Köpfschen zuerst anders schien.

Ihren Lohn bekam sie gleichfalls. Sie durfte auf Thresens Schoß sitzen, die, während sie am Kinderstrumpf strickte, erzählte:

„Der böse König wollte das Kind Jesus töten. Da ist ein Engel in der Nacht vom Himmel zu dem Vater Joseph geflogen kommen und hat gesagt: Stehe auf, nimm das Kind und seine Mutter und fliehe nach Agypten. Da sind Maria und Joseph gleich aufgestanden. Sie mußten erst alles fertig machen, das Eslein aus dem Stalle holen —“

„Großvater, Esel machen,“ vergaß sich die Barbe dazwischen.

Der Vater Michael aber warf einen bittenden Blick zu der Thres hinüber und setzte dann ein anschauliches Ja zwischen den heiligen Text.

„Das Eslein holen,“ fuhr die Erzählerin unbeirrt und mit den Nadeln leise klirrend fort, „Tücher auflegen, den Heusack aufbinden. Dann hat der Josephsvater die Mutter und das kleine,





August Raul:

Marktplatz in Düsseldorf

Kadierung









füße Kindlein auf das Tier gehoben, er selbst hat es an den Strick genommen, und dann sind sie fortgezogen. Es ist aber mitten in der dunklen Nacht gewesen, und sie haben kaum einen Schritt und keine Hand vor Augen sehen können. Da haben kleine schwache Tierlein mehr Mitleid gehabt mit dem Jesuskind als der böse König, der Schuld daran war, daß es jetzt durch die dunkle Nacht mußte. Johanniskäferchen kamen geflogen, zehn, zwanzig, hundert Stück. Sie leuchteten wie kleine, kleine Laternchen, auf daß Joseph den rechten Weg finde.

Da kamen sie an einen großen dunklen Wald. Da war ein Räuberhaus. Es brannte in der Stube noch ein kleines Licht. Das Jesuskind weinte vor Hunger und Durst. Da hat Joseph zur Mutter gesagt: Wir wollen fragen, ob wir hier bis morgen früh bleiben dürfen. Wenn es auch Räuber sind, vielleicht haben sie doch in ihrem harten Herzen Mitleid mit unserm armen Kind. Sie klopfen an und fragten, ob sie da einmal schlafen könnten? Die Räuberleute sagten ja, und sie gingen hinein und schliefen in der Stube auf Stroh. Sie bekamen auch ein wenig Milch und Brot für das Kind.

Am Morgen aber, in aller Frühe, sind sie weiter gegangen und kamen in eine Wüste. Da wuchs kein Gras und kein Baum und war auch kein Wasser. Da hatte die Mutter einen furchtbaren Durst. Da sagte das Jesuskind, der Esel solle mit dem Fuße in dem Sande kraken...“

„Esel, kraken,“ gebot die Barbe in abermaliger Unterbrechung, welchen Auftrag das willige Tier mit den Gichtfüßen des Meisters Michael in den Hobeispannen ausführte.

„Da aber,“ fuhr die Thres fort, „ist ein helles Wässerlein aus der Erde gekommen, und sie tranken alle davon. Wie sie weiter gezogen sind, um die Mittagszeit hin, da wurden sie sehr hungrig. Sie haben nichts mehr zu essen gehabt, nicht einmal ein Krüstchen Brot und hatten doch großen Hunger. Am Wege stand ein Bäumchen, es hat aber keinen Apfel und keine Birne

getragen. Da hat das Kind die Hand zum Bäumchen gehoben. Gleich wuchsen viele Äpfel an den Zweigen. Die Äste aber neigten sich und neigten sich, und sie pflückten dabon und aßen und wurden satt. Dann sind sie weiter gezogen, viele Tage noch und Nächte und kamen endlich in das Land Ägypten... Jetzt aber ist die Barbe müde und muß ins Bett, und der Großvater muß seinen Kamillentee trinken und auch ins Bett, und die Thres muß ins Bett und der Vater Weitensicht auch, morgen ist wieder ein Tag. Da muß was getan werden!“

Also sprach sie, schüttete den Tee auf, der im Leimosen kochte, gemahnte den Meister Michael ihn gleich zu trinken und trug Barbe zu Bett.

„Anton“, sagte der Alte und rührte seinen Tee, „das Zeug sieht nach nichts aus, aber es hilft doch gegen alles, einerlei, ob's oben nicht stimmt oder unten, in Hals, Brust und Leib — es ist ein wunderbar Gewächs in unseres lieben Gottes Garten. Anton, weißt du, an wen ich bei Kamillentee eigentlich immer denken muß? Nein, du weißt es nicht: an die Thres! die sieht auch nicht nach was Besonderem aus, aber ist doch ein wunderbar Gewächs in unseres lieben Gottes Garten und gegen alles gut. Wir haben's heute wieder gesehen, mit unserm Findling, der Barbe. Anton, ich habe es noch im Halse und auf der Brust, als hätte ich gegen drei Wallfahrten angefangen. Und dich macht sie auch noch zum Hampelmann, du hängst dich nächstens hier an den Nagel, sie zieht am Bändchen, und du schlägst mit den Händen und Füßen. Im Ernst, mein Sohn, an uns beiden ist nicht mehr viel närrisch zu machen. Wir haben darin eine beträchtliche Höhe erstiegen — aber das Kind! Anton, es geht nicht mehr, da muß ein Frauenmensch helfen — die Thres muß ins Haus! Ich sag dir's ins Gesicht, wenn sie nicht hilft, hurken wir beide uns ein nettes Küklein aus. Es wäre besser gewesen, wenn es auf der Kirchenbank damals verhungert wäre, als in solch ein Nest zu fallen. Gute Nacht, und tuft du's nicht, Anton —



wenn sie mich alten Fliegenschmäpper noch wollte, die Thres, so tät' ich's — wegen des Kindes, weißt du — Anton, und ich glaube, auch sonst! Nochmals gute Nacht!"

Es war keine gute Nacht für den Anton Andreas, wenigstens keine, die er in glattem Zug bis in den hellen Morgen durchschlief.

Er hatte es erst geschlagene zwei Stunden mit seinem toten Weib. Dann schlief er für ein Kurzes ein und erwachte mit dem Namen Thres auf den Lippen.

Es war ihm, als habe ihn eine feine, erdenferne Stimme ihren Namen ins Ohr gesagt. Er glaubte den Klang noch zu fühlen und wie er ihn im Erwachen prüfte, war es die Stimme der Toten gewesen.

Da kam eine wohlige Ruhe über ihn.

Er lag mit geschlossenen Augen, aber er schlief nicht. Es war ihm, als sei ihm die Thres mit der Hand über die Stirne gefahren, wie sie es bei dem Kinde zu tun pflegte.

Sie mußte eine weiche gute Hand haben. Er hatte sie niemals gefühlt, aber er dachte es sich...

Er möchte sie gern einmal in seiner halten.

Seit er sie das Kind umforgen sah, war ihm der Wunsch öfters gekommen. Er wußte es ja längst, und der Michael brauchte es ihm nicht mehr vorzuhalten, was sie der kleinen Barbe war. Aber daß sie auch ihm etwas war — ja auch ihm, der das Grab auf dem Kirchhof hatte, daß wußte er doch eigentlich erst seit heute, wo sie der kleinen Barbe das aus der biblischen Kindergeschichte erzählt hatte.

Wie sie erzählen konnte!

So stand es nirgends in einem Buch, und doch mußte es so gewesen sein... Es konnte nicht anders sein!

\* \* \*

Um diese Zeit des dritten Kriegswinters fand sich ein Brief in Himmelpforten ein.

Der Pastor brachte ihn seinem Küster, denn es ging die Barbe an.

Eine Sterbende und nun bereits Tote hatte ihn schreiben lassen.

Die Mutter der kleinen Barbe, die nicht so hieß, sondern Josepha Alltag.

Sie hieß Alltag, und der Alltag hatte sie vor ihrer Aussetzung auf dem Berge richtig eingeschlossen gehalten.

Der Vogelvater Michael hatte wieder einmal recht gehabt. Drei Treppen hoch unterm Dach, im Land der rauchenden Schloten hatte die Stube ihrer ersten Kindheit gelegen. Bergmann der Vater, den der ungeheure Rachen Rußland gleich zu Kriegsbeginn geschluckt hatte — vermißt!

An der Mutter aber, landfremd in jener Gegend, hub ein Schicksal sich zu erfüllen an, das in dieser Zeit nicht selten war. Die Ungewißheit des furchtbaren Wortes, das zwischen Tod und Leben hing und doch mehr zum Tode neigte, zermarterte ihre Gesundheit.

Sie herzustellen und sich und das Kind zu ernähren, reichte ihre Unterstützung nicht. Die Arbeit in einer Munitionsfabrik brachte zwar Geld, aber weitere Krankheit. Das Land sollte sie ausheilen. Als Magd bot sich die Arme an. Sie fand aber keine Stelle, die das schwache Kind und die kranke Mutter nähren wollte — die fremden Gefangenen leisteten billigere Arbeit!

Es war in der Gegend von Himmelpforten, wo sie mit der kleinen Josepha suchend durch die Dörfer ging — bis neue Verzweiflung und die Ahnung ihres baldigen Endes sie das Kind aussetzen hieß in der Wallerkirche.

Sie hat dann Arbeit gefunden, eine Zeit hier, eine Zeit da, bis ihr der Tod auf dem Gesichte stand.

Da schleppte sie sich zurück in die rauchende Stadt, wo sie wenigstens auf dem Papiere Heimatrecht hatte.

Im Hospital dort ist sie gestorben. Ihre letzten Worte sind ein Segen gewesen für ihr Kind und für die, die es aufgenommen...

So sagte der Brief, der ins Vogelhaus kam und die letzten Schleier von dem hob, was seither verborgen war.

Viel Weh weinte um diese Zeit durch die Welt, drinnen und draußen, auf den



lauten Schlachtfeldern und in den stillen Stuben. Wer weiß, wo es am tiefsten traf und die größten Helden fand?

Als ein großer Held zeigte sich an diesem Tage der Vater Michael im Vogelhaufe.

Er nahm nämlich die kleine Barbe mit sich hinauf in seine Stube. Hier müsse was getan werden, meinte er.

Und er schien etwas zu tun. Es war durch die verschlossenen Türen zu hören bis unten in die Werkstätte.

Zunächst ging es ziemlich klangvoll ab. Der Alte hatte anscheinend wieder einmal mit den Vögeln angefangen. Darauf aber wurde es weniger melodisch. Und jetzt schienen nach gewohnter Folge die Tiere der Erde nachgelassen zu sein. Vorerst aber noch die in Himmelpforten in Stuben und Ställen beheimateten. Dann aber mußte anscheinend Zuzug aus fremden Ländern und fremden Zonen gekommen sein. Bären aus dem Ural und vom Nordpol, Löwen aus den afrikanischen Wüsten, Wölfe von den Schneefeldern Rußlands. Sie ließen dort oben ihr zorniges, blutdurftiges Brummen, Brüllen und Wellen los, über das nur ab und zu ein vor Freude jauchzendes Kinderstimmchen kam.

Als sich die Bestien mit großem Unmut verzogen hatten, trat indessen oben keineswegs Ruhe ein.

Es war nun so, als wenn eins von ihnen an der Leine und schön gezähmt auf allen vierten über den Boden geführt würde. Immer auf und ab, patsch, patsch, auf und ab. Es lag zudem die Vermutung nahe — nach gewissen freundlichen Zurufen zu schließen — daß besagtes Tier als Reitpferd benutzt werde.

Als ein großer Held zeigte sich an diesem seltsamen Tag auch der Anton Andreas unten.

Er hatte den Brief in sein Bibelbuch gelegt, über den Text von der makkabäischen Mutter, und nun wartete er mit zitternder Unruhe auf die Thres, die jeden Augenblick über den Steimpfad kommen mußte.

Sie kam dann auch in ihrer immer noch behenden Art.

Sie war nicht wenig erstaunt, als der Meister Anton statt Kohlgemüse zufrörderst die Geschichte von eben der makkabäischen Mutter mit ihren sieben Söhnen von ihr erzählt haben wollte.

„Thres,“ bat er mit beinahe kindlicher Beharrlichkeit, „erzähle mir die Geschichte! Ich weiß, du kennst auch das alte Testament. Thres, du mußt es kennen, es ist Christenpflicht — du mußt es kennen, erzähle!“

Seine Stimme war längst nicht mehr bittend, sondern von einer bebenden Angst, die trotzig wirkte.

Mit dem Hobel in der Hand stand er vor ihr.

„Du mußt es kennen, Thres, und du mußt mir die Geschichte erzählen, so schön wie die von der Flucht nach Ägypten, hörst du, Thres?“

Sie hörte freilich und verwunderte sich kein kleines über seine zornige Fiße.

Indessen war sie klug genug, lange gemerkt zu haben, daß eineneue Wunderlichkeit sein grauhaariges Kindertum narnte.

„Anton?“ sagte sie und griff zum Kartoffelkorb, „es muß was getan werden. Und es wäre gut, wenn du dich an des Pastors Sauerkrautsaß machtest! Wir warten schon ein Vierteljahr darauf. Und wenn du dann nun partout deinen Willen mit dem alten Bunde und der makkabäischen Mutter haben willst,“ sie klinkte die erste Kartoffel ins Wasser, „so soll es sein.“

Er stand indessen immer noch mit dem Hobel in zitternder Ungebuld vor ihr.

„Von allen bösen Königen in der ganzen biblischen Geschichte,“ begann die Thres und schälte emsig an einer recht umfangreichen Knolle aus dem Küstergarten, „ist Antiochus, den sie den Erlauchten hießen, der gemeinste und grausamste.“

Der Anton Andreas nickte zustimmend und dankbar lächelnd über diese Grausamkeit.

„Er kam selbst nach Jerusalem und raubte oder zerbrach die heiligen Gefäße des Tempels. Später schickte er seinen Feldherren hin, der viele Juden tötete und die Stadt plünderte. Auch ließ er die



Geseßbücher verbrennen und im Tempel ein heidnisches Götzenbild aufstellen. In dieser Zeit der Bedrängnis fielen manche Juden vom Glauben ab, andere aber starben heldenmütig für ihre Religion, wie der Greis und Schriftgelehrte Eleazar. . .“

Wiederum lächelte der Anton Andreas in diese Grausamkeit freudigen Herzens hinein. Dabei schüttete er seinen Hobel aus.

„Nun war eine heldenmütige Mutter, eine Witfrau, mit sieben Söhnen, die bereits Männer geworden waren und ihre Mutter von Herzen liebten. Antiochus befahl ihnen, das Gesetz zu übertreten. . .“

Den ganzen Hergang erzählte die Thres.

Die Riemen schlugen, die Geißeln knallten, die Marterwerkzeuge taten ihr grausames Werk. Aber der Anton Andreas freute sich immer mehr.

Sie hatte die Probe bestanden!

Sie wußte wie im neuen, so auch in seinem alten Testament Bescheid!

Er legte den Hobel beiseite und trat dichter an sie heran:

„Thres,“ sagte er, „du kannst es schön, und ich danke dir. Nun habe ich mir gedacht, Thres, ich meine, und auch der Meister Michael sagt es, wenn du der Kleinen Farbe und mir noch mehr erzähltest, oftmals, jeden Tag, Thres, nein, morgens und abends! Du kannst es besser als es in dem Buche steht. Und da meine ich, daß es für die Farbe und mich gut wäre, wenn du meine Frau würdest. . .“

Er stand und wuschte sich mit dem Kittelärmel über die Stirn, die ihm feucht geworden war.

Die Thres aber saß ruhig da. Nur das Messer in ihren Händen zitterte leise.

Es löste aber doch noch die Schale von der Kartoffel, die dann, mit mehr Geräusch freilich als ihre Vorgängerinnen, in den Eimer klunkte.

Eine zweite folgte, eine dritte. Sie saß immer noch und antwortete nicht.

Da holte der Anton Andreas sein Buch und gab ihr den Brief zu lesen.

Seine lächelnde Zuvorsicht war nun doch gewichen.

Sie las ihn, während er das Sauerkrautfaß herrollte, um für alle Fälle seinen biblischen Idealismus darin begraben zu können.

Es brauchte vorerst doch noch nichts begraben zu werden. Die Thres nämlich gab ihm den Brief zurück, griff nach Kartoffelforb und Eimer, und sagte, indem sie eine Träne zerdrückte:

„Gott, Anton, das arme Wurm! Was ist es doch in diesen Zeiten für ein Elend in der Welt, und gar die ganz Kleinen und Unmündigen sind nicht davor sicher. Da muß freilich was getan werden — Anton, ich will ihm Mutter sein; aber mit deinen biblischen Kindergeschichten wirst du wohl nicht auf deine Rechnung kommen. Übrigens, das Sauerkrautfaß brauchen sie nun erst recht im Pastorenhaus; denn ich will zum Abgang alles an seinem Plaz haben. . .“

Damit wollte sie zur Tür hinaus.

Der Anton schien nicht ganz damit einverstanden. Er hielt aber nichts anderes als ihre Hand, wie er es sich seit langem gewünscht hatte. Es bestätigte sich ihm auch in diesem kurzen Augenblick, daß es in der Tat eine weiche, gute Hand war, die in seiner lag und mit schnellem Drucke sprach.

Das Gesicht der Thres färbte ein heißes Rot bis zum Grau des Stirnhaares.

Es war ein seltsamer Tag gewesen, und Schweiß hatte er gekostet.

„Was macht so ein bißchen Schwitzen, Anton,“ sagte der Vater Michael, „gegen das, was dabei herausgekommen ist? Wir müßten uns von rechts wegen wie damals hinter den Leintisch setzen, den Mund spizen und pfeifen. Aber ich kriege nach den Leistungen dieses Tages beim besten Willen kein Zankönigspiepen heraus, und du hast wohl genug an deinem Sauerkrautfaß zu tun. Aber ich gebe dir einen guten Rat, Anton. Bei jedem Schlag auf den Reifen kannst du Gott danken, daß sie ja gesagt hat. Und wenn du zwischendurch aus Spaß mal in die Luft schlägst, dann sage wiederum: Gott sei Dank; denn dich hätten mit der Zeit die Raken gefressen.“



Ich sag's immer wieder, Anton, du bist auch jetzt noch nicht lebenssicher vor diesen lieblichen Tierchen. Aber was zu tun ist, sie dir aus dem Baum zu wehren, das tut die Thres, und es ist ein Glück.“

\* \* \*

Die brave Frau Annemike, die Krauenschwester, Kriegsteilnehmerin, die orden- und ehrengeschmückte Dame in Ruhe, lief um diese Zeit wirklich Gefahr, von den Katzen gefressen zu werden.

Sie beklagte sich bitterlich darüber, daß man ihre Tapferkeit, die doch Schlachten überstanden habe; in der Heimath so wenig schätze.

Man müsse blind sein, meinte sie, ihre Vorzüge nicht zu sehen. Sie wolle sich gewiß nicht rühmen, aber die oberste Heeresleitung sei wiederholt an sie herangetreten, von neuem ihre Kräfte auf den Altar des Vaterlandes zu legen.

Übrigens gedächte sie bald wieder dem Rufe des Vaterlandes zu folgen.

Damit wurde es wahr, anders freilich, als sie es gemeint hatte.

Sie folgte dem Rufe des Vaterlandes zunächst nach Rünkskirchen vor das Amtsgericht.

Dorthin hatte sie der Holzmeister freundlich gebeten. Jener Mann mit dem frommen, christlichen Gemüt, der für die Armen, Waisenhäuser und andere Wohlfahrtsanstalten von seinem spärlichen Verdienst so reichlich gegeben, und der auch sonst ein reiner, lauterer Charakter war.

Sie hatten sich zunächst beim Schiedsrichter in Himmelpforten getroffen, um ihre beiderseits anständig gefüllten Taschen auszapfen. Der Herr Holz-

meister zerrte dabei besonders nach seinen drei verborgen gehaltenen Kindern.

Zu einer völligen Säuberung aber war es nicht gekommen. Im Gegenteil, obschon jeder bereits ein beträchtliches Häufchen vor sich auf dem Tische liegen hatte, schienen die Tiefen noch unergründlich. Dazu geschah es, das die alte Zuneigung in also glutvoller und schwunghafter Leidenschaft neu erwachte, daß des Holzmeisters Spazierstock und eine Blumenvase ihr zum Opfer fielen.

Aus diesem Grunde und um der tiefen Taschen wegen war eine Aussprache in Rünkskirchen erforderlich, wo Spazierstöcke und Blumenvasen wohlweislich zuvor aus handgreiflicher Nähe geschafft wurden.

Die Maßnahme erwies sich als durchaus notwendig; denn es bot sich mehr als einmal Gelegenheit zum Schlagen und Werfen.

Der Herr Holzmeister forderte vor einem hohen Gerichtshof und vor einer stattlichen Zuhörerschaft von der Annemike seine drei verborgenen Kinder heraus. Und mit ihm forderte sie das Oberdorf, das er hinter sich stehen hatte.

Sie standen treu hinter ihm und zu ihm, seine Reklamirten.

Hinter der beklagten Heldin stand das Unterdorf, und so ging es wieder einmal von oben und unten gegeneinander.

Drei Kinder hatte der Holzmeister in seiner Begehrlichkeit verlangt, es war zuviel gefordert! Soviel konnte ihm die herzengute Seele Annemike wirklich an dieser Stelle nicht zugestehen, wirklich nicht! Aber eins stand sie ihm zu.

Dieses eine bewies sie ihm auch.

Schluß folgt



# Mein Freund Franz Georg

Eine pälzische Geschichte von Willi Gutting

**I**m Kaffeehaus traf ich ihn unvermutet und erkannte ihn nicht. Ich mußte ihn nur immer verstoßen hinter meiner Zeitung heraus betrachten, weil ich die Empfindung hatte: Dieses Gesicht hat eine Stirn, die mich an meine helleren, besseren Tage gemahnt. Diese Stirn hat noch einen Glanz von Jungensfröhlichkeit und sorgenloser Unbekümmtheit; sie hat — vielleicht nur für mich — ein Zeichen, das mich erinnert an die hüpfende Linie besonnener, waldiger Berge, mitten hineingeknielt in grünstreifiges Nebengelände . . .

Diese Stirne könnte also tatsächlich meinem Freunde Franz Georg gehören.

Aber der Mund! Aus dem Mund ist nicht klug zu werden. Denn dieser Mund ist aus einer dunkleren, eristeren Landschaft. An einem nordischen Meer haben die Menschen diesen Mund, vielleicht auch in einer unbegrenzten weiten Ebene, wo die Horizonte fern hinaus geschoben sind. Dieser Mund kann meinem Freunde Franz Georg wohl nicht gehören. — —

Als der Fremde endlich aufstand und mit einem kleinen Lächeln zu mir herüberkam, erfuhr ich es von meinem Herzen her, daß unbestechlicher ist als meine Augen, daß dieser Mensch vor mir Franz Georg sei, auch lag in der Gebärde, mit der er mir seine Hände herhielt, ein Restchen Jugendglanz und eine Helligkeit von früherer Gemeinschaft her. Und wie ich zusah und seine warmen Hände in den meinen spürte, kam es über mich, jäh und glücklich: Du hast die Heimat wieder!

Ich habe sie nie verloren, nur bin ich ein kleines hinausgewachsen über ihren Kreis; aber immer ist sie mir so nah geblieben, daß ich sie sah. Manchmal stehen ihre Berge wie in Verhüllungen hinter weißem Licht, manchmal sind sie so nah zu mir hergezogen, daß ich das

Spiel von Sonne und Schatten auf ihren Hängen gewahren kann.

Wer aber hätte sie mir näher und glänzender bringen können als du, Franz Georg . . .

Er rührte in seiner Tasse, gleichmütig beschäftigt, als wären wir uns immer nahe gewesen. Dann, er sah nicht auf und hatte mit dem Gebäck zu tun, begann er zu sprechen; der Klang seiner Stimme rührte mich selig an.

„Ja, mein Lieber, es ist noch das alte Nest, krumm und bucklig, spitztürmig die Kirche, die Torbogen vor den Höfen weinlaubüberwachsen. Ein verrunzeltes, altmodisches Gesicht, aber es kann mir immer noch gefallen.“

Ich war am Sonntag dort, und wo triffst du noch im ganzen Land diesen feiertäglichen Klang der dünnen Glockenstimmen und wo ist noch Himmel, Landschaft, Haus und Mensch so sauber und frisch gepuht an diesem feierlichen Tag wie dort?

Ich sah mittags die Menschen, viel bekannte Gesichter, um mich stehen im schwarzen Rock; er paßt nicht recht zu ihnen. Und wenn der Friedhof mitten in den Weinbergen liegt, hat man das Gefühl, daß dort das Ausruhen leicht gemacht sei.

Das hab ich mir beiläufig gedacht, als wir meinen Vater, den alten Winzer, begraben haben . . .“

Er schwieg, solange er die Tasse an seinem Munde hatte. Ich ersticke gewaltsam ein kleinliches Gefühl der Verfremdung über die Ruhe mit der er mir diese schlimme Meldung machte; dann aber überkam mich wie ein kühler Wind eine Ahnung von der Welt, aus der er zu mir herübersprach, und ich hob meine Hand zu ihm hinüber.

„Daß das,“ sprach er in gleichgültiger Abwehr, ohne meine Hand zu ergreifen, „wozu auch? Sie haben mich aus dem



Norden geholt, und schon unterwegs kam ich nicht mehr von dem Gedanken los, daß doch in enerer südlichen, sonnigeren Landschaft das Sterben leicht und schnell vor sich gehe, ohne viel Aufhebens und selbstverständlicher. Ich weiß nicht, ob das so sein mag; aber meinen Vater fand ich so, still und freundlich, in seiner guten Stube stand der Sarg, ein paar Kerzen und Blumen zu seinen Häupten. Er muß rasch und gut hinüber gekommen sein. Die Nacht von Samstag auf Sonntag saß ich bei ihm, und es schien mir, als sei er noch um diese letzte Gesellschaft froh; er war immer allein gewesen die letzten Jahre. Am Sonntag haben wir ihn dann begraben.

Diese Nacht war er und ich einsamer als je, heut Morgen habe ich das Haus und die Grundstücke verkauft, sie sind in guten Händen. Dann lief ich den alten Wegen nach, später machte ich Schluß und jetzt bin ich da. Ich habe mir gedacht, daß ich dich treffen mußte.“

Er sah mich an und ich verstand den Zug um seinen Mund.

„Denn ich wollte dir dies alles erzählen; auch dein Gesicht sollte in dem Kreis nicht fehlen, den ich dem alten Mann um sein Grab stellte. Auch du müßtest teilhaben, wollte ich sein Erbe in seinem Sinne verwalten, denn sein Erbe war nicht Haus und Hof, sein Erbe war der Wein. Eine Flasche habe ich gerettet, von seinem besten Gewächs, für nachher, wenn wir ihm ein Proffit in die Ewigkeit hinüber trinken.“

Was hätte ihm auch übrig bleiben sollen für seine letzten Jahre. Die Frau war tot, und mir hat er nie ganz vergessen, daß ich anderes pflegen wollte als Wingert und Wein. Er hat mir nie geschrieben und mich nie besucht; aber er hat sicherlich — ich kann fast seine Stimme hören — jedesmal, wenn ich ihm ein Bild von einem neuen Werke ins Haus schickte, am Sonntagmittag das Bild an den Krug gelehnt, hat es

ein wenig angesehen und dann, das Glas hochhebend, gebrummt: „Und um solwas ist er mir vom Faß fortgelaufen!“ Und hat den Kopf geschüttelt und einen guten Schluß getan.

Und hat am Werktag in seinem Keller manchmal dasselbe Wort gesagt. Er mag bei seinem Sterben eine letzte Sorge um seinen Wein getragen haben, ich habe ihm die Erde leicht gemacht. Als das Begräbnis zu Ende gegangen war und ich dem Herrn Pfarrer trotz seines verwunderten Gesichtes beim Weileid kräftig die Hand geschüttelt hatte, lud ich alle ein mit mir zu kommen. Und so führte ich einen etwas verduhten, schwarzröthigen Zug bis in den blanken Hof; Tische und Stühle waren rasch gestellt, und dann trug ich allein den Wein in Bütten zu den Tischen.

Mit dem Wein kam meinen Gästen rasch das Verständnis.

Denn mit seinem Wein kam ein Funken seines Geistes über sie: sie erhoben sich über die eigene arme Seele, sie wurden beredt und gewandt und als sie über ihn, den Freund, den Unvergeßlichen, den Immergeehrten zu reden anfingen, wurden dem alten Winzer kraft seines Weines tausend Denkmäler gesetzt, unverrückbar und fester als der Marmor, aus dem ich meine Rize hieb, mit dem schmalen Gesicht der Annamagret, du weißt doch noch?

Auch ihr Gesicht sah ich vom Wein sich röten, es ist nicht mehr schmal. O, ich habe gestern noch einmal mit diesem seligen Trank die alten, vergessenen Gesichter in mein Leben eingefangen, ich bin heute noch angefüllt mit ihrer trunkenen Helligkeit. Und habe das frische Grab mit einem wunderbaren Kranz von Erinnerungen zugebedt, der nicht so rasch zum Welken kommt.

Wir wollen nun das letzte tun. Es ist uns nichts übrig geblieben als die beste Flasche für eine stille, traurige Feier. Denn du wirst nicht lachen



können wie die anderen Feiernden. Du bist nicht begnadet, dich seinem Wein zu überlassen, der Tote hätte für dich ein bedauerndes Wort gehabt wie für mich.“

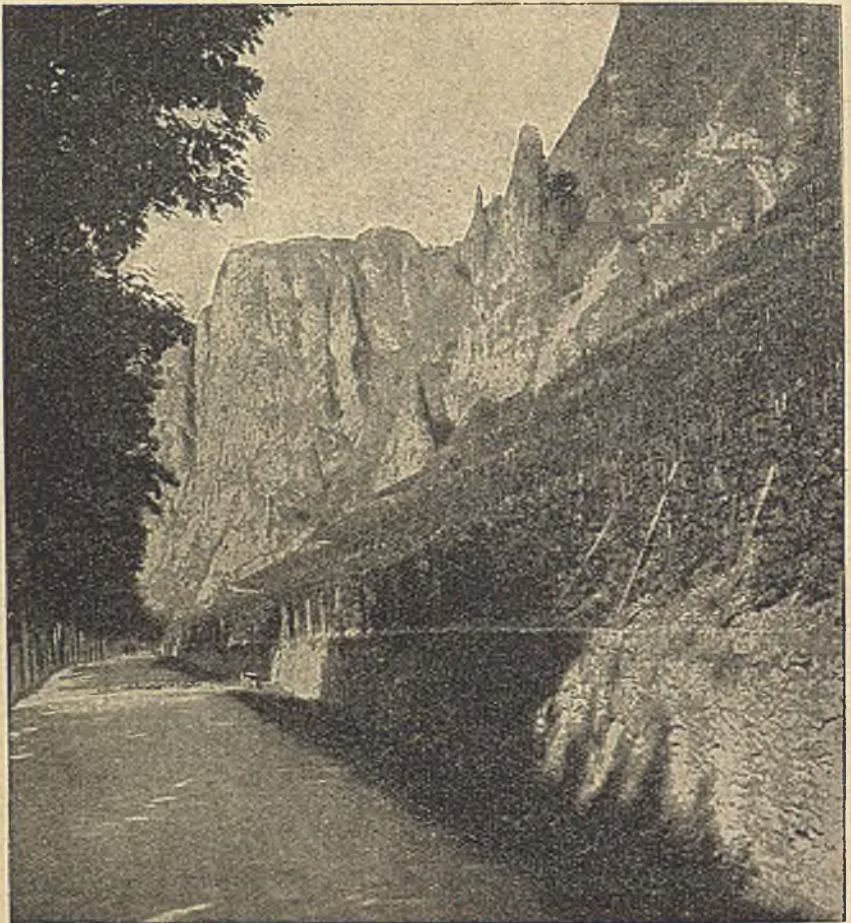
So wurde an unserem kleinen, runden Tische eine seltsame Leichenseier gehalten. Solange der Wein duftete, hatten wir Heimatsonne, die uns hineinleuchtete in diesen gelben Glanz, jahrelang gefangen und nun mit Übergewalt freiwerdend und untergehend mit dem letzten Tropfen. Vater Franz, du hast wie selten einer dein Geschäft verstanden: Freude zu sammeln in deine Fässer und Flaschen, leichtes, seliges

Genießen und am Ende sanftes, lächelndes Versinken.

Franz Georg redete nicht mehr.

Nur manchmal hob er andachtsvoll sein Glas. Als die Flasche leer geworden war, hatte er sein Lächeln wieder, mit dem er zu mir gekommen war. Mir schien es einen Augenblick, als bemühe er sich um einen guten Abgang; aber ich hatte mich getäuscht. Er stand auf, griff mit der Linken nach dem Hut, während er mit der Rechten leicht meine Schulter berührte. Dazu sprach er ein nachlässiges „Servus“. Das war alles.

Als ich wieder allein saß, war es mir, als hätte ich ihn für immer verloren.



Rothenfels bei Bad Münster am Stein



# Eduard von Gebhardt

Von Ludwig Keller  
Mit sieben Abbildungen

**E**in großer Protestant ist mit Eduard von Gebhardt gestorben. Es ist wichtig, dies von vornherein zu betonen. Es erklärt den Künstler und den Menschen, die bei ihm zu einer selten gesehenen Einheit verknüpft waren. Er war ein Christmensch, der in seines Vaters Hause wohnte in dem Raum, in dem er geboren und aufgewachsen war, ohne ein Friedensstörer sein zu wollen. Auch der treugläubige Katholik kann bei ihm, der so voller menschlichen Güte war und manchen katholischen religiösen Maler als Schüler hatte, persönlich keinen feindseligen Konfessionalismus finden. Und dennoch hat sein Auftreten als Künstler aufrüttelnd, mitreißend und — Argernis erregend gewirkt.

Einige Tage vor Gebhardt ist in Düsseldorf ein neunzigjähriger Greis begraben worden, kein Künstler, aber wohl der letzte engverknüpfte Zeitgenosse der einst herrschenden christlichen Kunstanschauung der sogenannten Nazarener, ein Schwiegersohn Eduard Wendemanns und einer Tochter Gottfried Schadows. Er war befreundet gewesen mit den in der Akademie wirkenden Andreas und Karl Müller, Ernst Deger und Josef Keller, die so ganz in einem kirchlich frommen, man möchte sagen mittelalterlichen oder doch romantischen Katholizismus lebten.

So sah man in diesen Tagen gleichzeitig das Hinscheiden zweier Vertreter von gegensätzlichen geistigen Welten.

Karl Müller hatte seine Schüler ermahnt: „Studieren Sie Fiesole!“ Denn der gottselige Fra Angelico war sein Maßstab. In den guten Bürgerhäusern fehlten nicht die schönen Kupferstiche nach den obigen Meistern oder nach Overbeck und Ittenbach oder Perugino, Raffael, Reni, Murillo. Andreas Achen-

bach trat nach dem Beispiel Overbecks zur katholischen Kirche über, und der Schwiegersohn Wendemanns lebte in der Welt Dantes und den Träumen von der Erdenherrschaft der einen Kirche.

Kirchliche Romantik und italienisierende Formenschönheit — in diese Atmosphäre trat Eduard von Gebhardt.

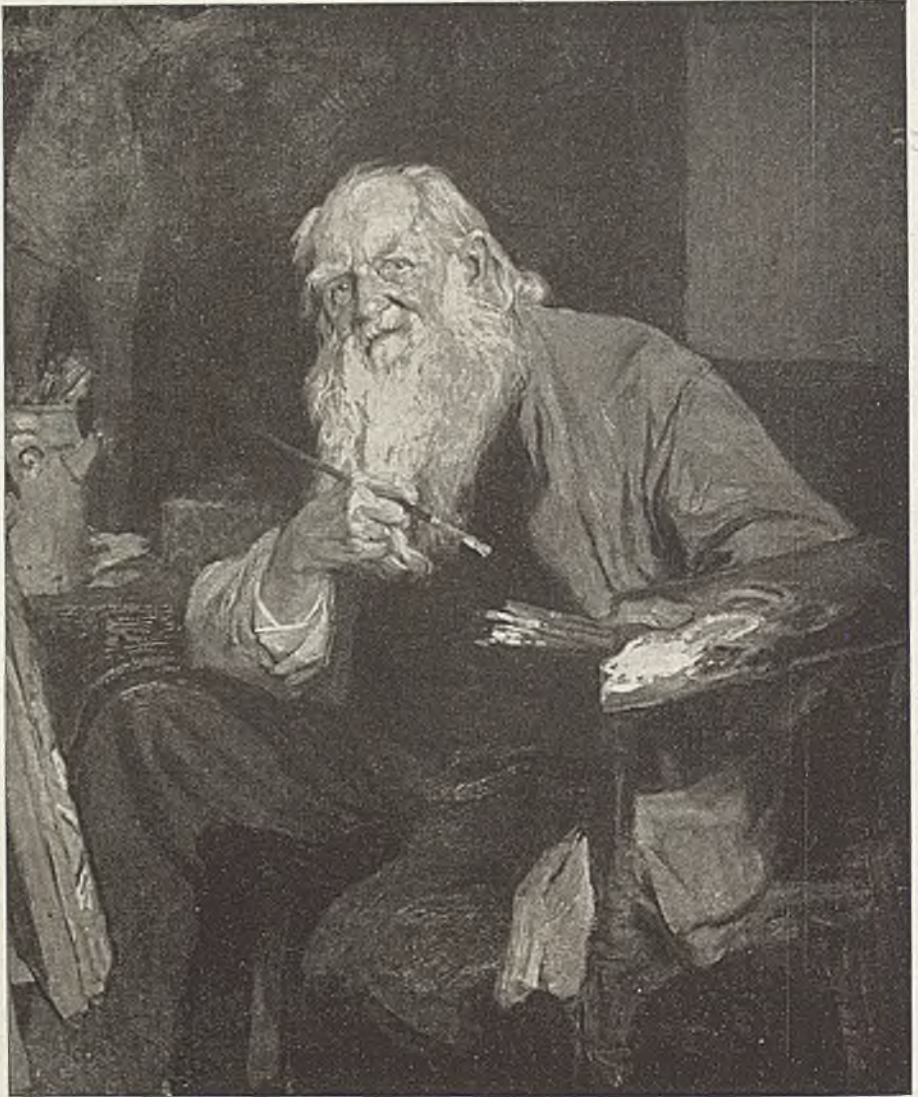
Hatte Karl von Perfall den Inhalt der Wendemannschen Kunst als „Schönheit und Seelenfriede“ bezeichnet, so prägte Gebhardt den Ausdruck „schwächlich und geschmackvoll“. Wollte er ein Revolutionär sein? Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wie Martin Luther nicht anders konnte. In einem lutherischen Pfarrhause in bäuerlicher Gegend Ostlands geboren, lebte er von Jugend auf in und mit der heiligen Schrift. Er lernte begreifen, daß die international gewordene italienische Kunsttradition insofern eine Stärke der katholischen Kirche bedeutete, als der Gläubige in jedem Gotteshause vor diesen Werken, und sei es in ferner Fremde, sich heimisch fühlt. Aber der Predigersohn fühlte, daß seine protestantische Welt keine gemeinsame Kunstsprache besaß.

Und so begann er, den Mitlebenden religiöse Bilder vor die erschreckten Augen zu stellen, die aus seiner Welt stammten, die nichts von der gewohnten sanften Schönheit und so gar nichts „Heiliges“ hatten.

Nach einigen noch ein wenig schüchternen, aber schon auffallenden Anfängen erschien 1870 sein Abendmahl, vielleicht seine gewaltigste Leistung. Nach den damaligen Kunstberichten muß dieses Bild wie ein Posamentenstoß gewirkt haben. So etwas von herb-realistischer, tief innerlicher Charakteristik, von mächtigstem Ausdrucksvermögen in



der Zeichnung und zugleich originell-  
kraftvoller Malerei kannte man nicht.  
Der Christus des Abendmahls ließ in  
bringenden Wunderarzt, sondern auch  
zu einem eifernden Lehrer. Es war die  
unerhört eindringliche Rede eines ge-



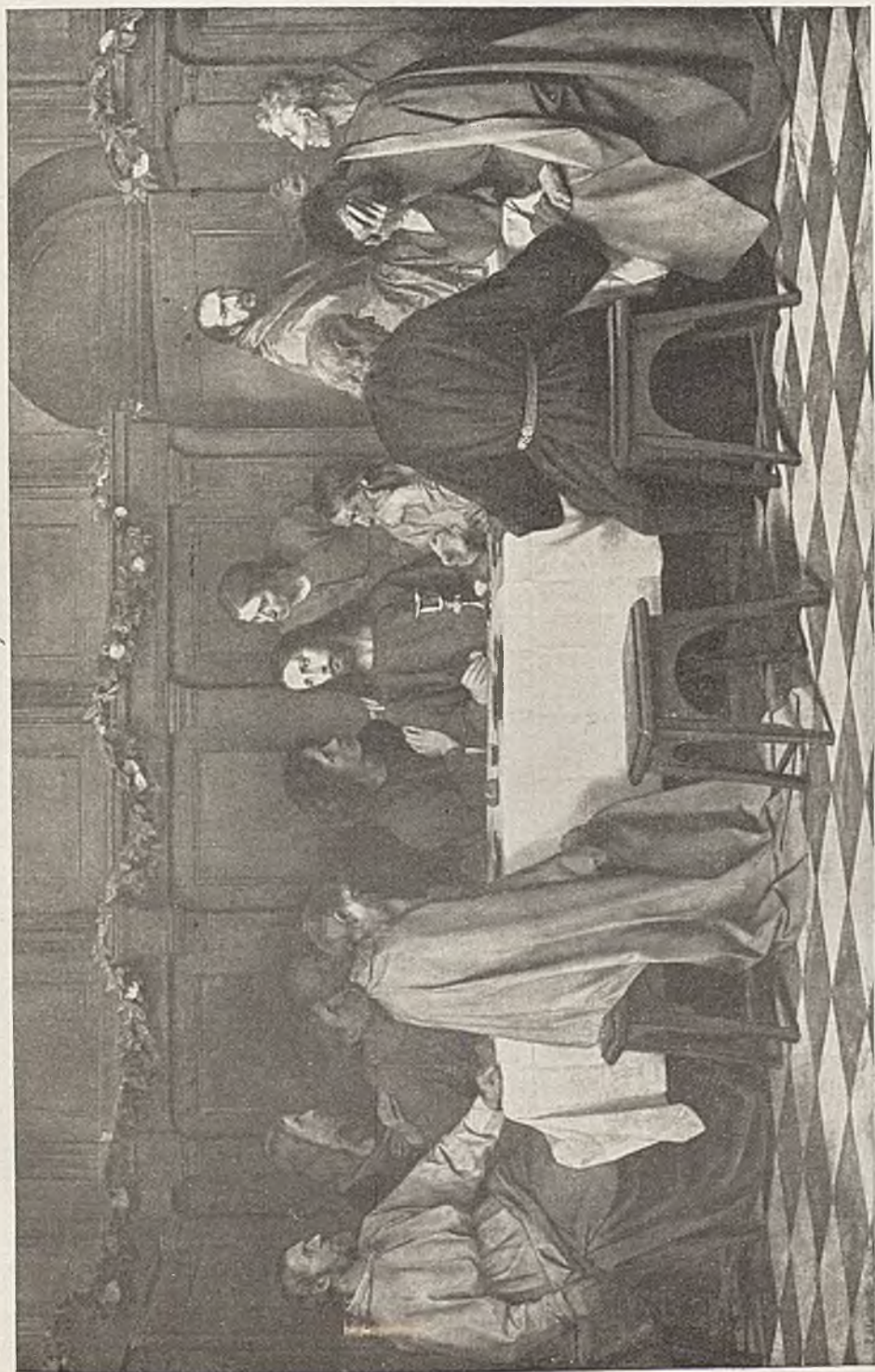
Eduard von Gebhardt

(Nach dem Gemälde von Hans Kohnsheim)

seiner Hoheit wohl noch göttliche Über-  
legenheit ahnen. Aber jedes neue Bild  
Gebhardts war in der Folge ein neuer  
Posaunenstoß. Er vermenschlichte den  
Gottessohn nicht nur zu einem Hilfe

waltigen Predigers, der nicht wie die  
Schriftgelehrten sprach, sondern als  
einer, dem sein starkes Männerherz  
überfloß von erlebter, innerster Über-  
zeugung: Das war das Merkwürdige





Abendmahl



und Neue in dieser Kunst. Wie auf der Bergpredigt im Kloster Loffum der Heiland auf die Zuhörer einredet, mit dem erkämpften sieghaften Ausdruck in den Zügen, mit den sprechenden Händen, die vor Erregung zu zittern scheinen; wie er die Händler aus dem Tempel jagt als ein wild zürnender Eiferer; wie Jakob mit dem Engel ringt, ein Verdammter, der sein Seelenheil erzwingen will: Das hatte kein bekannter Maler noch vermocht und gewagt.

Und die Umgebung des Herrn, das waren nicht die erhabenen Figuren der Apostel und Heiligen. Es sind knorrige Bauern, Fischer und Handwerker, harte, kantige Charakterköpfe, die die Erregungen des Meisters in jedem mensch-

lichen Grade widerspiegeln, des Meisters, dessen Leben hier auf Erden Lehren und Leiden ist. Dazu das Ungewohnte: die altdeutsche Tracht! Auch hier tat Gebhardt, was er nicht anders konnte. Es ist die Tracht der Zeit, in der die Lehre Luthers entstanden war. Für die protestantische Kunst, die er wollte, kam eine Idealtracht so wenig in Frage, wie eine, was später und früher wohl versucht war, aus fernen Ländern oder gar die alltägliche. Auch das gehört in die Denkweise dieses Künstlers, der so selbständig und geschlossen gewachsen war.

Nicht nur der Katholik empfand die schroffe Abkehr von der Tradition. Auch für Protestanten, wenn sie in der herrschenden Anschauung etwa von Corne-



Christus auf dem Meere





Auferweckung des Lazarus

lius und Overbeck her, staken, wirkte sie aufregend, empörend, ja unchristlich. Ein Sohn eines bedeutenden Berliner religiösen Malers wollte Schüler von Gebhardt werden. Es gab einen Sturm in der konservativen Familie, und lange noch, als der Sohn schon in Düsseldorf war, wurde beraten, ob er „nicht mehr zu retten“ sei. Aber er rannte in sein „Verderben“ und blieb ein getreuer Gebhardtsschüler. —

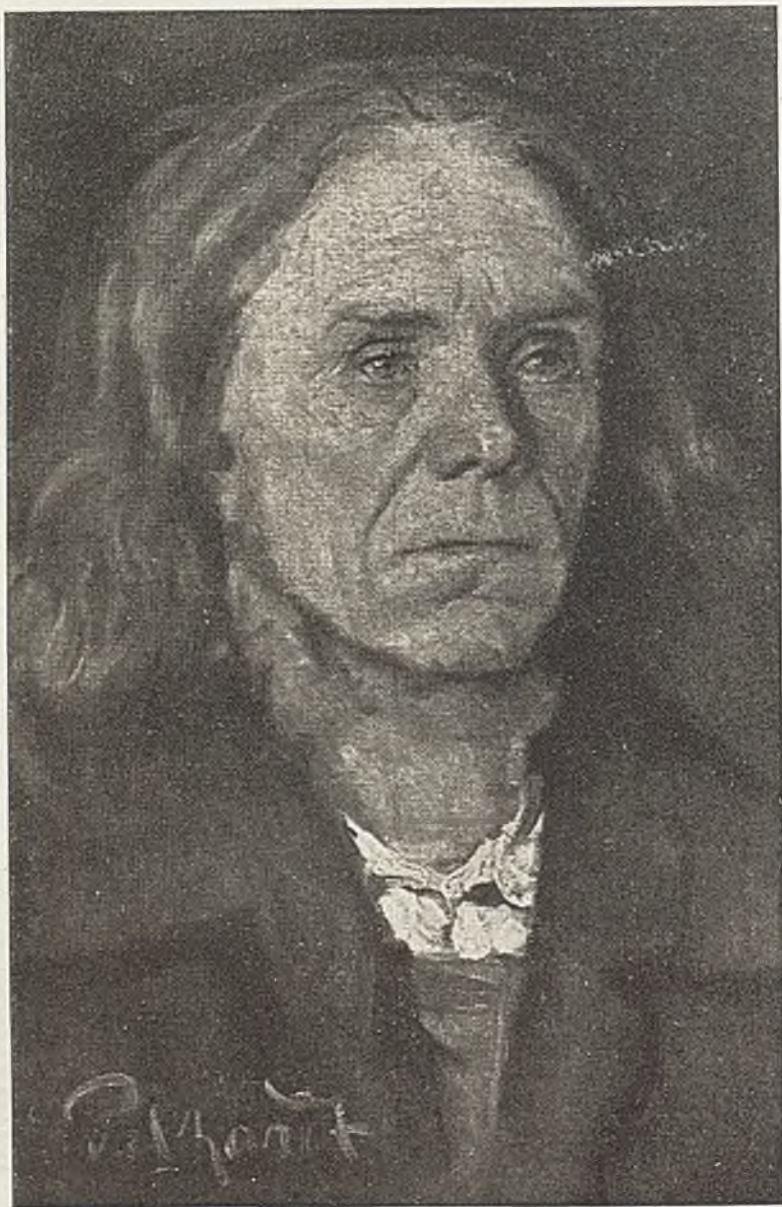
Der Meister setzte sich schließlich überall durch mit der Wucht seiner Persönlichkeit, und nicht zum wenigsten durch die Meisterschaft seines Könnens.

Es ist wahr: *pectus facit disertum*. Aber nur wer die angeborene Leidenschaft beherrscht, und sie in die angemessene Form zu gießen weiß, zwingt die Menschen in seinen Bann. Denn „das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“ Darum hat Gebhardt gerungen mit dem

ganzen Feuer seiner Seele. Seine Technik hat er gebildet im gehorsamsten und fleißigsten Studium der alten Meister. So kam bei ihm zusammen das Ausdrucksbedürfnis und die zur Souveränität entwickelte bildnerische Begabung.

Immer aber, das gestand er selber, ging er nicht von einer schönen Bildwirkung aus oder einem koloristischen Effekt oder von der Einteilung der „gegebenen Fläche durch Linien und Flecken“, die nach moderner Anschauung das Grundproblem der Malerei sein soll, sondern immer vom Ausdruck. Alle Arbeit geschah, um den Ausdruck so intensiv wie möglich zu machen. Natürlich wog er, der Vielfahrer, die Bildwirkung immer interessant ab, sowohl in Linien und Massen als auch in Kolorit und der malerischen Behandlung — er wußte was „der Reiz des





Ethischer Bauer

Pinselftrich“ bedeutet — aber alles diente ihm zum Ausdruck. Ja, die Erscheinungen der Natur nahm er nicht gern in ihren Zufälligkeiten, um sie zu konterfeien. Schon seine Naturstudien waren, wie Fritz Stahl treffend sagt, Visionen seiner Seele. „Ich möchte

die Natur zwingen, zu sein, wie ich will! Ein Porträt ist eine greuliche Arbeit, weil man sich da unterordnen muß!“ Das, was wahrhaft expressionistisch ist, das übte er, wie es alle volle Kunst tun muß, die ihre eigene Welt schafft. Aber wie ein Antäus holte er sich immer die





Mutter mit Säugling spielend

Kraft aus der Wirklichkeit. Er konnte nicht genug Modelle haben. Wenn er fünf und mehr Studien zu einer Figur gemacht hatte, stellte er bei der Ausführung im Wilde noch einmal das Modell daneben. Noch beim letzten Besuch des Berliner Kunstdezernenten und seiner Frage, was Gebhardt für das wichtigste Erfordernis für die Akademie halte, erwiderte er: „Mehr Geld für Modelle!“

Nur ein großer Künstler kann ein großer Lehrer sein. Davon wissen seine Schüler und die Modelle zu erzählen. Es genügte keineswegs, ein Modell hinzustellen und ihm die gewünschte Haltung zu geben. Dieselbe Haltung mußte von mehreren Personen verschiedenen Wuchses vorgeführt werden, damit das Wesentliche und Sprechende der Bewegung begriffen wurde. Er zwang die Schüler selber zum



Modellstehen, auf daß sie am eigenen Leibe den springenden Punkt der Körperhaltung fühlten. Ja, er scheute sich nicht, selber sich hinzustellen und wenn es die schwierigste Bewegung war, und — wenn er sich dazu entkleiden mußte. Ein wichtiges Arbeitsmittel war ihm auch der große Spiegel, vor dem er wie ein studierender Schauspieler jeden Ausdruck prüfte.

Nichts haßte er so wie das Oberflächliche. Bei den Figuren seiner Bilder stecken in den Kleidern immer lebende Körper. Denn er zeichnete immer zuerst den Akt, ehe er die Kleider darüber malte. Dasselbe verlangte er von den Schülern; man konnte den Entwurf zu einer andächtigen Gemeinde sehen, Männer, Weiber, Kinder, den man für eine Badestube halten mochte. Unermüdlich peitschte er zum

schnellen Erfassen auch vorübergehender Momente. Und wenn sein Unterricht anspannend war, so war er auch anregend und geistvoll. So schlagend, so witzig formulierte Kritik und Lehre hat man wohl selten gehört wie von ihm. Wir werden so leicht nicht seinesgleichen sehen.

\* \* \*

Mit Fackeln und Feierlichkeit ist der große Künstler bestattet worden. Eine tausendköpfige Menge gab das Geleit und bildete neugierig Spalier. Er war uralt, beinahe siebenundachtzig, Ehren doktor, Ehrenbürger, Ritter, Wirklicher Geheimrat, und die Zeitungen priesen ihn in langen Spalten. Nun ruht der lutherische Feuerkopf.

Für die Düsseldorfser Kunstschule aber ist eine Epoche untergegangen.



Austreibung der Händler (Loccum)





Eduard Raempffer

Lebensende









# Von meinem Großvater

Skizzen von Paul Keller

Die Leser meiner Novellenbücher wissen, daß ich viel von meinem Großvater erzählt habe, der ja mein Erzieher in den Kinderjahren war. Neulich war ich wieder einmal in meinem Heimatsdorfe, und da wurde der alte liebe Mann wieder vor mir lebendig. Die Leute sprechen immer noch von Johann Keller, siebenundzwanzig Jahr nach seinem Tode.

Zur Ergänzung meiner Novellen, in denen der Großvater eine Rolle spielt, möchte ich hier einige kleine Geschichten über ihn erzählen.

## Auszug aus dem Vaterhause.

Es war im Jahr 1823, da ging eine Witwe mit ihrem einzigen fünfjährigen Söhnlein hinter dem Sarge des Vaters einher, das Herz voll Trauer über den frühzeitigen Tod des Ernährers, die Seele voll Furcht vor der Zukunft. Nach einem Jahr aber dachte die Frau mehr daran, daß das Geschäft wieder einen Meister haben müsse als an den Toten, und heiratete einen zweiten Mann. Anders war der Junge. Er bewahrte dem toten Vater die Treue und weigerte sich trotz Zuredens der Mutter und Drohungen des „Neuen“ standhaft, zu diesem Manne „Vater“ zu sagen. „Ihr seid nicht mein Vater,“ sagt der Sechsjährige trotzig, „mein Vater liegt auf dem Kirchhof.“ Da schlug ihn der Neue grausam. Als es Abend wurde, suchte sich der Kleine seine Mütze und ging im Dämmerlichte fort in die Welt. Die ganze Nacht irrte er umher; morgens fand ihn eine mitleidige Frau schlafend vor ihrer Haustür, von der Nachtkälte halb erstarrt. Sie gab ihm heiße Milch und Brot und fragte ihn, wo er her sei. Der Junge weigerte sich, das zu sagen; er sagte nur, er wolle nie wieder nach Hause, denn seine Mutter habe einen neuen Mann geheiratet. — Nun, wohin er denn wolle? — „Nach Arnsdorf, dort wohnt ein Bruder von meinem toten Vater. Der ist Stellmacher; zu

dem will ich.“ — Wo denn dieses Arnsdorf liege? — Das wisse er nicht, sagte der Kleine, es sei weit fort.

Die Frau war ratlos. Sie drang immer wieder in den Jungen, doch seinen Heimatsort zu sagen, damit er wieder nach Hause geschafft werden könne. Da ergriff der Junge plötzlich seine Mütze und rannte fort.

## Die Saugpumpe.

In Arnsdorf wurden damals zwei Exemplare der „Schlesischen Zeitung“ mitgehalten, eins vom „gnädigen Herrn“, eins vom Herrn Erzpriester. Der Erzpriester schickte manchmal alte Nummern zum Schullehrer Seidel, damit der auch etwas zu lesen habe. Seidel war ein Schulmann von der ganz alten Sorte, halb Lehrer, halb Handwerker. Eines Tages nun erzählte er den Kindern von einer großartigen Erfindung, die in der ganzen Welt Erstaunen erzeuge. Während man doch bis jetzt habe das Wasser mit dem Schöpfeimer aus dem Brunnen heben müssen, stecke man nunmehr ein großes Rohr in den Wassererschacht, und das Wasser klettere in dem Rohre ganz von selbst hoch und laufe aus einer Seitenröhre ganz von selbst heraus. Was die Menschen in dieser neuen Zeit (es war gegen 1830) alles erfanden, sei rein wunderbar. Und die neue Erfindung hieße: die Saugpumpe. Er wolle den Kindern die Sache mal aus der Zeitung vorlesen.

Unter den Schülern dieser sehr ärmlischen Dorfschule saß Johann Keller. Er hatte einstmals nach tagelangem Wandern und Herumirren doch nach Arnsdorf und zum Vetter Anton gefunden. Sechs Jahr war er nun schon bei ihm. Seine Mutter hatte er nicht mehr wiedergesehen.

Nun las der Lehrer von der neuen Erfindung. Mit glühenden Wangen hörte Johann Keller zu, der Lehrer zeigte auch eine kleine Zeichnung von dem Wunderventil und las von dessen



Beschaffenheit und Wirkung und von dem Hebelwerk. Die Dorfkinder haben wohl fast nichts von allem verstanden, aber Johann Keller glühte vor Erregung. Er bat nach Schluß des Unterrichts den Lehrer, ihm doch einmal die Zeitung zu leihen, damit er die Wundergeschichte selbst einmal überlesen und die Zeichnung noch einmal sehen könne. Der Lehrer sagte:

„Zeig erst mal deine Hände.“

Sie waren für einen Dorfs Jungen leidlich sauber.

„Nun setz dich in die Schultube und lies! Nach Hause borge ich dir das Blatt nicht; es gehört dem Herrn Erzpriester.“

Johann las und ging grübelnd nach Hause. Der Better erklärte die Sache für dummes Zeug, aber als er sah, mit welcher unendlicher Mühe sich der Junge abraderte, durch ein gerade gewachsenes Stück Holz ein Loch zu bohren, half er ihm. Als das Rohr fertig war, machte sich Johann an die Herstellung des Ventils und des Hebelwerks. Dabei konnte ihm der Better nicht helfen, denn er verstand nichts davon.

Die Pumpe war fertig. Better und Neffe gingen nach dem Hofe, wo ein gefüllter Eimer stand. Der Better grinste zwar, konnte aber seine Neugierde nicht verheimlichen; der Junge war in großer Erregung. Das Rohr wurde vom Better senkrecht in den Eimer gehalten, der Junge hob den Schwengel, drückte ihn nieder und — o Wunder! o Wunder! — das Wasser floß voll aus der Ausflußröhre heraus. Dem Better zitterten die Hände vor Schrecken; dem Jungen rann das Wasser seiner Augen in das Wasser seines kleinen Wunderwerkes.

Der reiche Müller, der zugleich Gastwirt war, kaufte dem kleinen Johann Keller seine Saugpumpe für einen Taler ab.

Alle Leute im Dorfe und aus den Nachbardörfern liefen zum Gastwirt, um das wasserspeiende Spielzeug zu besehen. Der Gastwirt hatte den veranschlagten Taler bald herausgewirtschaftet. —

Vor dem Schlosse des Dominiums stand ein ganz gerade gewachsenener

junger Nußbaum. Als Johann eines Tages musternd vor diesem Baum stand, kam der gnädige Herr.

„Du bist doch der kleine Keller, der eine Saugpumpe gemacht haben soll?“

„Ja. Wenn ich den Nußbaum hätte, könnte ich eine große Pumpe machen.“

„Hol dir den Baum,“ sagte der Gnädige, „kriegst du was zu stande, ist er dir geschenkt; verpustest du die Sache, zahlst du mir zehn Silbergroschen.“

Johann holte den Baum, bohrte ihn mit Hilfe des Betters aus, schuf Ventil und Hebelwerk, überzeugte sich, daß auch dieses viel größere Pumpenexemplar tadellos wirkte und fuhr auf einem Schubkarren seine Arbeit nach dem Schlosse. Der gnädige Herr sah ihn vom Fenster aus kommen, sprang die Treppe hinab und befahl einem Knechte, dem Johann Keller zu helfen, „das Ding da“ nach der herrschaftlichen Küche zu schaffen. Dort stand eine riesige Wassertonne, in die wurde das Pumpwerk gestellt. Als aus der Ausflußröhre rauschend das Wasser floß, kreischte die Köchin laut auf und war hurtig zur Tür hinaus. Auch der Knecht war sehr aufgeregt und auch der Gnädige. Die Köchin guckte vorsichtig zur Tür herein, kreischte wieder auf, einmal wegen des verheerenden Dinges da und dann, weil der ganze Fußboden ihrer Küche mit Wasser überschwemmt wurde.

Der Gnädige sprach ein Lob aus, behielt die Pumpe, aber zahlte nichts dafür. Am nächsten Tag aber ließ er den Stellmacher Anton Keller kommen und sagte:

„Sein Junge gefällt mir. Er ist ein heller Bursche, ich unterhalte mich gern mit ihm, wenn ich ihn treffe. Fixer Verstand — begabt — äußerst begabt. — Nun hat er das verflüxt erstaunliche Ding da gemacht. Ich habe mich entschlossen, ihn studieren zu lassen. Aber ich stelle eine Bedingung: er muß evangelisch werden.“ — — —

Schwere Nacht in einer niederen Bauernstube. Die kleine Ollampe brennt so trübe. Die Wände liegen im Schatten. Das bunte Muttergottesbild



ist kaum zu sehen; es ist, als wolle es für immer verschwinden. Und der Gekreuzigte im Herrgottswinkel? Man sieht ihn nicht. Vielleicht ist er in die geweihten Palmen hineingegangen, die hinter ihm waren, und hat sich versteckt. Die Herzen schlagen, die Gewissen bohren.

„Doktor kannst du werden oder gar Professor,“ sagte der Better leise.

Der Junge hat den Kopf auf die Arme gelehnt und weint. Die schönen Schulen fallen ihm ein, die in der Stadt sind. Wieviel muß man dort lernen können; wie groß war sein Hunger nach Wissen und Können.

Aber das wegwurfsen, was einem so heilig ist? Von dem nichts mehr wissen wollen, was einem im tiefsten Herzen ruht? Selbst von der Mutter hatte er sich trennen können, nun er seine Religion auf Wunsch und Befehl eines anderen aufgeben sollte, sträubte er sich aus ganzer Seele.

Es war schon Mitternacht vorbei, da saßen die beiden noch immer in ihrer großen Not.

„Sonst wirst du halt so ein armer Schlucker, wie dein Vater war und wie ich einer bin,“ sagte der Onkel heiser. „Was habe ich vom Leben gehabt? Nicht einmal das Heiraten hab' ich gewagt. Was sollt ich mit Frau und Kindern? Immer halt ganz unten. Und du könntest nach oben!“

Den Jungen schüttelt es wie im Fieber. Der alte Better schaut auf ihn. Einmal will er ihm über den zuckenden Kopf streichen. Aber er ist zu scheu für solche Zärtlichkeit. Die Mutter ist weit fort; sie weiß nichts von den seelischen Nöten ihres kleinen Johannes.

Die katholische Frömmigkeit sitzt dem Jungen bis ins Mark hinein. Abfallen soll er und dann Professor werden? Um besseren Leben liegt ihm nichts, aber an vielem Wissen! Der alte Seidel wußte selbst nichts. Der würde sein einziger Lehrer bleiben, und er würde immer ein dummer Kerl sein.

Die Uhr schlägt drei. Da sitzen sie noch. Der Better hat die Hände gefaltet, der Junge liegt mit dem Gesicht auf

der Tischplatte und kratzt mit den Fingernägeln ins Holz.

Da sagt der Better:

„Weißt du, Johann, jetzt werden wir noch den schmerzhaften Rosenkranz beten, damit uns die Mutter Gottes eine Erleuchtung schickt, ob du nun evangelisch werden sollst oder nicht.“

Sie murmeln den schmerzhaften Rosenkranz: „Der für uns Blut geschwitzt hat!“ — „Der für uns geißelt worden ist!“ — „Der für uns mit Dornen gekrönt worden ist!“ — „Der für uns das schwere Kreuz getragen hat!“ — „Der für uns am Kreuze gestorben ist!“ —

Dann endlich gehen sie schlafen.

„Schwere Dinge soll man immer morgens beraten,“ sagt der Better. „Jetzt wissen wir's noch nicht.“

Am nächsten Vormittag standen sie mit abgezogenen Kappen vor dem gnädigen Herrn. „Gnädiger Herr,“ sagt der Better, „was nu das mit meinem Johannes seiner Religion ist, er möchte halt gerne so bleiben, wie er ist.“

Der gnädige Herr schaut die beiden finster an und sagt:

„Ja, bleibt nur so wie Ihr seid, bleibt Stellmacher!“

Und er wendet sich ab.

Aus war's. Aus mit Schule, Doktor, Professor und aller Zukunft. Johann Keller ist Stellmacher geworden; sein Sohn August Keller Handelsmann und sein Enkelsohn Paul Keller Volksschullehrer. Weiter hat's immer nicht gelangt. In jener Nacht des Gewissenskampfes ist auch mein Schicksal mitentschieden worden, obwohl ich erst 43 Jahre später geboren wurde. Wäre mein Großvater ein Akademiker geworden, dann wahrscheinlich auch mein Vater; denn auch er war ein kluger Kopf und — ich? Ach Gott, ich bin auch so ganz zufrieden, auch ohne Doktor- und Matzitel. Mußte ich ein Akademiker werden? War denn nicht die Heimatflur für mein Dichterverk die beste Akademie? Freilich, die Akademiker benehmen sich verschieden gegen mich. Die einen sind sehr freundlich, andere sehen auf mich herab, einer hat mein Lob aus seiner Literaturgeschichte gestrichen, just, nachdem ich ihm



einmal einen verärgerten, wohl nicht ganz höflichen Brief in ganz persönlicher Angelegenheit geschrieben hatte. Das erzähle ich ein andermal. Ganz junge, aus dem Stall der Frau Akademika erst jüngst entsprungene Pegasuslein i=aeen hinter mir her. Mögen sie!

Manche Wurzel wuchs in der seelischen Gewitternacht vom Jahre 1830.

Seine Glaubensstreue ist dem Johann Keller später übel belohnt worden. Ein katholischer Geistlicher brachte ihn zweimal von seinen acht Kindern weg wegen „Verleumdung“ ins Gefängnis. Da ging er nicht mehr zur Kirche. Acht- und zwanzig Jahre lang nicht mehr ein einziges Mal. Aber ich weiß, wie fromm der Johann Keller blieb. Wenn ich mit ihm nach seinem schweren Tagewerk auf der Bank bei unseren Weinstöcken saß und die Abendglocken läutete, nahm er die Mühe ab und wir beteten miteinander den „Englischen Gruß.“ Nicht einmal bin ich bei ihm ohne Abendgebet eingeschlafen. Sonntags, wenn die Leute zur Kirche gingen, schlich er sich ins Feld hinaus. Da war er allein auf weiter Flur und eine Morgenglocke und „Stille nah und fern,“ bloß wohl nicht Stille in ihm selbst.

Am meinem ersten Kommunionstag habe ich ihn gebeten, mit zur Kirche zu kommen. Ich war sein Liebling; er liebte mich mehr, als er seine eigenen Kinder geliebt haben kann. Aber er wandte sich ab und sagte leise: „Ich kann nicht!“

Viel später, als ich aus der Heimat schon fort war, kam jener Geistliche zum Sterben. Vorher rief er nach meinem Großvater. Der ging hin. Als er zurückkam, waren seine Bauernlippen fest geschlossen. Niemand hat je erfahren, was er mit seinem sterbenden Gegner gesprochen hat. Es ging mit ihm zu Grabe.

### Heimkehr.

Damals, nach der Kampfnacht, nach den Bewissensqualen, saß der Knabe wie betäubt, aller Zukunftshoffnungen beraubt, auf einem Felddrain. Es war aus mit allen schönen Plänen. Da bekam er plötzlich Heimweh nach seiner

Mutter. Es ist wohl so, daß in seiner schwersten Stunde der Mensch nach der Mutter ruft, ob sie nun nah oder fern oder gar schon gestorben ist.

Johann Keller machte sich auf den Weg nach seinem Geburtsorte. Er wanderte viele Meilen.

Am einem Vormittag kam er an. Er fand das alte Haus noch. Es war eine Fleischererei. Das alte Schild zeigte noch den Namen seines toten Vaters. „Nachfolger“ war zugefügt. Da saßte ihn wieder die alte Bitterkeit, die alte Eifersucht.

Er fragt einen Vorübergehenden, ob denn die Frau Fleischermeister noch lebe. Der wunderte sich und sagte: Ja, die lebe noch. Und er fragte weiter noch, ob wohl der Fleischermeister heute zu Hause sei. Nein, sagte der andere, der sei früh nach Vieh ausgefahren.

Da ging er zaghaft in den Laden hinein. Eine etwa vierzigjährige Frau stand da. Das war wohl seine Mutter. Er hatte nur eine ganz ferne Erinnerung. Die Frau fragte, was er wolle. Sie kannte ihn nicht.

Johann schluckte seine Tränen hinunter und sagte:

„Ein Stückel Wurst möchte ich mir kaufen,“ und legte einen Groschen auf den Ladentisch. Der Frau fiel der Junge auf.

„Du bist doch nicht von hier?“ fragte sie.

„Nein“ sagte er leise.

„Wo bist du denn her?“

„Weit!“ sagte er.

„Wie heißt du denn?“

Er sieht sie an und wird weiß im Gesicht und stößt heraus:

„Ich heiße Johann Keller.“

Da weiten sich ihre Augen, sie stößt einen Schrei aus und sinkt hinter dem Ladentisch in die Kniee und richtet sich taumelnd auf und streckt die Arme nach ihm aus.

Er blieb den ganzen Tag bei der Mutter. Sie tat ihm alles Liebe an, das sie nur ersinnen konnte, und sagte, jetzt müsse er immer bei ihr bleiben.

Aber gegen Abend knallte eine Peitsche auf der Straße. Der Junge sah einen Fleischerwagen, auf dem ein Schwein



und ein Kalb aufgeladen war, sah den Mann, der das Fuhrwerk kutschierte, nahm seine Mütze und verschwand.

Die Nacht kam. Die Frau, die Johann Kellers Mutter war, starrte in die Finsternis, in die ihr Erstgeborener nun wieder nach Arnsdorf wanderte. Dort wurde er Stellmacher.

Anmerkung für die „Bergstädter.“

Ich werde noch einige kleine Geschichten von meinem Großvater erzählen, hellere, lustigere als diese. Es wird sich zeigen, daß aus harter Kindheit, aus viel eigenem Leid, wenn der Mensch danach geartet ist, etwas Böstliches ersprießen kann, der wahre Humor, der wie das Edelweiß nicht in fettem Boden gedeiht, sondern zwischen rauhen Felsen.

\*

## Nacht bei Wesel

Martin Boelsh

Die Sterne über mir und alles still,  
 Kein Wanderschritt auf den durchweichten Gängen,  
 Wenn doch die Amseln in den Hecken sängen!  
 Nur manchmal pfeift der Bootsmann hell und schrill —  
 Dann schließt die Brücke wieder sich zusammen,  
 Die dunkeln Segel gleiten scheu vorbei,  
 Und wie ein stummer, nachterstickter Schrei  
 Verlöschen jetzt im Hafen alle Flammen.

Ich blicke sinnend in den breiten Strom,  
 Und mit den Wellen reisen meine Träume,  
 Nun bricht das Mondlicht durch die dichten Bäume,  
 Verzitternd klingt das Glockenspiel vom Dom.  
 Der Türmer singt die Mitternacht zu Ende,  
 Mich aber trägt mein Nachen welt hinaus, —  
 Ganz selten noch ein halberhelltes Haus,  
 Und dann zuletzt kein Dach mehr im Gelände.

Nur aus der Tiefe lockt es immerzu:  
 „Wir wollen dich in frohen Schlummer wiegen,  
 Soll dir die Not noch mehr den Nacken biegen?  
 Du zwingst sie nicht, vermessner Träumer du!“  
 Und immer süßer tönen rings die Lieder,  
 Da wirft der Tag die Fackel auf den Strand,  
 Mit hartem Schlag reiß' ich das Boot ans Land  
 Und geb dem Morgen seinen Sänger wieder.

\*



# Der Hafner von Lorch

Eine Mörke-Erzählung zum 50. Todestage des Dichters (4. Juni)

Von Hermann Hall

Wie friedvoll verlief doch das Leben in Lorch! Nach dem Wegzug aus Stuttgart mit seinen zahllosen, schließlich unerträglich ermüdenden Besuchen fühlte sich Mörke hier wieder frei wie einst als Pfarrer von Cleverfulzbach: Hahnschreie am Morgen, tagsüber Gänsegeschnatter und Hundegebell in stillen Gassen, draußen aber, wo die Häuser zu Ende waren, blühende Wiesen und rauschende Wälder.

Eines Tages ging er mit seiner Frau zum Töpfer. Sie wollten einen neuen Topf für die Zimmerlinde kaufen; denn der alte war zu klein geworden, die Linde hatte zu wenig Erde, und so bemerkte Frau Margarete mit Sorge, wie die Blätter zusehends gelber wurden und zuletzt abfielen. Als sie die Werkstatt betraten, saß der Meister an der Drehscheibe. Er hatte sie eben angetrieben, wandte darum das Gesicht nur kurz gegen die Eintretenden und brummte seinen Gruß. „Ja nicht stören lassen!“ sagte Mörke, trat näher und sah aufmerksam zu. Hurtig drehte sich die Scheibe, der Töpfer hatte die beiden Daumen in die Mitte des Tonklumpens gesetzt, die anderen Finger spielten behend an der Außenfläche, und während nun die Hände sich langsam von einander entfernten und hoben, dehnte sich die formlose Masse in die Breite und Höhe und nahm Gestalt an. Plötzlich stand die Scheibe still. Und siehe! Ein wohlgeratener Blumentopf war fertig: Er war von grauer, feucht schimmernder Farbe und hatte oben einen ebenmäßigen, bandartigen Rand. „Ihr seid ein Tausendkünstler!“ sagte Mörke. „Eine größere Geschicklichkeit hat der Herrgott bei der Erschaffung des Adam nicht zeigen können.“ „Es ist keine Hexerei,“ erwiderte der Töpfer schmunzelnd. „Aber was wünschen die Herrschaften?“

Die Zimmerlinde wurde in ihren neuen Topf eingepflanzt. Bald streckten sich die schlaff hängenden Blätter und

bekamen ein glänzendes Grün. Frau Margarete wies mit zufriedennem Lächeln darauf hin. Mörke aber sagte: „Ja, man muß nur genügend Boden haben!“ Und dabei durchzitterte ihn die wehmütige Erinnerung an manche Lebensjahre mit Unbilden aller Art, die seiner dichterischen Entfaltung hundert Hemmungen entgegengestellt hatten. „So ein Töpfer,“ dachte er zuweilen, „ist immer ganz er selbst. Und betreibt er nicht ein ehrenwertes Handwerk? Die Alten schätzten ihn nicht geringer als jeden andern Künstler.“ —

Eines Vormittags zur Zeit seines gewohnten Spaziergangs klopfte Mörke beim Töpfer an. „Meister,“ sprach er, „ich habe ein Anliegen.“ Der Töpfer hob den Kopf und sah ihn fragend an. „Wenn es auf mich ankommt — aber will der Herr Professor sich nicht setzen?“ Er wischte mit seinem Schurz über den Hocker. „Danke, nicht nötig!“ sagte Mörke. „Doch was die Sache betrifft, freilich kommt's auf euch an.“ — „Nun, was wär's denn?“ — „Würdet Ihr einen Lehrling annehmen?“ — Der Meister machte eine abwehrende Handbewegung. „Niemals mehr, auf gar keinen Fall! Ich habe genug von den Schlingeln.“ Mörke lächelte schalkhaft, während er sagte: „Wenn es aber einer wäre, der aus innerstem Drang heraus Euer Handwerk erlernen möchte, einer der sogar nachts im Traum an der Drehscheibe sitzt?“ Der Hafner lachte laut und erwiderte: „Manches Bürschlein hat mit größtem Eifer begonnen und ist nach acht Tagen wieder entlaufen, weil ihn die schmutzige Arbeit nicht mehr freute. Der Herr Professor kennt die Jugend schlecht!“ — „Um so besser aber die Alten! Ich wüßt Euch einen Lehrling, so um die sechzig; er ließe es weder am Fleiß noch am gesitteten Betragen fehlen.“ Mörkes Augen blitzten lustig. Der Hafner stutzte einen Augenblick. Dann sagte er gutmütig: „Der Herr



Professor will mich bloß uzen.“ — „Durchaus nicht, lieber Meister! Laßt mich nur gleich anfangen!“ —

In den folgenden Tagen fand sich Mörke regelmäßig beim Hafner ein. Er zog seinen schwarzen Rock aus, schlüpfte in eine graue Arbeitsbluse, stülpte die Ärmel zurück und band sich einen blauen Schurz mit einem Brustlaß um. Beherzt griff er in die zähklebrige Masse, und bald hatte er ein Gefühl für die Größe des Klumpens, den er vom Tonhaufen abzwicken mußte. An der Drehscheibe freilich waren mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Dief sie langsam, so gab es keine ebennmäßige Form, lief sie schnell, so kamen die Finger nicht mit. Zuweilen slog ein Wäkchen an die Brille und man mußte darüber hinwegschleien; denn des Meisters erstes Gebot hieß: „So lang du drehst, um Gotteswillen, die Finger nicht weg! Laß ruhig deine Nase tropfen!“ Man kann sich leicht denken, wie die ersten Töpfe ausfielen. Mörke betrachtete sie voller Verzweiflung, während er sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne wischte: der eine, behäbig breit ausladend, hatte einen Buckel, als ob er ausgewachsen wäre; der andere, walzenförmig lang und hager, war eigentlich ein im Wachstum zurückgebliebener Krug, nur daß ihm der Henkel fehlte. „Gar nicht so schlecht!“ ermunterte der Meister. „Gut Ding will Weile haben!“ Und unter seiner geduldigen Anleitung kam Mörke allmählich hinter die Kniffe der Töpferkunst. —

Die neue Betätigung jedoch brachte einige Unordnung in das sonst wohl geregelte Familienleben. Ganz gegen seine Gewohnheit kam Mörke manchmal zu spät zum Mittagessen heim. „Was für eine Unart ist denn das!“ schalt seine Frau. „Und übrigens, wo sitzt du denn herum? Deine Hose hat an einer gewissen Stelle jeden Tag Flecken!“ Mörke lächelte verlegen und erwiderte ausweichend: „Beruhige dich nur, morgen werde ich pünktlich sein.“ Im Stillen jedoch dachte er, vor sich hinschmunzelnd: „Wart nur! Du wirft mir

den Verweis schon abbitten, wenn ich dir mein Probestück vor die Nase stelle. Und just an deinem Geburtstag soll es sein!“ In diesem Augenblick hatte er allerdings nicht geahnt, daß ein heimtückisches Geschick schon lauerte, gerade schlimm genug, die Rolle des verfanuten Dulders in die eines zerknirschten Sünders zu verwandeln. Als er nämlich etwas später vom Fenster zurücktrat, wo er mit aufgestützten Ellbogen und die Pfeife behaglich schmauchend, scheinbar auf die Gasse hinabgesehen, in Wirklichkeit aber über die Zeichnung zu einem besonderen Topf nachgesonnen, da hatte er ganz vergessen, daß hinter ihm auf einem dreibeinigen Tischchen die Linde stand. Ein Ruck, das Tischchen neigte sich, die Linde schwankte, er griff hastig in die Luft, mit einem dröhnenden Schlag fiel der Topf auf den Boden und zerschellte, daß die Scherben sprangen. Frau Margarete eilte herbei und rang die Hände. „Eine schöne Bescherung!“ stammelte Mörke schreckensbleich. „Da haben wir es!“ sagte die Frau, und das Lachen zuckte ihr um den Mund, als sie ihn so hilflos erstarrt stehen sah. Aber sie verbiß es. „Man vertrottelt eben, wenn man sich, Gott weiß wo herumtreibt. . .“

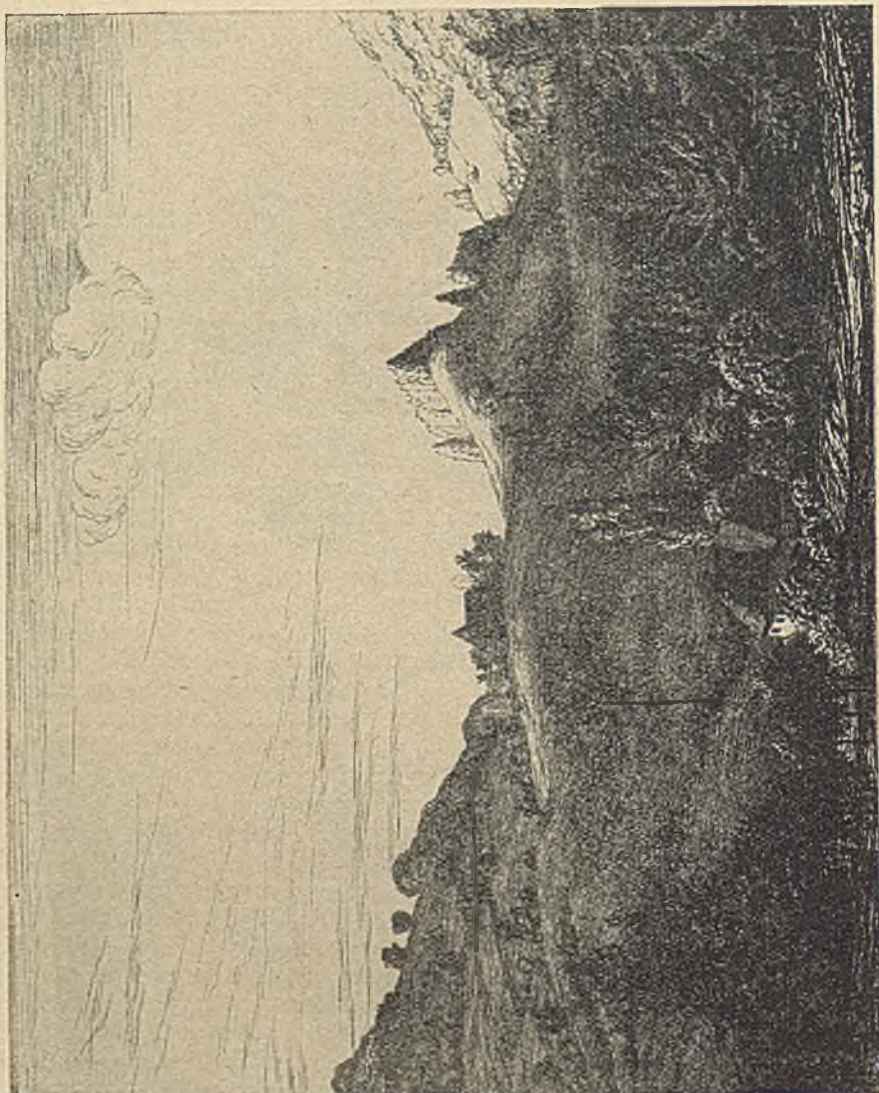
So war in den vergnüglich-spielerischen Töpfereibetrieb des Herrn Professors mit einem Mal eine ganz unerwartete Wendung gekommen. Nun stand es nicht mehr in seinem freien Belieben, einen Topf zu machen oder nicht. Nein, Pflicht war es geworden, der verunglückten Linde durch eigne Anstrengung aus dem unziemlichen Konservenblecheimer herauszuhelfen, um so mehr, als der Hafner keinen passenden Topf besaß und die Ehre erheischte, zu beweisen, daß man keinesfalls ein Trottel sei.

„Meister!“ sagte Mörke zum Hafner. „Jetzt gilt's! Seht Euch die Zeichnung an!“ Dann arbeitete er mit einem Eifer, daß sein Gesicht glühte. Und schließlich glückte ihm auch ein untadeliger Topf. Er war von ansehnlicher Größe, weitete sich nach oben in gutem Verhältnis zur Grundfläche und hatte eine leichtgeschwungene Wulst. Nachdem der



Von lederhart getrocknet war, zog Mörke mit dem Pinsel unterhalb der Wulst eine breite, grüne Wellenlinie und setzte weiße Tupfen nahe an

„Gottlob!“ seufzte er nach dem letzten Pinselstrich. „Nun bin ich kreuzlahm. Meister, betrachte Euch das Ding!“ Der Hajner schlurfte heran, las halblaut und



Heinrich Reifferscheidt An Eduard Mörke

die Bogen. Hernach malte er in weißen Buchstaben folgenden Vers auf und umrahmte ihn grün:

„Gönneſt du dem jungen Baum  
Stets genügend Wurzelraum,  
Dann reißt er die Zweige weit,  
Wachstum iſt ihm Seligkeit!“

etwas ſtockend den Spruch und ſagte: „Was der Herr Profeſſor doch alles kann! Etwas hätte ich nie fertig gebracht!“ — „Das gehört eben zu meiner Kunſt!“ erwiderte Mörke unter vergnügtem Lachen. Ein paar Tage ſpäter kam der Topf aus dem Brenn-



ofen. Mörke war bei dieser feierlichen Handlung zugegen und empfing sein Werk mit strahlendem Gesicht aus der Hand des Töpfers. —

Am Geburtstagsmorgen stellte er den Blumentopf auf den weißgedeckten Frühstückstisch. Frau Margarete bemerkte ihn sogleich, als sie mit dem Kaffeebrett ins Zimmer trat. „Ei, sieh doch!“ rief sie aus. Der Topf stand aber auch gar stattlich da; kräftig hob sich das schimmernde Weiß und das tiefe Grün ab von dem freundlichen, körnigen Ziegelrot. Die Frau nahm ihn in die Hand und las den Spruch. Hierauf sah sie ihren Gatten verwundert an. „Zawohl! Ein Vers von mir! Eigenhändig geschrieben auf den eigenhändig gemachten Topf.“ Er warf sich in die Brust. „Noch nicht vertrottelt!“ — „Voh-tausend!“ erwiderte Frau Margarete mit schelmischem Ernst. „Wer so etwas

auch zu behaupten wagte!“ Nun fiel ihr Blick auf den Boden des Topfes. Sie stuzte und brach dann in schallendes Lachen aus. Der Gatte fragte verduzt: „Bist du übergeschnappt?“ — „Das Loch,“ gluckste sie, „das Loch ist vergessen.“ — Mörke war völlig niedergeschmettert; er brachte geraume Weile kein Wort hervor. Hernach schüttelte er nur den Kopf und murmelte: „Solch ein verwünschtes Pech!“ —

Am nächsten Tag aber stand der mißratene Topf auf dem Wandbrett in der Studierstube mit einem säuberlich aufgeklebten Papierschildchen; es trug die Aufschrift:

„Fast wär' dies ein Blumentopf,  
Fehlte nicht das Loch dem Tropf.  
Blumen in ihm nicht gedeihn.  
Legt' ich aber Gurken ein,  
Döhnt' ich seinem Mißgeschick,  
Drum bleib' er Museumsstück!“

## Ich bin am Rhein geboren

Ich bin am Rhein geboren  
und stolz, vom Rhein zu sein.  
Ich ritt aus Kölnner Toren  
vorinst ins Leben ein.  
Sturmest und straff im Bügel,  
die Blicke an dem Strom,  
um seine Rebenhügel,  
auf seinem hell'gen Dom.

Ich ritt ins Ungewisse  
und ritt so Jahr um Jahr;  
sah nur noch Schattencriffe  
von Caub und Sankt Goar.  
Sah nur noch wie in Träumen  
Schloß Rheinstein vor mir stehn  
und Abendpurpursäumen  
um stille Inseln gehn.

Ich ritt und ritt und Wunden  
trug ich aus manchem Strauß;  
zerrissen und zerschunden  
war Herz mir oft und Klaus.

Und doch! wie ich gelitten,  
ich zwang mich weiter durch —  
kam ja vom Rhein geritten;  
der war mit Wehr und Burg.

Der war mein Kampfesgelle  
und immerdar mir nah,  
gleich, was in Nacht und Helle  
mir Bitteres geschah.  
Was mir der Rhein gegeben,  
der mir die Heimat war —  
die Dankschuld löscht kein Leben  
und währt' es hundert Jahr —

Der Rhein und ich — wir bleiben  
deutsch beide, treu und frei —  
wie's auch die Zeiten treiben  
heut' um die Lorelei —  
Eh' ich den Nacken beuge,  
zu sterben, um zu sein:  
bin ich noch stolzer Zeuge,  
daß frei auf's neu' mein Rhein!

Josef Buchhorn





## Rheinische Marionetten

Von Dr. Will Hermanns.

Nicht von Poincarés goldbrahtbewegten Hampelmännern, die den grünen Strom zum Hintergrund eines trübdrolligen Spektakelstücks machten, soll hier die Rede sein, sondern von den echten, holzgeschnitzten Puppen und Püppchen, die heute in den Ländern am Rhein an der Aufgabe mitwirken, Druck und Drängnis des Tages mit den Sonnenkringeln des Humors zu überspielen und so zu ihrem Teil „swaere stunde senfter machen“, wie Hartmann von Aue sagen würde.

Das rheinische Puppenspiel hat in den letzten Jahren einen ungeahnten Aufschwung erlebt. Schon lange vor dem Kriege war der fröhlich-tieffinnigen Marionettenkunst in dem Adlerapotheker Wilhelm Löwenhaupt zu Offenburg ein verständnisvoller Förderer und unermüdlicher Anwalt erstanden. Eine zweite Badener Bühne, des Bildhauers Ivo Puhonny „Künstler-Marionettentheater“, trug den Ruhm des Schöpfers weit über die deutschen Grenzen hinaus. Ludwigshafener Künstler traten in seine Fußstapfen und eiferten mit ihm dem Vorbilde nach, das der Schlesier Paul Brann mit der

Gründung und Leitung des „Marionettentheaters Münchener Künstler“ (1911) aufgestellt hatte. Die eigentliche Rheinprovinz indes wußte von Kasperles künstlerischer Wiedergeburt nur soviel, als ihren Großstädten bei gelegentlichen Gastspielreisen der Puhonnyschen Bühne bekannt wurde.

Dabei ist das Rheinland in engerem Sinne eine alte Pflegestätte des Puppenspiels. Gute Gründe sprechen dafür, daß schon die römischen Legionäre hier die Langeweile des Lagerlebens mit saftigen Puppenschnurren zu bannen wußten, und sicherlich hat das fahrende Volk derer, „die da spielen mit den Doden (Puppen) — und den Loren ihr Geld ablocken“, wie der Bisterzienser Peter Calv 1464 in seinem „Osterspiel“ dichtete, keinen Umweg um des Heiligen Römischen Reiches lebenslustige Pfaffengasse gemacht.

Nachrichten aus späterer Zeit künden von Spielgesuchen solcher Wanderbühnen und von teilweise recht scharfen Ratsprotokollen wider die „Krippchen“, — so nannte man die Puppentheater — die einem ehrenfesten Rat nicht zu Dank spiel-



ten. So erklärt die hohe Obrigkeit der freien Reichsstadt Aachen 1776 in einem Erlaß, es sei ihr „mißfälligst zu vernehmen gewesen, wes maßen unter dem verdeckten Nahmen von Christ-Krippen, Fasten- und Bitter-Leiden Stücker Marionetten und dertley Lustspiele mittels allerhand unziemlicher und unzulässiger, auch gar ärgerlicher Vorstellungen aufgeführt und männiglich gegen gewisse bestimmte Zahlung exhibirt werden.“

Die Puppenspieler hinwieder bemühten sich, solchen Verböten gegenüber, die lockenden Genüsse, die „ein geneigtes Auditorium“ bei ihnen finden könne, in den leuchtendsten Farben auszumalen. „Obwohl dieses nur Marionetten sind,“ versichert ein Aachener Anschlagszettel vom Jahre 1779, „so werden wir uns doch bestreben, den an andern Orten erlangten Beyfall hier ebenfalls zu erhalten, und jedermänniglich nach Standesgebühr zu vergnügen, indem diese Comödie mit abwechselnder Lustbarkeit versehen ist.“

Sehhaft und bodenständig wurde das rheinische Puppenspiel zuerst in Köln. Im Jahre 1802 gründete hier der Bonner Anstreicher Christoph Winter sein „Hänneschentheater“, das bis auf den heutigen Tag, wenn auch unter wechselnden „Direktoren“ und in Kunsttempeln verschiedener, oft recht fragwürdiger Art, das Herz der Kölner Jugend im blonden und grauen Haar zu gewinnen und festzuhalten wußte. Winter war ein schnurriger Kopf, der in den (literarisch wertlosen) Travestien klassischer Stücke wie „Hamlet“, „Romeo und Julia“, den „Räubern“, romantischer Schred- und Schauerdramen oder beliebter „Kochubereien“ der Zeit den Publikumsgehalt zu treffen wußte. Grundsatz seines dramaturgischen Schaffens war: jedes Spiel muß fröhlich enden! Und so mußte sich denn z. B. die Tragödie von „Romeo und Julia“ die immerhin einschneidende Änderung gefallen lassen, daß Hänneschen, Romeos lustiger Diener, der verzweifelte Julia statt des bestellten Giftes ein — Brausepulver bringt, wodurch das „Trauerspiel zum Totlachen“ den wünschenswerten Dreh zur Doppelhochzeit findet.

Unter Winters späterem Nachfahren Willowitz erlebte das Puppenspiel eine Spätblüte, die bald vorüber ging. Der Versuch, an die Stelle der Puppen lebende Mimen zu setzen, hob den ganzen Charakter des alten Volkspiels auf und brachte die Dünnespöffe und Aus-

stattungsoperette mit einem Schuß Kößch an seine Stelle. Seither zog sich das „Hänneschen“ in Kellerwirtschaften und Kirmesbuden zurück, wo es in dramatischen Dichtungen mitwirkte, die man in allen Verzeichnissen der Weltliteratur vergebens suchen würde.

Neuerdings hat man erfolgreiche Anstrengungen gemacht, das Kölner Hänneschen in ursprünglicher Form zu erneuern und der Pflege des Heimatgedankens dienstbar zu machen. Der frühere Kölner Oberbürgermeister und jetzt viel genannte Parlamentarier Wallraf hatte für ein geplantes, aber nicht zur Ausführung gelangtes „Künstlerhaus“ den Einbau einer Puppenbühne vorgeesehen. Die Kölner Schulverwaltung fördert die Herstellung von Schul-Puppenbühnen. Der jetzige Oberbürgermeister Aebener hat die Vergabe eines städtischen Raumes für das Kölner Hänneschen in Aussicht gestellt. Besondere Verdienste um die Wiederbelebung dieser Gattung alter Volkskunst erwarb sich der Kölner Privatdozent Dr. Karl Meissen. Unter seiner Leitung führten Mitglieder des literar-historischen Seminars und Schüler höherer Lehranstalten bei Gelegenheit einer „Rheinischen Volksbildungswoche“ das alte Puppenspiel vom Doktor Faust an vierzehn Abenden vor ausverkauftem Hause auf. Seiner Anregung folgend, baute der Student Fritz Wortelmann ein großes Handpuppentheater, dessen Puppen P. W. Kolbe meisterlich schnitzte und dessen neuartige Bühnenbilder aus den geschickten Händen feinsinniger Kunstgewerblerinnen hervorgingen. Wortelmann selbst führt die Puppen und spricht den ganzen Text. Während des Semesters gibt das Theater geschlossene Vorstellungen vor Kölner Schulen. In den großen Ferien unternimmt es Spielfahrten durchs Ruhrgebiet, Wuppertal, durch Hannover und Westfalen. Aufgeführt werden neben alten Puppenstücken auch moderne Spiele, soweit sie mit der Handpuppe künstlerisch zu bewältigen sind. Für das „Schul-Hänneschen“ schrieben Wilhelm Räderseidt und Heinrich Haack vielbelächte Märchenspiele und Fagen.

Mit dieser Renaissance des Hänneschen zusammen fällt die Schöpfung der „Aachener Marionettenspiele“. Da der Verfasser dieses Aufsatzes als Mitgründer und Spieldichter nun schon jahrelang an ihnen stark mitbeteiligt ist und argwöhnlichem Auge darum die Sachlichkeit des Verichts bedroht



erscheinen könnte, mag ein anderer Kölner Universitätslehrer, der bekannte Volkskundler Professor Dr. Adam Brede, die Schilderung\*) der Nachener Bühne — heute „Kammer-Puppenspiele“ genannt — übernehmen:

„Es war im Mai 1921, als das von Hermanns und einigen seiner Freunde in Aachen ins Leben gerufene Marionettentheater seine Pforten öffnete. „Das Puppenspiel als reine und freundliche Kunst des Volkes und (namentlich) der Jugend vermag in einer Zeit, die das „große Theater“ immer mehr zu einer Angelegenheit begüterter Kreise macht, und die im Dramentisch der Kinos jeden Geschmack verblödet, segensreich zu wirken. Aus dieser Erkenntnis heraus schuf Hermanns das Puppentheater und veröffentlichte in rascher Folge ein Duzend und mehr Spiele. Was in Köln das Hänneschen ist, ist in Aachen et Schängche, und deshalb sind die meisten Spiele dieser Hauptfigur auf den Leib geschrieben. Die Kritik hat die bisher aufgeführten Stücke einhellig als echte Heimatkunst gewertet. Mit Recht! Was sie an lebendiger Sprache, volkstümlichen Wörtern, Wigen, Redensarten bieten, ist unübertreffbar. Unübertrefflich auch sind sie in der Zeichnung der Volkstypen, des Volkswesens im einzelnen und im ganzen, unübertrefflich nicht zuletzt im dramatischen Bau und in der Prägnanz der Form.“

Ich muß Herrn Professor Dr. Brede die volle Verantwortung für diese Behauptungen überlassen, weise aber darauf hin, daß ein großer Teil des Erfolgs der Aachener Spiele sicherlich der ausgezeichneten technischen Leitung des Theaters durch den Ingenieur Josef Lausberg zu danken ist, der sich als Hersteller fast der gesamten Bühneneinrichtung nicht weniger verdient gemacht hat, denn als stets schlagfertiger, mit Mutterwitz zum Plagen geladener, jeder Situation gewachsener „Träger“ der Schängchen-Figur.

Die von Künstlerhand geschnittenen Puppen sind fast meterhoch. Die Ausmaße der Bühne und ihrer Ausstattung entsprechen dieser Größe der „Mimen“. Der Theaterraum faßt beinahe 200 Personen. Gespielt wird jeden Tag, Mittwoch und Sonntags zweimal, bei Schulvorstellungen noch öfter. Einzelne Stücke sind bis zu zweihundertmal aufgeführt. Neben den

Kammerpuppenspielen besitzt Aachen noch eine andere Puppenbühne, die vorzugsweise die Ausstattungspoße pflegt. Die wandernden „Rheinischen Puppenspiele“ des Bildhauers Alfred Pieper, eines Mitgründers der ursprünglichen „Marionettenspiele“, sind jüngst an wirtschaftlichen Schwierigkeiten ebenso gescheitert wie vor ihnen die „Wanderkunstpuppenbühne“ eines anderen Aacheners, Franz Heller. Die Not der Zeit hat auch vernehmlich genug schon an den Toren der beiden anderen Bühnen geklopft. Wenn nicht alle Hoffnung trägt, werden indes wenigstens die Kammer-Puppenspiele den Weg auch in Zukunft finden. Ihr Verwurzelte in der Heimatsprache, dem sehr eigenartigen „Döcher Platt“, beschränkt das Feld ihrer Wirksamkeit auf die alte Reichsstadt und die nähere (deutsche und holländische) Umgebung. Ein Gastspiel in Baals (Holland) brachte großen Erfolg.

Einer Einladung Krefelds konnten die Aachener Puppenspiele bisher nicht nachkommen. Statt ihrer war dort im März dieses Jahres das „Niederdeutsche Künstler-Marionetten-Theater“ des Bildhauers Gerd Brüg aus Kleve zu Gast und fand solchen Anklang, daß der Intendant der Krefelder Schaubühne, Ernst Martin, es zu einem längeren Gastspiel in der Stadthalle verpflichtete. Brüg gedenkt mit seinem Theater ein bleibendes Reiseunternehmen ähnlich der Brannischen und Puhonnyschen Bühne zu schaffen. Neben Märchenstücken und Schwänken weist sein Programm Spielopern (so Mozarts „Bastien und Bastienne“) und moderne Legendenstücke (wie Weinrichs „Tänzer unserer lieben Frau“) auf. Daneben versucht Brüg in der Erkenntnis, daß Delikatessen nicht Volkskost werden können, die Mundartdichter der Orte, an denen er spielt, zur Mitarbeit zu gewinnen.

Aus dem Geist der Jugendbewegung geboren ist des bekannten Dramatikers Dr. Leo Weismantel schöpferisches Wirken auf dem Gebiete des Puppenspiels. Er hat im vorigen Jahr in Bonn Vorträge und Übungen für Puppenspieler und solche, die es werden wollen, gehalten und in Dr. Ignaz Gentges (Bonn) und seiner Spielschar fein empfindende Interpreten und Propheten des von ihm Erstrebten gefunden.

Die Frage, welche der beiden Arten des wiedergeborenen Puppenspiels — die naiv-volktümliche oder die feinschmederisch-ästhetische — sich auf die Dauer als

\*) Kölnische Volkszeitung vom 27. Mai 1923.



Lebensfähiger erweisen wird, beantwortet Dr. Philipp Leibrich in seinem Schriftchen „Über Puppenspiele und ihre Pflege“ (Verlagsanstalt Tyrolia) dahin: „Ich glaube, die volkstümliche. Für die deutsche Dichtung ist das Marionettenspiel der Träger einer einfachen Volksdramatik und eine Erhöhung der kindlichen Phantasie; das sind bei uns die Wurzeln seiner Kraft, seines freundlichen und fröhlichen Daseins; es ist eine unserer populärsten Künste, in der ein guter Teil des deutschen Volks-humors verborgen liegt.“

Welche Bedeutung dieser „populären Kunst“ am Rhein beigemessen wird, geht

auch daraus hervor, daß das theaterwissenschaftliche Institut der Universität Köln eine Abteilung „Puppenspiel“ eingerichtet hat, die alle Puppentheertypen (Marionetten von oben und unten geführt, Handpuppen, Schattentheater, Flachfiguren, theatrum mundi) umfassen, die einschlägige wissenschaftliche und dichterische Literatur sammeln, kurz, ein möglichst vollständiges Bild des deutschen und zumal des rheinischen Puppenspiels zeigen soll. Kasperl, Hännchen und Schängchen haben also alle Aussicht, zum mindesten die Unsterblichkeit der Fliege im Bernstein der Wissenschaft zu finden.

## Daag än Düüster

(Machener Mundart)

### Bure Hermes

Ent<sup>1)</sup> än Feär än Böcher leiße  
Mich net nohsen Döör eruus.  
Fresch jewelsche, fresch festreiche  
Sitt nun Gäd än Hömmel uus.

Wiß än jeäl än rue jekürde  
Blomme stöht en enge Staat;  
Violette, bloe . . . en bonkte,  
Bure Hermes allerat;

Meäle<sup>2)</sup>, Fenke, Leberenge<sup>3)</sup>  
Flööeten övber Berg än Däll.  
Rongseröm der Hömmel dröbber  
Wie en jrueffe Karressell.

Wisse Wolke, Hermesfahne,  
Flüjfen övberjen Landau.  
Aen nun flööet ich ouch dat Ledche  
Ban der Buur sing Hermesfrau . . .

### Möcksje

Ujjen Ruute<sup>4)</sup> fengt der Reän  
Dröpp•dröpp•dröpp si Stöcksje.  
Dem mi Lämpche opene Dösch  
Flütt stch möi e Möcksje.

Flütt erav än flütt erop,  
Ront no alle Sisse,  
Stöht sich assen Boll<sup>5)</sup> än blivt  
Wie verbast<sup>6)</sup> do lijje.

Reppt<sup>7)</sup> sich wier än krüüft eröm,  
Sitt dat Flämmche wenke,  
Kroemt de Flöjele wier än flütt  
Pampstsch<sup>8)</sup> en dat Blente.

Fengt aplatsch et Glöck der Dueb.  
Dat es Mensch wie Möcksje!  
Ujjen Ruute fengt der Reän.  
Dröpp•dröpp•dröpp si Stöcksje . .

Will Hermanns

1) Eintr 2) Amseln 3) Lerchen 4) Scheiben 5) Lampenglocke 6) verfürzt  
7) bewegt sich wieber 8) sähling8



# Vom Büchertisch

Eltern und Erzieher sollten ihren Pflegebefohlenen die Wiener-Jugendkunst-Bilderbücher zugänglich machen, die bei Ferdinand Vitz u. Sohn in Leipzig erscheinen. Die Bücher sind Arbeiten der reiferen Schüler der Klasse für Jugendkunst an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien, eine Versuchsklasse, die Kinder von 6—15 Jahren umfaßt, die an selbstgewählten Aufgaben in verschiedensten Techniken ihre Kräfte üben und erkennen lernen. Unter dem Wahlspruch „Die Jugend für die Jugend“ vereinigten sich nun die reiferen Schüler dieser Klasse zu dem Zweck, Bilderbücher nach selbst erfundenen Texten herzustellen. Die so zustande gekommenen Arbeiten vereinigen in sich alle Vorzüge guter Kinderbücher: sie sind kindertümlich in Wort und Bild, frisch in der Erfindung, kräftig und klar in der Farbenwirkung und rein auf das Gegenständliche eingestellt. Das geweckte Kind wird beim Anschauen der Bilder bald Lust verspüren, mit Farbe und Pinsel oder Schere und Papier die lustigen Gestalten nachzubilden oder sich aus seinem kleinen Erlebniskreis ein eigenes Bilderbuch anzulegen. Und gewiß ist die Weckung und Entbindung der kindlichen Schaffenskraft der schönste Erfolg, den man von einem Kinderbuch erwarten kann.

**Paraphrasen über Lenau** von Vinzenzo Errante. Eingeleitet von Paul Wertheimer. Verlag für Kulturpolitik, München 1924.

Vinzenzo Errante, Professor der deutschen Literatur an der Universität Pavia, einer der feinsten Mittler zwischen deutscher und italienischer Kultur, dessen Arbeit über Goethes Faust dieses Werk mit monumentaler Größe vor Italien hinstellt, schreibt seine „Paraphrasen über Lenau“ „aus übergroßer Leidenschaft für Lenaus Werk“. Sie sind vorausseilende Kapitel eines großen Wertes über Lenau, dem man mit höchsten Erwartungen entgegensehen darf. Die vorliegenden Studien über Lenaus Schilfslieder und seinen Faust bedeuten in ihrer psychologisch und ästhetisch vertieften Ausdeutung ein Höchstes nachführenden Einlebens, wie es nur aus einer dem Künstler seelisch verwandten Persönlichkeit fließen kann. In hervorragendem Maße ist es Errante gelungen, das geistige Drama in der Seele des Künstlers überzeugend in seinen feinsten Geschehnissen und Zusammenhängen aufzudecken. Das Biographische, das nirgends sich störend vorbrängt oder sich allzu breit macht, gibt diesem seelischen Gemälde, das in über-raschender Neuheit und doch zwingender Notwendigkeit vor uns dasteht, Rahmen

und Farbe. Was Errante über Lenaus Musikalität, über die Art seiner Natursymbolik, über seine ästhetische Theorie das Ästeje des Schmerzes sagt, gehört zu dem Feinsten und Tiefsten, was je über Lenau gesagt worden ist und was noch mehr bedeutet: man weiß, daß so und nicht anders das Geheimnis seines Künstlertums zu sehen ist. Die Einleitung von Paul Wertheimer schafft mit wunderbarer Gestaltungskraft ein lebendig geschautes Bild des österreichischen Lyrikers und bedeutet im Ganzen des Buches einen Bestandteil, den man nicht missen möchte und dem durchaus eigene literarische Bedeutung zukommt. Dr. — II.

In Kurzen und Vorträgen für Erwachsene und Jugendliche erwuchs der Stoff, den Frau Dr. Emanuelle Meyer in dem Buch „Das Weib als Persönlichkeit“ behandelt. (Grethlein u. Co., Leipzig und Zürich. Preis geheftet 2,50 M., geb. 4,50 M.) Emanuelle Meyer ist Ärztin und Frau, die aus 25-jähriger Erfahrung und Tätigkeit spricht. In diesem Buche, das als erstes einer Reihe von Veröffentlichungen aus ihrer Feder erscheint, will sie die Frau zum Bewußtsein ihrer Pflichten und Rechte und Aufgaben in der menschlichen Gesellschaft bringen. Sie stellt hohe Forderungen an die Frau, die sie als bewahrendes und behütendes Element im Leben der Völker sieht, der die Pflege der höchsten Güter der Sitte und des Glaubens anvertraut ist. Die Verfasserin überrascht weniger durch die Neuheit der Ideen, die sie darlegt. Die Verkündigung der grundsätzlichen Gleichheit zwischen Mann und Frau und aller sich daraus ergebenden ideellen und praktischen Forderungen ist schon vielfach behandeltes Problem. Selten aber werden diese Fragen mit so feinem Takt, so großem sittlichen Ernst und verständnisvoller Güte vorgetragen wie hier. So wird es der Verfasserin sicher gelingen, viele aufzurütteln und zum Bewußtsein ihrer Aufgaben zu bringen. Dem Buch kommt große Bedeutung im Sinne wirklicher Volksaufklärung zu. — II.

**Kant.** Von Eugen Kühnemann. 1. Band: Der europäische Gedanke im vorantischen Denken. XII und 568 Seiten. Preis geh. 8.— M., geb. 11.— M., in Halbl. 14.— M. 2. Band: Das Werk Kants und der europäische Gedanke. VIII und 719 Seiten. Preis geh. 9.— M., geb. 12,50 M., Halbl. 16.— M. C. S. Bedtjche Verlagsbuchhandlung Ostarr. Beck, München 1924. Ein Buch von Professor Kühnemann bedarf eigentlich erst gar keiner Empfehlung,



es empfiehlt sich von selbst. Man muß aber zum Lesen die richtige seelische Einstellung haben. Denn das ist das Große bei ihm, daß er sich wie kaum einer in das innerste Wesen eines anderen einzufühlen und einzuleben vermag. Dadurch gewinnen seine Bücher etwas Verinnerlichtes, Lebendiges. Darin muß man ihm zu folgen vermögen. Das gilt im besonderen auch von seiner Darstellung des Lebenswerkes Kants. Es ist in seiner Ganzheit und inneren Geschlossenheit von ihm selbständig nachgedacht und aufgebaut worden. Von allen Schwierigkeiten der Schulsprache befreit, wird hier der Ewigkeitsgedanke der Philosophie Kants zusammenhängend dargestellt. Das Kapitel „Wahrheit“ führt uns in die Kritik der reinen Vernunft ein, die Abschnitte „Sittlichkeit“ und „Schönheit“ lassen Kants Ethik und Ästhetik in ihrer ganzen Tiefe vor uns erstehen und der Abschnitt „Der Sinne der Welt und Gott“ macht uns mit Kants Religion und Staatsphilosophie bekannt. Wie Kants Philosophie wirksam wurde und Leben gewann, zeigen uns die Ausführungen über Schiller, Goethe und die Gegenwart.

Zu dieser wichtigen, durch ihre Größe, Tiefe und inneren Einheitlichkeit ausgezeichneten Darstellung der Gedankenwelt Kants bildet der 1. Band das große Vorpiel. Es ist ein kühner Querschnitt, der die großen geistigen Grundmächte klar hervortreten läßt, die die Voraussetzungen des kantischen Werkes bilden. Jeder von diesen Großen im Reiche des Geistes, von Sokrates an, eine Welt für sich: hier erscheinen sie als Bausteine in dem großen Wunderbau des abendländischen Geistes, dessen Krönung der Genius Kant ist. Dem inneren Werte der Riesenleistung Kühnemanns entspricht auch die Schönheit und hohe Einfachheit der sprachlichen Darstellung, sodaß die Lektüre des Werkes zu einem ästhetischen Genuß besonderer Art wird.

**Romanische Baukunst am Rhein.** Von Paul Otvin Nade. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen. Verlag von Friedrich Cohen in Bonn.

Auf den knappen Raum von 13 Seiten bannt der Verfasser im Zeitpiegel dreier Jahrhunderte das baugeschichtliche Leben an den Ufern des Rheins, der uns im Westen die völkermisshandende Straße von Süd nach Nord geschaffen hat. Die alemannische und die fränkische Baukunst — „beide von Geblüt kerndeutsch“ — scheidet er darin scharf; wir sehen sie am Werk, uns stämmige und starke Denkmäler romanischer Baukunst zu schaffen. Speier, Bonn, Köln und die Städte der Niederrheinebene bieten ein lebendiges Zeugnis für das Gelingen dieses Willens. Die warme, reich

mit Zitaten geschmückte Sprache des Verfassers führt uns heutige Menschen spielend leicht über neun Jahrhunderte zurück in die steinerne Ausdruckswelt des Rundbogenstils. Er lenkt unser Denken mit jedem Wort hin zu dem reichen Tafelmaterial, das — in 80 ganzseitigen Abbildungen bestehend — mit Bedacht ausgewählt und aufs Beste ausgeführt ist.

H. Heine.

**Die Münchnerin.** Kultur- und Sittenbilder aus dem alten und neuen München. Von Georg Jakob Wolf. München (Frz. Hanfstängel) 1924. 288 S. Text und 200 Abb. Zu Leinen 15 M.

In neunzehn Kapiteln hat der Verfasser sein anziehendes Buch eingeteilt. Ich will nur die anführen, welche ausschließlich oder hauptsächlich das vorige Jahrhundert betreffen: Königinnen, Bei Herzog Max, Stadttabel, Die Wiedermeierin, Die Münchnerinnen der Schönheiten-Galerie, Abenteuerinnen, Bei den „Verufenen“, Künstlerfrauen. Man muß dem Verfasser das Lob zollen, daß er seinen Stoff beherrscht und dem Verlage, daß er das reiche Abbildungsmaterial vorzüglich wiedergegeben hat. Das Buch ist vom Anfang bis zum Ende fesselnd. Selbst ein bloßes Durchblättern ist wegen der Abbildungen schon ein Genuß. Wenn aber guter Geschmack das Ziel des Buches ist, so muß in einer neuen Auflage das Kapitel „Aus der Tiefe“ umgearbeitet werden. Der Abschnitt über die Landesmutter jetzt erst warmblütig ein bei der Kurfürstin Adelheid. Aber schon Kunigunde, die Gemahlin Albrechts des Weisen, hätte mit kräftigen Strichen gezeichnet werden können. Das gleiche ist bei den Gemahlinnen der folgenden Herzöge der Fall. Des Augsburgers Hainhofer „Relationen“ bieten charakteristische Schlaglichter; über Herzogin Renata ist von Anna de Crignis-Mentelberg eine eigene Monographie in Herders „Frauenbildern“ erschienen. — Wegen ein paar Abschnitten ist das Buch keine Kinder- und Jungmädchenlektüre, aber Vollbürgern der „Verastadt“ kann es als schönes Andenken an Isar-Athen empfohlen werden.

Dr. Mitterwieser, München.

**Der heilige Rosenkranz in Bildern** von Fra Angelico mit Betrachtungen von P. P. Sippert, liegt in glänzender Ausstattung vom Theatiner-Verlag in München vor.

Braucht es für katholische Leser mehr als des Hinweises, daß hier köstliche farbige Reproduktionen von Fra Angelico (nach Vorlagen von Frat. Alinari in Rom) geboten werden, die auch noch in ihrer Verkleinerung zur Geltung kommen, und die begleitenden Betrachtungen von P. P. Sippert S. J. geschrieben sind? Ein Büch-



lein, an dem jeder Beter und Beschenkte seine Freude haben wird, so oft er es zur Hand nimmt. Z. R.

**Welteisbücherei.** Herausgegeben von Hanns Fischer. Die Welteislehre und ich. Kosmotchnische Erlebnisse eines Ingenieurs. Von Dr. Ing. o. h. Voigt. 32 S. Preis geh. 50 Pfg. — Der Mars, ein uferloser Eiszoozan. Von Hanns Fischer. Mit 54 Abbild. 158 S. Preis geb. in Ganzleinen 4,50 M. — Entstehung der Braunkohle. Von Hanns Fischer. 64 S. Mit 23 Abbild. Preis geh. 2 M. — Der Sterne Bahn und Wesen. Gemeinverständliche Einführung in die Himmelskunde. Von Max Valier. 500 S. mit 90 Abbild. im Text und 13 Bildern auf 6 Tafeln. Pr. geb. in Ganzleinen 10 M. R. Voigtländers, Verlag in Leipzig, 1924.

Wer wußte noch vor wenig Jahren etwas von der Welteislehre Hanns Hörbigers. Trotzdem ist diese „Gazialkosmologie“, wie die Welteislehre zuerst hieß, schon 25 Jahre alt. Aber erst in letzter Zeit bringt sie dank der eifrigen Arbeit einer kleinen Zahl von Freunden in immer weitere Kreise. Die zünftige Wissenschaft stand ihr bisher meist ablehnend gegenüber oder, was noch schlimmer ist, versuchte sie totzuschweigen. Und doch ist eins so verkehrt wie das andere. Es wäre außerordentlich zu begrüßen, wenn die Fachgelehrten diese neue Weltentstehungslehre recht ernst nähmen und sich mit ihr streng sachlich auseinandersetzen wollten. Denn daß die alte Kant-Laplacesche Theorie brüchig und vielleicht sehr brüchig ist, haben namhafte Gelehrte schon längst erkannt und auch zugegeben. Da tritt nun die neue Lehre Hörbigers auf den Plan. Sie versucht die Lösung des Weltentstehungsproblems mit Hilfe des Welteises. Der Ingenieur bemächtigt sich hier des Problems und will es mit den Erkenntnissen der neuen Technik lösen. Hier geschieht „der große Sprung von der doktrinären kosmologischen Physik zur praktischen Kosmotchnik und Kosmoballistik“. Doch auch diese Theorie kann sicher nicht alle Fragen und Probleme meistern; denn jeder Erkenntnis sind ihre Grenzen gezogen und jede noch so fein ausgebauten Lehre ist entwicklungsfähig. Das dürfen die Vorkämpfer der Welteislehre nicht vergessen. Der wahre Gelehrte wird immer zugeben, daß sein Wissen nur Gegenwartswert besitzt und einst von besserem abgelöst werden wird, genau so, wie er jetzt das Alte gestürzt hat, um Besseres an seine Stelle zu setzen.

Zur Verbreitung der Welteislehre erscheinen im Verlage von R. Voigtländer-Leipzig die „Welteisbücher“. Es sind außerordentlich anziehende und belehrende Bücher, die wohl verdienen, von vielen

gelesen zu werden. Sie bieten sehr viel Neues, und ihre Verfasser glauben auch, mit der neuen Lehre alle Rätsel des Kosmos lösen zu können, ohne bei so mancher Frage des Wortes von Dubois-Reymond eingedenk zu sein: ignorabimus. Sie vergessen zu oft, daß die Welteislehre doch auch nur eine Theorie ist und daß auch sie häufig ein Fragezeichen setzen müßten, anstatt immer gleich mit einer Erklärung bei der Hand zu sein. Das würde der neuen Lehre vielleicht noch mehr Freunde gewinnen. So muß jeder Leser bei jeder Frage nach eigenem Ermessen entscheiden, wie weit er die vorgeschlagene Lösung annehmen kann.

In dem Einleitungsheft zu der Sammlung „Die Welteislehre und ich“ erzählt der Ingenieur Dr. Voigt, wie er mit der neuen Lehre bekannt wurde und wie sie ihn vollständig befriedigte, nachdem er sich von der Unhaltbarkeit aller auf Kant-Laplace fußenden Kosmologien überzeugt hatte.

In seinem Buche: „Der Mars als uferloser Eiszoozan“ läßt Hanns Fischer den Mars gewissermaßen vor unseren Augen aus den Gesehen seiner Umwelt entstehen. Er zeigt, daß alle bisherigen Berichte über ihn auf einer argen Täuschung beruhen und daß nur mit Hilfe der Welteislehre sich alle (!) Marsrätsel befriedigend und dem gesunden Menschenverstande gemäß lösen lassen: Der Mars, ein toter Stern, der feste Kern von einem tiefen, zugefrorenen Ozean umschlossen, die Kanäle nur Bruchstellen dieses riesigen Eiszoozans. Gewiß ganz kühne und seltsame Ideen!

In dem Heftchen „Entstehung der Braunkohle“ führt uns Fischer ins Senftenberger Braunkohlenrevier und plaudert recht unterhaltsam von der Bildung der Braunkohle und sieht auch hier in der Welteislehre die einzige und restlose Lösung aller Braunkohlenrätsel.

Alle Erkenntnisse der Welteislehre über die Entstehung des Kosmos und die Bildung neuer Welten sind zusammengefaßt in dem Werke von Valier: „Der Sterne Bahn und Wesen.“ Wir erhalten hier einen Einblick in die Großartigkeit und innere Geschlossenheit des neuen Weltbildes. Nur drei einfache Lehrsätze erklären nach Valier alles kosmische Geschehen. Einem ewigen Kreislauf sind die Gestirne sowie auch alles Irdische untergeordnet. Grundsätzlich unterscheidet sich deshalb diese Himmelskunde von jeder anderen. Dem Jünger der Welteislehre wird sie bald ein lieber Freund und Berater sein, aber auch jeder andere kann aus ihr eine Fülle von Wissen schöpfen. Die große Zahl veranschaulichender Zeichnungen und der reiche Bilderschmuck erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes. — r.



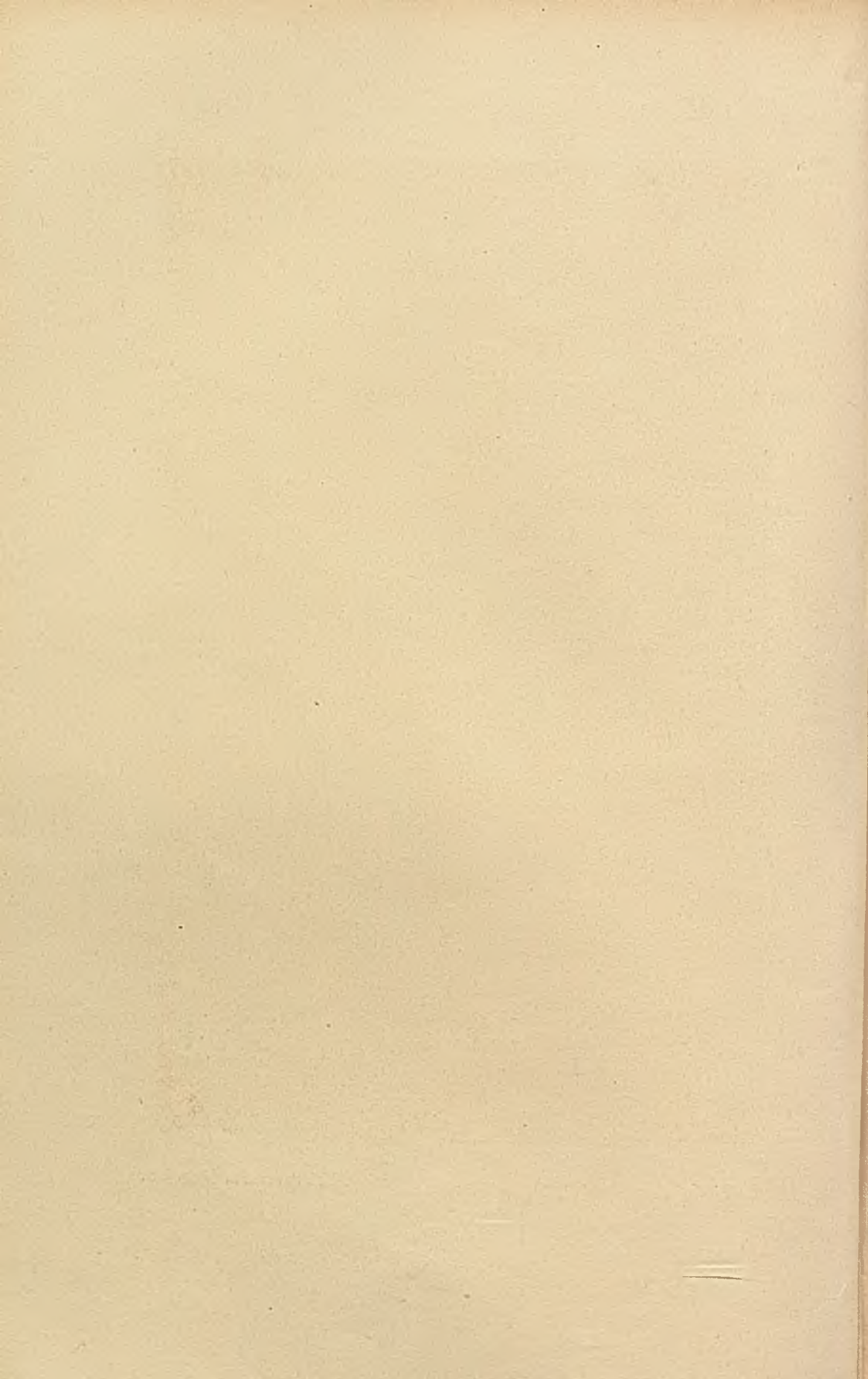


E. Bilz

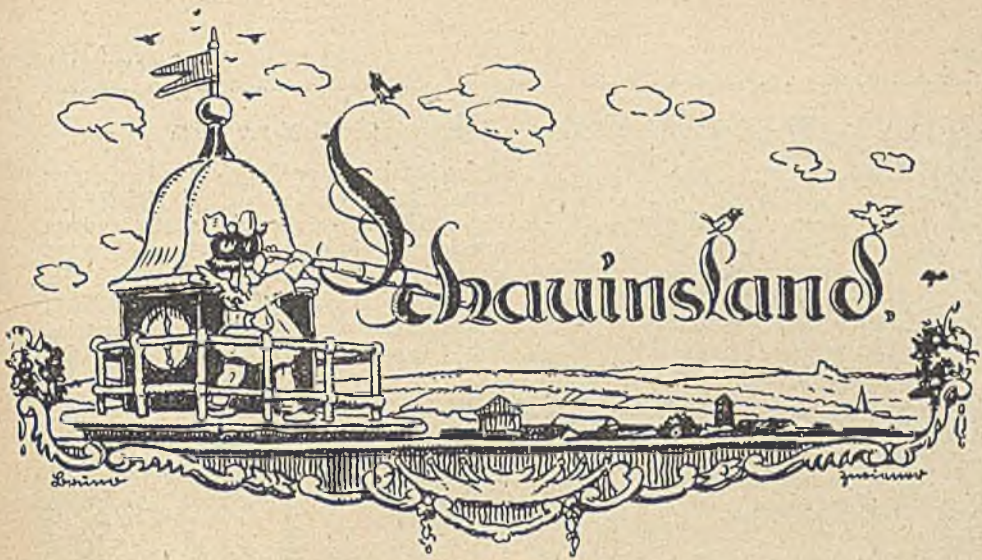
Mädchen am Fenster

Lichtbild



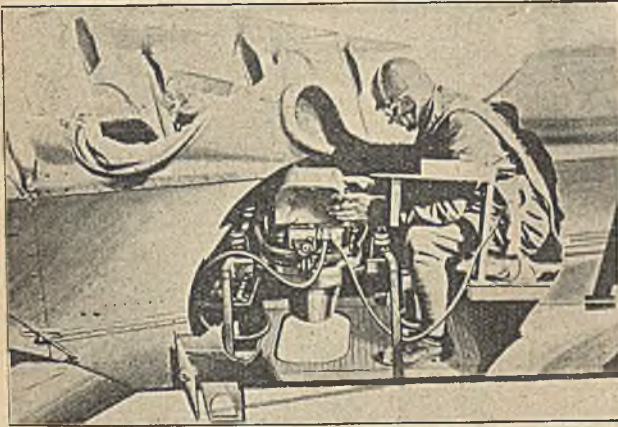






### Ein Modell des Babylonischen Turmes

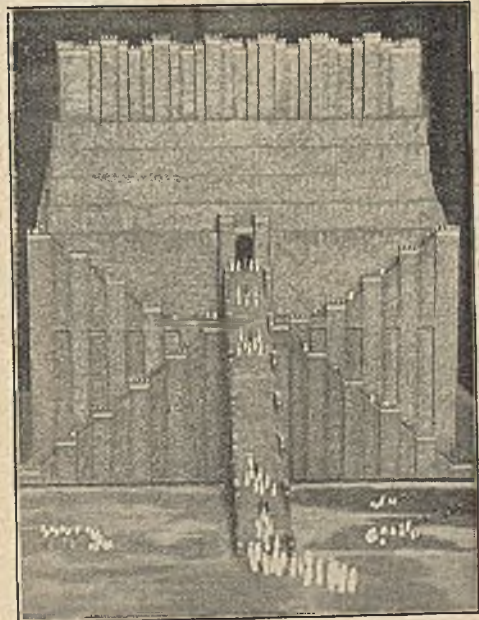
Ein Modell des Babylonischen Turmes nach der Ergänzung des jüngst verstorbenen Leiters der deutschen Ausgrabungen von Babylon Prof. Dr. Rob. Koldewey, ist in der Vorgeschichtlichen Sammlung der staatlichen Museen in Berlin ausgestellt worden.



### Die Vereinigten Staaten im Luftbild

Die „Vereinigten Staaten“ Nordamerikas beabsichtigen die Herausgabe eines kartographischen Mappenwerkes, das die Luftaufnahmen des gesamten Uniongebietes enthält. Die einschlägigen Ministerien, sowie die in Frage kommenden Dienststellen des Heeres haben sich auf einer Grundlage geeinigt, die die Lösung der gewaltigen Aufgabe im Verlauf von zwanzig Jahren gewährleistet.

Das Bild gibt den Querschnitt eines der zu verwendenden Flugzeuge wieder und läßt deutlich Konstruktion und Einbau, sowie Handhabung der Kamera erkennen.







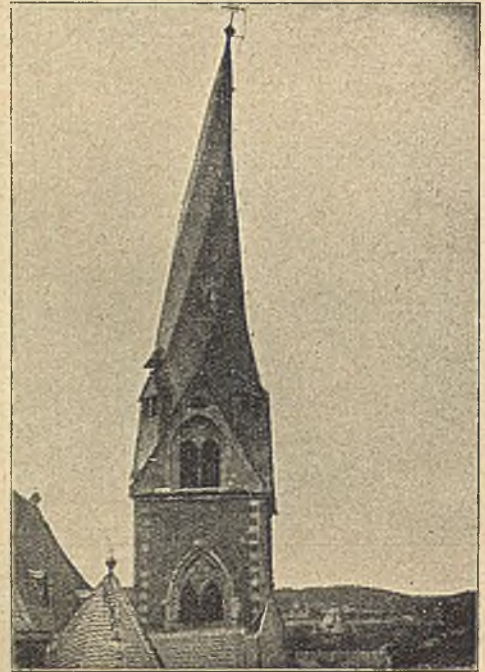
#### Das Rathaus in Rhens

ist eine der schönsten rheinischen Fachwerkbauten, die in ihren ältesten Teilen aus dem dreizehnten Jahrhundert stammt. Rhens sah einst Kaiser und Könige in seinen Mauern zu Gast, wenn am Königsstuhl zu Rhens Recht gesprochen wurde. Heute ist die Stadt trotz ihres berühmten Mineralwassers ein Dornröschen mit wundervoll geschnittenen und bemalten Hausgiebeln, mit vier malerischen alten Toren, mit einer Doppelmauer umgeben, in die an einzelnen Stellen ganze Häuser hineingebaut sind.



#### Die Goslarer Pieta

In der im elften Jahrhundert erbauten Jacobikirche zu Goslar wurde die „Pieta“, ein Besperbild entdeckt, von einem unbekannten deutschen Meister, etwa um das Jahr 1515 geschaffen. Nach dem Urteil namhafter Kunsthistoriker ist das hervorragende Werk würdig, dem gleichnamigen Michelangelos und den erhabensten Arbeiten deutscher Kunst von Grünewald und Dürer an die Seite gestellt zu werden.



#### Der gedrehte Kirchturm in Mayen (Rheinland)

Die Sage berichtet: Ein frommer Graf von Mayen wollte daselbst eine Kirche erbauen, da der Ort noch keine hatte. Als der Bau begann, flog gerade der Teufel darüber und freute sich, denn er war der Meinung, man wollte ein großes Wirtshaus erbauen. Als die Kirche fertig war, kam Satan zurück und sah, daß er schmählich getäuscht worden war. Wütend ergriff er den Turmknäuf und verdrehte ihn bis zur Krypta, ganz auszureißen gelang es ihm nicht, und so gab er dem Turm das heutige Aussehen.



### Hoffmanns Poetenstübchen in Bamberg

Als Theaterdirektor, Kapellmeister, Regisseur und nebenbei auch als Kulissenmaler war C. Th. A. Hoffmann von 1808 bis 1813 in Bamberg tätig. Er wohnte gegenüber dem Stadttheater in einer Mansarde des Hauses Schillerplatz 26, das man wegen seiner kaum drei Meter breiten Front das „Drei-Fenster-Häuschen“ nannte. Hoffmann hat in diesem Stübchen jene musikalischen Novellen und Märchen geschaffen, die er nach seinem Weggang von Bamberg unter dem Titel „Phantastische Stücke in Gaults Manier“ gesammelt, überarbeitet und fortgesetzt hat. Dieses echte Poetenstübchen ist jetzt zur öffentlichen Besichtigung freigegeben worden, mit Hoffmann-Erinnerungen ausgestattet und der damaligen Zeit entsprechend möbliert worden.



(Atlantic-Photo)

einer der bekanntesten und hervorragendsten Jagdherrn zur Ruhe gegangen, ein Waidmann, in welchem die deutsche Hochwildjagd einen ihrer verständnisvollsten Pfleger und Heger verloren hat. Als besondere Anerkennung seiner Erfolge auf dem Gebiete der Hochwildjagd war ihm seinerzeit der Kaiserbecher verliehen worden. Die Perle Thüringens, Schwarzburg, weiß von solchen Erfolgen in Wort und Bild zu berichten. Hier sah man den hohen Jagdherrn, wenn er, wie alljährlich, den größten Teil des Jahres auf seinem Stammschloß und Lieblingsitz, der hellleuchtenden

(Fortsetzung nächste Seite)



Aufn. von A. Bernhardt, Schwarzburg

### Fürst Günther zu Schwarzburg†

Im dreiuundsiebzigsten Lebensjahre verstarb am 16. April d. J. auf seinem Schlosse zu Sondershausen Fürst Günther als letzter Fürst zu Schwarzburg. Mit ihm ist

Schloß Schwarzburg  
(Aufnahme von A. Bernhardt, Schwarzburg)





(Fortsetzung von Seite 315)

„Schwarzburg“ verbrachte, dem edlen Weidwerk obliegen. Der Wildpark Schwarzburg ist unter der Fürsorge des Fürsten eines der schönsten Jagdgebiete geworden. Berechtigt war der Stolz des Jagdherrn auf selten starke Exemplare aus dem Schwarzburger Hochwildbestande und auf besonders starke und große Geweihbildungen. Selbstverständlich hat der Fürst den Abschuß der seltensten Stücke seinem eigenen Weidmannsheil vorbehalten, das ihn als einen ausgezeichneten Jäger nie im Stich ließ.

**Der Maler Franz Hoffmann-Fallerleben** ist einer der stillen, großen Könner unter den zeitgenössischen Künstlern. Der Sohn des Dichters des Deutschland-Liedes ist der Art seines Vaters treu geblieben. Die Sommermonate verbringt der Künstler, der am 19. Mai dieses Jahres seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert hat, seit Jahrzehnten in Corvey, wo der Dichter gestorben ist, und hier entstehen seine deut-

lichen Landschaften, von denen auch die Leser der „Bergstadt“ mehrere aus vierfarbigen Vielfältigungen kennen. Seine Kunst ist der Ausfluß jenes echten Deutschtums, das durch alle Erschütterungen der Zeit unbeirrt seinen Weg geht.

### Prinzessin Eboli,

die aus Schillers Don Carlos allen wohl bekannte Maitresse am Hofe König Philipps des Zweiten von Spanien war, wie nebenstehendes Bild des spanischen Porträtmalers Mutajo de la Cruz zeigt, einäugig. Trotzdem ihre Gesichtszüge durch einen so argen Schönheitsfehler wie die Einäugigkeit entstellt waren, gelang es dieser Frau durch unerfättlichen Ehrgeiz, verbunden mit erschreckender Strupellosigkeit und Klugheit, eine herrschende Stellung am spanischen Hofe zu erlangen. Die Art und Weise, wie die Eboli ihren Schönheitsfehler durch Tragen eines schwarzen Samtherzhens geschickt zu verbergen wußte, ist ebenso originell wie kleidsam.



Professor Franz Hoffmann-Fallerleben beim Malen des „Stillen Winters“ im Klosterhof zu Schloß Corvey a. d. Weser  
Aufnahme von Dr. Hugo Kindermann, Leipzig



# Schach

Bearbeitet von D. Ackermann.

### Aufgabe Nr. 496.

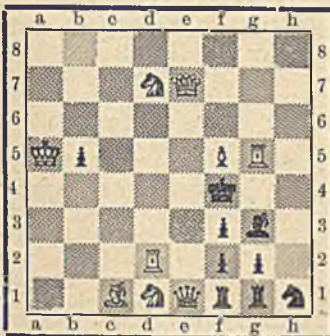
E. Brunner, Ascona.



Matt in 2 Zügen.

### Aufgabe Nr. 497.

H. Bette, Dresden.



Matt in 2 Zügen.

### Lösungen.

Nr. 478. von W. Seib:  
1. Dd2—c1.

Nr. 479 von R. N. R.  
Larßen: 1. Sc6—d4.

Nr. 480 von J. J. Nietveld:  
1. Sa6—c7, Sa2, 2. Sc3+; 1.... Sc6, 2. Da8; 1.... e6, 2. Da3; 1.... d6, 2. De1; 1.... d5, 2. Sc3+; 1.... , 2. g3.

Nr. 481 von M. Heimes:  
1. Lf1—g2, L, 2. e4+; 1.... g4, 2. f×g4, 1.... 2. Se6.

Nr. 482 von J. J. Nietveld:  
1. Sb5—a7.

Nr. 483 von R. N. L.  
Kubbel: 1. Df8—d8, L×e1, 2. Sc8; 1.... Se1, 3; 2. Dd4+; 1.... Sb4, 2. Dh3+; 1.... L×c6; 2S×c6; 1.... Kf6, 2.Sc8+; 1.... bcl, 2. Kg7.

### Liste der Löser.

E. Schwarzer in Hochwald 478—83; ferner 469, was wir nachzutragen haben. A. Stenger in Essen, R. Hedrich in Hamburg, F. Peters in Wien, C. Koste in Breslau, F. Fröhlich in Leipzig: 64—67; J. Boving, Gürzenich: 473, 474; R. Döschler in Offenbach, S. Kliese in Ramenz: 478—83.

### Aufgabe Nr. 498.

Dr. G. Kaiser, Leipzig.



Matt in 3 Zügen.

### Aufgabe Nr. 499.

M. Niemeyer und  
D. Weenink.



Matt in 3 Zügen.

zig: 478—83; A. Meixner in Lauringen; 64—67; J. Boving, Gürzenich: 473, 474; F. Niemüller in Bremen: 472, 73, 78, R. Döschler in Offenbach, S. Kliese in 79, 82; G. Janßen in Essen-N.: 460, 61, Ramenz: 478—83.

### Zu unseren Aufgaben.

Die beiden Zweizüger erhielten die ersten Plätze in dem vor kurzem abgeschlossenen Turnier des „Leipziger Tageblattes“. Die Brunnersche Aufgabe zeichnet sich durch die ungewöhnlich feine Widerlegung einer starken Scheinlösung aus; während das Bette'sche Problem überaus fein eingeleitet ist und Schwierigkeit mit Eleganz des Hauptspiels vereinigt. Auch der dritte Preisträger: Nr. 500 von F. Simhovič in Miskinev

ist ein großangelegtes und wertvolles Stück. Weiß Ka2, Dd8, Tg3, e3, Lg6, h2, Se5, g5, Be2, f5, g2, Schwarz Kf4, Df6, Tf7, h8, Lg7, Sd6, f2, Ba4, h3. Von den Dreizüger erhielt Nr. 498 den 1. Preis im diesjährigen Problemturnier des Sächsischen Schachbundes; es ist eine ohne Frage recht fein empfundene, aber nicht eine im gewöhnlichen Sinne „schöne“ Aufgabe. Wir glauben, daß die Lösung unseren Schachfreunden ziemlich schwer



fallen dürfte; Nr. 499 wurde als beste Aufgabe in einer Halbjahreskonkurrenz seitens einer englischen Schachspalte ausgezeichnet. Die Aufgabe bietet eine überraschend große Häufung scharfsinniger Schnittpunkt-Strategie und verdient u.E. besondere Beachtung. Wir schließen den Monat mit einer kleinen, aber geistreichen Arbeit des Freiherrn v. Holzhausen, der zurzeit als der berufene Führer der durch F. Kohn und E. Kockelforn ins Leben gerufenen „neudeutschen Schule“ der Problemkomposition gilt: Nr. 501 Dreizüger weiß Kd3, Dg5, La1; schwarz Kf1, Bf2, f3, f5.

### Schach-Literatur.

**Modern Chess Openings** von R. G. Griffith und F. S. Wirth, 4. vollständig revidierte Auflage, 220 S. 8° Leinenband 5 sh = 5 M. Verlag Whitehead u. Miller Ltd., Leeds, zu beziehen durch V. Kagan, Berlin W 8 oder Hans Hedewigs Nachf. Leipzig.

Zu der Art des im Januar dieser Stelle besprochenen „Vademecum für den Schachspieler“ behandelt das vorliegende „Taschenbuch für den Match- und Turnierspieler“ in tabellarischer Anordnung die ersten 15—20 Züge aller irgend infrage kommenden Eröffnungen mit ganz erstaunlicher Vollständigkeit und großer Übersichtlichkeit. Wertvoll sind auch die jeder Haupteröffnung vorausgehenden Erörterungen allgemeiner Art über den Charakter der betreffenden Spielführung. Mustergültig klarer Druck auf gutem Papier gestattet die mühelose Auswertung selbst der Fußnoten. Auch die allerjüngsten Turniere (bis zum 1924er Weihnachtsturnier in Hastings) haben ihre theoretischen Errungenschaften hergeben müssen. Ein sechsseitiger Index kleinsten Drucks führt alle in dem Buch vertretenen, auf den Namen ihres Erfinders getauften Angriffe, Verteidigungen und Variationen auf und gibt einen sinnfälligen Begriff von dem ungeheuren Umfange der heutigen Theorie. Die Notation ist die englische, beschreibende; aber dieser Umstand beeinträchtigt unseres Erachtens nicht wesentlich den Wert des Buches für den kontinentalen Leser, weil die Notation im allgemeinen für den im Lesen von Schachtext geschulten Spieler von untergeordneter Bedeutung ist.

**Schachschule für Anfänger.** Beitz kleine Schachbücherei, Band 4, 98 Seiten gr. 8° geb. M 2,50. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin W 10.

Dr. Friedrich Faltsch, der bekannte Herausgeber der „Deutschen Schachzeitung“ wünscht mit dem vorliegenden Band der „Kleinen Schachbücherei“ diejenige Reihe des gesamten Wertes einzuleiten, die

dem Partiefschach gewidmet ist. Das mit großer Sorgfalt ausgestattete Buch erfüllt seinen Zweck in vortrefflicher Weise und verdient rückhaltlose Empfehlung. Text und Anordnung des Stoffes sind muster-gültig.

**Internationales Meisterturnier Győr 1924** im Selbstverlag des Győrer Schachklubs zu beziehen durch Johann Loth, Győr (Ungarn), oder die oben angegebenen beiden deutschen Verlage, 124 S. gr. 8° mit zwei Gruppenbildern. 3,— M.

Nicht nur auf dem Problemgebiete (wo wir an dieser Stelle bereits mehrfach auf die besondere Bedeutung hingewiesen, die den ungarischen Schachfreunden gebührt), sondern auch im Bereich der praktischen Partie hat sich Ungarn Anspruch auf die Beachtung seitens der ganzen Schachwelt erworben durch das im vergangenen Jahre veranstaltete internationale Meisterturnier, dessen Partiensammlung (105 Partien) jetzt vorliegt. Die Glossierung ist durch Meister G. Maroczy in bester Form besorgt worden. Die Verwendung von Figurentypen an Stelle der Anfangsbuchstaben der Schachfiguren ermöglicht auch den nicht-ungarischen Schachfreunden ein müheloses Nachspielen der Partien, unter denen sich vieles hervorragend Gute befindet. Der Schachfreund erhält für einen überraschend niedrigen Preis in diesem Turnierbuch eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung. Vorwort und Erläuterungen sind in deutscher Sprache abgefaßt.

**Schlesisches Schachjahrbuch 1925** Schachereignisse des Jahres 1924 herausgegeben von A. Kramer, 64 S. gr. 8° steif brosch. 1,25 M. Verlag des Schlesischen Schachverbandes, Breslau, Karlstraße 30.

Adolf Kramer hat seinem an dieser Stelle besprochenen „Beuthener Schachkongreß“ das vorliegende Werkchen folgen lassen, das von dem derzeitigen Schachleben in Breslau und Schlesien ein sehr anschauliches, oft durch Humor verklärtes Bild bietet. Es würde nicht des guten Zweckes bedürfen (der Reinertrag geht zugunsten des Kongresses 1925 in Breslau), um das liebevoll bearbeitete Büchlein zu empfehlen. Sein reicher Inhalt bietet u. a. eine Geschichte des Schlesischen Schachverbandes und der schlesischen Vereine; hier ist eine reiche Fülle wertvollen, sonst kaum zugänglichen Materials vereinigt, darauf folgt eine Auswahl interessanter Partien aus dem vorjährigen Meisterschaftsturnier in Bad Salzbrunn und aus dem Turnier um die Meisterschaft von Breslau. Für den sehr geringen Preis wird also viel geboten.









Walter Cleff

Sonntag in Thüringen

Aus der Gemäldeausstellung Bruno Wenzel, Breslau





# Die Bergstadt

## Monatsblätter

13. Jahrgang / 10. Heft

### Der Narr in der Liebe

Schluß

Roman von Heinrich Lohmann

Es war zu dieses Tags Feier persönlich erschienen, das heißt auf seiner Mutter Armen von Dohlbach heraufgetragen worden. Es legte durch seine nicht gerade friedliche Gegenwart lautestes Zeugnis ab für die Wahrheit — wenigstens für das Drittel, das es selbst betraf.

Die beiden andern Drittel wurden nicht auf den Armen getragen und vorgezeigt.

Die Angelegenheit hätte bedenklich werden können, wenn nicht der guten Frau in der Einsalt ihres Herzens der Gedanke gekommen wäre, die fehlenden zwei Drittel auf das hinter ihr stehende Unterdorf zu verteilen.

Sie sagte also, dort habe man sie falsch verstanden und in frommer Entrüstung aus eins drei gemacht.

Die aus dem Unterdorf — wenig genug waren es zudem — nahmen diese kleine Freundlichkeit ihrer Führerin nicht gerade freundlich auf, im Gegenteil, das Himmelpfortener Gleichgewicht schien sich nach dieser Äußerung der Kriegsheldin wieder herstellen zu wollen; denn das Unterdorf schwenkte zum größten Teil zum Oberdorf ab und stellte sich hinter den Holzmeister.

Dieser schien durchaus unbefriedigt, nur eines der ihm zugesagten Kinder vor sich zu sehen.

Eine bittere Enttäuschung sprach aus dem getränkten Mann.

Sie sprach ziemlich laut und verständlich und in erster Linie gegen die Frau Annemike gewandt.

Dabei griff der um zwei Drittel Betrogene im Laufe seiner Darbietungen mit der Rechten häufig zur Seite. Man konnte daraus annehmen, er suche etwas, vermutlich etwas Eichenes; denn es flog gleich hinterher seine Faust durch die Luft, die jene Bewegungen machte, die mit eichener Unterstüßung eigene Reize auszulösen vermögen.

Seine Darbietungen versuchten, ein lückenloses Bild zu entwerfen von dem Edelmut, der Charaktergröße, der Glaubwürdigkeit und Tapferkeit seines holden Gegenübers.

Er wählte den geschichtlichen Gang, indem er zunächst manches bislang Verborgene aus der jungfräulichen Zeit des weiland Fräulein Annemike Reithe würdigte.

Darauf zog er die spätere, etwas ins Alter verlängerte Jungfrauenzeit gleichfalls nicht ohne Erfolg in den Bereich seiner kritischen Untersuchungen.

Alsdann verbreitete er sich in besonderem Eingehen und mit gründlicher Versenkung über die Rosenzeit der jungen Ehe im Faßbänderhaus, wußte



mancherlei, auch für die Geschichte der deutschen Literatur Wertvolles über das Verhältnis des Dichters und Tragöden Theodor Trilling zu Annemike Reithe einerseits und zu Mademoiselle Rosa Grünholz andererseits aufzudecken.

Im Anschluß daran schöpfte er aus tiefster Sachkenntnis und mit liebevollem Verweilen aus dem reichen Schatz seiner persönlichen Erfahrungen alles, was ein Licht werfen konnte auf die edle Einfalt und stille Seelengröße seiner Heldin. An dieser Stelle erhoben sich seine Ausführungen, in dichterisch durchglühter Sprache vorgetragen und jeder Einzelheit Raum gewährend, zu einer Klarheit und Wucht, die überzeugte und erschütterte. Sie lieferte durchaus reiche, bedeutsame, neue Befunde, wie es bei der Sprödigkeit des Stoffes nicht unumgänglich zu erwarten gewesen war.

Am Ende seiner Darbietungen deckte der Redner einen kleinen Irrtum auf. Er bestand darin, daß die Dame Annemike niemals an der Westfront gekämpft und auch keine sterbenden Generale in das Jenseits geleitet habe.

Solche kleinen Irrtümer, meinte er entschuldigend, unterließen großen Leuten. So etwas müsse indessen im Interesse der Wahrheit doch richtig gestellt werden, und dafür erbäte er sich vom hohen Gerichtshof zum Schluß einen anderen Termin. Es möchte heute nicht mehr langen, und es seien auch immerhin einige Vorbereitungen von seiner Seite dazu nötig.

Der hohe Gerichtshof war einverstanden und schloß die Sitzung, die immerhin einige Fäden gelöst hatte aus dem wunderlichen Knäuel, das die beiden ehemaligen Liebenden im ernstesten Spiel zwischen sich warfen.

\* \* \*

In das Vogelhaus und an die Adresse des Anton Andreas Weitensicht gelangte in dieser Zeit ein Schreiben, das in Verfolg der Angelegenheit der verstorbenen Ehefrau Johanna Stanislawa Alltag, geb. Kofowitz, zuletzt wohnhaft gewesen in Gelsenkirchen, Amalienstraße, dortselbst im Marienhospital gestorben

und behufs Regelung der Pfllegschaft ihres hinterlassenen Kindes Josepha den Herrn Anton Andreas Weitensicht zum Vormund bestimmte und gleichzeitig die Vermutung aussprach, daß der Vater August Alltag, bereits seit drei Jahren vermißt, mit Wahrscheinlichkeit zu den Toten zu rechnen sei. Dieserhalb und insonderheit es sich mit ziemlicher Sicherheit also um eine kriegerische handele, erwarte man von dem Herrn Vormund besondere, übrigens ja schon Jahre hindurch bewiesene Pflichttreue in Ausführung seines Berufes. Bezüglich weiterer Regelung dieser Angelegenheit wolle er bei dem zuständigen Amtsgericht in Rünkskirchen baldigt vorstellig werden.

Der Anton Andreas handelte danach.

Sodann wurde er anderweitig in einer gleichfalls dringlichen Angelegenheit vorstellig bei Pfarrer und Standesamt.

Da man in seinem Falle nicht erst in Paris nachzugraben brauchte, ging die Sache immerhin schneller von statten als ehedem bei der hoffenden Braut Annemike.

Es war über allem doch Winterende geworden.

Was man in Himmelpforten an ersten Frühlingskindern aufstreiben konnte, an Weidenläschen und Schneeglöckchen, half den stillen Tag schön zu machen.

Der Vater Michael hatte sie hergeholt und sich reichlich müde dabei gesucht.

„Pfingstrosen, Georginen und sonstiges aus dem Sommergarten passen nicht zu euch,“ sagte er, „das Zeug schießt zu üppig ins Kraut, hält nicht an und vergeht rasch wieder. Nun ist zwarstens nichts Blühendes von Dauer in diesen vergänglichen Erdengärten, aber Schneeglöckchen- und Käschensilber kündigt doch wenigstens an, daß es sechs Monate grün und schön werden soll. Sechs Monate sind eine lange Zeit für den, der weiß, wie kurz sie ist. Wie viele Vogelnester mit ihrer süßen Fülle wiegen sich in dieser Zeit in grünen Wipfeln! Wieviel Augen erwachen drinnen in das große Wunder des Lebens! Und wieviel Stimmlein singen und zirpen, flöten und pfeifen den Herrgott an in ihrem kleinen,



großen Jubel! Liebe Kinder, ich gebe euch Schneeglöckchen- und Mädchen Silber. Es mag euch vieles künden; denn das Leben, euer Leben, ist eine lange Zeit, wenn ihr wißt, wie kurz es ist. Ein Vogelsommer mit allem Glück und Jubilieren kommt nicht einmal gegen eine einzige Minute im Menschenleben an! Wißt es darum recht zu würdigen, ihr Weiden!“ So sagte der Alte und lächelte still und leise wehmütig in seinen Silberstrauß.

Die aus der Nachbarschaft schlugen das Vogelhaus mit jungen Tannen aus und pflanzten in gutgemeintem Wohlwollen der Mutter Natur ins Handwerk, indem sie nicht gerade Trauben auf Dornen, aber doch Papierrosen, schöne bunte, auf Tannenzweigen wachsen ließen.

Ja, es war gut gemeint, was sie an diesem Tag für die Mutter Thres erlitten!

Sie säumten den kurzen Weg vom Küsterhaus zur Kirche, die Mütter mit den Kindern auf den Armen, und auch was an Mannsbolk abkommen konnte, stand da in Schürze und Kittel.

Mitten durch gingen die beiden.

Mit seinen fernen, stillen Augen der Anton. Die Myrte im grauen Haar die Thres — diesmal nicht geschürzten Rockes und in aufgeschlagenen Armen, wie man es mit gutem Lächeln vorhin in den Reihen gesagt hatte.

Sie zeigte indessen, daß sie auch so die Rechte war.

Hart vor der Kirchentüre war die Witfrau Röß mit ihren fünf Kindern zu stehen gekommen. Ihr Mann lag im Schlamm vor Opern, und ihrem Kleinsten sprach der Krieg aus dem Gesichte.

„Mutter Röß,“ sagte die Braut und sprang für einen Augenblick aus der Reihe, „die Milch habt ihr euch gestern wieder nicht geholt. Ich sagte euch doch, wir haben eine ordentliche Ziege im Küsterhaus, und von Ostern an sollen es zwei sein. Aber heute und morgen schickt ihr sie mir alle fünf, hört ihr, ich werde euch sonst nicht wieder gut, Mutter Röß — es muß was getan werden!“

Dann war sie wieder in der Reihe, an der Seite Antons und schritt mit ihm in die Kirche an den Altar.

## 11.

Mit der Mutter Thres war ein neuer Geist in das Vogelhaus gezogen, der eigentlich schon immer darin heimisch gewesen war.

Es wurde nicht viel anders, nur daß sie darinnen nun aus erster Hand beschenkt werden konnten.

Die junge alte Frau lief längst wieder geschürzten Rockes und mit aufgeschlagenen Armen durch Stuben und Gänge, durch Hof und Gärtchen. Es blieb auch darin, wie es immer gewesen war. Sie hatte den langen Tag alle Hände voll Arbeit, aber wenn sie von der einen zur anderen lief, von der Küche zum Stall, dann wischte sie hier und ordnete da, begoß ihre Topfblumen, fing den Ball der spielenden Barbe und gab ihn lachend zurück, rührte den Leimtiegel ihres Mannes, rüchte Vater Michaels Teetopf auf die Feuerstelle — und war nimmermüde.

Der Frühling blühte sich inzwischen aus, es wurde Sommer. Der letzte des Krieges.

Was die Thres gesät, begann zu wachsen und Frucht zu bringen.

Und doch, in ihrem Herzen blieb ein Fleckchen in kahler Leere liegen.

Es sah keiner, und sie war nach außen immer geschäftig behende, frohen Mutes, schaffend und wirkend jede Stunde. Dennoch blühte dieses letzte Fleckchen ihres Herzens nicht in jenem Glück, das sie verdient und trotz all ihres Wissens vom Leben wohl auch noch heimlich erhofft hatte, als sie des Anton Andreas Weib geworden war.

Es blieb etwas zwischen ihm und ihr, das sah sie mit schmerzlicher Gewißheit.

Es war nicht die tote Barbe, sondern die lebende.

Und es lag eine Brücke zwischen ihm und ihr, seine wunderliche alte Kindergeschichte. Sie gingen noch nicht darüber.

Was ein Weib, auch das alternde, liebentwöhnte, selbstvergessene vom Manne mit dem heiligsten Recht der Frau erwarten darf, diese Liebe wurde ihr nicht zuteil.

Sie tat, was sie nicht anders konnte. Sie gab doppelt und liebte doppelt



Das Kind bekam das meiste.

Es stand recht mitten im Vogelhaus, und es blieb dort mit der glücklichen Rücksichtslosigkeit seiner vier Jahre.

Es ließ sich nicht leicht mehr von seinem Platz verdrängen. Seine kleinen Füße standen fest auf der Erde. Sein Wille stand und hielt ebenfalls fest, und wenn es nötig war, halfen die Hände, erforderlichenfalls auch die Zähne.

Ja, sie stand auf Erden und blieb dem Himmel nahe.

Sie hielt es immer noch für nötig, die biblischen Dromedare, Löwen, Antilopen und Störche mitsamt den Urvätern und Weisheitsmännern von Noe bis Daniel zwischen ihren Puppen zu fahren.

Ganz allmählich aber erwachte doch in ihr ein Gefühl der Ehrfurcht, und sie kam zu der Einsicht, daß sie die Bibel mißverstanden haben müsse.

Sie beschloß daher, hier reinliche Scheidung durchzuführen und das Heilige auch heilig zu behandeln.

Sie fuhr daher jetzt ihre Puppen in der Löwengrube Daniels, die Patriarchen und Propheten in der Arche und die Tiere der Erde, die Vögel des Himmels und die Fische des Wassers in einem Vogelkorbe, den der Vater Michael als Kutsche umarbeiten mußte. Sie war ehrfürchtig ergriffen und zog den ganzen, aneinandergekoppelten Zug, darin die Arche den Vortritt hatte, selber durch Hof und Garten.

Besondere Ehrfurcht hatte sie vor dem Löwenbesieger Daniel. Sie erprobte oft seine Stärke, indem sie ihn in den Ziegenstall trug, wo er dann niemals gefressen wurde, sondern sich siegreich unter den Bestien behauptete.

Um diese Zeit warf sie sich auch vielfach auf Heiratsvermittlungen, wie sie für das Spiel von Vater, Mutter und Kind nötig waren.

Der Mensch in ihr vermaß sich dabei, zu trennen, was Gott — hier schon vor fünftausend Jahren — verbunden hatte. So vermählte sie, ohne die Herzen der Beteiligten zu fragen, den Gutsbesitzer und Propheten Habakuk mit Noes Gattin und gab der gewaltsamen Ehe die heili-

gen drei Könige zu Söhnen. Der Mangel an Damenbekanntschaft machte es hingegen nötig, ihre drei besten Puppen als heiratsfähige Töchter herzugeben.

Ähnliche Ehen vermittelte sie häufig und kümmerte sich wenig um die daraus entstehenden biblischen Fälschungen.

Jedenfalls lebte sie jetzt mit den Menschen, wenn auch zumeist noch mit den hölzernen des Anton Andreas, und sie fragte auch nach ihren Erlebnissen und wollte von ihnen erzählt haben.

Jetzt erst hob sich die geschnitzte Welt Meister Antons in das rechte Licht. Er selber lebte neu auf.

War ihm das Kind immer viel, jetzt wurde es ihm alles.

Seine närrische Wunderlichkeit übersteigerte sich auch hier. Wenn er ihm Blutsvater gewesen wäre, er hätte es seinem Herzen nicht näher bringen können in stolzbeglückter Liebe, die sich an das Kind verschwendete und der Thres nichts gab als freundliche Güte.

„Anton, Anton,“ sagte der Vogelvater Michael manchmal, „du bist längst über den Kirchturmsbalken hinausgeklettert und willst ihr wohl nun gar den Mond herunterholen. Ich will ja nichts gegen solche Klettereien sagen, besonders wenn die Barbe unten steht und die Hände aufhält. Ich selber, obwohl ich kaum noch meine alten Reliquien fühle, ich spucke in die Hände und gehe ja auch hoch, bloß weil sie es so haben will. Es ist ein Jammer! Und klug ist es erst recht nicht, besonders nicht von dir, Anton, denn du vergißt leicht alles Maß. Der Vogel, der hoch fliegt, kann tief fallen, und mit der Liebe zu einem Menschen ist es auch so, insonderheit, wenn es ein Menschlein und noch nicht halb flügge ist. Zudem, Anton, ist die Thres doch auch noch da, und die verdient auch, daß man ein bißchen von der Erde hoch geht um ihretwillen, ob schon sie in ihrer Art solche Anstrengungen um sich nicht haben möchte, wie ich sie kenne!“

Es half nichts, der Anton kletterte weiter — aber nicht um die Thres!

Er hielt jetzt die Zeit für gekommen, der Barbe die Männer des alten Bundes vorzustellen, wie er dachte, daß es ihrem



jungen Frauentum lehrreich und aus der Gegensätzlichkeit der Geschlechter nötig wäre.

Er geriet wieder in die glücklichste Vergangenheit, wo er den heiligen Text nach erlauchten Männern durchsuchte, um sie dann auszuschnneiden.

Sein alter Wandergenosse und Heiratsvermittler Elieser war der erste. Von hier aus ging es zu der Herrlichkeit Josephs auf dem Triumphwagen und dann zu dem Mosesbettlein aus Binsen, darauf zu den Rundschaftern, dann zu Samson und Bedeon, um nun zu den Königen zu kommen, Saul, David und Salomon, die er mit aller Pracht und Majestät umgab. Zur größten Freude Barbes entstand auch der feurige Wagen Elias und der Riese Goliath mit Schwert und Schild und Speiß.

Der Anton Andreas wuchs in eine neue Seligkeit hinein.

Sein ganzer Himmel war das Kind und immer wieder das Kind.

Es war wieder so, wie es allezeit gewesen, seine wunderliche Liebe vergab sich an ein Kleines, das Große aber sah sie nicht.

„Es ist nicht ohne Gefahr!“ sagte der Meister Michael noch einmal, „du sitzt auf einem Ei wie ein törichtes Huhn. Anton, es kann dir leicht faul werden, und dann ist das Malheur da. Es wäre freilich nicht das größte — draußen an der Front und in den Häfen und in den Städten, da soll ja jetzt alles drüber und drunter gehen mit Revolution und Gott weiß was sonst noch.“

Es war das Ende des Krieges.

\* \* \*

Der Küster und Holzschuhler Michael gewann mit der Zeit sein Lächeln wieder. Aber es wurde wie sein Hüpfen und Pfeifen allmählich leiser und feiner. Hämmern hörte man ihn seit langem schon nicht mehr, und von seinem Ausflug sprach er auch nicht mehr. Es bestand aber Aussicht, daß er damit nun bald Ernst machen würde. Er wurde weiß wie eine Taube und leicht wie eine Lerche. Er verweilte ganze Tage bei seinen Vögeln oben und sprach laut in ihre

Käfige hinein. Er nannte sie seine Flügelkinder, seine beschwingten Gedanken, die jetzt noch hinter Gittern sitzen müßten, bald aber frei sein sollten zum Flug in Weiten und Höhen.

Abends saß er sein Stündchen in der Werkstatt unten, nunmehr am liebsten, wenn der Anton dort allein schaffte. Er pflegte dann in seiner wunderlich weisen Art zu ihm zu sprechen, wie ein Vater zu seinem Sohne sprechen mag, wenn er weiß, daß seine Zeit sich erfüllt.

„Die Nachtigall,“ sagte er, „mein Sohn, ist grau und singt bekanntlich sehr schön, Anton, wie heller Jubel und wie funkelndes Gold und nicht nachzumachen. Der Stieglitz aber ist bunt und stümpert!

Ich bin nicht sehr für Kanarienvögel, sie haben nie Wald und Saatkelder und Himmelsblau gesehen und sollen singen können? Eine deutsche Drossel ist mir hundertmal lieber, wenn sie auch schwarz ist und faule Äpfel frißt.

Vom Zaunkönig kannst du deinen Teil für die Menschheit absehen. Mancher glaubt zu herrschen und wunder was zu sein, aber er ist doch bloß ein Zaunkönig und frißt Raupen und Würmer unter der Hecke wie die anderen auch.

Der Spatz, der Meister von Schnabel und Ellenbogen, ist zweifelsohne ein liebliches und kluges Tier, das immer satt wird. Er schimpft bekanntlich und nennt das singen. Zum Sattwerden ist ja auch nicht viel nötig. Anton, besieh dir das zarte Tierlein jeden Tag und lerne von ihm, du singst ab und zu mehr als nötig ist, um satt zu werden.

Hast du es schon bemerkt? Die Nachtigall oder auch die Singdrossel ist die Lehrmeisterin des ganzen Waldes. Die Stümper und Mischer und gar die Spötter hören auf sie und lassen sich mitziehen. Was echt ist und gut, Anton, wird immer noch gehört, nur mußt du nicht glauben, daß du die Nachtigall oder Singdrossel seiest. Du bist wiederum ein Vogel für sich. Man kann dir nicht oft genug damit kommen. Du springst in einem besondern Baume auf und ab. Wie gesagt, achte nur immer auf die Raben, sie sind sehr hinter deiner Art her, wie du übrigens schon oft genug erfahren hast,



Ja, ja, Anton, die Nagen! Ich sag's immer wieder, trotzdem du lange genug auf den Flügeln bist, um es selbst zu wissen und trotzdem die Thres unter deinem Baume Wache hält, die Nagen fangen Mäuse, aber sie fressen auch Vögel. Sie gehen wie auf Samt, traue ihnen nicht!

Ausgestopfte Vögel — huh! Anton! Sie riechen nach Kumpfer, und die Motte kommt doch hinein. Sie sind klagende Erinnerungen an Leben und Fröhlichkeit und werden nicht wieder lebendig. Und dann die Nothheit! Was würdest du sagen, wenn sie deinen Leichnam auf Berg und Sägemehl ausstopften und auf den Schrank stellen? Ich danke bestens.

Ich habe allezeit mein Vögelchen gehalten, Anton, und meistens waren es mehrere. Du kannst es auch ruhig so machen und besorgst es ja auch, man hat seine Freude daran. Aber, wenn es die rechte Zeit ist, muß man sie fliegen lassen können! Das ist die Hauptsache, merke dir's, denn vielleicht kommst du bald in die Gelegenheit."

Er saß sein Stündchen unten, füllte es mit seiner krausen Vogelweisheit und lächelte heimlich dazu.

Dann aber kroch er in sein Nest.

Er habe noch ein paar gesprenkelte Eier unterliegen, sagte er, da müsse was getan werden, ehe sie verdürben.

\* \* \*

Es wurde Frühling in den Bergen und Maienzeit.

Die Wälder standen noch kahl, steckten aber überall grüne Birkensträucher aus, die zu Gast luden.

Die junge Sonne hing ihr blankes Schild darüber aus und lockte mehr; die Vögel pfliffen und musizierten zu allen Fenstern hinaus, daß sie kommen möchten in des lieben Gottes Schenkstube.

Im Vogelhaus steckte man keinen grünen Busch aus und hing auch kein goldenes Schild vor.

Trotzdem fand sich in diesen Tagen ein Gast ein.

Er kam aus Sibirien und hieß Gottfried Alltag.

Er gab an, jetzt aus Gelsenkirchen zu kommen, vordem aber aus Sibirien,

welch letztere Reise denn doch um vieles beschwerlicher gewesen sei als der Sprung die Berge nach Himmelpforten hinauf, wozu ihn der Herr Oberbormund freundlichst eingeladen habe. Es gereue ihn übrigens nicht, hergekommen zu sein. Bei so prächtigem Frühlingswetter sei eine kleine Tour in die Berge außerordentlich angenehm, zumal er so gastfreundliche Leute anträfe und dann auch die kleine Josefä! Wie doch das Kind der Mutter gleiche! Und wie groß es geworden sei! Damals zu Kriegsanfang, als er fort mußte, sei es erst vierzehn Tage alt gewesen. Ja, ja, aus Kindern werden Leute!

Mit dem Herrn Gottfried Alltag hatte sich ein dunkles Wetter über dem Vogelhaufe zusammengezogen, keiner wußte, ob es zur Entladung komme oder sich noch einmal verziehen würde.

Der Anton Andreas war der sorgloseste. Er lächelte und sah nichts.

Der Vater Michael lächelte nicht und sprach auch nicht.

Er kroch umher, als seien ihm die letzten Flügel Federn ausgerupft.

Einzig die Mutter Thres sprach sich aus.

„Vater Michael,“ sagte sie, nachdem der Gast aus Sibirien bereits einige Tage oben weilte, „ich kann mir nicht helfen, aber er gefällt mir nicht. Er hat etwas an sich von der Laurigkeit des Holzmeisters. Und reden kann er, lieber Gott, wo nimmt ein Mensch bloß alle die Worte her? Unsere Barbe hat er schön darin eingewickelt wie die Wurst in Zeitungspapier. Das arme Kind! Denn daß hier viel von Liebe ist, kann ich mir gar nicht recht denken. Zwar küßt er genug an dem Wurm herum, aber es riecht hinternach immer nach Schnaps. Ich will aber nichts dagegen sagen, der arme Mensch mag in dem Eisibirien genug ausgestanden haben, wie er uns ja täglich lang und breit erzählt, und da muß dann wohl was getan werden!“

Er erzählte in der That sehr vieles und sehr lange.

Überhaupt gefiel es dem Herrn Gottfried Alltag ausnehmend gut in dem Vogelhaufe und auf Himmelpforten.

Er beteuerte das alle Tage.



Sie glaubten gar nicht, sagte er, wie wohl ein warmes Bett täte, wenn man es fünf Jahre nur aus der Erinnerung gekannt habe, dazu die gute, ländliche, reichliche und reinliche Kost. Die Mutter Thres verstande sich aber auch darauf, wie die Zarin von Rußland es gewiß nicht besser verstanden habe. Besonders Ziegenmilch mit eingebroctem Weißbrot und Kartoffelmus mit durchwachsenem Speck wisse sie prächtig herzurichten. Das sei doch seine Leibspeise, aber so habe er sie nie bekommen, auch damals nicht, als er auf der Flucht von Sibirien in Schlessien dem Grafen von Donnersfeld seine Erlebnisse erzählen und sich dafür als Belohnung sein Leibgericht in der Küche ausbitten durfte. Nun erst verstande er, wie das aus seinem Kinde Josefa werden konnte, was in Wirklichkeit aus ihm geworden sei. Das Haus Weitensicht verdiene sich Gotteslohn an der Kleinen und auch an ihm, daß er hier wieder neue Kräfte sammeln dürfe für seinen schweren Beruf.

Von diesem Gotteslohn schien von allen am Tisch im Vogelhause der Anton Andreas das meiste verdienen zu wollen.

Nach solchen Reden des Mannes aus Sibirien schob er ihm bereitwillig und lächelnd nickend seinen Milchteller zur Benutzung hin, gleichfalls seinen Teil durchwachsenen Speck.

Der Kriegsgefangene war dann auch stets so frei, sich zu bedienen.

Er stand überhaupt auf dem Standpunkte, daß man den Gaben Gottes niemals ein Mäulchen ziehen dürfe, einerlei, ob sie einem nun von der Hausfrau oder dem Hausherrn zugeschoben würden.

Die Ansicht der Mutter Thres war im Grunde dieselbe.

Wenn kleine Abweichungen vorkamen, so betrafen sie Nebensächliches.

Sie sagte öfters zu dem Vogelvater: „Den Anton werde ich nächstens in der Küche abfüttern müssen. Es bleibt mir nichts anderes übrig. Der Sibirier sitzt ihm zu nahe am Teller. Übrigens, Vater Michael, den haben sie gründlich aushungern lassen! Sechs Wochen haben wir ihn nun schon am Tische und

im Futter, und immer noch ist er nicht bei, und immer sagt er noch nichts vom Gehen. Ich gönne's dem armen Teufel, für solche muß wirklich was getan werden. Wenn er mir persönlich auch nicht gefällt und zum Vater unserer Barbe paßt wie der Fuchs in die Litanei!“

„Thres,“ sagte der Alte, aber sein altes Zwinkern blieb aus, „Thres, ich habe es nun heraus, wozu er gehört. Er gehört in die Familie der Kuckucke. Diese schönen Vögel verfügen über einen außergewöhnlichen Appetit, der sehr schwer satt zu kriegen ist. Außerdem haben sie bekanntlich die angenehme Gewohnheit, ihre Eier in fremde Nester zu legen, ausbrüten zu lassen und das Junge bei der Pflege- und Vormundschaft in Kost zu geben. Zur gelegentlichen Zeit sollen sie es dann dort abholen, um es in die Bräuche der Familie und die Gepflogenheiten der Sippe einzuführen. . .“

„Glaubst du wirklich, daß er gekommen wäre, die Barbe zu holen,“ fragte die Thres.

Der Küster und Holzschuhler aber hörte es nicht mehr. Er begab sich wieder nach oben. Dort hörte man ihn vor den Käfigen reden. Es war, als säße jetzt auch ein Kuckuck droben hinter den Gittern, der sich hin und wieder hören ließ. Es klang, als wolle er jemanden narren, der um Glück bei ihm angefragt habe.

\* \* \*

Das Glück im Vogelhaus hatte um diese Zeit traurige Augen.

Bei der Thres war es so, beim Vater Michael und endlich auch bei dem Anton Andreas.

Einzig Herr Gottfried Alltag behielt die Augen blank und fröhlich und suchte allen von seiner Heiterkeit mitzugeben.

Es gelang ihm am besten bei der Barbe.

Sie klaskte jetzt sehr oft laut und lustig in die Hände und war auch sonst recht fröhlich und von einem Übermut, der schlecht in das Vogelhaus passen wollte. Sie nannte den Herrn Gottfried Alltag Papa und Papachen, den Meister Anton aber jetzt sehr höflich und artig Onkel und die Mutter Thres Tante,



So sagte sie immer, wenn der neue Papa zugegen war. Hörte er es nicht, konnte sie noch hin und wieder in die alte Unhöflichkeit von Vater und Mutter zurückfallen. Aber es geschah selten genug. Vater und Kind ergingen sich recht häufig in den tiefen Bergen.

Dieses Alleinsein mit seinem Kinde, das so sehr der toten Mutter gleiche, knüpfte die Bande des Blutes immer inniger, sagte Herr Alltag.

Kamen sie abends heim, waren sie jedenfalls innig genug verbunden. Die Kleine ritt nämlich auf des Vaters Schultern, und er sang russische Volkslieder dazu. Sie brachten dann stets freundliche Erinnerungen mit heim, ein warmes Vogelneest, ein paar zierlich süße Eier, ein junges Vöglein selbst.

Abends wiegte der Sibirier sein Kind auf den Knien.

Er erzählte ihm und den stumm horchenden andern von dem ewigen Schnee und Eis Rußlands, von Tun- gusenleuten und Reumtierschlitten, von der Flucht durch endlose Weiten, immer den Eisströmen nach und zuletzt auf einem gebrechlichen Kähne. Vom Berg- bergern bei Tage und Fahren bei Nacht, von Todesgefahren, Kämpfen und end- licher Rettung.

Und auch von der verstorbenen Mutter erzählte er und von der großen Stadt unten. Die kleine Josefä kenne über- haupt noch keine Stadt und keine herr- lichen Schaufenster und keine himmel- hohen Schornsteine und keine elektrischen und anderen Bahnen und keine Kohlen- zecken, in denen hunderttausend Berg- leute unter der Erde arbeiteten — wie der Vater auch. Huh, da würde sie die Augen aufmachen; denn das sei etwas anderes als die alten Märchengeschichten aus dem alten Testament, die heute ja doch kein vernünftiger Mensch mehr glauben könne...

„Nun ist er bald soweit, Anton,“ sagte die Thres eines Abends in der Kammer, „mache dich auf alles gefaßt. Schlaugenug hat er es übrigens angelegt, uns das Kind abzufangen, es ist ihm prächtig gelungen! Es zeugt nicht gerade von Dankbarkeit, wohl aber von Klugheit.

Ich hab's lange selber nicht glauben können, daß er es uns wirklich nehmen will. Ich habe ihn gestern darauf an- gefaßt und auch das meinige getan, daß er's hierlassen möge, weil es doch wohl das beste wäre. Ja, Anton, hier mußte wirklich einmal was getan werden — aber geholfen hat's nichts! Ich kann's ihm nicht einmal sehr übel nehmen; denn er ist der Vater. Daß er mir per- sönlich nicht gefällt, hat damit nichts zu tun, und daß er nun auch des Morgens nach Schnaps riecht, auch nicht. Und lieb scheint er das Wurm ja nun auch zu haben, wenn auch vielleicht nicht richtig.“

So hatte denn der Vogelvater recht prophezeit. Der Anton Andreas saß mit seiner Liebe auf einem faulen Ei.

Aber er wollte es doch noch nicht auf- geben und mit ihm nicht die letzte Hoff- nung.

Es war eine schmerzvolle Zeit. Sie machte ihn grauer, älter und stummer. Er schlief nicht die Nächte und arbeitete schlecht die Tage.

Auch die Thres schlief wenig diese Nächte, um freilich am Tage für den Anton mitzuarbeiten.

Der Vater Michael ließ sich kaum sehen und hören.

Am einem Junimorgen war der Herr Gottfried Alltag aus Sibirien wirklich so weit.

Er bat die gute Frau Weitenficht freundlich, die Sachen Josefäs berei- legen zu wollen, der Zug führe gegen Mittag aus Münskirchen unten ab. Dann ging er den Meister Weitenficht an, das Zeug aus der biblischen Geschichte, die Tiere, die Patriarchen und Propheten und sonstigen „Spiel männer“ dazulegen zu dürfen. Er lachte und meinte, das lächerliche Zeug habe ja nun für ihn doch keinen Wert mehr. Das Kind möge es noch ein Jährchen gebrauchen, und später ließe sich aus dem schönen trockenen Holz des alten Testaments guter Kaffee kochen, ehe man zur Schicht müsse morgens um fünf. Jetzt solle es nämlich wieder an die Arbeit gehen.

Als sie reisefertig waren, bedankten sie sich höflich bei allen im Vogelhaufe mit Händedruck.



Josefa küßte zudem Onkel und Tante Weitenficht und den Vater Michael. Der Herr Gottfried Alltag vergaß nicht, noch einmal seiner Leibspeise, Ziegenmilch mit eingebrocktem Weißbrot und Kartoffelmus mit durchwachsenem Speck, rühmende Erwähnung zu tun und versicherte, daß es ihm niemals so gut geschmeckt habe.

Dann gingen sie.

Der Vater Michael lehnte an seiner Dachlufe oben und sah ihnen nach.

Die Mutter Thres stand vor der Haustür, geschürzten Rockes, mit aufgeschlagenen Armen — und weinend.

Der Meister Anton saß auf einem Eichenstamm, aus dem er einen Sarg zu machen hatte, spielte mit dem Kirchsöffschlüssel, schlug die Hobelspäne von seinem Kettel und sah nicht auf.

An der Wegbiege winkten sie noch einmal, erst der Vater, dann das Kind.

## 12.

Um diese Zeit sollte die brave Frau Annemike Trilling, geb. Reithe, gleichfalls erfahren, wie grausam das Schicksal mit seinen liebsten Kindern umzugehen pflegt.

Es kam mancherlei zusammen, davon in ihrer zartbesaiteten Seele ein übler Mißlaut zurückblieb.

Zwischen Jungfrau und Witwe ging sie nun wieder in der Mitte.

Der Herr Theodor, tailleur de Paris, nämlich sollte von Nachen aus in edler Begeisterung zu den Fahnen geeilt sein. An drei Fronten sollte er wahrhaft Heldenhaftes geleistet, nicht minder auch durch seine pädenden Kriegsgedichte die Tapferkeit seiner Kameraden wesentlich gehoben haben. Er soll dafür zum überzähligen Gefreiten ernannt worden sein. Leider ist er dann bei einem außerordentlich schwierigen nächtlichen Aufklärungsgang bis weit an die französische Stellung heran gefangen worden.

Ein Bauernsohn aus Dohlbach ist mit ihm in einem Lager Südfrankreichs zusammen gewesen.

Kamerad Trilling, so erzählte er, habe es verstanden, die Liebe der Bevölkerung

in hohem Grade zu erwerben — er habe bald schon frei unter ihnen umgehen können. Heim wollte er nicht wieder, habe er oft lachend gesagt. Er dächte, sich bei einer Winzerwitwe warm ins Nest zu setzen... In der That sei er auch bei seinem Transport, der aus jener Gegend alles zusammengefaßt habe, nicht dabei gewesen.

Die arme Frau hatte zweifelsohne Unglück in ihrer Liebe.

Das zeigte sich zum anderen auch darin, daß der um zwei Drittel zu kurz gekommene Holzmeister sie tatsächlich noch etliche Male nach Künstkirchen laden ließ.

Er forderte dabei allerdings weniger von der einstigen Geliebten, sondern er war jetzt durchaus und immer der gebende Teil.

Er gab ihr aus derartig vollen Händen, daß die hohen Herrn hinter dem grünen Tisch oftmals Einhalt gebieten mußten. Das Oberdorf und das Unterdorf fanden sich nun geschlossen und in schönster Eintracht hinter dem schenkenden Holzmeister und warfen auch nach Bedarf mit vollen Händen aus, wo sie der treuen Landsmännin zu geben hatten.

Sie hatten ihr viel zugeben und dankbar zu vergelten, was sie durch lange Jahre der Gemeinde Himmelpforten getan hatte.

Die hohen Herren hinter dem grünen Tisch hatten immer wieder Mühe genug, den Schauplatz der Handlung aus Deutschland an die Westfront zu verlegen, in das kanonenumdonnerte, fliegerüberkreiste, höchst gefährdete Lazarett mit den sterbenden Generalen, Leutnants — und auch Gemeinen darin, den Ort der heldenmütigen Liebestätigkeit der Schwester Annemike.

Dieses Lazarett im Westen hatte der Holzmeister schon in drei Terminen über den Haufen zu werfen sich vergeblich bemüht.

Es gelang ihm erst, als Hilfe kam.

Die Hilfe bestand in dreien seiner Holzarbeiter, die bei ihm aus Kühude, Dohlbach und Rehsiepen neu in Dienst getreten waren. Sie hatten einem Ersatzbataillon angehört und hatten zu ver-



schiedenen Zeiten in einem Lazarett zu Mainz gelegen.

Die drei Mainzer gingen nun gründlich gegen die Westfront an, indem sie mit einer Klarheit, die über allen Zweifel erhaben war, zu beweisen begannen, daß die tapfere Frau Annemike Trilling durch ganze zwei Jahre eben in diesem Mainzer Lazarett verweilt habe. Sie schlugen auch das Heldenbuch ihrer Taten offen und mit viel Vergnügen vor ganz Rünskirchen und Himmelpforten auf.

Dabei kam allerdings Erschütterndes aus Tageslicht, das zu tun und tragen nur einer Märtyrernatur von der Art der Frau Trilling überhaupt möglich war. Ganze Armee-corps seien ihr durch Hände gegangen, ungezählte Helden seien in ihren Armen sanft verschieden, hatte sie gesagt — hier lag der von dem Holzmeister mit der ihm eigenen Geistes-schärfe erkannte kleine Irrtum. Es waren ihr in der That ganze Armee-corps durch die Hände gegangen — aber nicht Kranke, sondern Kartoffeln, die sie im Lazarett zu Mainz für das Vaterland schälen durfte. Unerthhalb Jahre! Der Rühhudler hatte ihr in der Genesung helfen dürfen, um dann von dem Dohlbacher abgelöst zu werden. Von sterbenden Generalen, Leutnants und Gemeinen, die ihr auf dem Todesbette die Ehe und den Dank des Vaterlandes ausgesprochen haben sollten, wußten sie beide nichts. Sie bezweifelten aber sehr, daß in der Küche unter den Kartoffelfässern ein General, Leutnant oder Gemeiner gestorben sei. Was aber das Versprechen einer Ehe anbeträfe, erklärten sie, so hielten sie das eher für möglich. Dafür habe sich bessere Gelegenheit geboten, und die „Schwester“ Annemike sei ihr nicht gerade aus dem Wege gegangen.

Der dritte Mainzer, der aus Rehsiepen, knüpfte an diese Ehegelegenheit und namentlich an die Ehevorbereitung im Lazarett an und entwarf ein anschauliches Bild von der Fähigkeit der Angeklagten auf diesem Gebiete. Er war zuletzt von den Dreien dort gewesen und konnte von einem glänzenden Aufstieg berichten, der sie endlich an die Stelle brachte, wohin sie ihrer ganzen Aus-

bildung nach gehört habe, in die Nähstube. Hier seien dann wiederum Armee-corps durch ihre Hände gegangen — zu fließende Hemden und Mittel nämlich. Bei der Ueberreichung des Verdienstkreuzes sei Zeuge leider nicht zugegen gewesen, wohl aber bei ihrem Abschiede von Mainz. Damit habe es eine eigene, etwas dunkle Bewandnis gehabt, die in den letzten Tiefen zu erforschen einem gemeinen Auge versagt geblieben sei.

Diese wertvollen Darbietungen in der Gerichtsstube zu Rünskirchen verfehlten ihre tiefen Wirkungen nicht.

Der Holzmeister war so gerührt, daß er auf die ihm zustehenden zwei Drittel verzichtete.

Er verzichtete auf Weiteres, da ja das Oberdorf und Unterdorf alles gehört hatten.

Im Oberdorf und Unterdorf setzte es ein Lachen ohnegleichen ab. Darin herrschte wieder einmal eine Einigkeit, als ob es niemals Backspeller und Grauwacken gegeben habe.

Die hohen Herren hinter dem grünen Tisch lachten auch. Sie verzichteten desgleichen auf vielerlei, nicht aber auf eine kräftige Predigt für die ordnungsgeschmückte, heldenhafte Frau und Kartoffelschälerin fürs Vaterland.

Eine besondere Ehre wurde der berühmten Heldin von der Westfront, der zweiten Jungfrau von Orleans, am Abend dieses Tages auf Himmelpforten erwiesen.

Man hatte zunächst an einen Fackelzug mit Liedervorträgen des Gesangvereins gedacht, kam aber in der Eile damit leider nicht mehr zurecht. Die Männer erwiesen sich an diesem Tag überhaupt als wenig zuverlässig. So übernahmen denn die Frauen aus dem Ober- und Unterdorf allein und ganz in der Stille die Vorbereitungen zu der Ehrung ihrer Mitschwester.

Es war nach dem Abendessen. Die fromme Seele kniete noch ein Stündchen in der Kirche.

Da fuhr in aller Heimlichkeit beim Haus des Schusters Reichling, wo die Heldin immer noch eine Kammer inne hatte, ein Wagen vor.



Was an diesem Wagen sonderlich war, bestand darin, daß er völlig leer und weder von Pferden, noch Ochsen, sondern von den Frauen des Ober- und Unterdorfes selbst gezogen war. Und was noch sonderlicher war, die Frauen begaben sich ohne langes Gerede und Getue in die Kammer der Heldin, holten ihre Habseligkeiten an Hausgeräten und Kleidern herunter, verstaute sie auf dem Wagen und taten so, bis auch die letzte Nähnaedel verpackt war.

Dann spannten sie sich vor den Wagen und fuhren die Fracht bis an die Kirchhofspforte. Dort aber hielten sie.

Sie warteten anscheinend auf die glückliche Besitzerin aller Herrlichkeit, wußten sich aber aus Ehrfurcht und um eine betende Seele nicht aus Gottes Armen zu reißen, meisterlich vor der Pforte zu gedulden, bis eben die fromme Beterin selbst den Weg auf die Erde zurückfand und aus der Pforte trat.

Sie sollte aber nicht lange auf Erden bleiben.

Man war so freundlich, sie von allen Seiten zu heben und zwischen ihre Herrlichkeit auf den Wagen zu setzen. Als sie glücklich oben war, bedeutete man ihr, das Dorf Himmelpforten, oben und unten, hielte sich nicht mehr für würdig, eine Dame von dem Rufe, der Frömmigkeit, Tapferkeit und Ehrlichkeit der Frau tailleur Trilling noch länger in seinem Bereich zu beherbergen. Hier oben sei alles zu klein, zu eng, zu armselig für eine Heldin, wie sie es erwiesenermaßen doch nun wäre.

Deshalb sei man übereingekommen, sie in diesem feierlichen Zuge hinaus zu geleiten auf ein neues Schlachtfeld.

Es brauche beileibe nicht gerade Mainz zu sein, nicht einmal Aachen. Münzkirchen dürfe genügen.

Münzkirchen sei vielleicht ein Ort, der Heldinnen und Jungfrauen von Orleans zu würdigen wisse.

Sie wollten deshalb mit dem Wagen säuberlich bis an die Grenze fahren, dort sich ihrer kostbaren Bürde entledigen und mit leerem Wagen — aber vollem, trauervollem und betrübtem Herzen in die Einsamkeit nach Himmelpforten zurückkehren...

So sprachen die guten Frauen vorn an der Deichsel, zu Seiten an den Mädem, hinten an dem Schütt. So sprachen sie aus schmerzlichem Herzen und fuhren den Wagen den Berg hinunter. Oben aber, unter ihrem Reichthum, saß die gefeierte Frau.

Sie sprach nicht. Sie saß auf ihrer Nähmaschine und sah zum Himmel auf. Sie bewegte leise die Lippen. Sie schien zu beten.

Nun war es still geworden im Vogelhaus.

Es war still, obschon die Vögel oben in ihren Käfigen nach wie vor zwitschernd und pfeifend ihre Entlassung abwarteten.

Auch in der Werkstätte unten ging die Säge wieder und schürfte der Hobel.

Einige Tage freilich hatten sie völlig Feiertag gehabt.

Da war es gewesen wie nach dem Tode Barbes.

Der Meister Weitensicht saß in den Hobelspanen und regte und rührte sich nicht aus einer tiefen Versunkenheit heraus. Hier und da hub er zu lächeln an. Dann konnte er reden. Er währte die kleine Barbe bei sich:

„Kind,“ sagte er, „was ist das für ein Irrtum in deinem Gemüte? Nun sehest du wieder diesen alten Prahlhans und Haudegen Goliath in den Eliaswagen, daß er mit dem heiligen Propheten in den Himmel hinauffahre. Nein, Barbe, wenn der Elias absolut Reisebegleitung haben muß, dann gib ihm doch lieber den Knaben Moses im Binsenkorb mit. Dagegen läßt sich nichts sagen. Nein, Kind, die Puppe braucht nicht mit, damit wissen sie oben nichts Rechtes anzufangen.“

So sprach er manchmal vor sich hin. Erwachte er aus dieser seligen Verlorenheit, dann fand er sich wieder allein.

„Alles ist weg,“ seufzte er und schüttelte sich, als träfe ihn diese Erkenntnis gerade jetzt neu.

„Das Kind ist fort, der Eliaswagen, der Knabe Moses, die Arche Noes — nur ich bin zurückgeblieben. O, kleine Barbe, Josef, Kind, warum gehst du fort mit dem Mann aus Sibirien?“



schiedenen Zeiten in einem Lazarett zu Mainz gelegen.

Die drei Mainzer gingen nun grünlüch gegen die Westfront an, indem sie mit einer Klarheit, die über allen Zweifel erhaben war, zu beweisen begannen, daß die tapfere Frau Annemike Trilling durch ganze zwei Jahre eben in diesem Mainzer Lazarett verweilt habe. Sie schlugen auch das Heldenbuch ihrer Taten offen und mit viel Vergnügen vor ganz Münstkirchen und Himmelpforten auf.

Dabei kam allerdings Erschütterndes aus Tageslicht, das zu tun und tragen nur einer Märtyrernatur von der Art der Frau Trilling überhaupt möglich war. Ganze Armeekorps seien ihr durch Hände gegangen, ungezählte Helden seien in ihren Armen sanft verschieden, hatte sie gesagt — hier lag der von dem Holzmeister mit der ihm eigenen Geistesstärke erkannte kleine Irrtum. Es waren ihr in der That ganze Armeekorps durch die Hände gegangen — aber nicht Kranke, sondern Kartoffeln, die sie im Lazarett zu Mainz für das Vaterland schälen durfte. Underthalf Jahre! Der Kühnhuder hatte ihr in der Genesung helfen dürfen, um dann von dem Dohlbacher abgelöst zu werden. Von sterbenden Generalen, Leutnants und Gemeinen, die ihr auf dem Todesbette die Ehe und den Dank des Vaterlandes ausgesprochen haben sollten, wußten sie beide nichts. Sie bezweifelten aber sehr, daß in der Küche unter den Kartoffelfässern ein General, Leutnant oder Gemeiner gestorben sei. Was aber das Versprechen einer Ehe anbeträfe, erklärten sie, so hielten sie das eher für möglich. Dafür habe sich bessere Gelegenheit geboten, und die „Schwester“ Annemike sei ihr nicht gerade aus dem Wege gegangen.

Der dritte Mainzer, der aus Rehsiepen, knüpfte an diese Ehegelegenheit und namentlich an die Ehevorbereitung im Lazarett an und entwarf ein anschauliches Bild von der Fähigkeit der Angestellten auf diesem Gebiete. Er war zuletzt von den Dreien dort gewesen und konnte von einem glänzenden Aufstieg berichten, der sie endlich an die Stelle brachte, wohin sie ihrer ganzen Aus-

bildung nach gehört habe, in die Nähstube. Hier seien dann wiederum Armeekorps durch ihre Hände gegangen — zu flidende Hemden und Kittel nämlich. Bei der Überreichung des Verdienstkreuzes sei Zeuge leider nicht zugegen gewesen, wohl aber bei ihrem Abschiede von Mainz. Damit habe es eine eigene, etwas dunkle Bewandnis gehabt, die in den letzten Tiefen zu erforschen einem gemeinen Auge versagt geblieben sei.

Diese wertvollen Darbietungen in der Gerichtsstube zu Münstkirchen verfehlten ihre tiefen Wirkungen nicht.

Der Holzmeister war so gerührt, daß er auf die ihm zustehenden zwei Drittel verzichtete.

Er verzichtete auf Weiteres, da ja das Oberdorf und Unterdorf alles gehört hatten.

Im Oberdorf und Unterdorf setzte es ein Lachen ohnegleichen ab. Darin herrschte wieder einmal eine Einigkeit, als ob es niemals Backpeller und Grauwacken gegeben habe.

Die hohen Herren hinter dem grünen Tisch lachten auch. Sie verzichteten desgleichen auf vielerlei, nicht aber auf eine kräftige Predigt für die ordengeschmückte, heldenhafte Frau und Kartoffelschälerin fürs Vaterland.

Eine besondere Ehre wurde der berühmten Heldin von der Westfront, der zweiten Jungfrau von Orleans, am Abend dieses Tages auf Himmelpforten erwiesen.

Man hatte zunächst an einen Fackelzug mit Liedervorträgen des Gesangvereins gedacht, kam aber in der Eile damit leider nicht mehr zurecht. Die Männer erwiesen sich an diesem Tag überhaupt als wenig zuverlässig. So übernahmen denn die Frauen aus dem Ober- und Unterdorf allein und ganz in der Stille die Vorbereitungen zu der Ehrung ihrer Mitschwester.

Es war nach dem Abendessen. Die fromme Seele kniete noch ein Stündchen in der Kirche.

Da fuhr in aller Heimlichkeit beim Haus des Schusters Reichling, wo die Heldin immer noch eine Kammer inne hatte, ein Wagen vor.



Was an diesem Wagen sonderlich war, bestand darin, daß er völlig leer und weder von Pferden, noch Ochsen, sondern von den Frauen des Ober- und Unterdorfes selbst gezogen war. Und was noch sonderlicher war, die Frauen begaben sich ohne langes Verede und Gestue in die Kammer der Helbin, holten ihre Habseligkeiten an Hausgeräten und Kleidern herunter, verstauteu sie auf dem Wagen und taten so, bis auch die letzte Nähnaedel verpackt war.

Dann spannten sie sich vor den Wagen und fuhren die Fracht bis an die Kirchhofspforte. Dort aber hielten sie.

Sie warteten anscheinend auf die glückliche Besitzerin aller Herrlichkeit, wußten sich aber aus Ehrfurcht und um eine betende Seele nicht aus Gottes Armen zu reißen, meisterlich vor der Pforte zu gedulden, bis eben die fromme Veterin selbst den Weg auf die Erde zurückfand und aus der Pforte trat.

Sie sollte aber nicht lange auf Erden bleiben.

Man war so freundlich, sie von allen Seiten zu heben und zwischen ihre Herrlichkeit auf den Wagen zu setzen. Als sie glücklich oben war, bedeutete man ihr, das Dorf Himmelpforten, oben und unten, hielte sich nicht mehr für würdig, eine Dame von dem Rufe, der Frömmigkeit, Tapferkeit und Ehrlichkeit der Frau tailleur Trilling noch länger in seinem Bereich zu beherbergen. Hier oben sei alles zu klein, zu eng, zu armselig für eine Helbin, wie sie es erwiesenermaßen doch nun wäre.

Deshalb sei man übereingekommen, sie in diesem feierlichen Zuge hinaus zu geleiten auf ein neues Schlachtfeld.

Es brauche beileibe nicht gerade Mainz zu sein, nicht einmal Aachen. Münskirchen dürfe genügen.

Münskirchen sei vielleicht ein Ort, der Helbinnen und Jungfrauen von Orleans zu würdigen wisse.

Sie wollten deshalb mit dem Wagen säuberlich bis an die Grenze fahren, dort sich ihrer kostbaren Bürde entledigen und mit leerem Wagen — aber vollem, trauervollem und betrübtem Herzen in die Einsamkeit nach Himmelpforten zurückkehren...

So sprachen die guten Frauen vorn an der Deichsel, zu Seiten an den Rädern, hinten an dem Schütt. So sprachen sie aus schmerzlichem Herzen und fuhren den Wagen den Berg hinunter. Oben aber, unter ihrem Reichtum, saß die gefeierte Frau.

Sie sprach nicht. Sie saß auf ihrer Nähmaschine und sah zum Himmel auf. Sie bewegte leise die Lippen. Sie schien zu beten.

\* \* \*

Nun war es still geworden im Vogelhaus.

Es war still, obschon die Vögel oben in ihren Nistigen nach wie vor zwitschernd und pfeisend ihre Entlassung abwarteten.

Auch in der Werkstätte unten ging die Säge wieder und schürfte der Hobel.

Einige Tage freilich hatten sie völlig Feiertag gehabt.

Da war es gewesen wie nach dem Tode Barbes.

Der Meister Weitensicht saß in den Hobelspanen und regte und rührte sich nicht aus einer tiefen Versunkenheit heraus. Hier und da hub er zu lächeln an. Dann konnte er reden. Er wählte die kleine Barbe bei sich:

„Kind,“ sagte er, „was ist das für ein Irrtum in deinem Gemüte? Nun setzst du wieder diesen alten Prahlhans und Haudegen Goliath in den Eliaswagen, daß er mit dem heiligen Propheten in den Himmel hinauffahre. Nein, Barbe, wenn der Elias absolut Reisebegleitung haben muß, dann gib ihm doch lieber den Knaben Moses im Binsenkorb mit. Dagegen läßt sich nichts sagen. Nein, Kind, die Puppe braucht nicht mit, damit wissen sie oben nichts Rechtes anzufangen.“

So sprach er manchmal vor sich hin.

Erwachte er aus dieser seligen Verlorenheit, dann fand er sich wieder allein.

„Alles ist weg,“ seufzte er und schüttelte sich, als träfe ihn diese Erkenntnis gerade jetzt neu.

„Das Kind ist fort, der Eliaswagen, der Knabe Moses, die Arche Noes — nur ich bin zurückgeblieben. O, kleine Barbe, Josefa, Kind, warum gingst du fort mit dem Mann aus Sibirien?“



Wir hatten dich hier so nötig, ich hatte dich nötig, der Vater Michael, die Thres, Noe, Habakuk, David, Salomon — alle hatten sie dich nötig, kleine, liebe Barbe, aber du gingst doch fort!"

Er kam nach seiner Zeit dann doch zur Arbeit.

Aber wie er auch schaffte, er konnte und wollte nicht alle Gründe zuschütten.

Aus der Tiefe blühte immer wieder ein Stückchen Erinnerung auf, darin sich das Verlorene spiegelte.

Wenn der Hobel über die Bretter glitt, dann glitten seine Gedanken dem Kinde nach.

„Jetzt sitzt sie gewiß in Gelsenkirchen in ihrer Stube,“ sagte er sich, „und wenn sie dann die Leute aus der biblischen Geschichte vor sich hat, denkt sie an das Vogelhaus. Sie hat sicher Heimweh nach uns. Aber, Barbe, Kind, der alte Elieser war ja gar nicht der ungeratene Sohn Davids und hieß doch auch nicht Absalon. Du aber hängst ihn wieder mit den Haaren an die Tischschublade, Kind, Kind, du tußt ehrenwerten Leuten bitterlich Unrecht.“

Das Kind lebte ihm immer noch nahe, wie fern es ihm auch längst war! An Leib und Seele war sie lange fern.

Die Thres wußte das am besten, hatte es eine gute Zeit schon gewußt.

Als sie eines Tages in Münskirchen unten gewesen war, fand sie auf dem Wege ein Stückchen aus dem alten Bunde des Anton. Elieser rastete mit seiner Karawane im Straßengraben. Er schien schon einen Teil seiner Reise im Regenwasser dieses Grabens verbracht zu haben, seinem Aussehen nach, das nicht gerade mehr mit Wüstenstaub verziert war.

Wie es möglich war, daß der Fahrtgenosse von der Reisegesellschaft nach Gelsenkirchen abgekommen war, schien selbst der Thres nicht klar. Immerhin aber dachte sie nicht freundlicher von dem Sibirier.

Sie wies dem Elieser auch nicht den Weg, trotzdem sie ihn der kleinen Barbe gern gegönnt hätte, sondern führte ihn wieder den Berg hinauf ins Vogelhaus. Dort versteckte sie ihn in der Vogelwiege,

die sie aus der Sehweite des Anton glücklich entriickt hielt.

Mit dem Entfernen der Wiege aus ihren Altstübchen hatte sie auch ihr eigenes Herz beruhigen wollen. Es war dieser Mutter ohne Kind nicht leicht zu tragen, daß sie selbst kein eigenes Kind hineinbetten konnte.

Sie würde es niemals dürfen.

Ja, auch das Herz der tapferen Frau blutete um das Kind, das sie mit Mutterliebe geliebt hatte.

Mehr aber noch litt es um das größere Kind, Anton Andreas, das sie mit Frauenliebe und in der großen Hingabe ihres ganzen Weibstums liebte. Es war immer noch so, daß seine alte Wunderlichkeit ihm beide Augen zuhielt. Er glaubte auch jetzt noch sein Glück fern, wo es nahe um ihn war in nimmermüder Sorge für sein Wohl, aber mit tapferen Händen die eigenen Wunden verbergend.

So war die Mutter Thres.

Sie war um ihn in Stube und Werkstatt, in Hof und Garten. Sie zog die Ziegen und Hühner und die Frucht des Gärtchens, daß es an nichts und nirgends fehlte. Sie hielt allezeit ein Bündel Kamillentee für Werkstatt und Vogelstube bereit. Sie saß am Bett des kranken Alten oben und half die schwere Säge unten ziehen. Sie lief im weißen Haar behende wie ein Mädchen und geschürzten Rockes, mit aufgeschlagenen Armen.

„Es ist nicht recht von dir, Anton,“ sagte sie oft, wenn sie in der Werkstatt saß, „und der Vater Michael meint es auch, daß du den beiden immer noch nachläufst. Es ist ein Jammer zu sehen, Anton, und es geht einem ins Herz wie ein Messer. Ein halbes Jahr ist es nun her, da müßte es doch allmählich anders mit dir werden. Und, was ich sagen wollte, sie haben es auch gar nicht um dich verdient, daß du dich so hast. Lieber Gott, was war das erst für ein Versprechen vom Herrn Alltag, jede Woche mindestens einmal wollten sie dir eine Ansichtskarte schicken und auch ein Bild von der Barbe. Aber nicht ein Wort haben sie von sich hören lassen, nicht ein Wort. Mache dich auch hier wieder auf



alles gefaßt, Anton, sie werden auch nicht schreiben — sie sind längst drüber. Daß du auch schon darüber siehst, kann man ja von dir wohl noch nicht verlangen, aber wohl, daß du dich bemühst. Freilich, da muß was getan werden.“

Es half nicht. Im Gegenteil, vorerst schlugen ihm die Wellen noch einmal gründlich über dem Kopfe zusammen. Die nicht angekommenen Ansichtskarten halfen noch dazu. Er meinte nämlich in seinem wunderlichen Schmerz, es gefiele dem Kinde nicht in Gelsenkirchen — sonst hätte man ihm doch geschrieben. Es gefiele ihm nicht, es habe Heimweh nach dem Vogelhause — ja es käme gewiß dorthin zurück. Es sei wahrscheinlich schon auf dem Wege!

Er hatte jetzt immer das Fenster der Werkstube, das auf den Weg nach Münstkirchen ging, offen. Manchmal in der Abenddämmerung wartete er auch an der Haustür.

Oft ging er gar ein Stück die Straße hinauf, ob sie nicht käme.

„Thres, Sorge dich nicht zu sehr um ihn,“ tröstete der Vater Michael auf seinem Krankenbett, „laß ihn ruhig die Flügel schlagen, er ist es nicht anders gewohnt, ich kenne ihn, den wunderlichsten Vogel, den Gott in seinen Bäumen hat. Sollst sehen, wenn seine Zeit da ist, wird er plötzlich ruhig werden, und eines Tages wird er mit Staunen sehen, daß er gar nicht so weit zu fliegen braucht, weil er das schönste Ei im eigenen Nest liegen hat. Aber wie gesagt, Thres, es gehört bei ihm Zeit dazu.“

\* \* \*

Der Winter ging hin, es wurde wiederum Frühling und Ostern.

Die Berge lagen noch im schweigenden Braun, das alles Grün verdeckt hielt. Aber nicht lange mehr, dann will der grüne Jubel durchbrechen. An Hängen und Blößen hatten sich schon die ersten Blumen ans Licht gefunden.

Es war ein lockendes, liegendes, wunderwirkendes Licht, das diesen Osters tag blank und warm überstrahlte. Die Nähe machte es golden klar. Die Ferne zog es nahe. Und die Menschen wurden froh beglückt unter dieser Sonne.

Es war ein wunderwirkendes Frühlingsslicht.

Der Vogelmichael stand noch einmal von seinem Bette auf und trank es ein. Und noch einmal ging er zu seinen Käfigen, seine Winterkranken zu besorgen. Aber seine Hände zitterten, wie er streichelte und band. Es war eine eigene Sachtheit über ihn gekommen. Alles an ihm war leise und lächelnd geworden. Er war nicht fern dem neunzigsten Jahre, aber es war immer noch eine Vogelleichtigkeit in ihm.

„Anton, mein Sohn,“ sagte er in diesen Tagen, „du wunderst dich? Du solltest es nicht tun. Du weißt doch, je näher die Berge beim Himmel ist, desto leichter und leichter wird es ihr. Es kommt daher, weil kein Wind von der Erde gegen sie ist. Der Wind auf Erden, Anton, ist sonst ein nützlich Ding, und wir beide haben uns ja auch zeit-lebens mit ihm vergnüglich herumgeschlagen und auch oft unser eigenes Teil mitgeblasen. Aber wenn es nach oben geht und man erst sein richtig Stück hoch ist, dann kann man es ohne ihn. Man ist kein Mensch mehr, die Holzschuhe hat man längst von sich geworfen. Jeden Augenblick glaubt man, der letzte Schlag mit den Flügeln und der letzte Stoß müsse getan werden und dann — und dann dränge man durch die Wand und stürmte hinein in einen unendlichen Jubel.“

Und doch, heute an diesem Osters tag wehte selbst für den Vogelvater noch ein leises Erdenwindchen.

Er stand und grüßte die klare Flut des hellen Lichtes, das am Morgen schon die Berge umwehte.

Er meinte mit dem alten Zwinkern seines Mundes, es sei nicht unmöglich, daß er bei solchem Wetter heute vielleicht endlich seinen versprochenen Ausflug machen werde.

Er schien indessen den Morgen doch noch nicht so weit zu kommen.

Er war dabei, wie sie in der hellen Frühe um das Wallerkirchlein zogen, des Herren glorreiche Urständ zu feiern.

Die alten Kirchenfahnen trugen sie hinaus, die alten Jubellieder und die alten Winterbedrückungen.



Weit offen stand das kleine Gotteshaus und ergoß die klingende Welle der Singenden über die Kirchhofgräber.

Zulezt und freilich ein wenig hinter den anderen drein ging der Vater Michael und sang sein Alleluja — wie heute vor achtzig Jahren, wo er zuerst und damals gleichfalls als letzter mitgeschritten war.

Hernach in der Kirche saß er im Letzter vorne, im Küstergestühl, neben dem Anton Andreas.

Er saß eine lange Weile noch dort, als die Frühmesse schon geendet und die Kirche sich geleert hatte.

„Er ist leiser und seltsamer heute als die letzte Zeit, Anton,“ sagte die Thres.

„Wir müssen ein Auge auf ihn haben. Was er da in seinen wunderlichen Sinnen heute früh vom Fliegen gesagt hatte, könnte wahr werden.“

Und doch schien es nicht nötig. Er weilte noch recht auf der Erde.

Am Nachmittag entwischte er der Mutter Thres nach oben unter seine Vögel.

Er ließ keinen ein, wie sie auch klopfen, und kam auch nicht hervor. Sie sollten sich ein wenig gedulden, meinte er hinter der Türspalte. Leicht möge es doch heute oder morgen, sicher aber dieser Tage etwas werden mit seinem alten Plan.

Sie hörten ihn flötend vor den Körben gehen.

„Du kannst ruhig deinen Gang ins Feld machen, Thres,“ sagte der Anton Andreas, „der Vater Michael ist guter Dinge wie nie zuvor. Der sieht auch noch nächste Ostern die Paschfeuer. Er ist zähe wie ein Kabe. Lasse dich nicht aufhalten, ich gehe den Weg nach Rünskirchen hinunter. Mir ist, sie müsse heute kommen, unsere Barbe. Ein Feuer haben sie in Gelsenkirchen gewiß nicht, und sie hatte solche Freude dran.“

Sie gingen beide und kamen nicht eher heim, bis schon die ersten Feuer auf den Bergen lohten.

Es war still im Vogelhause.

Eine Stille war, die beunruhigte. Wie wenn eine alte, liebe Uhr zu ticken aufhört. Kein Vogelzwitschern kam von oben.

Eine heiße Angst trieb die Mutter Thres hinauf.

Die Tür in das Reich des Alten stand nur angelehnt. Mit einem Satz war sie mitten zwischen den Käfigen.

Dort saß der Vater Michael in seinem Lehnstuhl.

Er war tot.

Ein flügelahmes Grasmücklein saß ihm auf der noch warmen Hand.

Die Luke stand weit offen.

Alle Körbe und Käfige waren geöffnet. Keines seiner singenden Lieblinge war geblieben als nur das flügelahme.

Hinter dem Verschlag, wo er geheime Stunden verweilt, stand sein Sarg.

Sein Sarg stand dort, Flügel aber fanden sie nirgends.

Sie hielten lange stumm ergriffen, der Anton und sein Weib.

„Anton,“ sagte die Thres endlich, „hier sitzt nun ein Toter, der uns lieb und gut war wie ein Vater, und das Herz zieht sich mir zusammen, daß ich nicht in seiner letzten Stunde bei ihm war. Aber weinen kann ich nicht bei allem Schmerz. Er ist nun wohl durchgestoßen durch die Wand und ist hineingestürzt in den unendlichen Jubel, der niemals, niemals aufhört. Es mag ihm wohl gut gehen.“

\* \* \*

Der Anton Andreas begrub den Vogelvater Michael.

Was aber dreimal tot und fern war, das Rind Barbe, konnte und wollte er immer noch nicht begraben.

Manche Abendstunden und Sonntage versah er jetzt auf dem Wege nach Rünskirchen zu. Zur Hälfte lag seitwärts am Ufer ein gefallener Baumstamm. Von ihm war die Straße bis in die Tiefe zu gewahren. Da saß er dann in wunderlichem Warten, sich immer noch und immer wieder in eine Ferne verlierend, die nicht näher rücken wollte.

„Heute kommt sie nicht mehr,“ sagte er nach vergeblichen Stunden und ging enttäuscht heim, „aber morgen wird es sicher sein. Mir ist ganz so, daß sie morgen kommt.“

Sie kam auch dann nicht.

Die Zeit ging darüber hin.



Er brachte nichts heim von seinem Warten als ein immer neu beschwertes Herz.

Auch das tapfere Herz der Mutter Thres wurde nicht leichter.

Und doch ließ sie es nicht in die Tiefe ziehen, wenn es auch noch mancher Stein traf.

Ja, Anton war auf den wunderbarsten Flügeln.

Weil er die Barbe auf dem Weg den Berg hinauf nicht fand, suchte er in seiner alten Kindergeschichte wieder einmal Tröstung, und zwar blätterte er nach biblischen Kindern, die ihm die Barbe ersetzen könnten.

Ein Mädchen, das ihm gefiel, fand er nicht und Knaben vom Alter der Barbe kaum.

Was er jetzt aber fand und was ihn mächtig anzog, das waren die Geschichten von den Heldenfrauen Judith und Esther.

Besonders die höchst ehrbare und angesehene Witwe aus der Feste Bethulia tat es ihm an.

Über der Frau vergaß er beinahe das Kind.

Wo gab es solch ein Weib je wieder? War seine Barbe so gewesen? War die Thres der Judith gleich?

O, sie ließen sich nicht vergleichen. Judith, Esther, Ruth und Susanna standen in seinem Kinderbuch, und die Thres — die Thres war eben nur seine Frau. Da brauchte sie keine große Heldin zu sein.

Was hatte sie besonders zu tun, jetzt, wo das Kind fort war?

Über der angesehenen Witwe Judith versank dem Meister Anton sein Weib noch mehr als seither in Vergessenheit.

„Nun ist er bald soweit,“ tröstete sich die Thres, „wenn es auch nicht so scheinen mag und wenn ich auch vorerst noch nicht ins alte Testament gehöre. Er ist allmählich wieder bei den Frauensleuten angekommen und läßt die Kinder. Ich vertraue auch hier auf die Zeit. Geduld muß einer freilich haben, das ist wirklich alles, was hier getan werden kann.“

Der Anton ließ es sich immer wohler ein in der Feste Bethulia, trotzdem

ihm Holofernes das Wasser abgegraben hatte. Er ließ es sich wohl sein und lächelte freundlich von der Drehbank aus der Thres zu, wenn sie ihn zum Essen rief. Es bedurfte dann freilich erst einer Weile, bis er sich von Kanaan nach Himmelpforten zurückfand zu seinem Teller Milchsuppe mit eingebroctem Weißbrot.

„Judith,“ konnte er dann die Thres nennen und lächelnd sagen, „in einem Sacke hast du das Haupt getragen? Schön war es gewiß nicht, was dir da auf dem Rücken hing, und ich wüßte keine, die es dir nachmachte im ganzen alten und neuen Testamente!“

Zu dieser Angelegenheit hatte die nun doch in die biblische Geschichte versetzte Thres hinternach am Tische auch noch ein Wörtchen zu sagen.

„Anton,“ meinte sie und brockte ihm das Weißbrot ein, „das mit deiner Witwe Judith, mit der du es augenblicklich hast, mag tapfer und heldenhaft gewesen sein, das will ich gern bestehen lassen, obschon mir die stille Ruth immer noch lieber ist. Aber es ist doch gut, daß es ihr nicht viele Frauen im alten und neuen Testamente nachgemacht haben. Was hätte es sonst geben sollen, und mehr Männerköpfe, als unbedingt nötig, wären durch die Stuben gerollt. Dir kann man es ja weiter nicht übel nehmen, daß du was besonderes darin siehst. Aber um eine rechte Frau zu sein Anton, braucht eine noch längst nicht dem Holofernes das Haupt abzuschlagen. Aber davon versteht ihr Mannsleute wohl nichts. Ihr seht auf das Laute, und das Leise, was keinen Lärm macht, was sich auch nicht an den Weg setzt, wenn etwa eine Barbe fortgelaufen ist, das seht ihr nicht. Laß es dir gut schmecken, Anton, und hier hast du das Salznapfchen, wenn es dir noch ein wenig zu schal sein sollte.“

Diese Milchsuppe aß der Anton sehr nachdenklich, und gleich bedachtsam aß er auch das darauf folgende Kartoffelmus mit durchwachsenem Speck.

Nachdenklich und bedachtsam blieb er den ganzen Tag und auch die folgende Zeit.



Es ging gegen Herbst an, und er sah mancherlei, was die Thres tat und wie sie es tat.

Sie schlug nirgends einem Holofernes das Haupt ab, wenigstens war das von seinem Fenster aus nicht zu sehen.

Sie tat nur ihr Werk, wie sie es immer getan hatte im Pfarr- und Küsterhaus, nimmermüde. Dazwischen aber, das sah der Anton erst jetzt, fand sie immer noch Zeit, seine zerlesene alte Geschichte säuberlich neu zu kleben und zu binden und sie dann heimlich zwischen die Feilen und Leintöpfe auf die Hobelbank zu legen. Und daß sie bei vollen Einern noch den Kopf hoch bringen konnte und einen Blick in sein Fenster zu werfen vermochte, das sah er jetzt gleichfalls erst. Und was er noch mehr sah, war, daß sie mittlerweile über ihre Jahre weiß geworden war und oft in diesem Blick zu seinem Fenster hin ein stummes Witten aus Tiefen herausholte.

Das alles sah er nach dem Essen jenes Tages, das nicht seinem Magen, sondern diesmal seinen Augen zugute gekommen schien.

Der Anton Andreas tat nun beide Augen auf, nachdem er sie vorher freilich müde gesehen hatte nach Rünkskirchen zu, in den Nebel hinein. Es war das letztemal gewesen, und davon kam er eines Abends heim, als die Thres in der dunklen Werkstube mit den Stricknadeln saß.

„Mutter,“ sagte er und seine Stimme bebte, „sie kommt nicht wieder, die Barbe kommt niemals wieder. Ich weiß es nun! Es geht mir wie der Mutter Wietkegel aus dem Faßbänderhaus. Weißt du noch, was sie sagte, als es für einen Augenblick hell um sie wurde? Ich bin lange fort gewesen in einem fremden Land, wo keine Menschen wohnen. Thres, ich bin auch lange fort gewesen, ich habe mich auch irren lassen. Du hattest ein gutes Gesicht, und ich habe es nicht erkannt. Du warst mir lieb, und ich wollte es nicht wissen, Thres, Mutter!“

Die Wand war durchstoßen, nun war der Jubel da.

Es war doch mehr als ein Drossellied auf hohem Baum, wie die Thres in bescheidenen Wünschen erhofft hatte. Die Nachtigall und alle Vögel waren da, und es wurde ein später Frühling diesen Herbst, und wieder auch es wurde mehr als Frühling.

Im Vogelhaus zu Himmelpforten blieb es hell, und selbst der Anton Andreas hielt beide Augen offen und schloß sie nicht wieder.

„Mutter,“ sagte er eines Tages und lächelte das Zwinkern Vater Michaels, „das mit der Judith bleibt doch bestehen, und du gehörst auch eigentlich in meine biblische Kindergeschichte und nach Bethulia: du hast doch einem Holofernes das Haupt abgeschlagen und in den Sack getan, meine Wunderlichkeit und Nartheit meine ich, Mutter, die uns wie Holofernes das Wasser zu unserm Herzen hin abgraben wollte. Ich weiß, Thres, der Feind wird es bei mir noch öfter mit dieser alten Schaufel versuchen. Da mußt du immer mit dem offenen Sack bereitstehen, Mutter, um darin gleich das Haupt des Holofernes versinken zu lassen. Dann ist mir nicht mehr bange. . .“

Sein Lächeln und Zwinkern hatte sich zu Ernst verdichtet, wurde aber heller und zuversichtlicher, als die Thres in der alten Tapferkeit, die das Glück noch auf festere Füße gestellt hatte, freudig entgegnete:

„In den Sack damit, gleich in den Sack! Anton, lieber Mann, sei ohne Sorge, ich helfe dir, soviel da überhaupt geholfen werden kann. Wir sind alle wunderliche Vögel, der Meister Michael hat's uns oft genug gesagt. Wir flogen alle einmal irre und meinen, wir säßen im Kirschbaum, wo es doch nur ein alter Weidenstumpf ist, auf dem keine Fliege satt wird. Sieh, Anton, die Hauptsache ist, daß wir von dem Weidenbaum wieder herunter und in den Kirschbaum kommen. Du bist glücklich wieder in den rechten Baum geraten, und daß du dich daraus nicht mehr versiegst, dafür freilich soll und muß was getan werden.“

Ende.





Ein stark' Geschlecht  
I.

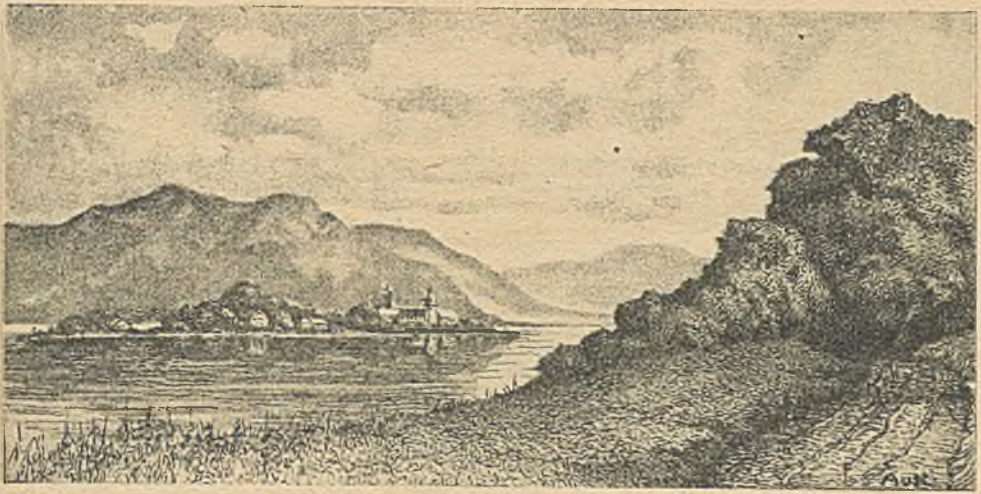
Nach einer Radlerung von Bruno Zwiener











# Frauenwörth

Von Dr. Paul A u f t

Mit sechs Zeichnungen des Verfassers

Wer die Bahn Rosenheim—Salzburg benützt, umfährt den südlichen Teil des Chiemsees. Der aufgleißende, schmale Wasserstreifen dürfte bei vielen eine gewisse Enttäuschung bringen, besonders wenn die Bezeichnung „das Bahrtsche Meer“ in Erinnerung tritt. Es erscheint mir als ein Fehler der Menschen, gern vergrößern zu wollen, wodurch stets eine Verkleinerung der Tatsächlichen gelingt. Der „Hohe“ Peißenberg zum Beispiel bleibt ein Zwerg zur benachbarten Zugspitze; ein „Großes“ Konzert eine Kleinleistung zur „Kammer“-Musik, und alle mit „Schweiz“ bezeichneten Gegenden Deutschlands wirken wie ein Witz in bezug auf die wirkliche Schweiz. Wer den Chiemsee durchaus etwas meerähnlich schauen möchte, hätte sein Erdenbaisein um viele Jahrtausende vorher einrichten müssen, da der Wasserspiegel 100 Meter über dem heutigen lag, beim Marquartstein begann, mit dem westlichen Simmssee eine Einheit bildete und unabsehbar weit draußen in der Hochebene sich verlor. Unter Molasse-schichten bloßgelegte Austerbänke am Simmssee lassen sogar auf Meere der

jüngeren Tertiärformation schließen. Gletscher und Gletscherwasser schürften die Chiemseewanne aus. Heut mißt der See 11 : 17 Kilometer und besitzt drei durch ein unterseeisches Plateau zusammenhängende Inseln: Herrenwörth, Frauenwörth und Krautinsel. Im Weitsee liegt seine größte Tiefe mit 73 Meter, indessen seine mittlere nur 24 Meter beträgt, gering zu nennen im Vergleich zu dem weit kleineren Walchensee mit 196, bezw. 79 Meter Tiefenmaßen. Das südlich vorgelagerte Gelände trägt heut noch in ausgedehnten Filzen Seebodencharakter. Durch die Regulierung der Alz, des nördlichen Abflusses, sank der Wasserspiegel um fast 1 Meter, und man hat berechnet, daß bei der steten Verminderung dieser Wasserbeden nach 14 000 Jahren der Chiemsee verschwunden sein dürfte und die Ache durch Filze und Wiesen sich zur Alz schlängeln wird. Doch heute fluten noch die grünen Seewellen, aus denen die Fraueninsel, das liebe Eiland der Linden und Rosen, wie ein stilles Gebet emporsteigt. Ihr langgestreckter Hügel ist in 20 Minuten zu umschreiten.



Fünf sonnendurchglänzte Sommerwochen sollten folgen, als ich bei dem Schiffer und Klosterzimmermann Stephan ein kleines Zimmer mietete. Noch kein Studienaufenthalt ist mir durch so viel Herzenstakt und uneigennütige Bereitschaft meiner Wirte so gehoben worden, wie der auf Frauenwörth. Das kleine, am Westufer gelegene Schifferhaus atmete die Trautheit seiner Bewohner, und das mir zugewiesene Stübchen, zu dem eine leitersteile Stiege führte, barg Heimat. Eine kleine Bretterhütte im See lud zum Bade, und Tisch und Bank unter alten Uferweiden boten nach dem Tagwerk Rast. Die ganze Insel gehörte mir, sie gehörte meinem Innenleben annähernd so, wie einem Raupp und Wopfner, einem Stieler, Haushofer, Scheffel und manchem anderen. Was machte mir eigentlich dieses kleine Eiland von Anbeginn so liebwert? Die gebotene Natur nicht allein, hätte ich nicht die Seelenspiegelung Genannter in mir getragen, wäre ich nicht durch ein geistbestelltes Feld geschritten. In die tausendjährige Geschichte des Klosters spann Stieler die duftendsten Rosen der Liebe durch die Pieder des Eilandes, Raupp bildete die Idealgestalt der ersten

Abtissin auf der Leinwand, und Raupp und Wopfner schilberten traumselige Tage und glaubenstiefe Geschehnisse aus der Bannmeile des Eilandes. Geistgeformte Niederschläge von Menschen mit hohem Sinnen hatten gleich Edelpatina diese Scholle überzogen. Tausend Jahre verrannen im Sonnenstrahl, zerfielen über Linden und Kloster, den Wahrzeichen aus verwordener Zeit. 776 bis 82 erfolgte unter Herzog Tassilo dem Dritten die Gründung der Chiemsee-Klöster Pfaffenau (Herrenwörth) und Frauenau (Frauentwörth), und Irmingard, eine Tochter Ludwigs des Deutschen, wird uns 860 als erste bekannte Abtissin genannt. Die Klosterkirche birgt ihre sterblichen Reste.

Der Gebäudekomplex dieser Siedlung adeliger Frauen deckt einen Teil des Inselübendes. Von hohen Mauern umstrebt, ruht diese glaubenstiefe Abgeschlossenheit wie eine Lebensinsel in einer Insel des Lebens. Dienende, außer Klausur stehende Schwestern verleihen der Umgebung Farbe und Charakter und geben in freundlichem Begegnen Gruß und Rede.

Der stille Weg um die Klostermauern, von alten Weiden beschattet und hohem Strauchwerk umbuscht, barg feierliche







Ruhe. Im Uferschiff verlispeelten die letzten Wellenbänder wie leise Musik zum zuckenden Gaukelspiel unzähliger Kohlweißlinge über sonnenheißem Ufersand. Reife Nüsse schlugen schreckhaft durch das sommermüde Blätterdach, und wie verlegend wirkte der rasche Aufflug eines Vogels. Das Aufstoßen eines Fensters ließ neugierige Blicke über die Gebädeflucht gleiten, eine Nonne zu erspähen — vergeblich. Zuweilen schiedte eine schlagende Uhr ihr dünnes, zitterndes Stimmchen aus der mauerfühlen Zelle einer Nonne hinaus in die lichtflutende Weite des brütenden, mit matten Flügeln ruhenden Sommertages. Dann wieder der Schrei einer Möwe oder der schnappende Laut eines Fisches.

Da, wo das steingefasste Ufer gleich einer Furt zum See sich neigt, steht eine Bank, von uralten Weiden umdrängt.

Der Blick schweift frei über den Weitssee südwärts zum Gang der Alpen und wandert westwärts über die niedere, kleine Krautinsel zur hochbebuschten Herrentwörth. Hier mag vor tausend Jahren Frau Irmingard gestanden sein und ausgelugt haben. Rosenzweige, von Eliland gebrochen, mag die Flut herangewellt haben zum Kranz der Liebe — Rosen, Träume, Liebe und Menschen zerfielen, Wellen um Wellen verrannen, aber Linden und Mauern künden noch jene Zeit. Jene Zeit künden auch die südwärts spiegelnden Berge, die Wanderträume im liebebetörten Eliland wecken:

O, der Alpen blanke Kette,  
Wie sie glänzt im Morgenblau!  
Daß ich dort mein Wandern hätte,  
Wenn im Wald noch liegt der Tau.

(Stieler.)



Aus den Klostergärten wolle be-  
täubend süßer Duft der Rosen — die  
Pfortlein rosenumspinnen — rosen-  
übersät des Meßners Haus — Rosen all-  
überall.

Der freistehende, achteckige Glocken-  
turm aus der Zeit der Frühgotik wie  
das noch ältere, romanische Kirchen-  
portal stammen aus erster Zeit. Vor  
letzterem liegt der kleine Friedhof in der  
gleichen Bescheidenheit der Insel-  
bewohner, von einer dichten Lebens-  
baumhecke umfaßt. Einfache Grabmale  
mit Weihwasserbeden und verwelkten  
Kränzen, efeuumrankt und von wilden  
Rosen umspinnen, von überchlanten  
Pyramiden der Königskerzen umstanden.  
Das von dem Schöpfer gerichtete Pla-  
netenwerk verzeichnete durch den Schat-  
tenzeiger der Sonnenuhr die Zeitlich-  
keit für die Menschheit aus der Zeitlosig-  
keit. Gleich mir mag auch Max Haus-  
hofer dem wandernden Schatten der  
Zeit — Zeitlosigkeit sinnend gefolgt sein  
und hier zur Niederschrift des Totentanzes

angeregt worden sein. Für ihn wurde die-  
ses Eiland zur insula sacra, und in dem  
Allerheiligsten seiner geschauten Natur  
wurde er wunschgemäß zum ewigen  
Schlaf gebettet — in diesem letzten  
Garten. Sein Grabmal verzeichnet uns  
die Jahreskette seines Lebens von 1840  
bis 1907 und zugleich seine Erkenntnis:

Das Leben ist ja nur ein Flügelschlag  
der Zeit,  
Und ist es ausgelebt und sinkt zu Grabe,  
So blüht ein neues auf zu neuem  
Streit,  
Zu neuem Leiden, Schaffen, Lieben.  
Es steht im größten Buch geschrieben,  
Daß nichts vergeht, nur hin und wieder  
wallt  
Des Daseins wechselnde Gestalt.

Andere Grabsteine und Kreuze be-  
richten von dem Leben und Wirken  
eines „Ehrengedachten Herren“, eines  
„Tugend samen Junglings“, einer „Tu-  
gendreichen Jungfrau“.







Die Stille dieser Ruhestätte wird täglich mehrfach durchbrochen von den erzenen Stimmen aus dem Glockengestühl. Dem wettergrauen Turmachter entfluten tiefe und silberhelle Tonwellen über Insel und See, kündend, ladend, mahnend, und, wenn das Ave-Maria-Glöcklein sein hurtiges Klingen hinauswinkt, dann falten sich Hände zum Gebet. Das Handwerk steht still, dem Schiffer entgleitet das Ruder, der Frohsinn am Schenkentisch verstummt, und das große Klosterschweigen zieht über Insel und See.

Auf des Eilandes höchstem Plan ragen die höchsten Bäume. Zur Blütezeit war das wuchtige Blätterdach vom stehenden Lied der Bienen erfüllt wie leise summender Orgelton im hohen Dom uralter, bis tausendjähriger Linden, zeitweilig begleitet von dem rhytmisch zitternden Chorfang der Grillen. Bunte Falter gaukelten wie von Blüten süße trunken über dem Farbenmeer der Feldblumen, aus grünem Schattendunkel der Linden durch breite Tore der Stämme hinaus ins flutende Sonnengold über Wiesen und Gärten und Hänge. Und über Hang und ziegelrote Dächer am tiefliegenden Ufer blaute

der Weitsee, hauchten die Salzburger Alpen ihre Kulissen, und, in Almenwiesen, Wälder und Felsgestein farben-gefärbt, überstanden Hochfellen, Hochgern und Kampenwand die feine Silberlinie des südlichen Ufers. In blauer Flut blähten lichte Segel, oder dunkelten die Massen heuüberladener Rähne. Und wenn der Feuerball der Sonne auch noch so heiß über dem Lande glühte, hier rieselte ein frischer Seehauch durch die Schattenschwüle der Linden.

Die wenigen Fischerhäuser reihen sich hauptsächlich am Ufer auf, einige wie versunken in einem seligen Blütenraum, andere wie schlummernd in Schattentiefen der Bäume; und zum Trocknen über hohes Gestänge gezogene Fischernetze umspannen wie Filigran Haus und Hausgärtlein. Rosen und Nelken und Nelken und Rosen!

Der Haupterwerbszweig der Inselbewohner ist die Fischerei. 600 Meter lange Bugnetze mit sackförmigem Bodeneinde dienen zum Tagesfang für Renken, Lachsforellen, Hechte, Brachse, Barsch und 100 Meter lange zum Aussetzen während der Nacht. Die Beute beträgt zuweilen mehrere Zentner und Hechte bis zu 25 Pfund.



Unbewohnt liegt die nahe, kleine Krautinsel, der Gemüsegarten des Klosters. Wenn ich zur stillen Abendzeit, wo die Bestellung ruhte, zwischen Pflanzung und Buschwerk dahinschritt, überkam mich eine Wehmut, die wohl unbedacht dem Umstand entsprang, daß all dieses starke Blühen und Gedeihen infolge des Unbewohntseins der Insel in sich selbst zerfiel. Der einzige Anflug an Leben war die verrinnende Uferwelle, sonst stand die Natur in ihrem stummen Werden. Und als ich wieder einmal im sinkenden Tag diese Scholle durchschritt, vernahm ich ein unaufhörliches, fernes Rollen. Der Föhn ritt über den See! Im Wellengewühl wogte er heran. Der See lachte und schrie ein wirres Lied. Der Föhn zerzauste die Bäume, schnitt bide Äste und warf sie wild umher, packte an Dächern und Fensterläden, bis ein Heer von Wolken seinen Wahnsinn stillte und eine wahre Flut hernieder sandte durch drei Tage und drei Nächte. Als Licht und Ruhe wieder die Herrschaft gewonnen hatten, war der See um ein Gewaltiges gestiegen. Gräser und Feldblumen hatten sich geredt, der Farbenzauber der Gärten war schwellender geworden, und sieghaft stand die Sonne wieder im hohen, blauen Himmel.

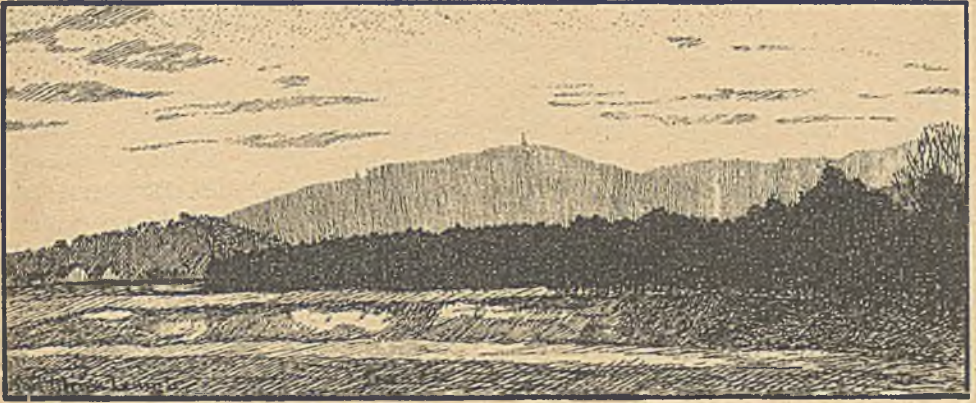
Die einzige Gaststätte ist das staatliche Bräu mit einem vorgelagerten, tief-schattigen Wirtschaftsgarten. Hier wal-tete stundenweise reges Leben, wenn der Dampfer auf der Rundfahrt seine Passagiere zur Besichtigung der Insel losgelassen hatte. Der einzige Vorzug dieser Angelegenheit bestand in der Kürze des gewährten Aufenthaltes und zudem in dem Umstand, daß die meisten Besucher am Maßkrug des Bräuhauses Neben blieben und sich dabei vor-täuschten, die Insel gesehen zu haben. So belebte im Hochsommer täglich ein Schwarm Menschen den Chiem-see, herdentweise flutend mit seelen-blinden Augen, leer kommend und leer gehend; die spiegelnden und prunk-schreienden Säle des Schlosses auf Herrentörlh hatten ihre Sinne höchstens etwas verwirrt.

Dieserjenigen aber, welche für längere Zeit den Chiemsee zum Aufenthalt suchen, leben beseelt durch seine Kraft und erleben Natur und Menschen.

O du liebes, keines Inseland in lichtgrüner Uferwelle und blauender Flut, du Gärtlein der Linden und Rosen, du Stätte des stillen Gebetes, bleibe eine Zuflucht für jene, die deines Segens wert sind!







Teutoburger Wald mit Hermannsdenkmal

## Das Hermannsdenkmal und sein Schöpfer

Zur Fünfzigjahrfeier der Einweihung (16. August 1875)

Von Karl Meier-Lemgo

Mit zehn Zeichnungen des Verfassers

Unter den Namen der Gebirgszüge, die auf der Karte unseres Vaterlandes verzeichnet stehen, ist kein Name uns ehrwürdiger als der des Teutoburger Waldes, den Tacitus als die Stätte bezeichnet, da durch die Vernichtung der drei Legionen des Varus „Arminius ohne Zweifel der Befreier Germaniens“ wurde. Gerade an dieser zum Lande Lippe gehörigen Stelle, in seinem südlichsten und breitesten Teile, entfaltet der Bergwald seine herrlichsten Reize. Da träumt auf dem Lönzberg bei Drlinghausen, inmitten eines alten Sachsenlagers, die ehrwürdige Kapellenruine. Da schlägt, von unberührtem, prangendem Mischwald umhegt, der Donoper Teich sein dunkles Auge auf. Da tritt, unweit des Städtchens Horn, das steinerne Knochengerüst des Berges ans Tageslicht: die Externsteine. Vor mehr als 800 Jahren war es, als die Sendboten des Christentums, von Paderborn ausgehend, auf die seltsame Felsenmauer stießen und mit Staunen die Höhlen wahrnahmen und darinnen

die Spuren heidnischen Götzendienstes. Und schufen daraus eine heilige Stätte christlicher Gottesverehrung und meistelten jenes einzigartige, in seiner herben Naivität ergreifende Relief der Kreuzabnahme in die Flanken des größten der Felsen. Das geschah „im 1115. Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn“, wie die Inschrift kündigt, die im Innern der dunklen Höhle zuerst entdeckt wurde von Ernst von Wandel, dem Erbauer des Hermannsdenkmals.

Damit gelangen wir zu der meistbesuchten Stätte des Teutoburger Waldes und zu dem Werk, dessen vor fünfzig Jahren gelungene Vollendung und Weihe am 16. August dieses Jahres festlich begangen werden soll.

Machen wir uns, bevor wir uns in das Werk vertiefen, mit dem Meister bekannt!

Ernst von Wandel war das Kind eines tüchtigen, altpreußischen Beamten und einer schönen, lebensfrohen Süddeutschen. 1800 zu Ansbach geboren, wuchs er in bequemen Lebensverhältnissen unter den Augen eines



sehr nachsichtigen Vaters auf. Der Knabe zeigte praktischen Sinn und Gewandtheit, aber wenig Lernbegierde. Noch mit neun Jahren konnte er weder lesen noch schreiben. Die Lateinschule wurde ihm wie anderen werdenden Künstlern zur Qual. Für die erhabene Schönheit der Natur aber besaß er bereits in jungen Jahren ein starkes Gefühl. „Vor schön beleuchteten Bäumen und unter ihrer Kronenpracht konnte ich stundenlang bewundernd liegen,“ schreibt er in seinen Erinnerungen.

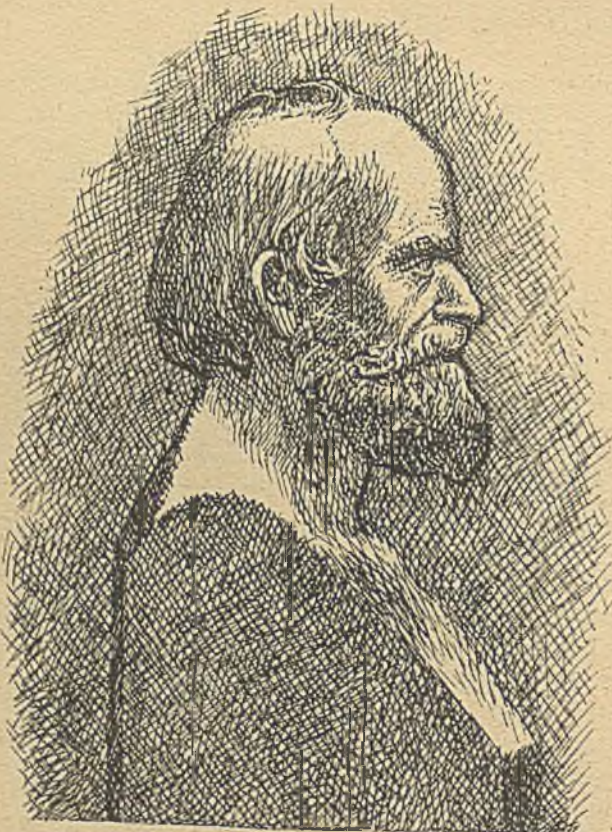
Daß ihm das Erlernen der Sprachen ein Greuel war und nur etwa die Geschichte, besonders die vaterländische ihn fesselte, wundert uns nicht, wohl aber, daß er schlecht zeichnete. Vielleicht war der Unterricht danach.

Bandels frühe Kinderjahre fallen in die Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Der Knabe wurde ein erbitterter Hasser der Franzosen, und als diese auch nach Ansbach kamen, suchte er sie nach Kräften zu ärgern. Als dann 1812 die ersten Gerüchte vom Untergang der Großen Armee aus Rußland herüberdrangen, da kaufte der Zwölfjährige sich eine Napoleonsbüste und steinigte sie — zum Entsetzen seiner Eltern — auf offener Straße. Daß er für Theodor Körner und die Freiheitskämpfer schwärmte und, als es im folgenden Jahre wirklich losging, am liebsten mitgezogen wäre, versteht sich von selbst. Aber seinem Wunsche, Offizier zu werden, willfahrte der Vater nicht. Ihm war der Gedanke, daß sein

Sohn, wie freilich zu erwarten war, „Friedenssoldat“ sein würde, unerträglich.

So wählte denn der Sohn zunächst das Forstfach, entdeckte aber, siebenjährig, in München in der Werkstatt eines Bildhauers seinen künstlerischen Trieb und erlangte auch vom Vater die Erlaubnis, seiner Neigung zu folgen. Da starb der Vater, der inzwischen bairischer Beamter geworden war. Der König nahm sich des Jünglings an, der sich mit eiserstem Fleiß seinem neuen Beruf hingab. Anfangs Maler, erkannte er bald in der Bildhauerei seine eigentliche Begabung.

Eben damals ging am Kunsthimmel die Sonne Thormaldsens strahlend auf. In seiner römischen Werkstatt arbeitete Bandel, ohne sich übrigens als sein



Ernst von Bandel  
(Nach der Platte an der Bandelbank)



eigentlicher Schüler zu betrachten. In Wahrheit war er so gut wie die anderen Bildhauer jener Zeit dem klassizistischen, im wesentlichen doch antike Vorbilder nachahmenden und naturfernen Geiste jener Epoche verfallen. Das bezeugen alle seine Werke, wenn auch seine Worte es bestreiten wollen.

Mit den stärksten deutschen Talenten jener Zeit, wie Schadow, Rauch, Rietschel, Schwanthaler, kann sich Wandel nicht messen. Ja, es muß ausgesprochen werden, daß all seine zahlreichen Werke ihm nicht zu dem Nachruhm verholfen hätten, wie das eine Hermannsdenkmal es vermocht hat. Nicht als ob unter seinen Werken nicht auch manche wohlgelungene wären — so die lebensvolle Büste König Maximilians I., Josef, die sich schmückende Venus und die köstliche Kindergruppe des Iphikles und Herakles, der die Schlangen erwürgt — aber es mangelt doch allen die Eigenart, um die er mit seinem starken germanischen Selbstgefühl zeitlebens so leidenschaftlich gerungen hat. Im Gedächtnis der Nachwelt lebt Wandel als der Schöpfer des ersten deutschen Nationaldenkmals. Und hier ist es wiederum nicht allein das Kunstwerk als solches, das unsere Achtung erzwingt, sondern in hohem Maße auch die starke Energie, die er daran setzte, den großen schöpferischen Gedanken seines Lebens in die Wirklichkeit zu verwandeln.



Die Hermannsgestalt

Als neunzehnjähriger Jüngling faßt er den Gedanken eines Arminidenkmals und macht den ersten Entwurf. 1833 in München, wo den selbstbewußten, stolzen Mann die Aufträge König Ludwigs nicht befriedigen, greift er den Gedanken wieder auf und ist entschlossen, ihn auszuführen. Seine Freunde raten ab, nur einer, Maßmann, der Verfasser des schönen Liebes: „Ich hab' mich ergeben, mit Herz und mit Hand...“, ist von Wandels Plan begeistert.

Von Hannover aus, wohin er nach kurzem Verweilen in Berlin übergesiedelt war, wandert der Künstler, 36jährig, durch die Weserschleife zum



ersten Male dem Teutoburger Walde zu. Er sucht den für das Denkmal geeigneten Platz und findet ihn in der Grotenburg bei Detmold. „Ich erkannte,“ schrieb er, „diesen Berg, der sich kegelförmig inmitten der Haupttäler des Gebirges erhebt — die armen Römer, die in diesen Schluchten festsaßen, hätte freilich nicht einmal Jupiter retten können — als geeigneten Platz für mein Denkmal. Von ihm konnte man in alle Täler schauen, und auf ihm konnte ein Denkmal von weitester Ferne erschaut werden.“

Bandel tritt nun mit seinem großen Plan an die Öffentlichkeit, die ihn — wie es ihre Art ist bei ungewöhnlichen Dingen — für einen überspannten Schwärmer erklärt. Es erscheint mir als das Allergrößte an dem Manne, daß er damals der lauen Gleichgültigkeit und spöttischen Ablehnung seiner Zeitgenossen gegenüber fest blieb. Er war

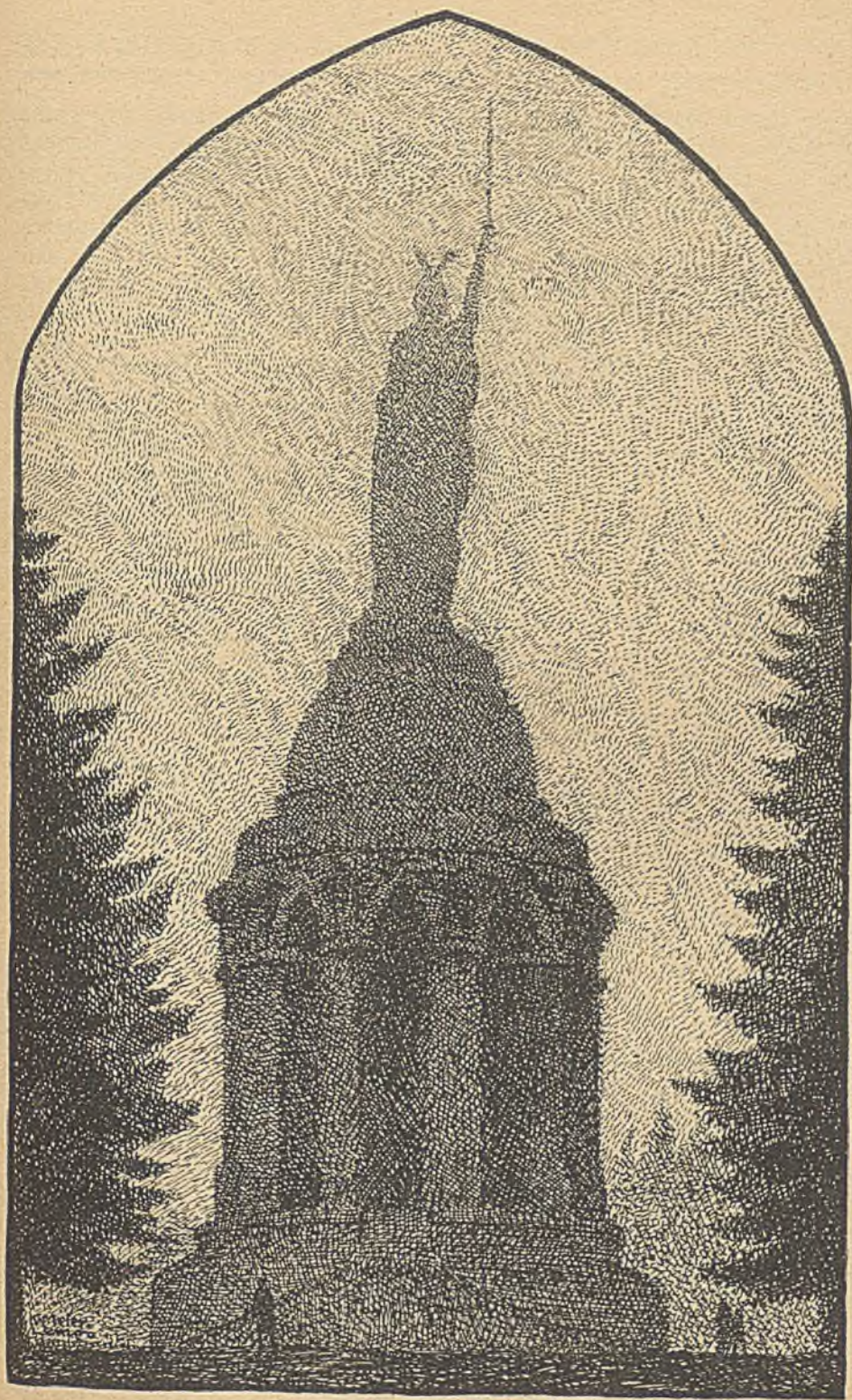
Familienvater und hatte jetzt eine folgenschwere Entscheidung zu treffen: entweder einer gesicherten, behaglichen Existenz sich zu freuen als gesuchter, vielbeschäftigter Künstler, der durch strengen Fleiß schon jetzt ein stattliches Vermögen sich erworben hatte, oder seine Zukunft an die eine nationale und künstlerische Großtat zu setzen, an das Arminidenkmal, das er, wenn überhaupt, so doch gewiß erst nach vielen Jahren und größten Opfern und Anstrengungen vollendet sehen würde. Er legte die Entscheidung in die Hände seiner Frau. Sie zeigte sich ihres Mannes wert. Er schreibt darüber: „Ich stellte an meine Frau die Frage, ob ich nach Berlin zurückkehren oder ob ich meiner mir längst gestellten Aufgabe von neuem nachleben sollte. Ich stellte ihr dabei vor, daß wir alles daran setzen müßten, was unsere Kräfte vermöchten, um das zu können, und stellte mein Wollen ganz unter ihren Entschluß. ‚Mache dein Arminidenkmal!‘ lautete ihre mir so erfreuliche Antwort.“

Anfang 1838 steckte Bandel auf der damals von jungen Tannen bewachsenen Höhe den Platz ab und ging nun mit Feuereifer an die Arbeit. Und er arbeitete für sein Werk nicht nur mit dem Meißel, sondern auch mit der Feder, hierin eifrig unterstützt von dem jetzt sich bildenden Detmolder „Verein zur Erbauung des Hermannsdenkmals“. Der lippische Fürst hatte freudig seine Zustimmung gegeben und einen erheblichen Geldbetrag gestiftet. Auch die übrigen deutschen Fürsten antworteten auf Bandels Briefe freundlich und mit großen



Donoper Teich





Das Hermannsdenkmal im Nebel (Rückseite)





Am Tönsberg

Geldzuwendungen. Allmählich erwärmte sich auch das deutsche Volk für die große Sache. Nebenvereine entstanden. Von allen Seiten flossen Spenden zusammen; die größten aus dem kleinen Lippe.

Am 9. Juli 1838 beginnt Wandel die Arbeit auf dem Berge. Jeden Tag, den Gott werden läßt, steigt er frühmorgens um 5 Uhr zur Grotenburg hinan und bleibt bis 7 Uhr abends oben, unermüdlich arbeitend und seine Arbeiter anleitend, denen er erst mit Mühe das Schnapstrinken, das wiederholt Unglücksfälle zur Folge gehabt hatte, abgewöhnen muß. Erst in später Abendstunde kommt er dann, oft völlig durchnäßt, nach Detmold hinab, um hier im Kreise seiner Familie das erste warme Essen zu bekommen.

Nun kommen acht Jahre mannigfachster zähester Tätigkeit — man denke nur an die Schwierigkeit der Steinbeschaffung und -beförderung.

Es war ein entsagungsvolles Dasein, ohne gesellige Erholung — für die Detmolder feinen Leute war die Familie Wandel als hergelaufenes Künstlervolk nicht gesellschaftsfähig.

Am 17. Juni 1846 ist der Unterbau fertig.

Da trat eine völlige Unterbrechung ein. 1847 war ein Notjahr, 1848 ein Revolutionsjahr. Das Interesse an dem Werke erstarb. Die Beiträge blieben aus. Die Arbeitsschuppen auf dem Berge mußten abgebrochen, die fertigen Kupferplatten, von denen schon einige gestohlen waren, nach der Stadt hinabgeschafft werden. Der Künstler wurde durch die politische Zerrissenheit seines Vaterlandes, durch des Preußenkönigs Ablehnung der Kaiserkrone, besonders aber durch die kleinlichen Krögeleien des Detmolder Vereins, der dem Künstler immer mehr in seine Arbeit dreinredete, ganz verbittert und



in seinem Schaffen gelähmt. Er schrieb damals: „Ich denke nur daran, wie ich am besten all dem Elend und scheußlichen Wirrwarr, dem tödenden Getriebe um mich entfliehe.“

Es hatte ganz den Anschein, als werde das Arminidenkmal niemals vollendet werden.

Bandel wendet Detmold den Rücken und siedelt nach Hannover über. Hier

Modellen für die große Arminifigur und erfindet für sie jenes gewaltige Gerüst aus Eisenröhren, das nach dem Gutachten der Fachmänner eine 40- bis 60 fache Sicherheit gegen Sturm bieten würde.

Endlich schlägt doch wieder Bandels Stunde. Im Jahre 1862 erließ der Hannoversche Denkmalverein einen flammenden Aufruf zur Vollendung



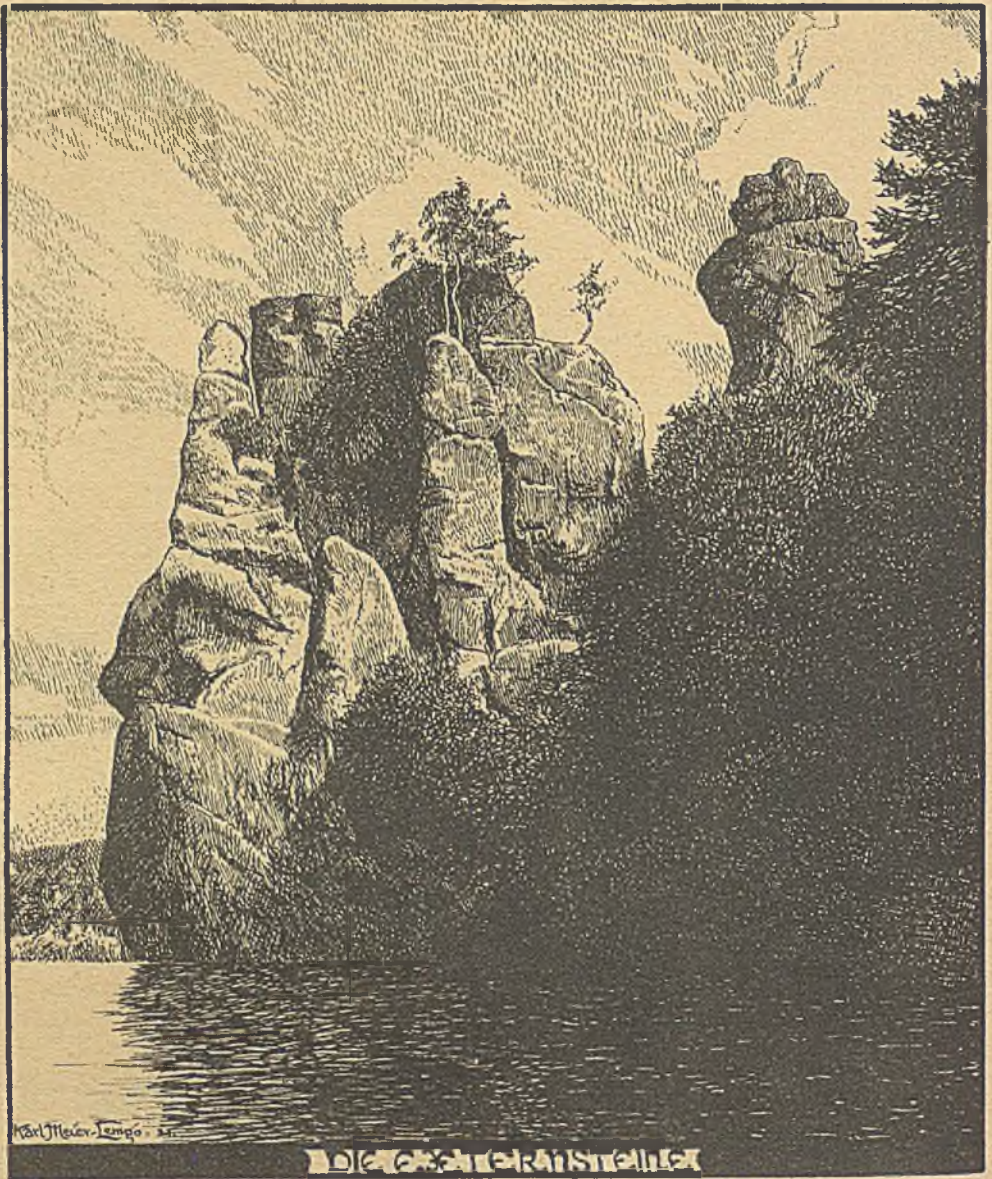
Blick vom Hermannsdenkmal

gilt es uns liebe Brot zu schaffen. Denn sein Geld ist in den 25 Jahren Denkmalsarbeit aufgebraucht. Nicht nur figürliche Bildhauerwerke, wie sie seiner Begabung entsprachen, nein, auch Ornamente, Kapitelle und Gesimse, wie sie jeder tüchtige Steinmetz liefern konnte, hat er damals gehauen. Das war eine saure Zeit, zumal da dem Manne aller Geschäftsgeist, jegliche Schmiegsamkeit abging. Aber bei allem bleibt er seinem großen Gedanken treu, arbeitet im stillen an den Zeichnungen und

des Arminidenkmal. 1863 begann in einer eigens für die Riesenfigur erbauten Werkstatt der Künstler die Arbeit. Da er keinen Unternehmer für die Kupferarbeit fand, entschloß er sich kurzerhand, alles selbst zu machen. Dazu aber mußte er, der nie in Kupfer gearbeitet hatte, noch im 62. Lebensjahre die notwendigsten Handgriffe vorerst einmal lernen.

Als der Geldzufluß und damit das ganze Werk wieder bedrohlich ins Stocken gerät, wendet Bandel sich an Deutschlands Jugend. Er schreibt an den Pri-



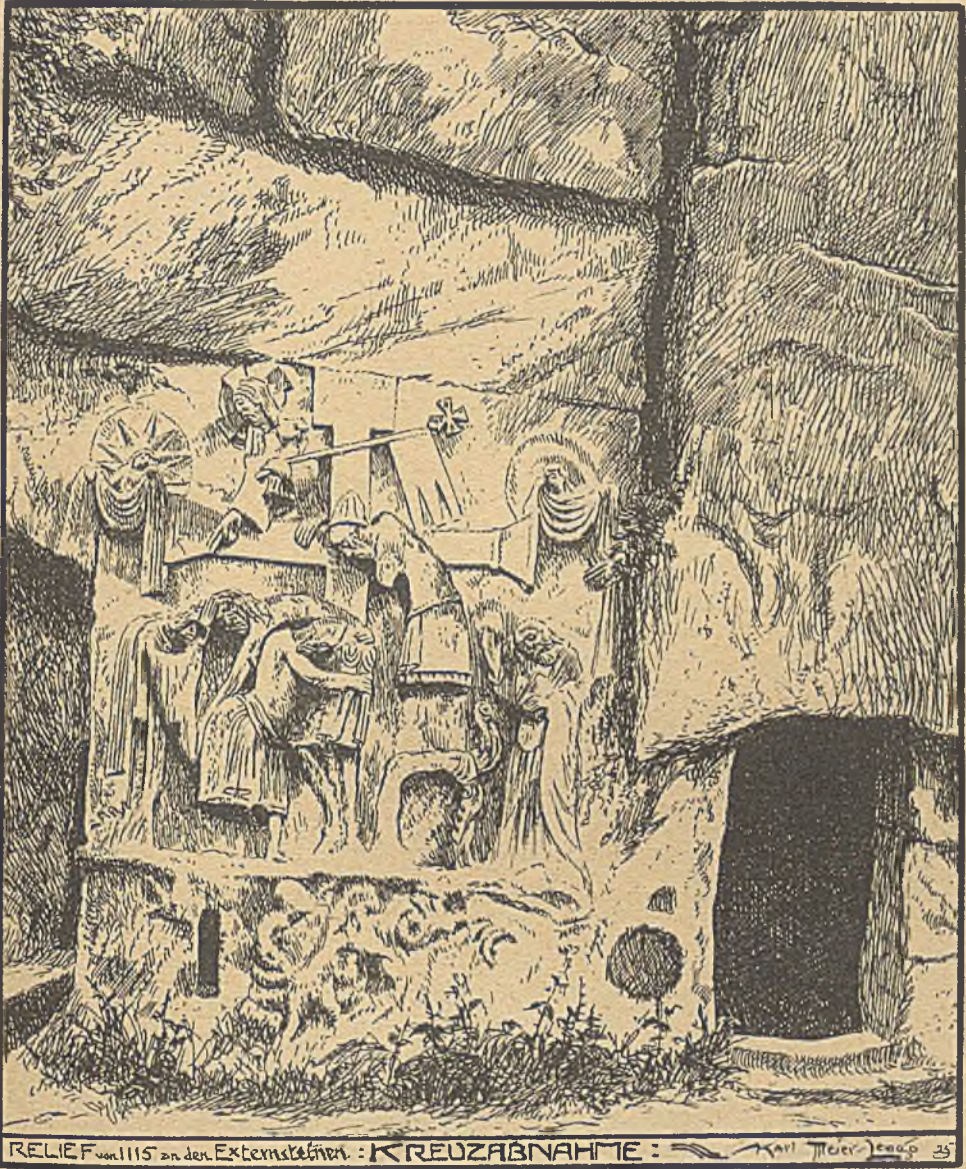


muß jeder Schule, und sofort setzt unter den Schülern eine eifrige Sammel-tätigkeit ein. Den deutschen Jungen von damals — es sind dieselben, die einige Jahre später gegen den Franzmann zu Felde zogen — ist es nicht zum wenigsten zu danken, daß das Denkmal zustande gekommen ist. 1869 empfing Wandel den Besuch König Wilhelms,

der seine warme Anteilnahme an dem Werke durch den stattlichen Zuschuß von 2000 Talern bekundete.

Und dann kam das Jahr 1870. Mit welchen Gefühlen wird der Künstler die glänzenden deutschen Siege ver-nommen, wie wird er sich gefreut haben, als er hörte, daß diese Siege ganz Det-mold und seine Umgebung auf die





RELIEF von 1115 an der Externsteine: KREUZABNAHME: Karl Meier 1890 35

Grotenburg bei seinem Denkmalstempel zusammenführten! Wie verjüngte sich des Greises deutsches Herz bei der Neugründung des Reichs!

Jetzt mußte auch seinem Werke die Erfüllung kommen! „Es sollte so sein,“ schreibt er damals, „mein Werk sollte erst dann fertig werden, wenn das größere Werk, zu dem es vorbereiten half, fertig wäre, um dann unserm großen Volke

ein Ehrenzeichen zu werden und nicht ein seine Schwäche bezeichnendes Mahnzeichen an das, was ihm vor allem fehlt.“ — Und heute?

Der neue Reichstag bewilligte 10 000 Taler aus Reichsmitteln, und als auch diese Summe noch nicht ausreichte, gab Kaiser Wilhelm aus seinem Dispositionsfonds noch weitere 9000. Damit war die Ausführung gesichert.



Bandel kehrte nach Detmold zurück. Er siedelte nun mit seiner getreuen Gattin ganz auf den Denkmalsplatz über, wo man ihm das Bretterhäuschen gebaut hatte, das wir noch heute mit Rührung betrachten. Die ungeheuer schwierige Arbeit der Aufstellung des Eisengerüsts und der Figur begann. Das Schwierigste gelang am 5. Mai 1875: das 7 1/2 Meter lange und 11 Ztr. schwere Schwert — es war von Krupp gestiftet — wurde in die Hülse der rechten Faust eingelassen.

Und es kam der große Tag, der dem greisen Meister den Lorbeer brachte. Es war ihm ergangen wie später Zeppelin, der auch ein Greis werden mußte, ehe er den Widerstand der stumpfen Welt überwand. Wir danken dem gütigen Himmel, der dem Erfinder und Erbauer des Hermannsdenkmals vergönnte, jenes Tages Licht zu schauen. 75 Jahre war er alt geworden. Die zweite Hälfte dieser Zeit hatte der „Arminsäule“ gehdrt.

Und er hat sein Lebenswerk, in dem tausende und abertausende von Arbeitsstunden stecken, seinem Volke ge-

schenkt! So etwas gab es einmal in Deutschland — vernimm es, deutsche Jugend!

Nie sah die Grottenburg größere Scharen Volks, als an jenem 16. August 1875. Noch mancher lebt von denen, die damals mit jungen, strahlenden Augen auf die beiden stattlichen Greise hinblickten, die da standen Hand in Hand, der Kaiser und der Künstler, „jener in der Mitte seines durch ihn geeinigten Volkes, ein würdiger, nur glücklicherer Nachfolger des Helden, dessen Erinnerung die Feier des Tages galt; dieser am Ziel seiner Arbeit und seines Strebens, den Lorbeer des Ruhmes empfangend“.

\* \* \*

Und nun das Werk.

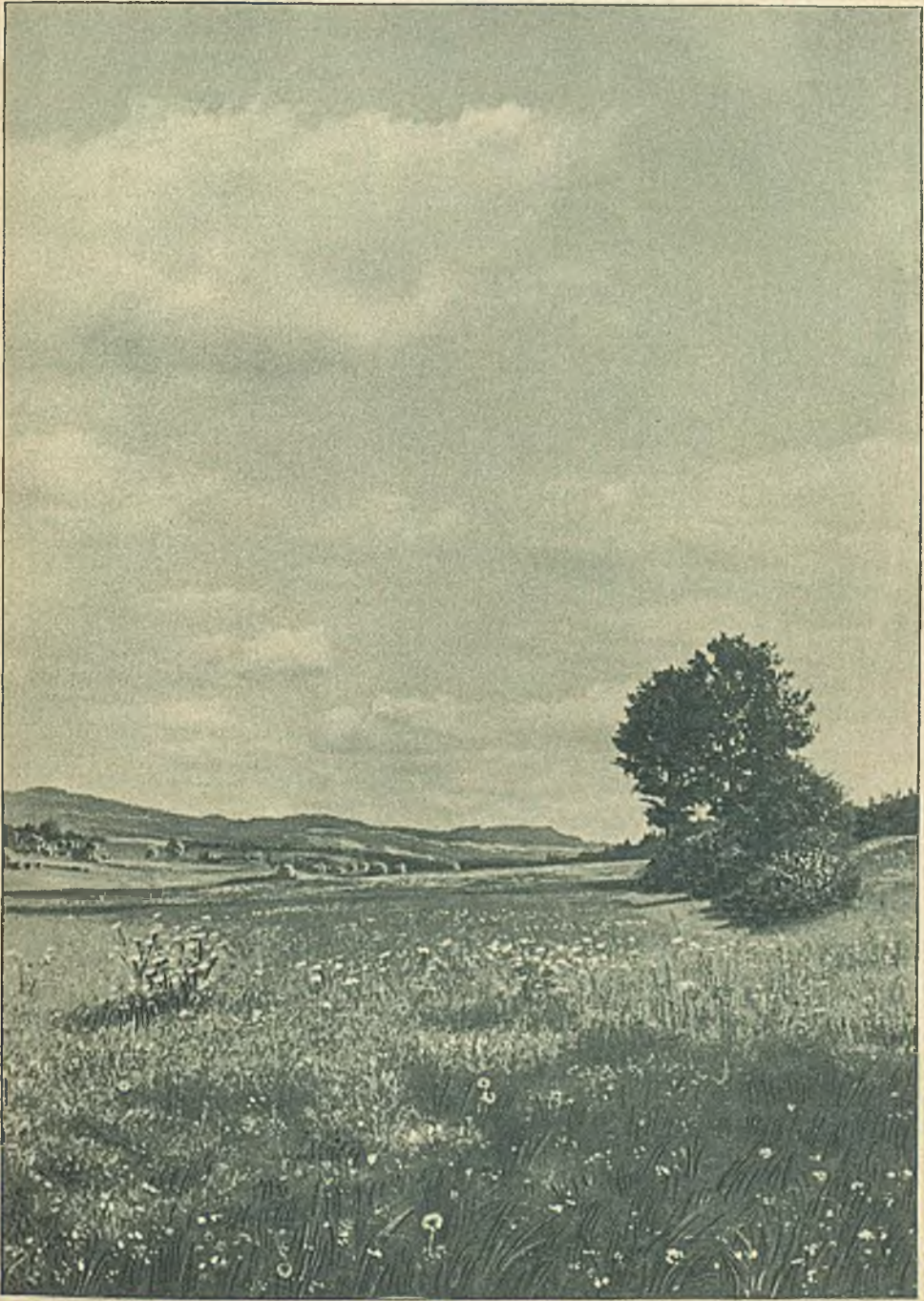
Wir nehmen zu Füßen des Denkmals auf der Bandelbank Platz, die sein ehernes Bildnis trägt, das der Dresdener Bildhauer Rudolf Hölbe, ein geborener Lipper, geschaffen hat.

Da steht mit hoch emporgeredtem Schwert ein lichtgrüner Riese auf einem



Blick von der Stirnschanze zur Grottenburg





Georg Jäger

Sommertag

Dritter photographischer Wettbewerb der Bergstadt

Offetdruck







wichtigen Kuppelbau. Das Ganze ragt zu 56 Meter Höhe empor.

Man hat an dem Unterbau „die rohe Form der schon entarteten Spätgotik“ getadelt. In Wahrheit hat Wandel etwas durchaus Eigenartiges, in keine Stilschablone Passendes schaffen wollen und auch wirklich geschaffen. Der schlichte runde Sockel, die stämmigen Pfeiler, die nicht freistehen, sondern aus dem Kern des Baues vortreten, die darüber sich schließenden Nischengewölbe mit ihren wuchtigen, wulstigen, sich durchschlingenden Bögen und der massigen Eichlaubumkleidung des Mittelstamms, darüber die schlichte Galerie, die als ein weit gespannter Reifen dem kräftigen Bogengeflecht aufliegt, und endlich die krönende Kuppel — das ergibt einen Bau, in dem die urwüchsig, barbarische Kraft der Überwinder Roms einen eigenen und zutreffenden Ausdruck gefunden hat.

Wie vom Unterbau, so geht auch von der Gestalt eine große Wirkung aus, mag man auch am Gliederbau dies und jenes, besonders die übertriebene Rundlichkeit der Arme und Beine, zu tadeln wissen. Was allerdings — so will es uns scheinen — mit Fug befremden kann, ist die Vereinerung dieser Figur mit diesem Unterbau. Daß hier eine Heroengestalt auf einem Tempel steht, anstatt, wie sonst bei Götterbildern üblich, in ihm, und daß zwischen diesem Tempelbau und dem Riesen darauf ein starkes Mißverhältnis besteht — er würde gar nicht hineinpassen —, das kann zunächst einer reinen Gesamtwirkung abträglich sein. Überwunden jedoch wird die Störung, wenn man sich von der Vorstellung der Tempelhalle befreit und den Unterbau lediglich als ein durch Nischen reich gegliedertes Postament auffaßt. Wie ja trotz der Hallenform keine Halle da ist, sondern ein massiver Kernbau in der Form eines Zwanzigeders mit vorge-

lagerten Strebepfeilern. Bei solcher Auffassung ist das Verhältnis beider Teile ausgezeichnet.

Bandel selbst schreibt über die Schwierigkeit seiner Aufgabe einmal: „Das Bild Armins möglichst hoch zu stellen, war die schwierigste Aufgabe. Es mußte für den Unterbau eine von allen Seiten gleiche Ansicht bietende Form gewählt werden. Deshalb wählte ich die runde. Es kann die Figur, so groß sie auch wird, erst dann zu anscheinender Bedeutung gebracht werden, wenn sie recht hoch und frei von Verbindung mit den Verglinen gestellt wird, was nur durch einen gerade aufsteigenden Bau zu bezwecken war, dessen Kuppelschluß die Figur noch über den Hauptbau hebt und keine in die Figur schneidende Linie hat.“

Der Künstler hat sich überhaupt über alles, was die künstlerische Gestaltung seines Werkes angeht — für das es kein Vorbild gab — klarste Rechenschaft gegeben. Er wußte sein künstlerisches Gewissen völlig rein. Die oben angedeutete Seltsamkeit, daß eine Figur auf einem Tempel steht, scheint er nicht als solche empfunden zu haben. So wies er denn auch die 1839 an ihn gestellte Zumutung, er solle seinen Entwurf mit einem von Schinkel und Rauch angebotenen vertauschen, mit Entschiedenheit zurück. Vern würde man den Entwurf der berühmten Berliner Künstler mit dem Bandelschen vergleichen. Ob er noch existiert? Aus Schmidts Lebensbild Bandels läßt sich nur so viel entnehmen, daß die Figur auf einem römischen Säulensockel stand und dieser auf einem cyclopischen Unterbau. Vielleicht nahmen also schon jene beiden an dem tempelartigen Unterbau Anstoß.

Ursprünglich plante Wandel eine noch weit großartigere Anlage, eine Art Ruhmeshalle mit einer Riesentreppe zum Heidental hinab. Wenigstens ein Stück des gigantischen Planes ist nach



des Künstlers Tode in der schönen, von Wilhelm Kreis entworfenen Treppenanlage zur Ausführung gekommen.

Von der Bank aus gewinnt man einen günstigen, abgeschlossenen Blick auf das Denkmal, wenn auch die Gestalt immer noch in ziemlich starker Verkürzung erscheint.

Eine Jungemannsgestalt, wie wir uns den Siegfried vorstellen, in Schönheit und Kraft, steht er da, mit dem hohen, in weite Fernen schweifenden Blick der Augen, stolz, doch nicht prahlerisch, das Schwert zum Schlage bereit erhoben, ein wenig lässig auf den Schild gelehnt wie leicht ermüdet, nicht achtend der unter die Füße getretenen Zeichen des Siegs. Jeder Auswuchs, jede unruhige Buntheit ist streng gemieden — man vergleiche daneben das so ganz andere Niederwalddenkmal, ganz zu schweigen von den begässchen Theaterfetzen Berliner Denkmäler.

Die Gestalt ist von schlichter Größe. Ein dünner, sparsam gefalteter Mantel gibt dem Umriß Ruhe, ohne den Wuchs zu verhüllen. Ein Zipfel ist keck gerafft und in den Gürtel gesteckt, so daß er die Hüfte umschmiegt und leicht vom Winde zurückgeweht wird. So liegt auch der kurze, fast zu kurze Rock dem stämmigen Leibe knapp an. Nur zwei kleine Falten verlaufen vom Gürtel abwärts. Als einen Mangel empfinde ich, daß die Bekleidung der Beine mit Hosen nicht klar genug betont ist. Man entdeckt das, wenn überhaupt, nur zufällig.

Die Schlichtheit wird aber nicht zur Armlichkeit und Kälte. Doppelt reizvoll ist der Schmuck, da er so sparsam angebracht ist: der Schildknauf mit dem fernigen Worte „Trensef“, der kühne Flügelhut, die Schließe des Mantels und des glatten, dünnen Gürtels, die prächtige Kette des Wehrgehens, der zierliche Fadenfaum des Rocks.

Das Hermannsdenkmal ist in jeder Beleuchtung schön: wenn es als gigantischer Schatten im Nebel oder vor wolkendurchwühltem Himmel steht oder wenn erstes Frührot die dunkle Gestalt streichelt; am schönsten aber im Lichte der Abendsonne, die die Farbtöne vertieft. Das lichte Weißgrün des Edelroßs, mit dem die Kupferplatten sich überzogen haben, hebt sich hell ab von dem dunklen Himmelsblau. Dazu das warme Grün der Fichtenwipfel und das Braun der steinernen Kuppel wie der Fichtenstämme: das ergibt einen klangvollen Farbensakkord...

Wir sitzen und schauen und träumen. Träumen uns in die Zeit zurück, da jener Cheruskerherzog ein Mensch war aus Fleisch und Blut, da er den römischen Kohorten jenes furchtbare Blutbad bereitete. Vielleicht doch hier herum irgendwo. Denn der große Hünenring, dessen Spuren drüben am Bergrand zu sehen sind, weist nach dem Urteil der Forscher mit großer Wahrscheinlichkeit auf die alte „Teutoburg“ hin.

Eine Wolke schiebt sich langsam über die Fichtenspitzen, und bald berührt ihre Dunkelheit den leuchtenden Reflekt. Und wächst höher. Aber er blickt unverwandt in die Ferne und merkt ihr Schleichen nicht... So schlich sich der Verrat in deinen Rücken, Edler, Großer, und du mußtest unter meuchelmörderischen Händen verbluten. Siegfriedslos...

Durch die Fichtenwipfel rauscht das alte Lied. Nichts erinnert an die Welt da unten in der Tiefe. Nichts ist hier als göttliche Waldnatur und mitten darin der ernste, grau-braune Tempel, dessen Fuß die Baumschatten umspielen, und die helle Gestalt, die immer leuchtender strahlt, je dunkler das Himmelblau sich färbt.



# Der Schwimmer

Erzählung von Hans Kreitling



Trab auf der Schneise im Wald durch die Nacht, die dunkle Nacht! Leise und behutsam reiten sie. Die Hufe der Pferde sind mit Lappen umwickelt; sachte jankt und knirscht das Lederzeug, und es geht wie ein Klirren von Eisen an Eisen durch die Finsternis. Gebückt sitzen die Dragoner im Sattel, Augen und Gehör zum Außersten angespannt. Denn die Kosaken sind nahe!

Manchmal fährt einem der Reiter ein Zweig in das Gesicht, so daß er leise flucht; manchmal schnaubt ein Gaul — Trab auf der Schneise im Wald durch die Nacht, die dunkle Nacht!

Born an der Spitze reitet ein Offizier; er reitet stracks und ohne Besinnen auf das Ziel zu. Und das Ziel ist der Narew dort vorne. Hinter dem Führer folgt in langer Kette die Mannschaft, einer hinter dem andern reitend, und der Letzte ist Jan Heinrich, der Gefreite. Wie dumpf die Hufe auf dem nadelbestreuten Waldboden poltern, denkt Jan, und wie dunkel die Nacht ist! Trab, leise, behutsam; der Wald ist voller Kosaken!

Der Russe hält mit starken Nachhuten noch zähe den Narew-Übergang und gibt nicht Raum. Weiß der Teufel, wieviel Kräfte er in den ungeheuren Waldungen stecken hatte. Die Dragoner waren deshalb auf Aufklärung gewesen, waren scharf geritten und hatten Verluste gehabt. Jetzt waren sie auf dem Heimweg. Ein Kilometer noch bis zu dem Narew; dann die Furt und man war in Sicherheit; am anderen Ufer lagen die deutschen Linien!

Wie im Traben die Entfernung ver-schwindet! Noch dreiviertel Kilometer, noch ein halber — da plötzlich, in dem Dunkel der Schonung zur rechten Hand — was regt sich dort? He?

Da kommt der Kosakenüberfall.

Knallende, peitschende Schüsse — wie rot die Blitze aus den Gewehr-mündungen züngeln, denkt Jan, — Schreie von Getroffenen, Flüche, dumpfer Fall — Herrgott! Und dann ein schneidendes Kommando: Galopp!

Nasender Ritt, Sporen herein, lang die Zügel: da braust die wilde Flucht! Hilfe! Galopp, Galopp! Der Narew — wo ist er, wo ist der Narew?

Die Kugeln pfeifen wie ein Schlossen-sturm um die wenigen, die noch reiten. Hinten ist Jan Heinrich. Und endlich, endlich durch den Wald schimmernd eine hellere Fläche: der Fluß! Wie die Kugeln sirren! Die Furt, ist sie rechts oder links? Rechts, nein doch: links, links! Und die rasende Jagd schwenkt ab nach links.

Aber im Schwenken tut es einen dumpf klatschenden Schlag gegen den Pferdekörper unter Jan Heinrich, und das Tier steigt stöhnend hoch empor. „Alle!“ denkt Jan, „erledigt!“ Und schon überschlägt sich der Gaul nach hinten mit dem Mann.

„Hilfe!“ schreit er — aber die Hilfe ist schon weit auf der segenden Flucht, verschwunden im Dunkel! Sterne tanzen durch die Nacht; irgend etwas drückt schwer, so schwer auf den Ge-fallenen — richtig, das tote Pferd! Ruhe, nur Ruhe, denkt der Gefreite, und er arbeitet sich mühsam unter dem Kadaver hervor. Das Feuern hat auf-gehört; aber die Russen sind in der Nähe, man hört sie in der Schonung laufen und rufen.

Mühselig, denn der zerschundene Körper schmerzt und brennt wie höllisches Feuer, windet sich der verlassene Mann auf Händen und Füßen durch den Busch



bis zu dem Fluß und verkriecht sich in dem Röhricht am Ufer.

Der Narew ist sehr breit an dieser Stelle. Das Wasser fließt träge und in glucksenden, kleinen Wellen dahin, und der Grund ist mit kriechenden, langarmigen Wasserpflanzen bedeckt, die mit bleichen Ranken um sich tasten. Ein Fisch springt schnellend hoch, ein Wasserhuhn schreit, sonst Stille, tiefe Stille.

Drüben über dem Fluß, am anderen Ufer, bei den Deutschen, brennt ein Dorf in steiler Höhe. Es brennt wie eine gewaltige, ruhige Fackel von Grund aus, in ein Flammenmeer gehüllt und von Funken in dämonischem Tanze umzüngelt. Der Mann in dem Schilf hört bis an sein Ufer herüber das Krachen und Knacken der Balken, das Stürzen der Firste in dem glühenden Krater. Die Feuersäule reicht wabernd und Rauch speiend bis hoch in die Luft, bis in den von einem brandigen Glutmeer bedeckten Himmel. Und so stark strahlte der nächtliche Brand, daß die ganze Flußbreite mit einem fiebrigen Rot übergossen ist, daß man bis tief auf den Grund das Wasser mit den Blicken durchdringen kann.

Jan Heinrich war kein guter Schwimmer, aber dennoch muß er die Fahrt über den Fluß wagen; er muß — muß! Denn mit dem Morgen kommen die Kosaken — und die Kosaken waren schlimmer wie die Tiere!

Die taghelle Röte auf dem Wasser war schlimm; er konnte gesehen werden. Was hilft es! Und dann, wie er durch das Schilf vorwärts kriecht, kommt ein schreckenvolles Grimmen über ihn: vor Tagen, als der deutsche Vormarsch den Narew erreichte, hatten sie eine Attacke auf die in Panik über den Fluß flüchtenden, gedrängten, in Verzweiflung geratenen Russen geritten. Unzählige waren in den Fluten ertrunken. Und hier an dieser Stelle war das gewesen!

Die Leichen — ekelhaft! Aber was gingen ihn die Leichen an! Mut!

Und Jan Heinrich zwingt sich weiter durch das Rohr. Überall schlängeln sich auf dem Grund die bleichen Arme der Wasserpflanzen. Nun geht ihm das Wasser bis an die Knie, nun bis zu den Hüften, bis zu den Schultern; und dann ein Schwimmstoß — Maria, Mutter Gottes, hilf!

Das Wasser gurgelt und gluckst, wenn der Abendwind darüber fährt, und drohend breit liegt die Fläche vor ihm, die er zu durchmessen hat. Ob die Kraft reichen würde? Sie mußte, sie mußte! Die Fluten sind warm, und die Strömung ist schwach. Kleine, hüpfende Wellchen spielen um die Brust des Schwimmenden, und die Wellchen gehen hinaus, weiter und weiter in den feuerbestrahlten Fluß. Lang streckt Jan seinen arbeitenden Körper: ein Schwimmstoß, ein zweiter, dritter — viele, viele!

Nun tritt das Schilf an dem verlassenem Ufer zurück in die Nacht, und die Waldbäume verknuten sich zu einer verworrenen und dunklen Masse. Weiter! Nur der Kopf des Schwimmenden ragt aus der breitmächtigen Wasserfläche, ein winziger Punkt. Aber rastlos arbeiten die Gedanken in diesem Punkt, sie kommen und gehen, gehen und kommen — da sind sie — husch, nein dort! Schweigt stille!

Du hättest die Kleider doch am Ufer im Stich lassen sollen; sie ziehen schwer nach unten, denkt Jan. Nach unten? Was ist das; dort unten? Denke an etwas anderes, Jan! Sieh, wie das Blatt, das dort an der Oberfläche treibt, bei jedem ausholenden Zuge zurückbleibt! Wie du hier schwimmst, schwebst du eigentlich meterhoch über dem festen Boden, gewissermaßen. Meterhoch? — ein Erschrecken: nein, metertief! Aber du schwebst ja, also sei ruhig!

Doch wenn dich die Kraft deiner Glieder jetzt verläßt, dann —



Ein Schwimmstoß, noch einer — so so! Siehst du, es geht, Jan Heinrich!

— dann ginge es hinunter nach dort unten, dorthin, wo —

Wie nachtschwarze Vögel flattern und kreisen die Gedanken —

— wo die Toten liegen!!

Ja, nun ist er doch gekommen, der schreckensvolle Gedanke, gegen den er sich wehrte, den er nicht denken wollte, nicht denken durfte! Und der Schrecken drückt ihm den knöchernen Finger in das Genick, drohend und eiskalt! Warte, du!

Ruhig, ruhig! So, wieder ein Schwimmstoß vorwärts, noch einer. Und denke an etwas Schönes, Lichtes und Helles: weißt du, wie du mit der Anna daheim unter dem blühenden Lindenbaum standest im Dorf und —

Er hat sich beim Schwimmen auf den Rücken gelegt und streckt sich in langen Stößen.

— und der Abend war so friedlich; die Sterne funkelten grad' so wie heute dort oben. Und die Anna hat sich auf den Fußspitzen gehoben und die roten Lippen gespißt —

— rot? Hier ist auch etwas rot — ja, so, das Feuer! Es glänzt rot wie —

Schweige! Ist's noch weit zu dem anderen Ufer? O ja, weit, sehr weit. Vorwärts!"

— rot wie das Blut von den Ertrunkenen dort unten!

Heilige Mutter Gottes!

Die Kleider ziehen schwer, so schwer, und in die Sehnen der Arme ist langsam, langsam eine taube Müde gekommen. Die Hüfte schmerzt und brennt von dem Sturz mit dem Pferd; ein Summen und Bittern ist in seinen Zähnen — woher nur? Hastiger sind die Schwimmstöße geworden und kürzer. Weit noch zu dem Ufer? Ja, weit.

Und plötzlich kommt es über Jan wie ein feindlicher Druck, wie ein unmeßbares, gallenbitteres Grauen. Es wühlt und bohrt in seinem Hirn —

Schau einmal hinab in das Wasser unter dir, Jan!

Ich will nicht!

Da ist etwas, Jan!

Ich will nicht! Und die Anna hat mich damals geküßt, so süß geküßt; weißt du noch, wie es war?

Da ist etwas, Jan! Da schwimmt etwas, Jan, hörst du?

— süß geküßt —

Einmal sollst du sehen, Jan!

Das Grauen im Nacken wird drohend; es lastet schwer und drückt ihm den Kopf tiefer in das Wasser. Seine Zähne klappern im eisigen Schreck.

— geküßt — —

Schau unter dich! Du willst nicht? Wehre dich nicht länger, jetzt ist es genug; du mußt!

Da bricht es ihm den ringenden, sich sträubenden Willen; er blickt in das Wasser und sieht —

Erbarmung! fort, fort von hier!

— und sieht — —

Wie der Schrecken leucht, wie das grauenvolle Entsetzen die Fäuste verkrampft!

— und sieht dort unten —

Er schwimmt wie ein Rasender, um dem Grauen dieser Stelle im Wasser zu entgehen; tiefer ist sein Kopf in das Wasser gesunken, und stoßweise fliegt ihm der Atem.

— und sieht dort unten die Ertrunkenen! Sie schwimmen auf dem Grunde, gehoben und gesenkt von dem Atem der Strömung, eine quallige, verfilzte Masse. Jan sieht die fleischlosen, bleichfahlen Arme, die verkrallten Knochenfinger, wie sie greifen, wie sie sich im Wasser bewegen und tasten! Und dort — ha! — und dort greift ein Arm nach ihm, nach ihm! Weg da, weg da! Dort ist eine Lücke in der graufigen Masse, er kann ihnen entgehen. Hindurch!

Es ist kein Schwimmen mehr, es ist ein rasendes, bewußtloses, zu Tode erschöpftes Taumeln durch das Meer der



bleichen Arme. Hans Kopf kommt unter das Wasser, er schluckt — Luft, Luft! Da sind sie wieder, rechts, links, vorne, die Toten! Ein Stöhnen kommt aus seiner Brust wie aus der Lunge eines gehezten Edelmilchbieres, und ein Schrei klingt hinterdrein, voll von unmenschlicher Qual:

„Hilfe! Erbarmen!“

Und noch einmal:

„Erbarmen!“

Er schlägt mit den Armen, er versinkt und heucht wieder auf. Vom nahen deutschen Ufer löst sich ein Kahn und kommt rasch heran — er sieht es nicht, er ringt, den gierigen Toten zu entgehen.

Und da — und da —

Jesus Maria, Hilfe!

— da hat es ihn an dem Fuß gepackt, ein langer, bleicher Totenarm; und der Arm zieht nach unten, hinunter in das graufige Totenfeld!

„Helft“

Und er versinkt — tief — tief —

„Greif zu!“ sagt eine deutsche Stimme in dem Kahn, „schnell!“ Und sie heben den Bewußtlosen mühsam in das rettende Boot. „Seht, das hat ihn heruntergezogen,“ sagt der Musketier, der Jan Heinrich im allerletzten Augenblick faßte, und löst von dem Fuße des Besinnungslosen — die lange, kräftige und bleiche Ranke einer Wasserpflanze. „Der ganze Fluß ist von dem Gewächs erfüllt!“

— — — — —  
Fern drüben im weiten, weiten Rußland ritten die Dragoner mit klirrendem Sporn und flatterndem Fähnlein im wehenden Wind, aber einer ist nicht mehr dabei bei dem Ritt, einer, der zitternde Hände und einen wirren Blick bekam in jener einzigen Nacht! Fern drüben im weiten, weiten Rußland geht breit der Narew und rauscht und rauscht; da — da regt es sich in dem Wasser und tastet — und greift! Geh' fort! —

## Wasserrosen

Aus den Tiefen ausgestiegen,  
wiegen ihre schmalen, schlanken  
Arme lichte Gottgedanken.  
Freunblich sich die Wellen biegen,  
und die Binsen surren summsend mit.

Manchmal quillt ein Quellenrufen  
schwer herauf, die Wasser schimmern,  
blasser wird der Kelche Flimmern.  
Über gläsergrüne Stufen  
Dumpf ein Seufzen glitt.



# Die internationale politische Karikatur

Von Max Hahel

Mit siebenzehn Abbildungen

Eine politische Karikatur gibt es, seit es im neueren Verstande des Wortes eine Politik gibt. Das ist also kaum viel mehr als hundert Jahre her. Man kämpfte, wo man nicht mit Schießwaffen kämpfen konnte, mit der ungefährlicheren Waffe der Ironie und erledigte den Gegner zumindcstens in offigie. Die politische Karikatur war seit je der Versuch, Menschen und Völkern freundlich oder feindlich die Wahrheit hinzuzcichnen und so im Bild des Wises recht eigentlich den Ernst der Tatsachen zu glossieren. Diese Versuche, dem Nachbar, dem Freund oder Feind durch gutmütig-heitere, scherzhaft-hänselnde oder aber durch grimmig-satirische, mißwollend-herabsetzende Zeichnungen die Meinung zu sagen, sind seit Jahrzehnten in der ganzen Welt gang und gebe, ja sie sind mit dem Auftauchen der Witzblätter eine ständige Einrichtung geworden und dies bis heute geblieben. In allen Zentren der großen Nationen diesseits und jenseits des Ozeans, überall, wo Witzblätter erschei-

nen, erscheint auch die politische Karikatur, die rücksichtslos deutlich machen will, was der Diplomat auszusprechen sich rücksichtsvoll weigern muß. Die politische Karikatur ist solcher Art gelegentlich viel wahrhafter und aufrichtiger als das gewundene Wort des Politikers, der selten hemmungslos mitteilen darf, was seine innerste Überzeugung ist.

Nicht umsonst heißt es, die Politik verderbe den Charakter: denn auch der freimütige Mann wird, wenn er ein fähiger Politiker sein will, mit dem Gegebenen rechnen müssen. Er wird gelegentlich schweigen müssen, wo er reden und reden müssen, wo er schweigen möchte. Wer ein Schiff an Klippen vorüberbringen will, muß sich aufs Steuern verstehen. Es gilt, günstige Winde auszunützen, Piraten auszuweichen, mit Gegebenheiten zu rechnen. Der Politiker vor allem muß klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Heil dem, der's trifft — er wird seinem Lande nützlich sein. Politik ist, so gesehen, ein anderer Name für Vorsicht, Rücksicht und Umsicht. Politik heißt, den rechten Augenblick erkennen, Möglichkeiten erraten, zur gebotenen Zeit passiv oder aktiv sein, die eigenen Schwächen verbergen, die des anderen aufzeigen — und dergleichen mehr. Mit all dem braucht nun die politische Karikatur nicht zu rechnen. Sie darf dem Gegner unumwunden sagen, was

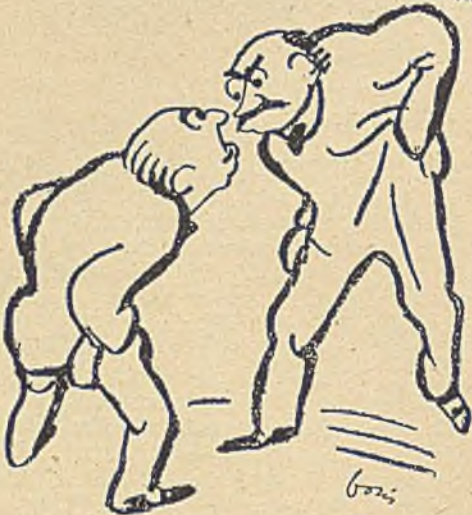
sie von ihm denkt, sie darf ihn dem Gelächter der ganzen Welt preisgeben und solcherart satirisch hinrichten. Und sie darf und kann noch mehr als das: sie kann im heiteren Bilde die tiefe, bittere Wahrheit ahnen lassen oder offenbar machen, sie kann anklagen und in ihrer Anklage eindringlicher sprechen, als pathetische Worte es könnten. Sie kann



Die kleine Lolo (Lloyd George) und ihr Liebhaber (Der Bolschewismus) („The Passing Show“, London)



## Klassisches Zitat



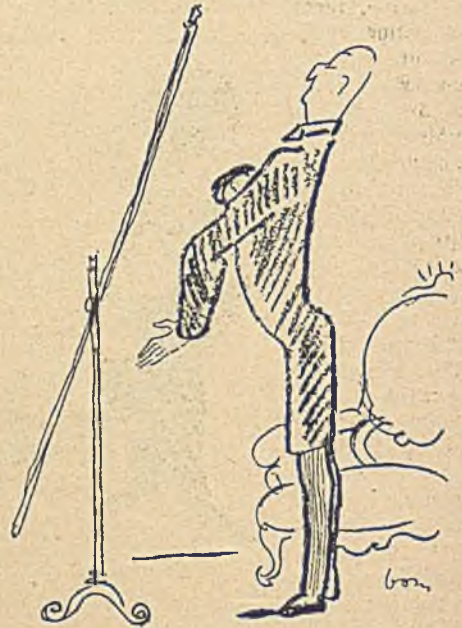
„Ihr seid doch nicht Abgeordnete für das Volk,  
sondern Abgeordnete gegeneinander“  
(Aus dem „Gh von Verclingen“, Wien)

wie ein Aphorismus mit ein paar Worten, mit ein paar Strichen ungeheure Perspektiven eröffnen und uns so einen Anschauungsunterricht erteilen, der uns reicher belehrt als dicke Bücher. Die politische Karikatur ist Symbol, sie ist geprägter, graphischer Ausdruck großer Verhältnisse auf kleinstem Raum, ein Wort für tausend Worte, ein Bild für tausend Bilder. Sie ist lapidare, heitere Weisheit und zugleich Organ der Freiheit, denn in ihr kann sich der Geist befreien und recht behalten.

Die politische Karikatur ist als gezeichneter Witz, dort, wo sie nicht roh wird und die Grenze des Schädlichen überschreitet, jene Grenze, die das Menschliche vom Unmenschlichen scheidet, eine feine Blüte des menschlichen Geistes. Sie kann sich gelegentlich bis zur Höhe des großen Kunstwertes erheben — manche Zeichnung von Daumier oder Caran d'Ache oder, um Deutsche zu nennen, von Gulbransson, Heine oder Schilling, den famosen Zeichnern des Münchener „Simplicissimus“, ist ein großes Kunstwerk gewesen — und sie kann den Stempel menschlichen Genies an sich tragen. Jenes besonderen Genies des Witzes, das kaum nach Gebühr geschätzt wird. (Witze müssen gelegentlich sehr ernstgenommen werden! Sie sind die Gegenseite der Tragik, doch gehören sie zu ihr, wie Brust und Rücken zum Menschen gehören. Witze können gelegentlich viel nachdenklicher machen als

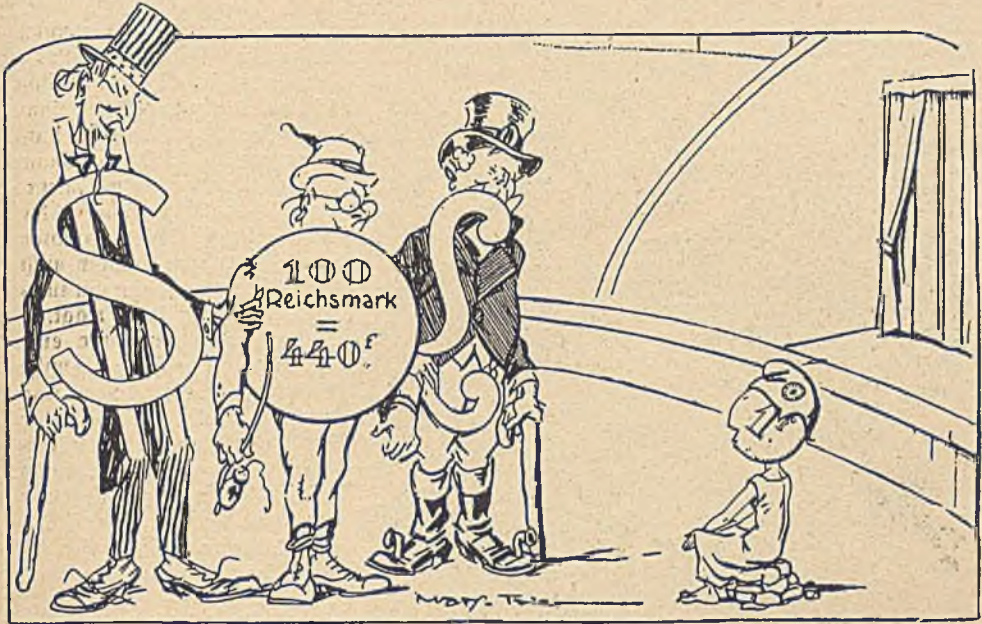
nachdenkliche Philosophie!) Doch muß man wieder sagen, daß die politische Karikatur ihr Stichwort jeweils von dem aktuellen politischen Ereignis oder von den großen Schauspielern der politischen Weltbühne erhält. Eine Erscheinung wie Kaiser Wilhelm II., die seinerzeit durch ihre Beweglichkeit und vielfache Exponenz die Welt in Atem hielt, war ein dankbares Objekt für die politische Karikatur, ein Lloyd George, ein Poincaré, ein Clemenceau und Wilson haben den Witzblättern immer neuen und höchst verwendbaren Stoff geliefert. Ist nun die weltpolitisch hervorragende Persönlichkeit sozusagen das tägliche Brot für den politischen Karikaturisten, so wird ihm sein Beruf weiterhin auch dadurch erleichtert, daß ja für die einzelnen großen Völker ganz bestimmte, traditionell festgelegte Darstellungen von internationaler Verständlichkeit und Gültigkeit bestehen. So weiß man, daß Frankreich „Marianne“ genannt und als leichtgeschürzte Pariserin gezeigt wird. Sie trägt manchmal die phrygische Mütze — das Zeichen der Republik — und ist im übrigen mit allen Launen begabt, die dem schwachen Geschlecht eigentümlich sind. Deutschland ist „Michel“ mit der

## Klassisches Zitat



„Die keine Fähigkeit haben, um etwas zu tun,  
auch keinen Geist, um nichts zu tun, werden  
Politiker.“ Voltaire  
(Aus dem „Gh von Verclingen“, Wien)





Die Reichsmark und der Franken. (Aus dem „Rire“, Paris)

Schlafmütze. Sein Erzengel ist „Michael“, sein Wappentier der Adler — Symbol des hochfliegenden Geistes, der erhabenen Metaphysik. Der Adler versinnbildlicht ja auch den Geist des Johannes, den Seher auf Patmos. Michel ist der Träumer, der Sternenstraßen abtastet und der deshalb in den

irdischen Dingen oft genug betrogen wird. Englands Wappentier ist der Löwe, das Herrschertier, doch wird der Engländer, „John Bull“, auch gerne als Bullboge dargestellt, und dieses zähe, breitbeinige Tier, das sich in Dinge zu verbeißen pflegt, kennzeichnet die Wesensart Al-



Onkel Sam hat an den europäischen Angelegenheiten kein Interesse. (Aus dem „Rire“, Paris)





Geschäft ist Geschäft  
Das neue englisch-deutsch-russische Ballet  
(Aus dem „Punch“, London)

bions mit geistreichem Witz. Ansonsten ist „Tommy“ an der hageren Gestalt mit den unvermeidlichen Gamaschen und der kurzen Schapfseife im Munde leicht zu erkennen. Und wie könnte ein anderes Tier als der Bär, der seine Riesenkraft niemals recht entfalten kann und oft genug honigsüßend in der Baumspalte steckt, in die ihn ein Knecht lockte — wie könnte ein anderes Tier als Bex das gewaltige Rußland versinnbildlichen. Häufig wird als Repräsentant Rußlands auch irgend ein menschlicher Wutkitowf mit struppig-ruppigem Vollbart, Facke und Röhrenstiefeln gezeigt. Amerika ist „Uncle Sam“, „Onkel Samuel“ oder „Jonathán“. Er erscheint immer als hochgewachsene, überschlanke Gestalt mit kühn geschwungener Hakennase, mächtig vorspringendem Kinn und Ziegenbart. Sein hochgetürmter, altmodischer Zylinder trägt die „Stars and Stripes“, die „Sterne und Streifen“ des Banners der United States, sein Attribut ist der allmächtige Dollar. Er sieht den Balgereien der armen, europäischen Jungen mit der heiteren Gelassenheit eines „Onkel Samuel“ befriedigt zu und springt

seinen Nissen im einträglichsten Augenblick mit unschätzbaren Bonbons bei, die in Dollarscheine eingewickelt sind. Diese Bonbons sind seine Darlehen, und die Dollarscheine müssen ihm verdoppelt zurückgezahlt werden. Das ist die Philanthropie des famosen Unolo Sam, der dennoch nicht der schlimmste ist und ein tüchtiges Herz im Leibe trägt.

Gott hat jedem Volke eine Eigenart gegeben, gewisse Stärken und Schwächen. Und wie das Volk, so der einzelne des Volkes, wenn er echtgeboren ist. Darum konnten wichtige Formeln geprägt werden, von denen man erst kürzlich etliche im „Einfachissimus“ lesen konnte. Zum Beispiel: „Ein Russe — eine Seele, zwei Russen — eine Unordnung, drei Russen — ein Chaos.“ Oder: „Ein Engländer — ein Idiot, zwei Engländer — ein Matsch, drei Engländer — die größte Nation der Welt.“ Oder: „Ein Deutscher — ein Denker, zwei Deutsche — eine Entzweiung, drei Deutsche — eine

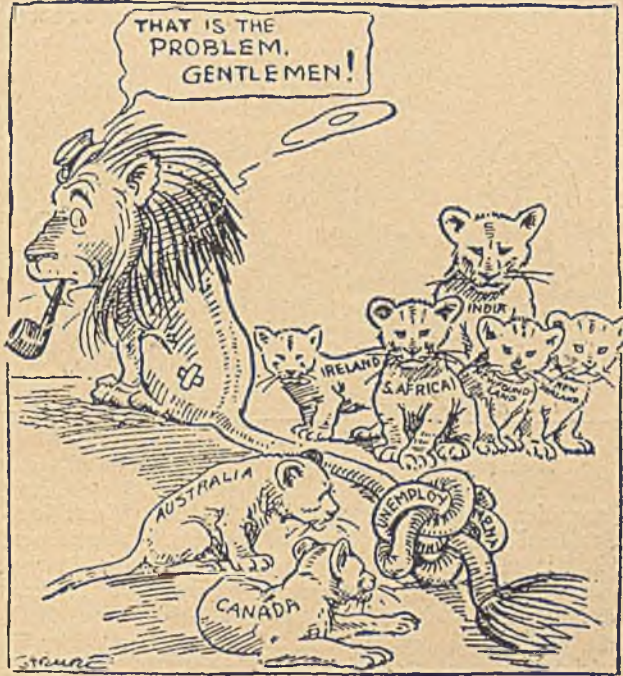
Partei.“ Man könnte diese Formeln beliebig fortsetzen, etwa: „Ein Franzose — ein Red-



England verstärkt seine Luftflotte  
John Bull: „Vor allem: Sicherheit!“  
(„London Opinion“, London)



ner, zwei Franzosen — la grande nation, drei Franzosen — la Gloire.“ Oder: „Ein Amerikaner — ein Philanthrop, zwei Amerikaner — eine Wette, drei Amerikaner — ein Trust“ usw. Sehr interessant ist es übrigens, Charakteristiken von Völkern zu lesen. Wie köstlich weiß zum Beispiel Bernard Shaw, der Ire, den Engländer zu schildern! Man höre: „Kein Engländer ist so klein, daß er kein Gewissen hätte, keiner so groß, daß er sich ganz von der Tyrannei des Gewissens befreite... Er wartet geduldig, bis in ihm, Gott weiß wie, die Überzeugung erwacht, daß es moralisch und religiös seine Pflicht sei, diejenigen zu besiegen, welche die von ihm begehrte Sache besitzen. Dann aber ist er unwiderstehlich. Gleich dem Aristokraten packt er, was er begehrt, und tut er was ihm beliebt; gleich dem Krämmer verfolgt er sein Ziel mit jener Ausdauer, die aus tiefer religiöser Überzeugung und aus dem Bewußtsein tiefer moralischer Verantwortlichkeit entspringt. Als Schirmherr der Freiheit und Unabhängigkeit erobert er die halbe Welt und eignet sie sich an —



Die Dominions vor der Arbeitslosenfrage  
„Das ‚Gentlemen‘, ist das Problem!“ („Daily Express“, London)

nennt das aber Kolonisation. Wenn er für seine Pöbelware einen neuen Markt braucht, so schickt er seine Missionare aus, um den Wilden das Evangelium des Friedens zu verkündigen. Die Wilden fressen den Missionar: da greift er zu den Waffen, um für das Christentum zu kämpfen. Er ist siegreich, erobert das Land und nimmt es als eine Belohnung des Himmels in Besitz. Er rühmt sich, daß ein Sklave frei wird, sobald er britischen Boden betritt; dabei verkauft er die Kinder seiner Armen an die Fabrikherren, unter deren Peitsche sie täglich sechzehn Stunden Sklavenarbeit verrichten. Ein Engländer tut alles, das Beste wie das Schlechteste, aber er tut nie Unrecht. Er tut alles aus Grundsatz. Er führt Krieg aus patriotischen Gründen, betreibt aus geschäftlichen Grundsätzen, macht Völker zu Sklaven aus reichspolitischen Gründen, hält zu seinem König aus lokalen und schlägt ihm den Kopf ab aus republikanischen Grundsätzen — dabei aber tut er nur seine Pflicht...“

Etlche Jahrzehnte früher hatte William Makepeace Thackeray, der berühmte Verfasser der „Vanity Fair“, seine Landsleute und die Franzosen folgendermaßen charakterisiert: „Wie oft lachen wir über die



Oberchlesien  
Der britische Löwe: „Halt! Ich bin da!“



## Die Diktatoren



„Getragen von den Antipathien der ganzen Welt“ (Aus dem „Gög von Verlichingen“, Wien)

Franzosen wegen ihres Hanges zur Prahlerei und wegen ihrer unseidlichen Eitelkeit auf la France, la gloire, l'empereur und ähnliches; und dennoch glaube ich im Grunde meiner Seele, daß der britische Snob in bezug auf Dünkel, Selbstzufriedenheit und Prahlerei auf seine Art nicht seinesgleichen hat. Zu dem Dünkel des Franzosen liegt immer etwas Unfreies. Er prahlt mit solchem Ungeflüm, Stimmaufwand und solchen Gestikulationen, er

schreit laut heraus, daß der Franzose das Haupt der Zivilisation, der Mittelpunkt des Denkens usw. ist, daß man dem armen Kerl seinen innerlich nagenden Zweifel anmerken kann, ob er auch wirklich das Wunder ist, welches zu sein er vorgibt. Der britische Snob im Gegenteil macht keinen Lärm, prahlt auch nicht so laut, zeigt aber die Ruhe tiefster Durchdringtheit: „Wir sind besser als die ganze Welt, das steht ein für allemal fest, darüber brauchen



Deutschland, wie es die Deutschen, und wie es die Franzosen sehen. („Daily Star“, Montreal)





Die Deutsche Polizei,  
wie sie von der französischen Meinung gesehen wird  
(„Birmingham Age Herald“, U. S. A.)



Lloyd George in Marokko  
„Welch herrliches Land! Es fehlt ihm nichts als eine  
Konferenz!“ („Punch“, London)



Der Herr der Welt, oder Uncle Sam nimmt an der  
Regelung der europäischen Angelegenheiten teil



Die dehnbare Besatzungsfrist  
(„Kladderadatsch“, Berlin)

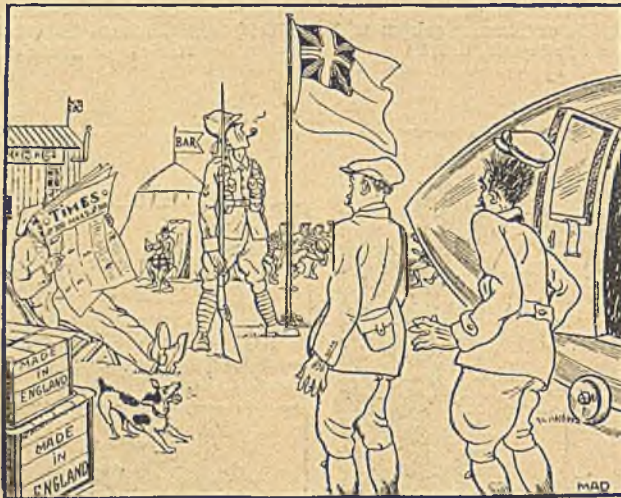


wir gar nicht mehr zu streiten.' Und wenn ein Franzose brüllt: „La France, Monsieur, la France est la tête du monde civilisé“, so lachen wir gutmütig über den exaltierten armen Teufel. Wir aber stehen obenan in der Welt. Diese Tatsache ist so fest in unsere Herzen gegraben, daß ein Anspruch, der von anderer Seite darauf gemacht würde, einfach lächerlich wäre.“

eine Nation von Narren, wollte es nicht jetzt, wo es dies tun kann, eine sichere Grenzmark zwischen sich und diesem Nachbar errichten. Meines Wissens gibt es kein Naturgesetz, keine Parlamentsakte des Himmels, kraft deren Frankreich allein unter den irdischen Wesen das gestohlene Gut behalten sollte, nachdem die beraubten Eigentümer den Dieb einmal in der Gewalt



„Man spricht viel vom Mars, aber wenn wir ihn endlich erreichen,



werden wir finden, daß die Engländer längst dort sind“  
(Aus dem „Rire“, Paris)

Und wie hatte der ernste, tiefjüngliche Thomas Carlyle um 1870 die Franzosen beurteilt? In seinem berühmten Brief an die „Times“ hieß es: „Keine Nation hatte je einen so schlechten Nachbar wie Deutschland während der letzten vierhundert Jahre an Frankreich; schlecht in allen möglichen Beziehungen: unerschämmt, raubgierig, unerfättlich, nicht zu beschwichtigen und stets auf den Angriff aus. Nach einer so langen Zeit von Mißhandlung seitens dieses Nachbarn ist Deutschland nun endlich so glücklich, diesen Nachbar so ziemlich untergekrigt zu haben, und Deutschland wäre meiner Ansicht nach

haben. Die Franzosen beklagen sich ganz schrecklich über den ihnen drohenden ‚Verlust ihrer Ehre‘, und die Umstehenden bitten ernstlich: ‚Entehrt doch Frankreich nicht; laßt doch die Ehre des armen Frankreich unbefleckt.‘ Aber wird es die Ehre Frankreichs retten, wenn es sich weigert, für die Scheiben zu zahlen, welche es mutwillig in dem Fenster des Nachbarn eingeschlagen? Der Angriff auf die Fenster war’s, was seine Ehre befleckt; und Frankreichs Ehre kann nur durch Frankreichs tiefste Reumütigkeit wieder hergestellt werden und durch den ersten Entschluß, es nie wieder zu tun...“ Und wie dachte

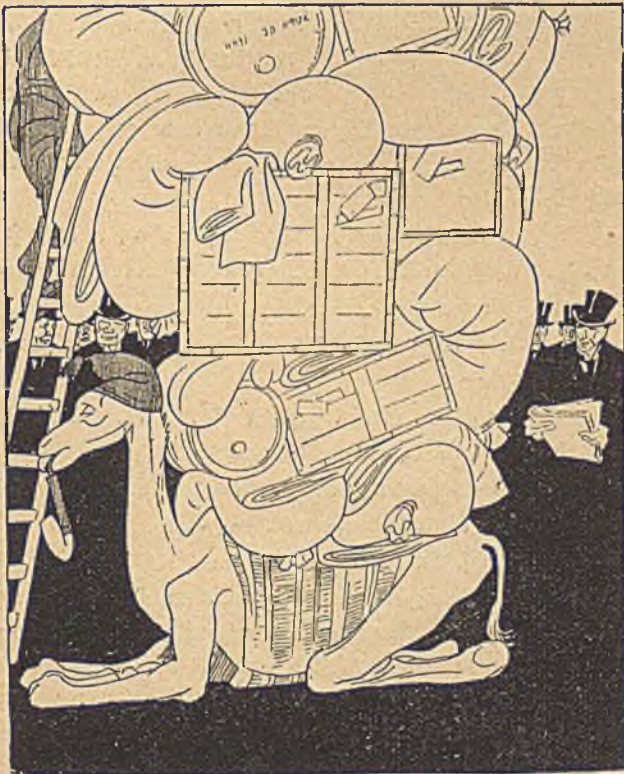


Carlyle, einer der besten Europäer seiner Zeit, über Deutschland? Er schrieb damals: „Daß das edle, duldsame, tiefe fromme und gediegene Deutschland endlich zu einer Nation zusammengeschweisht und Herr des Festlands wird, daß es an die Stelle des prahlerischen, gestikulierenden, streitsüchtigen, unbeständigen und überempfindlichen Frankreich tritt — das scheint mir von allem, was sich zu meinen Lebzeiten zugetragen hat, die größten Hoffnungen in sich zu schließen.“

Seither freilich ist „das edle, duldsame, tiefe, fromme und gediegene Deutschland“ — Carlyle, der Anbeter Jean Pauls und Verfasser eines „Leben Schillers“, dachte an ein Deutschland, dessen geistige Sonne Weimar hieß — seither ist das herrliche Deutschland mit seinen wunderbaren Menschen, diesen verborgenen Deutschen, die ungetannt in seinen Provinzen leben und den eigentlichen Adel des Reiches ausmachen, seither ist Deutschland ein arges Wirrsal von Kräften geworden, die, zu Parteien geballt, auch vor Gewalttat nicht zurückschrecken und so den Geist von Weimar, den heiligen deutschen Geist,

der sich in einem Bach und Beethoven, einem Goethe und Schiller einst weltbesingend und weltbeglückend offenbart hatte, verfälschen und verrohen. Doch kann kein Zweifel bestehen, daß Deutschland, nach den letzten Wundfiebern der schrecklichen Jahre wieder zum deutschen Geist und zu den deutschen Geistern zurückfinden wird, die in Wahrheit den weltweiten Glanz seines unvergleichlichen Geistes ausmachen.

Im „Faust“ spricht Gottvater die Worte, „Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schall am wenigsten zur Last!“ Mit solcher Weisheit könnten sich auch die Deutschen über die manchmal recht argen und mißwollenden Späße, die sich die ausländische politische Karikatur mit ihnen erlaubt, lächelnd hinwegsetzen und zu den mehr oder weniger bösen Spielen des „Nire“, der „Warsowie“, des „Punch“ oder der Prager „Humoristische Lifty“ gute Miene machen, wenn nur die Politiker jenes Auslandes, das auch heute noch nicht begonnen hat, ein aufrichtig freundliches zu sein, etwas mehr Ernst, Einsicht und Wohlwollen für die Verhältnisse des geprügten Volkes aufbrächten.



Es ist dem Komitee des Tierchutzvereines endlich gelungen festzustellen, wieviel eigentlich ein Kamel tragen kann. („Simplissimus“, München.)



# Die Wiege

Von Adolf Wutmbach



Mein Vater war ein rechter Praktikus, der nie in seinem Leben ein Lieblein gemacht noch gespielt hat. Dazu sind seine Hände viel zu hart gewesen. —

Einmal — es war im Spätsommer, als an der Dorfstraße die Vogelkirschen reiften — ist er mit der Axt unter dem Arm hinaus in den Wald gegangen, um einen Baum zu hauen.

Nicht den ersten besten.

Er hat gar lange suchen müssen, weil es ein auserwählter Baum sein mußte.

Erst gegen Abend, als die roten Sonnenlichter immer tiefer an den bärtigen Stämmen glitten, fand er einen Baum, wie er ihn suchte.

Ich weiß nicht, ob es eine Duche oder eine Lärche war. Aber — ein Waldbvöglein hat so wunderbar in seinen Zweigen gesungen. Und der Baum hat viel voller und feierlicher gerauscht als alle anderen Bäume des

Waldes. Der Vater aber hat sein Ohr an den Stamm gelegt und lange gelauscht, wie das Baumherz da drinnen zwitscherte und klang und wie der ganze Wald darin luckelte und rauschte! —

Und nicht leicht wird er's übers Herz gebracht haben, einen so seltenen Baum zu hauen. Doch ihn und keinen sonst hatte er ausersehen für die Wiege seines Erstgeborenen. —

Zeitig genug ist sie fertig geworden.

Mit was für Gedanken mag der Vater sie gezimmert, mit was für Wünschen ihren Bau begleitet haben! —

Im Rosenmonat Julius, am fünfzehnten Tage, früh beim ersten Hahnenschrei, noch halb in der Uhlenflucht, bin ich zur Welt geboren.

Da hat die Wiege vor lauter Freude zu schaukeln angefangen, weil alles Wiegen und Schaukeln der Walbwipfel noch in ihr war. —

Doch als ich schlief, da hörte ich in dem Holz der Wiege ein Singen und Klingen wie von vielen Waldbvögeln. Das alte, treue Baumherz war mit aus dem Walde gekommen und sang und klang vom Rauschen der Wipfel, vom Brausen der Bäche — und lehrte mich unvergeßliche Lieder und Weisen. —

Und nie in meinem Leben hat mich die Sehnsucht nach dem Walde verlassen, die mir die Wiege in die Seele sang.

Alle Wälder meiner Heimat rauschen tief in meiner Seele! —

Was wundert's euch, daß ich ein Spielmann geworden bin?



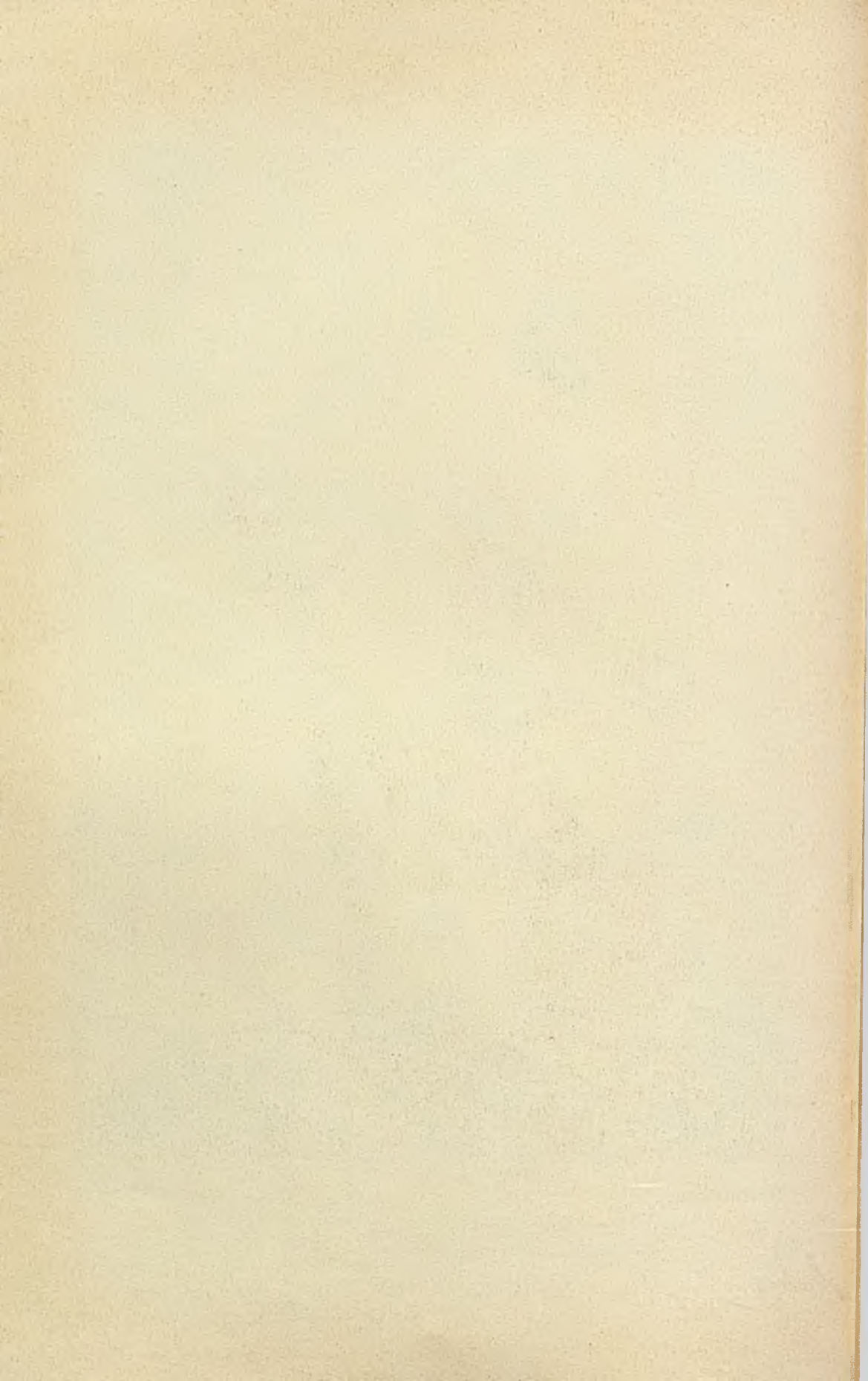


Walter Bayer:

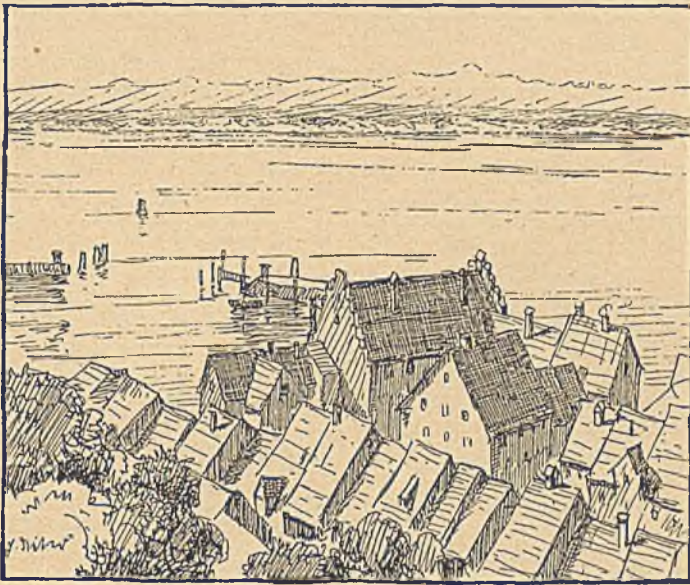
Sommerfingen











Meersburg (Unterstadt)

## In der Gloriette

Eine Droste-Erzählung von M. Herbert †

Mit drei Federzeichnungen von Hans Dieter

Nun hatte das junge Ehepaar Schüding die lang geplante Reise nach der Meersburg ausgeführt.

Levin Schüding, der erfolgreiche Literat, wollte Annette, die dazumal bei ihrem Schwager, dem berühmten Historiker Freiherrn von Laßberg weilte, seine junge, schöne Frau vorstellen. Er wollte sich auf den Besuch freuen — aber immer wieder stieg eine dunkle Wolke auf zwischen ihm und seiner Freude — so schien es ihm — eine seltsame Furcht, die er mit Vernunftgründen nicht meistern konnte. — Die Ahnung eines fernen Gewitters, das die Luft schwer macht, und es war doch lächerlich.

Annette, die Gütige, Allesverstehende, würde schon um seinetwillen seine schöne, kluge Frau lieben, und Louise war bekannt wegen ihres Taltes und ihrer Weltgewandtheit, sie fand sich überall zurecht.

Dennoch wollten die „Aber“ nicht schweigen. Es liegt zuweilen nicht in der Gewalt des Menschen, über auseinanderlassende Welten schwindelfreie Wege zu schlagen.

Frau Louise hatte ihre drei besten Seidenkleider eingepackt. Da sie in ein

freiherrliches Haus ging, träumte sie von solennen Dinern und Soireen. Sie nahm das Schönste mit, das sie hatte: das mattblau rosa Changierte mit der Schnebentaille und den Achselchleifen, das Burgunderfarbene mit den Samtstreifen, das ihre blonde Schönheit so herrlich ins Licht setzte, und das Champagnergelbe mit den Streublumen, das mit alten echten Spitzen garniert war. Alle diese Gewänder kleideten Louise Schüding „à merveille“ — wie man in dem kaum wiedergeborenen Deutschland zu sagen pflegte.

„Aber, mein Hühnchen,“ hatte Levin Schüding zu seiner stattlichen jungen Frau zu bemerken gewagt: „Das ist alles unnötig. Auf der Meersburg befinden wir uns quasi auf dem Lande, und diese westfälischen Adligen sind im Alltagsleben von stupender Einfachheit. Sie sind zu hochmütig, zu standesbewußt, um sich zu putzen. Annette nun gar zieht sich maßlos schlicht an. Ich kenne an ihr nur ein blaues Tüschkleid, das an ihr festgewachsen schien. Sie sieht die Werte nicht im Äußerem.“

Louise Schüding, geborene von Gall, haßte ihres Gatten Auseinanderetzungen, sie kamen ihr pedantisch vor. Sie warf ihr



hübsches, prinzeßinnenhaftes Köpfchen in den Nacken und straffte ihre tadellose Gestalt.

„Ich weiß, was ich mir schuldig bin, lieber Levin.“ Ihre Stimme konnte sich bedrohlich verschärfen. Sie verstand ihn einzuschüchtern — er war zartnerviger als sie. Doch sah er sie kopfschüttelnd an.

„Diese neue hochtoupirte Frisur, die wohl aus einem Pariser Journal des dames stammt, stempelt dich zu auffälliger Weltkame. Das wird Annette nicht gefallen. Das Fräulein ist wie der liebe Gott, der bekanntlich nur aufs Herz sieht.“

„Nun war Louise ernstlich gereizt.“

„Laß das Salbadern! Ich kann's in den Tod nicht ausstehen. Vielleicht gefällt mir Annettes Frisur ebensowenig wie ihr die meine. Qui vivra verra. Ich bin jung und, wie mir mein Spiegel versichert, leidlich hübsch. Ich habe es nicht nötig, mir Trauerfahnen ins Gesicht hinein zu kämmen. Jeder wird nach seiner Fassung selig.“

Levin gab klein bei.

„Ce que femme veut, Dieu veut,“ sagte er lachend, küßte Louises schwellende Wange; er war ja noch in den ersten Stunden junger Verliebtheit. Aber innerlich wußte er, daß es zu einem unheilbaren Riß kommen würde, wenn seine junge, dichterisch angehauchte, unendlich selbstbewußte Frau mit der das Äußere nicht achtenden, tiefgründigen, scharfblickenden, das Leben auf der Goldwaage wiegenden Annette zusammentraf.

Er fürchtete diesen Riß — er bedeutete ein Sterben mitten im Leben, das Verlöschen eines lichten, wärmenden Feuers. Er hatte gemeint, seine Neigung für Annette, die große Freundin und Verstärkerin seiner jung verstorbenen Mutter, sei ewig geschmiebet.

Ja, wenn er Annettes Verse an Katharina Schüding las, hatte er oft die Empfindung gehabt, als müsse er der Freundin etwas erstatten, das die Mutter ihr schuldig geblieben.

„Du hast es nie geahnt, nie gewußt,

Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen.

Nie hat dein klares Aug' in meiner Brust

Die schwerverhüllte Ruinenschrift gelesen.“

Das Leiden eines jungen, nach Verständnis ringenden Herzens brannte und glühte hinter den Versen.

Ja — er, Levin Schüding, hatte immer zu den wenigen gehört, die dem pochenden, lebendigen Blut in Annettes Versen lauschten.

Solche Bande sollten brechen können? Zu Annette Droste verehrte Schüding den

größten und genialsten Menschen, den lautersten und liebevollsten Charakter, der je seine Wege kreuzte, und in Louise von Gall liebte er mit rücksichtsloser Kraft des Blutes und der Sinne das Weib.

Louise mußte Siegerin bleiben, aber die Höhen, welche er mit und durch Annette erreichte, würde er mit Louise nicht erreichen. Und doch war Louise eifersüchtig auf Annette und begriff nicht, daß ihre Eifersucht sinnlos ins Leere ging.

Ihr eitles junges Herz, ihr äußerlichem Glanze hingegebenes Wesen verstand nicht, daß man nicht eifersüchtig sein kann auf das, was unerreicher, unfaßbar, der Geistigkeit Gottes verwandt ist. —

Frau Schüding stand mit Annette von Droste zusammen in der Gloriette — dem Spiegelzimmer des Nebhäuschens, das Annette von dem Honorar kaufte, welches ihr Gotta für die erste Ausgabe ihrer Gedichte anweisen ließ.

Es war sehr hell in dem kleinen Raum — die Spiegelwände griffen einfach nach dem sprühenden Sonnenglanz, den der See verstärkt emporstrahlenderte. Die Spiegel vervielfältigten auch die Gestalten der beiden Frauen, badeten sie im grellsten Licht.

Louise von Gall von üppiger Schlankheit in der Blüte des Lebens. Sie trug das hochfrisierte Haar leicht gepudert, dem blendenden Teint war das Rot nachgeholfen. Die lilienweißen Arme, die Hüfte von leichtem Flor verhüllt. Lange kostbare Perlen in kleinen, rosigen Ohren. Jeder Schritt, jede Bewegung ein Triumph bewußter, allzu bewußter Schönheit und Eleganz.

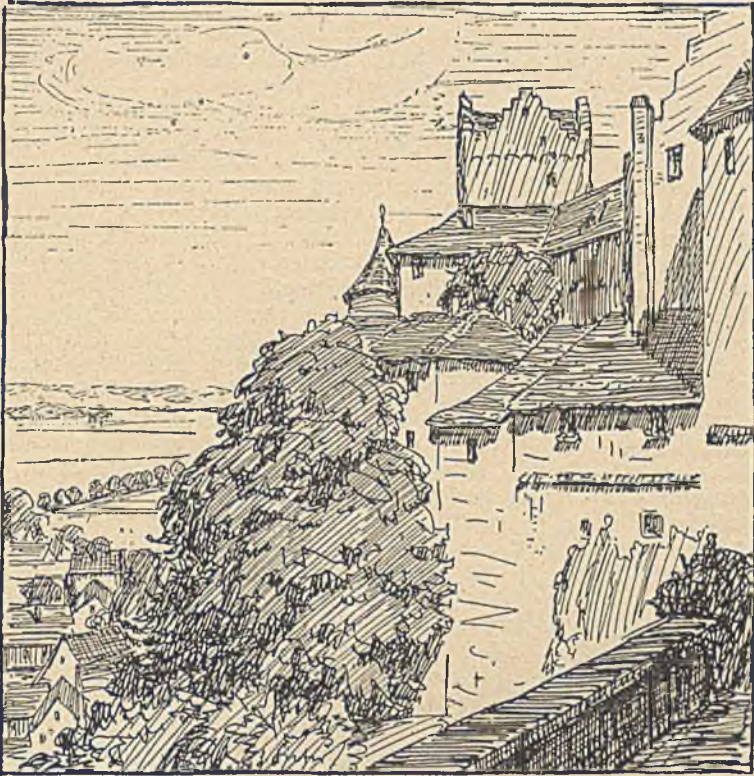
Die Fülle des Lichts erhöhte den Glanz ihrer Jugend. —

Aber — das Licht zeigte auch, daß Annette die ersten Schritte zum letzten Abstieg tat.

Gebüßt, kurzatmig — die Elfenfigur breit geworden — spärlich und grau die einst golden flutenden Locken — achlos angestreift das ehrwürdige Schwarzzeibene mit dem bescheidenen Spitzenträglein — ein altbäterisches Tuch war um die Schultern geschlungen, als fröstelte der Alternnden selbst an diesem höchsten Sommertag. Das Gesicht, das Heidesturm und Heidesonne Westfalens ausstrahlte und von tausend innerlichen Erfahrungen gezeichnet war, müde — zum Herzbrechen müde. — Gesunken die Wangen, die Haut zerknittert in den Händen der Zeit.

Alles Leben, alle Jugend, aller Glanz nur noch in den Augen.





Schloß Meeröburg

„Unbergeßliche Augen!“ dachte Levin Schücking, der von ferne stand und das Drama dieser Begegnung in sich erlebte.

Annette hatte in Wahrheit unbergeßliche Augen, groß gewölbt, forschend, eindringlich, dem Wesen nachspürend, und doch mit einem Blick begabt, der, aus unermesslichen Fernen kommend, in unermessliche Fernen ging. Das göttliche Ahnen der Propheten und Sibyllen lag darin.

„Sie sind sehr schön, liebe Louise,“ sagte Annette mit neidloser Bewunderung zu Levin Schückings Frau, „Sie besitzen alles, was ich nicht habe. Gott erhalte Ihnen die blühende Gesundheit!“

Annettes Stimme war noch jung und biegsam, weich und gehorsam jeder Erregung der Seele. Aber Louise Schücking hatte die laute, herrische Stimme der Menschen, die sich zur Geltung bringen wollen und mit ihrer Rede andere über-tönen.

Annette hatte die Idee, sie würde sich an diese harte Stimme nie gewöhnen

können, aber sie schalt sich darüber und nahm sich zusammen.

Sie wollte Levin Schückings Frau von Herzen lieb haben und wußte doch auf dem Grund der Seele, daß gewollte Liebe keine Tragkraft hat.

Liebe ist mehr als alles ein Geschenk göttlicher Gnade — frei, unbewußt wie alles Geniale; aber gewollte Liebe geht über menschliches Vermögen.

Hart stellt sich die verschiedene Wesenheit der Menschen gegeneinander.

„Ich möchte Sie einmal frisieren dürfen, gnädiges Fräulein!“ wagte Louise Schücking zu sagen. „Sie machen sich viel zu altmodisch zurecht. Wenn man klug ist, kann man die Zeit sehr gut um zehn Jahre betrügen.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, liebe Louise — aber ich bleibe wie ich bin. An mir ist Hopfen und Malz verloren.“

Nun war das Temperament mit Annette durchgegangen, sie hatte fast schroff gesprochen und sie sah, wie die Züge der



anderen sich an ihrem Ton verkälteten. Das hätte nicht sein sollen.

Dann saßen die drei zusammen am offenen Fenster und tranken ein Glas des guten, starken Weins, der auf Annettes bergigem Grundstück gedieh. Schneeweiß glänzte der Sautis in das ungedämpfte Azur des Himmels. Aber die glühende Flut des Bodensees schossen Silbermöwen und schickten ihren scharfen Raubschrei herauf. Schöner, prächtiger, anspruchsvoller war hier die Landschaft als daheim um Küschhaus, aber die Weichheit mächtiger Baumkronen und ihr beruhigender Schatten fehlten. Es war ein großes Heimweh in der Seele des westfälischen Edelräuleins.

Louise Schüding packte aus ihrem apfelgrünen Retikule ein in rosa Seide geheftetes Büchlein und begann ihre Gedichte vorzulesen.

Gewandte Reimereien, glatte blumige Verse; dithyrambisch feierten sie das Glück der Jugend und der Liebe.

Annettes magere, blaugeäderte Hände lagen krampfhaft in ihrem Schoß verschlungen. Sie lauschte, lauschte fast angstvoll auf einen echten Herzenston, das Anschlagen einer tiefen, großen Glocke und vernahm nur Klimmern und Klingen.

Sie vernied es, Levin Schüding anzusehen; denn sie fühlte, daß sein Blick auf ihr ruhte.

Levin Schüding empfand plötzlich die Leere dieser Reimereien, die er immer als sehr nett bewundert hatte.

„Dies nicht zuviel, Louise — du bist heißer, und ich fürchte, es strengt dich an.“

„Ich bitte um Ihr Urtheil, gnädiges Fräulein,“ sagte die junge Frau, die Blätter zusammenfaltend.

Annette nahm sich zusammen. „Sie haben ein großes Formtalent, liebe Louise,“ sprach sie langsam, „Ihre Diktion hat Glanz.“

Schüding dankte Annette mit einem warmen Blick.

„Ja, mein Hüchchen kann etwas!“ meinte er.

„Und nun lesen Sie, gnädiges Fräulein,“ forderte Louise etwas gönnerhaft auf — „es ist mir immer schwer geworden, in Ihre orakelhafte Kunst einzudringen; aber Ihre Stimme wird sie mir näher bringen.“

Da wurde Annette wieder Willen abermals kurz ablehnend.

„Nicht nach Ihnen!“ sagte sie und ein

leises, mokantes Lächeln zuckte um ihren Mund.

Dann begann sie mit Levin über seine Zukunftsaussichten, über seine Stellung an der „Kugsburger Allgemeinen“ und über den Erfolg des „Malerischen Westfalens“, über Byron und Freiligrath zu sprechen. Aber das Gespräch schleppte sich mühsam weiter — es wurde ja nur geführt, um Gefühle und Gedanken zu maskieren, die nicht ans Tageslicht durften.

Zu Annette war Sehnsucht nach dem tiefen Schweigen, das sonst tagelang ihre Gewohnheit war. Was waren Worte wert, die wie unwissende Freunde an ihrem eigentlichen Leben vorüberstrichen?

Louise Schüding fand das westfälische Edelräulein über die Maßen langweilig, altmodisch und gänzlich uninteressant.

„Eine, die sich schon selbst überlebt hat,“ dachte sie beinahe laut.

Sie stand auf und verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung vor Annette.

„Wir wollen noch einen weiten Spaziergang machen, Levin! Das lange Stillstehen geht mir auf die Nerven. Wie Sie es nur aushalten, gnädiges Fräulein.“

„Das Alter lernt manches, von dem die Jugend nichts ahnt!“ lächelte Annette.

Sie hielt einen Augenblick die weiße, kühle Sammethand der anderen in ihren heißen, von Leben durchpulsten Fingern. Dann war sie allein mit einem betäubenden Hauch des Pariser Parfüms, das Louie ausströmte.

Annette blickte vom Fenster aus den Dahinschreitenden nach. Sie sah den buntleuchtenden Schirmhut der jungen Frau zwischen dem Grün der Rebstöcke auf- und niedertauchen, sah Schüdings magere Gestalt, sah seinen Arm um Louises Hüfte und hörte das laute, ungedämpfte Lachen der Frau.

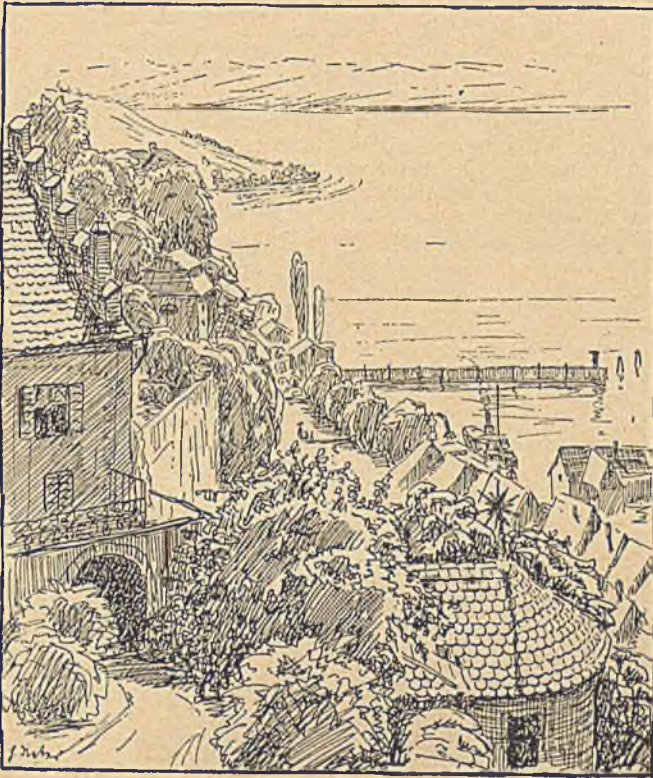
„Vielleicht lacht sie auf meine Kosten!“ dachte Annette. „Ich muß ihr ja vorkommen wie aus einer begrabenen Welt, wie eine Novität, die schon lange Jahre verstaubt in einem Kasten lag!“

Annette lehnte still in ihrem Sessel, während die Stimmen ihrer Gäste sich entfernten.

Aber sie unterschied doch noch den zärtlich gütigen Ton, den Levin Schüding in früheren Zeiten ihr gegenüber anschlug, wenn seine Seele entflammt und sein Herz gerührt war.

Das galt nun einer, die ihn kaum verstand. —





Obersee von der Meersburg aus  
(rechts unten im Bild der Turm, in dem Annette von Droste lebte).

Ein altes heimisches Volkslied erhob seinen wehmütigen Klang in ihrer Erinnerung:

„Ach, ich weiß es gar zu wohl,  
Wer den Strauß nun haben soll.“

Sie machte neu die alte Erfahrung, daß Glück uns die Menschheit entfremdet, während der Schmerz uns sie nahebringt, und daß wir selten das Glück anderer verstehen, weil es so ganz anders aussieht, als unser eigenes persönliches Glück anschauen dürfte.

Sie dachte auch, wie sehr sie immer Verse über die Vergänglichkeit als banale Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit verachtete hatte und wie tief und schwer zu ertragen doch das Leid ist, das dadurch kommt, daß es nichts sicher Bestehendes zwischen Menschen gibt.

Über den gleißenden, sonnenstäubenden See kam es wie Schicksalsverkündigung.

„Auch das ist vorüber,“ dachte sie leise, fast unbewußt, „nie mehr wird Levin Schüding mir der große Helfer und Berather sein können, der erleuchtete Ein-

bringer in mein eigenstes Geheimnis. Ich werde fortan geistig ganz allein sein.“

Durch ihr Gedächtnis zitterte ein Vers, den sie schrieb, als sie schon einmal um Levin Schüdings Seele kämpfte. Ihr um den Verlust zitterndes Herz war darin.

„Das Leben ist so kurz, das Glück so selten,

So großes Kleinod einmal sein — statt gelten.“

Dann aber hob Annette Droste stolz das tiefgeneigte Haupt.

Ihre weiße, edle Stirn erstrahlte von innerlicher Kraft. Sie rang die Enttäuschung nieder. Auch diese dunkle und bittere Stunde war vorgesehen im ewigen Plan. Wehe dem, der sich abhängig macht von Menschen. Eines Tages wird er mitten in Dornen stehen.

Sie erhob sich und langte vom Regale die in braunes Leder gebundene „Nachfolge Christi“, welche Bischof Sailer eben neu ins Deutsche übersetzt und mit seinem milben Wesen durchgeistigt hatte.



# Die Sonderwelle

Von Fritz Müller-Pattenkirchen

Mein erster Berg war ein Bild, mein erstes Meer ein Theatermeer. Die Alpen und das Weltmeer hatten später Mühe, mit dem Jugendeindruck Schritt zu halten. Das ist aber wohl mit allen Wirklichkeiten des Erhabenen so. Gegen Jugendphantasien kommen sie nicht auf.

Wobei es nichts verschlägt, daß da vom Erhabenen zum Gelächter nicht einmal ein Schritt ist, sondern oft nichts weiter als ein dünner Vorhang.

Man hatte mich in eine Oper mitgenommen. Ich verstand kein Wort davon. Ich verstand nur, daß der Onkel aus Amerika dabei war. Der hatte ein todtrauriges Dollargesicht. Und er war eigens zu dem Zwecke übern Ozean hergekommen, um einmal in seinem Leben ordentlich zu lachen.

Was hatten wir zu Hause nicht schon alles aufgeboten, daß er lache! Die ältesten und jüngsten Wege wurden aufgetischt. Und der Onkel?

„Is that so?“ sagte er so höflich und gemessen, daß uns froh.

Vergebens, daß wir Kinder extra Purzelbäume machten, daß die Eltern ihn in einen Rirkus, in ein Lustspiel schleppten, daß ein Duzend Finger prustend auf die Stelle wiesen, wo ein Lachen vom Direktor oder Autor direkt vorgeschrieben war —

„Is that so?“ sagte sein feineres Gesicht, nichts weiter.

„Dann wollen wir's mal hinten rum versuchen,“ sagte mein Vater und verschaffte uns eine Familienloge in der Oper. Ich weiß heute nicht mehr, wie das Stück hieß. Ich weiß nur, daß die Mutter sagte: „Aber Vater, diese Oper ist ja mehr fürs Weinen.“

„Ebendrum. Was nicht vorurum geht, geht hinterrum.“

„Das ist ja zum Lachen,“ sagte meine Mutter.

„Siehst du?“

„Ach, was, um mein Gelächter geht es nicht. Um Onkel seines geht es. Weißt du nicht, daß, wenn wir ihn zum Lachen bringen . . .“. Dann sah er, daß wir Kinder wie die Luchse horchten. Aus dem Flüstern fing ich nur zweimal ein und dieselbe Silbe auf: „ . . . ment, . . . ment . . .“.

Die Mutter schien auf einmal rot zu werden. Beinvoll ging ein Schweigen durch das Zimmer. Vater schnitt es ab mit einem Klatsch aufs eigene Knie: „Na, Kinder, wollt ihr nicht hinübergehen und dem Onkel sagen, daß er heute Abend noch zum Lachen käme?“

Wir stürmten in Onkels Zimmer. Aber als wir ihn auf einmal tieferrst vor dem Schreibtisch sitzen sahen, überkam uns alle dunkel ein Gefühl, daß diese holzgeschnitzte Traurigkeit in einem schweren Leben irgendwie begründet sei, so daß es uns die Rede verschlug und nur unserem Jüngsten eine konzentrierte Ansprache herausrutschte mit: „Lach!“

Und als er keine Antwort kriegte, mit verstärktem Nachdruck: „Lacha sollst!“

Onkel nickte langsam: „Is that so?“

Da schlichen wir hinaus. Auch in die Oper schlichen wir noch unter einem unverständenen Druck. Musik ertönte. Ein Vorhang rauschte auf. Leute sangen, Leute weinten. Ich hatte keine Ahnung, was da droben für ein Schicksal über die Bretter ging. Nur daß es schwer war, fühlte ich.

Dann kam das Meer. Zuerst wußte ich nicht, daß es das Meer war. Nicht einmal der meerbefahrene Onkel schien's zu wissen. Denn er fragte leise meinen Vater:

„Wat's that, was ist das?“

Mein Vater mit verhaltener Erwartung feierlich betonend: „Das — ist — das Meer.“

„Is that so?“ sagte Onkel ernst.

Zum Verständnis für die Heutigen: Es war das damalige Münchener Theatermeer. Die Illusion der Technik lag noch in den Windeln. Meere machte man vermittle eines riesenhaften grünen Tuches, unter dem ein paar Duzend Menschen Kniebeugen machten, auf- und niederhüpfen, sich kugeln und wälzen. Diese Menschen gehörten nicht zum königlichen Hoftheaterverband. Noch nicht einmal organisiert waren sie. Man hatte damals offenbar noch kein Verständnis für organisierten Meereswellenbetrieb. Jede Welle mochte hüpfen, wie sie wollte, unter oder über Tarif. Nicht einmal gegen Wellenbrecher hätte man was einzuwenden gehabt. Die Wellen wurden meistens knapp vor ihrer Verwendung rudelweise aus dem nahen Hofbräuhaus geholt und hüpfen unterm grünen Tuche höchst vergnügt einen Liter Bier lang oder zwei, bis der Vorhang fiel.

Heute kann ich auch vergnügt mit den Augen zwinkern über dieses Meer. Damals war ich hungerig. Offenen Mundes soll ich dagesehen haben und voll tiefsten Ernstes: Das also ist das Meer? Womit ich mich im Grund von Onkels „Is that so?“ nicht unterschied. Die Musik verebte. Der Meerakt ging zu Ende. Der Vorhang fiel.



Da geschah etwas Merkwürdiges. Eine von den Wellen mußte wohl zum erstenmal engagiert gewesen sein. Sie schien, wie alle erstmaligen Träger kleiner Rollen, von dem unbezähmbaren Drang besessen zu sein, sich auszuzeichnen, sich vielleicht mit einem Schläge an die Spitze aller Meereswellen zu schwingen. Daher kam es, daß sich diese Welle in ihrem Ueber-eifer zu weit gegen die Lampe vorgehüpft hatte, um noch, wie sich dies für eine brave Welle ziemte, hinterm niedergehenden Vorhang abzuebben. Das in der Münchener Hoftheatergeschichte noch niemals Dagewesene trat ein: Vor dem Vorhang hüpfte, unbekümmert um alle Akttschlüsse dieser Welt, eine Welle. Eine einsame grüne Welle. Eine individuelle Sonderwelle. Eine Welle, der es völlig gleich war, daß sie ihre ein, zwei Liter Bier bereits abgehüpft hatte. Eine idealistische Welle, die frisch und fröhlich in den dritten Liter Bier hineinhüpfte, ohne jede Aussicht, diesen Extraliter je einmal bezahlt zu kriegen. Vielmehr mit der Anwartschaft, angesichts eines immer drohender werdenden Intendantengesichts den bereits erhüpften zweiten Liter Bier abgezogen zu kriegen von ihrem Wellenhonorar.

Und das Publikum. Je nun, es war das Publikum von damals. Das verhielt sich ruhig. Das überlegte, daß die Separatwelle vor dem Vorhang doch vielleicht zur Oper mit dazu gehörte. Als Separateffekt laut Autor, Komponisten oder Intendanten. Das hatte keine Lust, sich mit einem voreiligen Gelächter zu blamieren.

Nur der Kapellmeister wurde ungeduldig. Der Kapellmeister, vor dessen Taktstock diese Welle ihre ungerufenen Künste machte. Der Kapellmeister, der mit der Overtüre zum nächsten Akt einsetzen wollte und der immer wieder nervös den Taktstock sinken ließ, weil ihn die unprogrammatische Welle dicht vor seinen Augen störte.

Da, jetzt endlich schien sich diese Welle zu erschöpfen. Man konnte deutlich sehen, wie sie nur noch matt die grüne Meeresdecke hob. Nein, sie hatte nur verschnaust. Sie setzte wieder ein. Sie steigerte sich zur Sturmwelle, zur Orkanwelle. Man stellte sich mitten in einem friedlichen, unbelagerten Ozean ausgerechnet eine Welle Windstärke II vor. Es war mit diesem Wind wie bei meinem alten Religionsprofessor, der einmal über jene Bibelworte „Und es erhob sich ein großer Wind“ predigte und diese Predigt so einteilte: „Wir wollen erstens darüber sprechen, von wannen der große Wind kommt; zweitens, wohin er geht; drittens, wir wissen es nicht.“

Es wußte auch an jenem Opernabend

niemand im Theater, was man mit der außer Rand und Band geratenen Welle nun beginnen sollte. Wie nun, wenn die Welle unaufhaltsam weiterwogte? Durch den nächsten Akt hindurch, wo eine Wiefe ohne jede Welle vorgeschrieben war? Wie, wenn sie auch im übernächsten Akte durch den vorschriftsmäßigen Kerker unvorschriftsmäßig wallte? Wenn der Theaterdirektor gezwungen wäre, mitten im Stück vor sie hinautreten und eine Ansprache über die sittlichen Pflichten einer verlorenen Welle zu halten? Nein, das ginge nicht. Eher schon, einer der Mitspielenden sänge sie entsprechend an. Das wäre auch nicht weiter aufgefallen, weil man ohnehin vom Singen nichts versteht. Aber wenn die Welle dann — es war ihr zuzutrauen — gar nicht darauf achtete, wenn sie auf Grund irgend eines ungeschriebenen göttlichen Wellenrechts darauf bestand, in alle Ewigkeit weiter zu wogen und zu wallen?

Und da geschah das zweite Merkwürdige an diesem Abend. Der Kapellmeister hatte geklopft. Mit seinem Stab natürlich. Aber nicht auf das Notenpult, sondern auf die Welle. Der unbotmäßigen Welle auf den Kopf geklopft. Die Welle hielt an mit Wogen. Die Zuschauer hielten an mit Atmen. Jetzt mußte die Entscheidung fallen.

Sie fiel. Drei Sekunden lang verharrte die Welle, dem Schwergesetz aller Wellen zum Trotz, wie erstarrt auf ihrem Hochstand hängend, dann schlüpfte sie beschämt und rasch, aber nicht ohne Eleganz, unter den Vorhang zurück.

Zum Zeichen seines Sieges aber über die Naturgewalten klopfte der Kapellmeister jetzt dreimal scharf auf das Pult. Und diese drei Klopfser waren, ebenso rhythmisch und deutlich für das ganze Haus hörbar, begleitet von einem dreimaligen „Ha — ha — ha“ aus unserer Loge.

Mein Onkel hatte gelacht. Der Mann mit dem vereisten Dollargeficht hatte gelacht. Es war unbestreitbar.

„Gewonnen,“ hörte ich meinen Vater sagen. Und wieder kam aus seinem Flüstern nach der Mutter jene Silbe: „... ment ... ment“ an mein Trommelfell geschlagen.

Dieses Trommelfell war damals elf Jahre alt.

Elf Jahre ist die Zeit, wo sich's für einen Jungen in München damals entschied, — und heute noch entscheidet — ob er die allgemeine Volksschule weiter m. W. durchmachen muß — in. W. heißt mangels Mittel, in meinem Falle nicht der geistigen — oder ob er auf die höhere Schule übertreten darf.

Ich durfte übertreten.

Warum, erfuhr ich erst nach Jahren. Der Onkel hatte uns ins Testament



geseht. Jetzt wußte ich die Silbe ment zu deuten.

Genau genommen habe ich also meine „bessere“ Bildung dem Meere zu verdanken. Noch genauer einer Welle. Und wenn ich ganz genau sein will, so muß ich noch bekennen, daß es mir beim Anblick des Meeres seitdem immer — sagen wir zweierlei zu Mute wird.

Denn wenn ich mich auch einestheils mit Goethe damit trösten kann:

Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser,

so muß ich doch die zweite Zeile:

Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind,

ablehnen. Denn Wind war keiner dabei. Und es kann keine Rede davon sein, daß

die Grundlage meiner höheren Bildung windig beschaffen gewesen sei, wenigstens nicht aus diesem Grund.

Andererseits kann ich nicht in Abrede stellen, daß ich bei hohem Schiffsgang seetrank werde. Allerdings immer erst von einer bestimmten Welle ab, einer besonders hohen und eifrigen. Mir ist dann immer, als raune es nicht ohne Hohn zu mir herauf: „Weißt du noch?“

Und ich muß bedauern, daß ich kein Kapellmeister bin, denn dann hätte ich einen Taktstock, mit dem ich der taktlosen Welle auf den Schädel klopfen könnte.

Ob sie freilich dann verschwände? Die Wellen und die Menschen sind seit jener Hoftheaterzeit erheblich weniger folgsam geworden.



Annie Coppenrath

Flamingos



# Kunstsammler und Kunstfälscher

Von Otto Müller, Frankfurt a. M.

Mit vierzehn Abbildungen

Was mehr als hundert Jahr be-  
trieglich lag versteckt,

Ist hie durch Fleiß und Kunst der  
ganzen Welt entdeckt.

Hie wird das Sprichwort wahr,  
nichts wird so klein gesponnen,

Die Zeit, die viel entdeckt, bringt's  
endlich an der Sonnen.

Cumo 1712

**I**n der Geschichte der Sammeltätig-  
keit steht nicht der Schaffende Geist  
des Künstlers im Mittelpunkt des  
Interesses, sondern der Sammler mit  
all seinen  
mensch-  
lichen Feh-  
lern und  
Schwächen.  
Bei dem  
Sammler  
der Gegen-  
wart begeg-  
nen wir je-  
ner mert-  
würdigen  
Menschen-  
art, die in  
einer Zeit,  
deren Stolz  
es ist, alles  
neu zu schaf-  
fen, mit be-  
sonderer  
Liebe das  
Alte hegt  
und pflegt,  
nicht nur  
weil es alt,  
sondern  
auch weil es  
gut ist. Oh-  
ne den  
Händler ist  
der Samm-  
ler jedoch  
nicht zu  
denken,

schon aus dem Grunde, weil jener der  
Mensch ist, mit dem er sich auf seinem  
Gebiete versteht. Nach 1870, in begin-  
nenden Industriezeitalter, wanderte viel  
alte Kunst zum Trödler, für den sie wirk-  
liche Werte, die Werte seines Geschäfts,  
darstellte. Mit dem Abschätzen kam ihm  
der Sinn für das Schöne, und damit war  
die Kultivierung des Händlers erfolgt.  
Auch unsere großen Sammler hatten zur  
Kunst keine anderen Beziehungen als  
nur die Liebe zu schönen Sachen. Der  
Trieb zum Kunst sammeln ist wohl nie  
stärker gewesen als in den letzten Jahren;  
denn da das Geld scheinbar seinen Wert

verloren  
hatte, wur-  
de mit ei-  
nem Nie-  
senauf-  
wand an  
Mitteln ge-  
sammelt  
und Preise  
geschaffen,  
die nur für  
erlesenster  
Qualität  
berechtigt  
gewesen  
wären.  
Diese Nie-  
senpreise  
aber veran-  
lasten wie-  
derum, daß  
Einzeltüde  
und  
Sammlun-  
gen auf den  
Kunstmarkt  
kamen, die  
bis dahin  
von ihren  
Besitzern  
ängstlich ge-  
hütet wur-  
den.

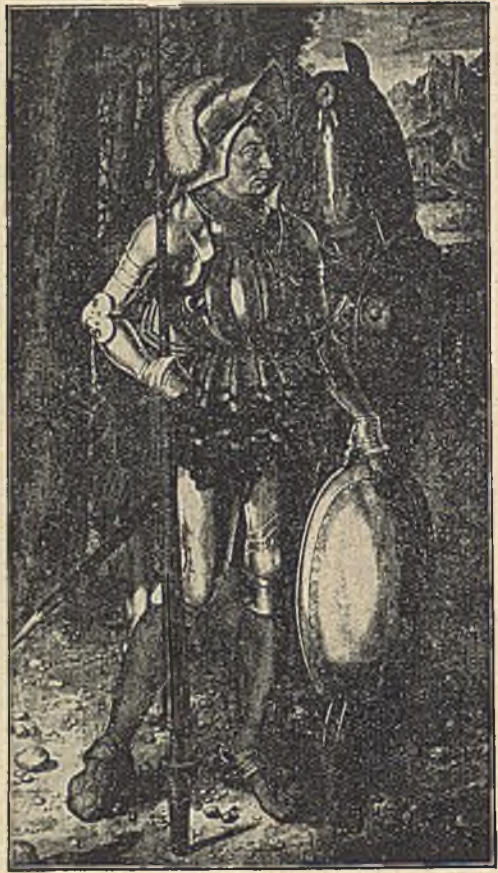


Sonoré Daumier. Die Kunstfreunde





Aus dem „Paumgartner“ Altar  
vor der Restauration



Der gleiche Teil aus dem „Paumgartner“ Altar  
nach der Restauration

Die geschichtlichen Anfänge des Kunst- sammelns reichen nicht allzuweit zurück, denn bei den Völkern des alten Orients, wie auch bei denen des klassischen Alter- tums kann davon in unserem Sinne kaum gesprochen werden, es sei denn, daß wir ein Anhäufen von Schätzen oder das Umgeben mit ihnen zum Zwecke höheren Ansehens und zum Schmucke darunter verstehen. Ebenso sammelte das nachchristliche Europa der ersten Jahrhunderte weniger aus einem Ge- fühl für die sachliche Schönheit der künst- lerischen Dinge, als vielmehr aus Prunk- sucht, Machtgefühl und aus dem Drange nach Selbstachtung. Erst dem späten Mittelalter war es vorbehalten, den Typ des leidenschaftlichen Sammlers zu schaf- fen, wie wir ihn in Herzog Jean de Berry (1340—1416) sehen. Neben Büchern

und Miniaturen liebte er die Gemmen des Altertums, sammelte antikes Silber und zahlte für Seltenheiten unglaublich klingende Preise. Der Beginn des Kunst- sammelns, das heute breite Schichten für sich gewonnen hat, fällt in die Zeit der Renaissance. Waren die Mediceer Sammler in größtem Maße, die Künstler wie Leonardo da Vinci u. a. beriefen, um Kunstwerke zu schaffen, mit denen sie ihre gewaltigen Sammlungen füllten, so entsprang dies wohl doch einem Luxusgefühl und nicht nur der Liebe zur Kunst wie bei dem größten der italieni- schen Renaissance, dem Papst Julius II. Durch ihn wurde Rom der Mittelpunkt des Kunst sammelns, für ihn haben Raffael und Michelangelo die Meister- werke aller Zeiten geschaffen. In Frank- reich berief fast zur gleichen Zeit König





Aus dem „Paumgartner-Altar“  
vor der Restauration

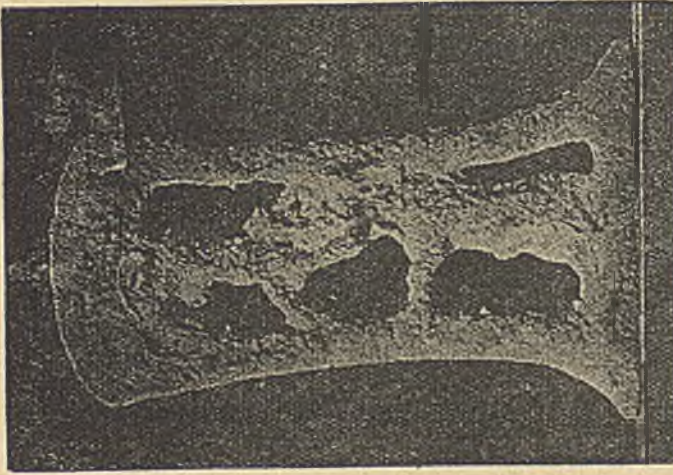


Der gleiche Teil aus dem „Paumgartner-Altar“  
nach der Restauration

Franz I. italienische Meister, wie Andrea del Sarto und den alternden Leonardo da Vinci, an seinen Hof. In diesem kunstverständigen Monarchen, der auch ein großer Verehrer und Gönner Benvenuto Cellinis war, sehen wir den Gründer des ersten großen Museums, des Louvre in Paris. Damit war die Zeit gekommen, in der die fürstlichen Kammern, die Vorläufer unserer heutigen Museen, entstanden. Heinrich VIII. von England wurde von Holbein beraten, und Philipp II. von Spanien sammelte alle erreichbaren Schätze der italienischen Renaissance. Die Gründung der Kunstammer in Wien durch Kaiser Ferdinand I. erfolgte 1563, und 1585 legte dessen Sohn, Erzherzog Ferdinand, den Grund zu der berühmten Sammlung

des Schlosses Ambras. Ebenso bedeutend war die Entstehung der Kunstammern in München, von den bayerischen Herzögen Albrecht V. und Wilhelm V. ins Leben gerufen. In Prag sammelte Rudolf II. Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnen vermögende Bürger den Fürsten nachzueifern. Als die ersten deutschen Privatsammlungen sind die der Fugger und Welfer, die Braunsche und die Zimmhoffsche Kunstammer in Nürnberg anzusehen. Was zu den Kunstfächern der Kunst- oder Raritätenkammern, auch Antiquitätenkabinette im Anfang des 17. Jahrhunderts alles gezählt wurde, schildern zeitgenössische Aufzeichnungen. Ein besonderes Bild von der Kunstanschauung dieser





Bronszebeil vor der Reinigung

Zeit, dem Wesen der Kunstsammlungen und auch der Würdigung früherer und noch damals lebender Künstler, gibt uns der Frankfurter Maler, Sammler und Kunstschriftsteller Joachim von Sandrart in der „Teutschen Academie der Edlen Bau- Bild- und Mahlerey-Künste“. Die trübseligen Verhältnisse des 30-jährigen Krieges mit seinen Folgen übten auch auf die Kunstsammlungen einen lähmenden Einfluß aus. Viel Kunst wurde vernichtet, anderes verschleppt, doch schon in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts setzte in den Städten, bei Fürsten wie auch bei Bürgern, ein gleich intensives Sammeln ein. Außer den bereits erwähnten großartigen Privatsammlungen in Nürnberg entstanden: die Bildergalerie in Braunschweig, von Anton Ulrich von Braunschweig gefördert, die Bilder- und Münzensammlung Rüdiger in Frankfurt am Main u. v. a. Auch die Sammlungen von Bürgern in Breslau, Berlin, Halle, in Dresden, Weimar und Hamburg waren in jener Zeit bereits bedeutend. Aber auch in den außer-

im 17. Jahrhundert das Sammelwesen zu vollster Blüte. In England wurde König Karl I. in seiner Vorliebe für Bilder und Antiquitäten durch Rubens dahin beeinflusst, daß bereits groß gehaltene Ausstellungen von Kunstwerken stattfanden. Während in England der Adel dem Beispiel des Königs folgte, begann in Frankreich, Italien, Dänemark und Spanien eine Sam-

meltätigkeit nicht nur an den Höfen, sondern auch in den vermögenden Bürgerhäusern der Handelsstätte einzusetzen, die zu einer Riesentwicklung der Kunstkammern und damit der Kunst selbst führte. Auch zu der Zeit, als die Gemäldegalerie in der kaiserlichen Hofburg angelegt wurde, zählten die Wiener Sammlungen bereits zu den reichsten, an ihrer Spitze die Galerie der Fürsten Liechtenstein.

In Deutschland erhielten die Kunstkammern, bereits im 17. Jahrhundert reich an Zahl und Umfang, in dem für künstlerische Bestrebungen empfänglichen 18. Jahrhundert erheblichen Zuwachs. In Dresden sorgte August der



Bronszebeil nach der Reinigung



Starke in großzügigster Weise für seine Galerie und zeigte das größte Interesse für die Meißner Porzellanmanufaktur; auch sein Sohn August II. wandte reichliche Mittel zum weiteren Ausbau auf. Für Preußen war das kunst-sammelnde Wirken Friedrichs des Großen von größter Bedeutung, in welchem er sich trotz seiner kriegerischen Unternehmungen nicht stören ließ. Daneben sehen wir in Berlin eine beträchtliche Anzahl privater Sammler und auch Spezialsammler von Graphit, Porzellan, Münzen, Büchern usw. In die

zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fällt auch die Entstehung der Kunstauktionshäuser, von denen Christie 1766 in London, Artaria in Wien um 1755 errichtet wurden. In Leipzig begannen bereits um 1750 die Weigelschen Kupferstichauktionen, von denen Goethe einguter Kunde gewesen ist. In seiner

Vaterstadt Frankfurt am Main zählten die hessischen Fürsten zu den tüchtigsten Sammlern der Zeit. Anfänglich war London der Mittelpunkt der Kunstauktionen für den internationalen Markt, erst mit der 1859 erfolgten Gründung des Kunstauktionshauses Hotel Drouot in Paris trat ein Umschwung ein. Deutschlands größere Kunstauktionen erfolgten 1844 in Köln, um 1870 waren es die drei Häuser: Gutekunst in Stuttgart, Helbing in München und Lepke in Berlin, die den Kunstmarkt beherrschten. Diese ersten Unternehmungen von bescheidenem Umfange mit einem kleinen Kundenkreis stehen in keinem Verhältnis zu den ausgedehnten von heute.



Die Tiara des Saitaphernes

Das 19. Jahrhundert brachte den fürstlichen Kunstammern das Ende, gleichzeitig aber den Beginn für die Museen im heutigen Sinne. Die überraschend schnelle Entwicklung in Deutschland ist nicht zuletzt der gründlichen wissenschaftlichen Forschung und der außerordentlichen Steigerung des Volksvermögens nach 1870 zuzuschreiben. Die große Schar der Privatsammler verfügte über die Mittel, ihren Neigungen im weitesten Maße nachgehen zu können, was für die öffentlichen Sammlungen oft durch testamentarische Vermächtnisse oder durch unerhebliche Bereicherungen zur Folge hatte.

Mit dem Umsturz der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und der damit bedingten Umlagerung der Kräfte, die das Aufkommen neuer Käuferfichten mit neuen Bedürfnissen zur Folge hatten,

verwandelten sich Wege und Methoden des Kunsthandels. In bezug auf den Wert der Kunstfachen herrscht in Deutschland eine Unsicherheit, die nicht nur in der jahrelangen Entwertung des Geldes und der gewaltigen Steigerung der Zahlen, sondern auch in der langen Abtrennung vom internationalen Markt ihren Grund hat.

Diffi kauft die Einfalt nach dem Schein

Und nimbt Christal vor Diamant Stein,  
Wie mancher stelt sich ganz gewogen,  
Wodurch der klugste wird betrogen,  
Und unter solchen schönen Schein  
Pfleget Falschheit oft vermischt zu sehn.  
Cuno 1710





Photographie einer Lutezia |

Fälschung und Kunstbetrug haben ihre Geschichte in der Geschichte der Menschheit. In jedem Lande und zu jeder Zeit wurde alles Kunstschaffen und Kunst sammeln von Fälscherkünsten begleitet. Eine Zeit, die erhöhte Nachfrage nach Kunstwerken zu verzeichnen hatte, reizte durch großen Verdienst die Kunstfälscher zu größerer Produktivität, und damit wurden die Fälschungen ein Zweig des Kunsthandwerks. Inzwischen stieg die Angst vor Fälschungen in den Kreisen der Sammler zu einer übertriebenen; sind doch auch der Fälschung natürliche Grenzen gesetzt. Die Literatur hat im Vergleich zur Zahl der Kunstwerke und ihrer Sammler verhältnismäßig wenig at-tenmäßig verbürgte Fälschergeschichten nachzuweisen. Die Art der Fälschung, die in den weitaus meisten Fällen eine Bereicherungsabsicht durch arglistige Täuschung bezweckt, bedingt den Ersatz von kostbarem Material wie edlen Metallen, Edelsteinen usw. durch minderwertige und unechte Erzeugnisse oder die Nachahmung von Kunstwerken unter Namensmißbrauch eines bedeutenden Künstlers oder Meisters. Damit wird die Fälschung zum Betrug. Nicht als Betrug ist die Herstellung von Kopien oder die erforderliche Restaurierung von alten Kunstwerken anzusehen, so weit dadurch Schäden beseitigt werden und der

ursprüngliche Zustand herbeigeführt wird. Die zur Fälschung benutzten Mittel erstrecken sich heute auf alle Errungenschaften neuerzeitlichen Wissens und Könnens, auf das ganze Gebiet der Kunst und des Kunstgewerbes, auf alles, was unter dem Begriff Antiquitäten zu verstehen ist wie Prähistorisches, Reliquien im kirchlichen und profanen Sinne, Bilder, Porzellan, Skulpturen, Münzen, Bücher, Möbel, Medaillen, Handschriften und Autogramme, kurzum auf alle Objekte einer Liebhaberei.

Schon im alten Rom, in der Zeit seiner größten Macht und Uppigkeit mit seiner Überschätzung von alten Kunstsachen, waren es die Fälscherkünste, die nur zu oft die Nachfrage nach Werken berühmter Meister befriedigten, und so blieb es durch Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Sind es im Altertum vor allen Dingen Münzen, Gemmen und Statuen, alte Tempelgeräte, Schmuck und Edelsteine gewesen, so zeichneten sich im Mittelalter die Fälscher neben der besonderen Pflege dieser Sachen durch Fälschung von Büchern, Manuskripten und Reliquien aus. In dieser Zeit war der Grundsatz aufgestellt, daß weder Kirche noch Altar ohne Reliquie geweiht werden sollte, und da auch überall Gläubige



Röntgenbild der selben Lutezia  
Das Röntgenbild läßt an Nase, Mund, Kinn und Schulter deutlich die beschädigten Stellen erkennen, die an dem Bild vor der Übermalung vorhanden waren



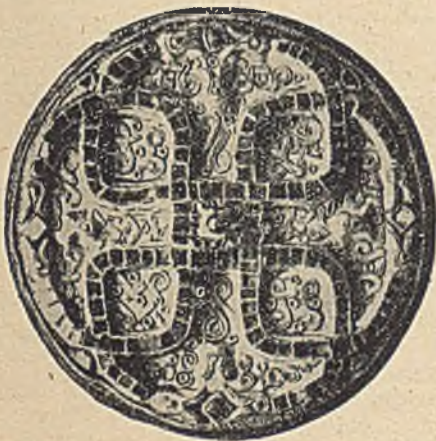
sich in den Besitz einer solchen zu setzen suchten, ging die Nachfrage ins Unermeßliche. In Deutschland war es unter den größten Meistern besonders Albrecht Dürer, dessen Nachdrucke von Holzschnitten und Kopien, von Benedig aus betrieben, nach tausenden von Exemplaren zählten. Sein Kampf gegen die Fälscher, vom Räte der Stadt Nürnberg unterstützt, wurde noch 1528 von seiner Witwe Agnes weitergeführt. Aber erst mit der Renaissance kam, besonders für Italien, die Blütezeit der Kunstfälschung, war doch durch die weitere Entwicklung des Sammelwesens Bedarf in aller Welt zu decken. Als in der Barock- und Rokokozeit das chinesische Porzellan zur unerläßlichen Ausstattung eines jeden Palastes und vornehmen bürgerlichen Hauses wurde, erschloß sich für den Fälscher ein ungeheures Gebiet, das noch durch die Erfindung des Porzellans in Deutschland nicht unwesentlich erweitert wurde. Mit der fortschreitenden Zeit hielten auch die Fälscher Schritt und brachten Täuschungen von höchster Kunstfertigkeit der bedeutendsten Meister auf den Markt, wovon vieles in Raritäten- und Kunstkammern seinen Platz fand und erst dem Nachweis der wissenschaftlichen Forschung neuester Zeit seine Feststellung als Fälschung verdankt. Zu den talentvollsten Fälschern des 19. Jahrhunderts gehört ohne Zweifel Giovanni Bastianini, ein Name, der



Fälschung einer frühgermanischen Rundbrofche von Kärntly

verdient, erwähnt zu werden. Seine Schöpfungen, die Büste des Dichters Benivieni, vom Louvre in Paris erworben und als Arbeit aus dem Quattrocento ausgestellt, wie auch die Büste Savonarolas im Kensington Museum in London und die Madonna mit dem Kinde, für beste Arbeiten der italienischen Renaissance gehalten, wurden erst viel später als die Werke des Florentiner Meisters erkannt, ein Beweis ungläublichen Fälschergenies. Von ihm erklärte der Bildhauer Paul Dubois: „Ich begreife nicht, wie ein Künstler der Gegenwart sich so in den Geist des 15. Jahrhunderts einzuleben vermag.“ Nicht weniger bedeutend war der Hersteller der berühmtesten Goldfälschung aller Zeiten, der Russe Ruchomovski. Die Tiara des Saitaphernes, im Jahre 1896 vom Louvre in Paris für den Preis von 200 000 Franken angekauft, ist das Werk dieses vollkommen ungebildeten, aber technisch glänzenden russischen Goldarbeiters, eines Meisters von besonderem künstlerischen Range.

Unter den Fälschungen der Neuzeit nehmen diejenigen von Gemälden, Graphiken und Plastiken, sowohl früherer als auch noch lebender Künstler, unstrittig den ersten Platz ein. Die ausführenden Kräfte sind nur allzu oft Talente, denen trotz ernstlicher Arbeit ein Erfolg versagt geblieben ist und die nun der



Rundschelbennibel aus einem Grabe von Wittislingen bei Dillingen mit Zellenemalt und Steinen. Echf.





Boas und Ruth auf dem Felde  
Holzschnitt von Hans Holbein d. J.

Kunstwelt durch gelungene Fälschung ein nicht zu unterschätzendes Wissen und bedeutende künstlerische Fähigkeiten nachweisen.

Zu der jüngsten Zeit, die gekennzeichnet ist durch ein umfangreiches Interesse an alten Kunstgegenständen, kam die deutsche wissenschaftliche Forschung dem Bedürfnis nach einer Fachliteratur für Sammler durch eine Reihe wertvoller Publikationen nach. Zu dieser Bibliothek, Kunstsammlern, Liebhabern, Händlern und Museumsleitern meist unentbehrlicher Nachschlagebücher bei Beurteilung und Behandlung von Kunstgegenständen, gehören in erster Linie die Arbeiten von Brieger, Donath, Friedländer, Günther Koch und als

neueste Erscheinung Albert Neuburgers „Echt oder Fälschung?“, Voigtländers Verlag, Leipzig 1924. Neben der Beurteilung auf Grund von Erfahrungen wird hier die naturwissenschaftliche Grundlage, d. h. ein chemisches Verfahren bei der Untersuchung in den Vordergrund gerückt. Mit dem Rüstzeug der Laboratorien, mit dem Mikroskop, der Mikrophotographie, mit Röntgenstrahlen und allen den sonstigen zahlreichen Hilfsmitteln, die die Naturwissenschaft der exakten Forschung in so reichlicher Menge zur Verfügung stellt, ergeben sich gar merkwürdige unverhoffte Aufschlüsse.



Spätere Nachahmung von Hans Holbein d. J.

Die Abbildungen entnehmen wir dem Werke: „Echt oder Fälschung?“ Die Beurteilung, Prüfung und Behandlung von Altertümern und Kunstgegenständen von Dr. Albert Neuburger, das im Voigtländer-Verlag in Leipzig erschienen ist.

## Dichten

Georg Ehler

Ganz aufgeschlossen kurzem Sommerleben  
neigt übers Schreibwerk sich ein Blütenstrauß,  
des Lichtes zartem Wunderweben  
und jebem Atmen hingegeben,  
das hier verhaucht im seelenstillen Haus.

Wenn so nach langem, leisen Stundenschreiten  
im Dämmern längst die Kelche, Trinkens satt,  
nur einmal träumend noch sich welken,  
dann, schweren Duft verströmend, gleiten  
oft Blüten nieder auf ein leeres Blatt.





Wilh. Trappe, Frankfurt a. M.:

Pappeln am Wege

Nach einer photographischen Aufnahme  
Dritter photographischer Wettbewerb. Dritter Preis.







# Von meinem Großvater

Skizzen von Paul Keller

## Arbeit und Leid.

10 „Morgen“ Ackerland sind  $2\frac{1}{2}$  Hektar. So groß war das Besitztum meines Großvaters. An Viehstand besaß er zwei Kühe, ein Schwein, das jährlich zweimal „erneuert“ werden mußte, einen Hund und eine Kaze, also fünf Tiere. Kinder waren acht. Mit fünfzehn von ihnen mußte der Großvater, als schon alle verheiratet gewesen waren, zu Grabe gehen. Die verwaisten Enkel mußte er in sein Haus aufnehmen, sie nähren und kleiden. Dann kam noch der schwere Prozeß, der sich wohl an die zwei Jahre hinzog, viel Geld und schließlich sogar die Freiheit kostete. Leicht hatte es Johann Keller nicht gehabt. Aber er war der fröhlichste Mann des ganzen Dorfes, wohl, weil er trotz seines Bauernkittels ein Philosoph war, den kein Ungemach zerbrach.

Bei allem Fleiß, bei aller Fröhlichkeit des Großvaters aber wäre es doch wohl auf seiner schmalen Hube mit den vielen Eßern recht traurig hergegangen; wir hätten hungern müssen. Aber niemand von uns hat gehungert oder auch nur gedarbt.

Die Saugpumpe! Die „saugte“ Geld heran. Überall in weitem Umkreise, wo die Wasserversorgung nicht funktionierte, wurde nach Johann Keller gerufen. Manchmal wurde er mit einem Gefährt abgeholt. Das war in ganz dringlichen Fällen, wenn die Wasser- not schon bis an den Hals reichte. Ich prägte damals das geistreiche Wort: „Bei „Wassersnot“ ersauft man, bei „Wassernot“ verdürstet man. Das alles macht so ein kleines „Ringel-s“. Und in der Schule prahlte ich: „Meinen Großvater holten sie heute wieder mal per Achse“. Abgeholt haben sie ihn oft „per Achse“, aber nach Hause haben sie ihn immer zu Fuß gehen lassen. Mich wunderte das; aber später habe ich im Leben das gelernt: wenn dich jemand dringend braucht, so wird er außerordentlich höflich sein, aber wenn sein

Wunsch erfüllt ist, dann wird sich die Hochachtung vermindern.

Meine Großmutter, Christiane Keller, war von Gemütsart das gerade Gegenteil ihres Mannes. Herb von Natur, durch tägliche schwere Arbeit und durch das viele Herzeleid unfroh gemacht, war sie nervös und fast schwermütig geworden. Ich erinnere mich nur, sie einmal lachen gesehen zu haben und erinnere mich nicht, daß sie dem Großvater ein liebes Wort gegeben hätte. Aber sie liebte ihn trotzdem. Wenn er auf „Brunnenarbeit“ war, litt sie immer schreckliche Angst. „Da kriecht er nun auf solchen wackligen Leitern in diese „Löcher!“ Wie leicht kann er verunglücken!“

Sie atmete auf, wenn er abends totmüde nach Hause kam. Dann bereitete sie so freundlich, wie sie es vermochte, das Mahl und Großvater sagte befriedigt: „23 Böhmi habe ich heute verdient;“ Dreiundzwanzig „Böhmi“ in hochdeutsche Valuta übersetzt, sind 2 Mark 30 Pfennige.

## Das Rotkehlchen.

In jeder richtigen Bauernstube gibt es Schaben. Die wohnen an dem großen Ofen. Mit Insektenpulver ließen wir uns nicht ein. Da hätte der Hund oder die Kaze dran lecken können, oder die kleine Bertha konnte denken, das sei Kuchenstreusel. Wir fingen im Herbst mittels eines Vogelkastens ein Rotkehlchen. Der Großvater sagte: „Das ist vernünftig; denn erstens macht es Spaß, zweitens braucht es im Winter nicht zu frieren und zu hungern und drittens frißt es die Schwaben.“

Hierzu muß bemerkt werden, daß in Schlesien die Schaben „Schwaben“ heißen. Wahrscheinlich heißen in Schwaben die Schaben „Schlesinger“. Es wäre nicht mehr als recht und billig.

Wenn wir nun das Rotkehlchen im Kasten hatten, trugen wir es sorgsam nach Hause. Untwegß redeten wir



dem verängstigten Tierchen gut zu. „Fürcht' dich nicht! Sollst es gut haben, fast so gut wie unser Hund!“ — „Und,“ sagte ich, „die Kage mache ich morgen tot.“ Da zwinkerte der Großvater das Kotkehlchen an und sagte: „Schwindel! Laß dir nichts vorreden!“

Dann ließen wir das Kotkehlchen in der großen Bauernstube, die sechs Fenster hatte, fliegen. Es wurde bald so zahm, daß es auf den Tisch kam und sich sein Teil wegholte. Alle paßten auf die Kage auf. Der Hund war ein so dummguter Kerl, daß ihm das Kotkehlchen auf den Kopf flog und ihn ins Ohr pickte. Höchstens daß er mal leise brummte: „Laß das! Es zwickt mich!“ Aber das Kotkehlchen ließ es nicht. Da ließ sich der Hund zwicken.

Das Kotkehlchen flog wie ein kleines rotbrüstiges Wunder den ganzen langen Winter durch unsere Stube. Manchmal sahen wir drei, das Kotkehlchen und ich und der Hund traurig durch die Eisblumen zum Fenster hinans und wünschten, daß es Sommer würde. Aber gleich darauf waren wir alle wieder lustig.

Das ging so bis zum St. Georgstag, dem 23. April. An diesem Tage ist für die schlesischen Bauern der Winter alle. Ich erhielt dann stets vom Großvater die Erlaubnis, nach Belieben barfuß zu gehen, und an diesem Tage wurde das Kotkehlchen entlassen. Ich trennte mich mit großem Schmerz von dem lieben Tierchen. Dem Hunde war's egal. Traurig sagte ich zum Großvater: „Die Schwaben sind zwar weg, aber sie haben doch in die Ritze hinter dem Ofen Eier gelegt. Da werden wieder Kleine! Vielleicht eine Million!“

„Zwei Millionen,“ sagte der Großvater, „aber wenn ich dich jetzt den ganzen Sommer über einsperrte und du solltest von zwei Millionen eben ausgefrohener Schwaben leben, da würdest du abmagern.“ „Es war diesmal ein so tüchtiges Kotkehlchen,“ sagte ich noch. Aber auch das nützte nichts.

Da ließen wir's dann fliegen, und ich rannte hinterher und fand es nicht mehr und setzte mich ins junge Frühlingsgraz und weinte ein wenig um

den entschwindenen Freund. Der aber war im Freien, im Grünen.

### Intermezzo.

So vieles habe ich ja von meinem Großvater schon erzählt. Wie er mir ein Holzsword schnitzte und darauf als Devise schrieb: „Du sollst nicht töten!“

Wie er mich errettete, da mich mein gestrenger Vater erwischte, als ich mit einem Guckkästchen, das gar nicht mir, sondern meiner Cousine gehörte, im Dorfe auf Fünfspennigstücke aus war.

Wie er mich beim ersten Rauchen erwischte. — Wie wir um Mühl-Karls Seele bangten. — Wie wir am Kartoffelfeuer träumten, ich könne Feldmarschall werden. — Wie er die Freude an meinem ersten „Dichter“-Erfolg mit mir teilte.

Das sind alles Geschichten für sich, die in meinen Büchern stehen.

### Zwei Zusammenstöße.

Zweimal aber hat mich mein Großvater auch geschlagen. Es war in jedem Falle zwar nur um eine Ohrfeige zu tun, aber jede dieser Ohrfeigen war von geradezu elementarer Gewalt. In beiden Fällen handelte es sich um verbotenes Lachen.

Wenn man einem Menschen verbietet zu lachen, so lacht er. Sag bloß einem mit richtigem Ernst: „Daß du jetzt ja nicht lachst,“ dann wird er lachen, auch ohne, daß etwas zu belachen da ist. Ich war einmal bei einem Begräbnis, das an sich traurig genug war. Der Prediger wurde von einer aufdringlichen Wespe bedrängt, die es auf seine Nase abgesehen hatte. Der Geistliche schlug mit der Hand, suchte mit seinem Taschentuche und machte dadurch das Tier immer erboster. So ging Angriff und Abwehr eine Weile, als plötzlich einer der Begräbnisteilnehmer ausplakzte. Und nun lachte die ganze Gesellschaft, die um das Grab stand.

Ist es etwas Lächerliches, wenn sich ein Mensch gegen ein zudringliches Insekt wehrt? Es wurde nur gelacht, weil das Lachen durch die Situation verboten war. Diese allgemeinen Ver-



merkungen sollen dazu dienen, meine Vergehen gegen meinen Großvater in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Der erste Fall ereignete sich folgendermaßen: Der Großvater hatte auf unserer Aue einen Baum ausgerodet. Aber da steckte in der Erde noch eine Wurzel, diese wollte er heraushaben. Ich sah zu. Er zog also aus Leibeskräften an der Wurzel, so daß sein Gesicht blaurot wurde und die Adern an Schläfen und Hals dick anschwellen. Ich dachte gerade mit einem unangenehm angenehmen Gruseln: Jetzt wird ihn wahrscheinlich der Schlag rühren, da geschah etwas ganz anderes. Die Wurzel riß in der Erde ab, und der Großvater schlug nach hinten einen geradezu erstaunlichen Kobolz. Ich schrie vor Vergnügen und klatschte Beifall. Da sprang der Großvater blitzschnell auf; ich geriet plötzlich aus der vertikalen Stellung in die horizontale, schlichter ausgedrückt, ich fiel auf den Rücken, und da lag ich denn in einem gewissen Dämmerzustande neben der entwurzelten Wurzel. — — —

Im zweiten Falle war meine Cousine Bertha schuld. Bertha besaß trotz ihrer elf Jahre noch keinen richtigen Lebenserbst, auch hatte sie keine kritischen Fähigkeiten, wie sie literarischen Kindern von heute eigen sind. Bertha war ein kindisches Ding, das sich einfach seines Lebens freute, und sie lachte viel, am öftesten aber über mich.

E einmal beim Mittagessen fragte ich sie leise, ob sie wohl wisse, warum die Haare, die der Nase an seiner Schnauze habe, „Spürhaare“ hießen. Die Worte „Nase“ und „Schnauze“ hatten sie schon mächtig zum Lachen gereizt, bei „Spürhaare“ plakte sie aus. Da schlug der Großvater, der an meiner anderen Seite saß, mit zwei harten Bauernfingern auf die Tischkante und wiederholte das schon oft gegebene Verbot: „Beim Essen wird nicht gelacht!“ Das Essen hielt der Großvater für eine ernste und wichtige Sache, weil da die Quelle der Arbeitskraft ist. Ich merkte, wie es in meiner Cousine wegen der Spür-

haare rumorte, und da verführte mich ein böser Kobold, ihr die Lösung zuzutuscheln: „Wenn man ihn daran zieht, da spürt er's!“ Ich weiß bloß noch, daß Bertha die Suppe über den Tisch prustete, und dann lag ich in einem entfernten Stubenwinkel. Unser Hund kam, betrachtete nachdenklichen Angesichts diesen Fall, beschnupperte meine Herzgrube und mein Gesicht, stellte fest, daß ich noch am Leben sei und meldete schwanzwedelnd diesen Befund bei Tische. Für diese Konsultation erhielt er als Honorar einen Knochen.

Das waren die beiden Fälle, wo es in des Wortes wahrster Bedeutung zwischen dem Großvater und mir zu Zusammenstoßen kam. Sie waren für mich unerwartet, heftig und schmerzhaft, haben aber unser gutes Einvernehmen nur ganz vorübergehend gestört. Nach dem ersten Falle war ich auf den Großvater drei Tagelang „böse“, beim zweiten nur zwei.

#### Das Augenmittel.

Als Johann Keller etwas über 50 Jahre alt war, glaubte er, jetzt müsse er wohl eine Brille haben. Zu uns kamen öfter Handelsfrauen, die führten drei Artikel: Erstens Jerusalem Balsam. Ich glaube, der Jerusalem Balsam wurde damals in Reife gemacht. Er half für „böse“ Finger und so. Den Balsam kauften wir auf Vorrat. Zweitens Patent-Seife. Davon gingen die Sommerprossen und alle Hautpusteln weg. Die Seife kauften wir nicht, die weil wir nichts derartiges Ausfäziges hatten. Drittens Brillen. Es hieß, sie seien aus Athenow, der größten Brillenstadt der Welt. Das Gestell war aus Draht, die Linsen waren aus Glas. Jedweder konnte alles ausprobieren und aussuchen, was für ihn „paßte“. Meine Großmutter, die äußerst sparsam war, kaufte sich eine solche Brille. Johann aber sagte zur Handelsfrau: „Glauben Sie, ich wolle mir meine hübschen Augen verderben?“ Die Händlerin lachte leise über die hübschen Augen, die Großmutter lachte laut. Das war das einzige Mal, da ich sie lachen hörte. Aber Johann fuhr fort: „Ich geh zum



Doktor nach Schweidnitz und lasse meine Augen nachsehen.“ Die Großmutter hielt das für sündhaften Hochmut.

Der Doktor in Schweidnitz war ein ziemlich klobiger Mann. Er sah sich den Bauern an und sagte: „Brille? Quatsch! Kaufen Sie sich lieber eine Schnupftabakdose. Da brauchen Sie keine Brille!“ So wurde anno 1868 ordiniert.

Der Großvater kaufte sich eine Dose und schnupfte zum großen Ärger seiner Christiane ganz mächtig. Und er blieb tatsächlich scharfsichtig bis zu seinem 72. Lebensjahre. Dann erst mußte eine Brille heran. Der Großvater pries den Schweidnitzer Doktor als den größten Augenarzt aller Zeiten bis an sein Ende.

### Der Nasenheber.

Mein Großvater hatte eine ziemlich große Nase. Aber da war im Dorfe ein Mann, der hatte ein Niechorgan, mit dem unter den lebenden Wesen nur die Nilpferde und die Elefanten hätten konkurrieren können. Das war der „Nasenheber“. Er hieß so zur Unterscheidung von den vielen anderen, „Heiber“, des „Fluch-Heiber“, des „Sauf-Heiber“, des „Hunde-Heiber“, des „Eingefallenen Schweinstall-Heiber“ und der anderen Heiber. Der Nasenheber hatte eine Nase, die, so man sie in weiterem Umkreise erschaut hätte, ein Anstoß für das ganze gebildete Europa gewesen wäre.

Ausgerechnet dieses zinnengekrönte Monstrum mußte es sich einfallen lassen, meinen Großvater im Wirtshaus wegen seiner großen, aber immerhin doch noch normalen Nase anzuulken.

Johann Keller lächelte milde.

„Heiber,“ sagte er, „es ist wahr, ich habe eine große Nase. Was meine Frau ist, die Christiane, mit der ich nun schon acht Kinder habe und also leidlich bekannt bin, die guckt mich manchmal verstoßen an und dann sagt sie sich wahrscheinlich im Inneren: „Ich hätt' mir damals auch eine hübscheren Kerl aussuchen können.“ — Aber Heiber, wenn ich mal sterbe, passe ich doch in den Sarg. Aber du! Wenn du vor mir stirbst, da lasse ich dir auf den

Sargdeckel ein Häusel bauen, daß du deine Gurke reinstecken kannst. Das Häusel lasse ich zu Ehren des Inhalts rot anstreichen und an die Spitze mache ich 'ne wasserhelle Laterne, die wie ein Tropfen aussieht. Heiber, ich sag dir, wenn du am jüngsten Tage aus diesem Sarge rauskriechst, da lachen die Guten wie die Bösen.“

### Die Gerste und der Wind.

Diese kleine Geschichte habe ich selber erst jetzt erfahren. Ein alter Bauer, der den Großvater noch gut gekannt hat, hat sie mir in diesem Frühjahr erzählt. Er sagte: „Damals hat jeder in ganzen Umkreise, der den Johann Keller und seine Christiane kannte, über die Geschichte gelacht.“ Ich war damals schon aus der Heimat fort.

Also es war Erntezeit. Die Felder waren fast leer. Nur Johann Keller hatte seine Gerste noch draußen. Der war immer etwas „hinter der Angst“. Die Großmutter hatte schon tagelang geschimpft, er solle doch endlich mal die Gerste einfahren, aber er hatte immer gesagt: „Es ist noch lange Zeit.“ Da macht er sich endlich auf und ladet ein Riesenfuder auf. Gerade will er dem Dorfe zu, da kommt ein heftiger Wirbelsturm und wirft das Fuder um. Gleichzeitig setzt ein schrecklicher Wolkenbruch mit heftigem Hagelwetter ein. Johann Kellers Gerste wird in den Sumpf gedroschen.

Abends hocht die Großmutter auf der Ofenbank und weint. Johann sitzt am Tische und läßt die Christiane etwa zwei Stunden lang weinen. Dann steht er auf und sagt: „Christiane, ich garantier' dir: wenn ich den Wind in einem Sacke gehabt hätte, da hätt' ich ihn nicht eher rausgelassen, bis ich nicht erst meine Gerste in der Scheune gehabt hätte!“

### Die wunderbare Geldvermehrung.

Eines Tages stand die Not wieder einmal vor der Türe Johann Kellers. Die Ernte war noch weit, die Kühe standen vor dem Kalben, gaben also keine Milch, das letzte Schwein war beinahe aufgezehrt, das andere noch nicht fett.



Die Großmutter saß in schwerer Sorge auf der Ofenbank, die Hände in die Schürze gewickelt, der Großvater spielte auf dem Tische mit einem Fünfspennigstück.

„Das is nu mein ganzes Geld!“ sagte er, ernster als sonst.

Die Großmutter weinte. Da stand Johann lebensmutig auf und sagte: „Ach was, mit einem solchen Kapital läßt sich doch nichts Gescheutes anfangen; ich gehe jetzt ins Wirtshaus und verknep' mein ganzes Barvermögen.“

„Daß du dich nicht unterstehst,“ jammerte die Großmutter; „das wär eine schöne Verschwendung!“

„Verschwendung oder nicht,“ sagte Johann; „ich kauf mir jetzt für all mein Geld einen kleinen Korn.“

Er steckte den Fünfspennig in die Westentasche und ging. Die Großmutter flemte hinter ihm her.

„'s letzte Geld trägt er fort.“

Zwei Stunden später kam Johann in ungeheurer vergnügter Stimmung nach Hause.

„Siehst du, Christiane, was das für einen Segen stiften kann, wenn man mal ins Wirtshaus geht? Ich sitze bei meinem kleinen Korn, da kommt der Sattler-Bauer aus Zirlau. Der sagt: „Schön, daß ich Sie mal treffe, Meister Keller; ich bin Ihnen doch immer noch 10 Mark schuldig.“ — Ich sagte, ich könne mich darauf nicht besinnen. „Ja, ja,“ sagte Sattler, „es stimmt. Ich schreib ja alles auf. Von der Rechnung für den neuen Brunnen damals blieben noch 10 Mark Rest.“

„Und da sind sie,“ sagte der Großvater und schüttete lachend seinen silbernen Reichtum auf den Tisch. Die Großmutter machte ein aufheiterndes Gesicht, zählte das Geld, zählte es noch einmal und sagte dann: „Es sind bloß neun Mark fünfzig.“

„Nu, Christiane,“ lachte Johann, „denkst du etwa, wenn ich so ein Heiden-geschäft mache, da werde ich bei einem kleinen Korne sitzen bleiben?“

Zwei Tage später kam neue Brunnenarbeit; eine Kuh kriegte ihr Kalb; das wurde verkauft; es gab wieder Milch; die Not war von der Tür verschreckt.

### Ausklang.

Mein Großvater ist über achtzig Jahre alt geworden; er war im Leben nie einen Tag krank. Aber eines Morgens merkte er plötzlich, daß der Tod nahe. Die Großmutter war schon lange vorher gestorben. Der Großvater ließ den Pfarrer holen, bereitete sich auf das Sterben vor und sagte: „Der Paul soll noch einmal kommen, aber Ihr müßt ihm telegraphieren, denn es wird rasch gehen.“ Ich traf den geliebten Alten noch am Leben; zwei Tage später war es zu Ende.

Die Graue Schwester, die ihn pflegte, fragte: „Meister Keller, haben Sie noch einen Wunsch?“ Er schmunzelte und erwiderte: „Ach ja, ich möchte noch gern eine Zigarre rauchen.“ Die Schwester, die doch sah, wie es stand, wunderte sich über das seltsame Begehren, aber da der Arzt befohlen hatte, dem Sterbenden jeden Wunsch zu erfüllen, ging sie tatsächlich nach der Nebenstube und sah sich nach einer Zigarre um. Sie fand auch bald eine. Als sie zurückkam, war Johann Keller tot. Er war ohne den mindesten Todeskampf gestorben. —

Als ich dem Großvater einen Denkstein errichtete, grübelte ich lange, was für einen Spruch ich darauf schreiben sollte. Da dachte ich wieder daran, wieviel Kinder und Kindeskinde in dem Hause dieses armen und doch so fröhlichen Mannes hatten hausen und großwachsen müssen und so ließ ich auf den Stein das milde und tröstliche Heilandswort schreiben:

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“

Es ist das Wort, mit dem ich zehn Jahre später meinen Roman „Der Sohn der Hagar“ beschloß, dort allerdings in anderem Sinne.



# Philosophisches über Film, Schallplatte und Radio

Von Theodor Voigt

Abend im Studierzimmer. Ein stilles Licht ruht auf zahllosen Bücher-  
rücken, die die Wände bis hoch  
hinauf bemustern, auf dunklen Möbeln,  
auf einem zerarbeiteten, nachdenklichen  
Gesicht. Die Brille ist abgelegt, die Hände  
ruhen gekreuzt auf dem Arbeitstisch. Wo  
war man? Wem sinnt man nach? Die  
Gedankenfette zerbrach, Begriffsstücken,  
verblaßte Bilder flattern noch durchs Be-  
wußtsein, leicht umkränzt von Gegen-  
wärtigem, dem Tag Angehörigem. Aber  
ein Ziel ruft, eine Pflicht mahnt, und  
mit einiger Beschwernis sucht man  
wieder anzuknüpfen, was zersprang,  
sucht man das Netz wieder auszuwerfen  
in das stille, stumme Meer der Vergangen-  
heit. Stand jene Bewegung, jene  
geistige Neueinstellung, die die euro-  
päische Menschheit damals überfiel,  
schüttelte und zu atemloser Denk- und  
Forscherarbeit anhielt, irgendwie mit  
Früherem im Zusammenhang? Waren  
unterirdisch gewordene Strebungen der  
Vergangenheit plötzlich ans Licht ge-  
treten und trafen jetzt auf eine anders  
vorbereitete, gerüstete Menschheit? Oder  
war dies eine jener unerklärlichen Explo-  
sionen, aus den Abgründen der Menschen-  
seele entspannt, die aller Versuche, Ab-  
hängigkeiten oder Beeinflussungen fest-  
zustellen, spotteten? War ein Siegel  
gelöst, ein Geheimnis offenbart, ein  
Genie ans Licht getreten, plötzlich, un-  
begreiflich, in Neuheit, Sturm und  
Mausch? — Fragen und Probleme,  
schwierig zu formulieren, schwieriger  
noch zu lösen. Es galt wiederum, die  
Zeugen der Vergangenheit zu suchen,  
zu ordnen, — nachdem man für ihre  
Ordnung die rechten Gesichtspunkte ge-  
funden — und was sie aussagten, auf  
Wahrheitsgehalt und Beweisraft zu  
prüfen. Es galt wieder einmal, in ent-  
sagungsvoller, überlegamer, kritischer

Mosaikarbeit das vielfältige Nachein-  
ander der Vergangenheit zum Neben-  
einander zu fügen. Der Vergangenheit!  
Ah, wenn sie vor einem stände, in der  
Fülle ihrer Bilder, wenn statt des dürren  
Abstraktums, des Wortes, sie selbst zu  
einem spräche, in ihrer unmittelbaren  
Wirklichkeit! Welch leichtes Spiel dann  
für den nach Wesen, Ursache und Fort-  
wirkung spürenden Verstand, ihr die  
bunte Verhüllung der Erscheinung ab-  
zustreifen, das Wesentliche, Ursächliche  
und Fortwirkende herauszustellen und  
sich und der Menschheit in bezeichnenden  
und erlesenen Worten auszusprechen!  
Der Gelehrte stand auf und durchmaß  
das Zimmer. Aber wie war es denn?  
Sprach die Vergangenheit wirklich nur  
in Überresten und Denkmälern, nur im  
geschriebenen und gedruckten Wort zur  
Gegenwart? Wandelte sich das Tote  
und Starre immer nur erst nach einem  
langen und mühseligen Galvanisierungs-  
prozeß zu einem schattenhaften, trügeri-  
schen — oh so oft trügerischen! —  
Leben? War denn nie und nimmer das  
Bewegte der Vergangenheit, ihr Rhyth-  
mus, ihr wirkliches und wahres Leben  
festzuhalten? Der Gelehrte lächelte:  
Der Film! Aber dies Spielzeug der  
Gegenwart, dies Amüsement der Massen,  
diese auf eilige Unterhaltung hinielende  
Technik, war sie wirklich emporzuent-  
wickeln zu einem Werkzeug der Historie,  
zum Dokument? — Jäh hielt er inne.  
Wie, wenn man alles Bedeutsame —  
kritisch fügte er hinzu: das, was jeder  
Generation bedeutsam erscheint — im  
Bildstreifen festhielte, ordnete und in  
großen Sammlungen vereinigte! Wenn  
man ein Bildstreifen-Museum einrich-  
tete! Wenn man das Leben bedeuten-  
der Menschen — er brach ab. Wam  
weiß man, ob jemand bedeutend ist?  
Oft erst nach seinem Tode. Aber konnte



nicht jede Familie Ausschnitte aus dem Leben ihrer Angehörigen verfilmen? Technisch war ja noch Unendliches zu erwarten. Der stille Mann, von der Phantastik seiner Vorstellungen überwältigt, schritt auf und nieder, hastig, die Brauen zusammengezogen, die Lippen im Selbstgespräch bewegend. Kinderfilme! Menschenlebensfilme! Der Säugling schreiend und strampelnd, der staunende Knirps vor dem Weihnachtsbaum, erste Schultage, auf dem Krankenlager, Tanzstunde, Abschied von Daheim, auf der Universität, im Ante. Er sah den Bildstreifen vorüberziehen, und er sah das Leben seines eigenen Kindes! Er blieb stehen, die Hände in den Hosentaschen versenkt, den greisen Kopf ein wenig geneigt. Aber das war ja, wenn man ein Liebstes verloren hatte, Verewigung der Dual! Auch das letzte Bett, die letzte Stunde, auch das Sterben kann man festhalten! Und kein Zweifel, man wird es tun, man wird einmal den Tod kurbeln, nicht mehr den Theatertod, nein, den echten, den wirklichen, schlimmen Tod. Keine Begeisterung und Empörung, keine Zermahnung und kein Grauen werden verschont bleiben von der fühllos schnurrenden, furchtbaren Maschine. In das Erlebnis kurzer Stunden wird man ein ganzes Menschenleben zusammendrängen: Das Lachen und Schreiten, das Jungsein und Altwerden, Geburt und Tod, alles, alles. Ein grauig genialer Gedanke, ein wahrhaft dantesker Gedanke! Die trockene Gelehrtenhand fuhr langsam über die edle Wölbung der kalten Stirn. Dann schritt der Einsame wieder auf und nieder. — Wo blieb das Vergessen! Wo blieben Untergang und Ausgelöschtsein? Alles ist ewige Gegenwart geworden. Unaufhörlich repetiert sich die Vergangenheit, von Geschlecht zu Geschlecht, in unveränderter, unbestechlicher, furchtbarer Anschaulichkeit. Bücher ändern ihren Sinn. Begriffs- und Gefühlswerte der Worte wandeln sich mit dem Wandel der Sprache. Was der Schreiber vor tausend Jahren mit einem bestimmten Worte wirklich meinte, welche Stim-

mungen mitschwangen, als er dies Wort niederschrieb, was ihm jenes Wort damals bedeutete — wer will sich unterfangen, das heute, nach tausend Jahren, genau zu wissen? Aber der Bildstreifen rollt sich ab vor Menschengen, vor einem Sinnesorgan, das in tausend Jahren nicht anders sein wird als heute. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß die Nachfahren dem Wilde, der Erscheinung anderes unterlegen, daß die Ausdeutungen schwanken, sich ändern, ja, sich widersprechen werden. Aber was das Bild sagt, bleibt, verhartet in frischester Ursprünglichkeit und geht nur unter mit dem Material, auf dem es gebildet ist. Aber diese Welt der Bilder war stumm. Lautlos rollte sich das Geschehene vor dem gierig schauenden Auge ab. Kein Klang, kein Wort half dem um Deutung ringenden Geist. Aber war dem so? Gab es nicht auch hier Verewigungs-Möglichkeit? Häuften sich nicht schon die Schallplatten, die den Klang der menschlichen Stimme bewahrten, das Lied des Sängers, die Rede des Staatsmannes, das Wort des Weisen? Wie, wenn Bild und Klang sich zur Einheit verschmolzen, — und man war auf dem Wege, dies zu erreichen — wenn Auge und Ohr der Vergangenheit, so wie sie wirklich gewesen war, inne wurden, mußte es dann nicht eine Continuität des menschlichen Daseins geben von einer Fülle und Großartigkeit, von einer Lebendigkeit und Wahrheit, daß es des aufzeichnenden Chronisten, des forschenden Historikers kaum mehr bedurfte? Konnte sich nicht jeder Mensch über Wie und Woher und Wieso seiner Rasse bequem und sicher orientieren aus Quellen von absoluter Reinheit und Zuverlässigkeit? Familienforschung! Rollt die Bildstreifen eurer Ahnen ab, laßt durch die Schallplatte die Toten reden, und ihr habt nicht das Abstraktum der Vergangenheit, nicht das Wort über sie, ihr habt sie selber! Und wieder sah der Gelehrte sein Kind, seinen Sohn, der im Felde gefallen. Aber er sah nicht nur das ungeschickte Schreiten des Kleinen, er hörte auch sein aufjubelndes Stimmchen, seine



Schmerzenschreie, er sah und hörte den Schulbuben, den Kampfhahn und lebhaften Schwadronneur, er sah das männlich schöne Gesicht des jungen Studenten und hörte in tiefer Freude des Jünglings begeisterte Reden. Und er erblickte den unsichtigen jungen Arzt und hörte seine ernsthaft-sachlichen Auseinandersetzungen über Leiden und Kranksein. Dann war der Bildstreifen abgelaufen, die Sprechmaschine stand still. — Verewigung der Dual, flüsterte der Einsame wiederum. Und dies ist nicht nur mein Fall, so wird es bei allen sein; denn alle werden ihre Toten sehen und hören. Die Menschheit erfährt durch diese lebendige Chronik einen Anhauch des Todes, öfter und unermesslich eindringlicher, als der Grabhügel es vermag. Sie erlebt nicht nur Vergangenheit, sondern auch Vergänglichkeit. Wie wird sich das auswirken? Werden diese Millionen von Memento-mori-Maschinen die Menschheit stiller, ernster, besser machen? Oder wird die unbändige Macht des Lebenstriebes auch hierüber triumphieren mit Genuß und Gelächter? — Der Einsame stand am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Stumm und schwarz hüllte sie die Nacht ein. Aber war diese Nacht stumm? Er hob von einem Nebentisch den Rundfunkhörer, hielt ihn an den Kopf — und die Nacht erfüllte sich mit Klang und Wort, mit Lärm und Saufen, mit vielfältigem Pfeifen und Schwirren. Er lauschte hinaus in dies Chaos und unterschied die Sprache eines Menschen, das brausende Spiel von Musikinstrumenten, die

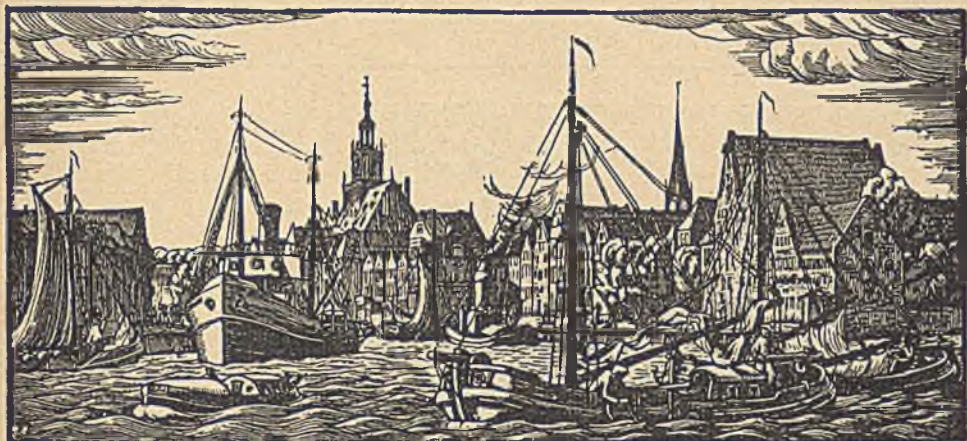
hohen und tiefen Signale von Schiffen, die auf nächtigem Meer ihre Fahrt zu fernen Küsten machten — und ein Schauer überlief ihn. Wie er, so lauschten jetzt Millionen. Der Raum war überwunden. Zusammengerückt saß die Menschheit, eine einzige Familie, und lauschte auf Wort und Klang, ließ sich belehren, erheitern, berauschen, entzücken und erschüttern, ohne einander zu sehen, ohne voneinander zu wissen. Einige wenige Regisseure hatten das Ohr, das Interesse, die brennende Anteilnahme — der Menschheit. Und war es nicht denkbar, ja, gab es nicht schon aussichtsreiche Versuche auf diesem Gebiete, dem Klange wiederum das zugehörige Bild zu gesellen? Konnte eine ferne Zukunft ein Geschehnis nicht millionenhaft vervielfältigen und der Menschheitsfamilie zugänglich machen? War damit nicht der Anfang gemacht, dem Menschen das Attribut der Allgegenwart zu verleihen? Die Vergangenheit war durch Film und Schallplatte zur ewigen Gegenwart gemacht, und die Gegenwart war Allgegenwart geworden — ein ungeheuerlicher, ein fast gotteslästerlicher Gedanke. —

Der Einsame stand noch eine Weile reglos. Dann schritt er auf eine Bücherwand zu, langte ein Werk herab und blätterte darin, bis er jene Stelle fand, die in einmaligen, unvergeßbaren Worten die Fülle dieses Augenblicks zu erfassen und zu bezeichnen schien, des Sophokles Wort: Viel des Gewaltigen gibt es, nichts ist Gewaltiger denn der Mensch.



Erbgebundensein M. Pfeiffer





Erich Feyerabend

Soltschnitt

Emden

# Emden

Von J. N. Reddingius

Mit neun Abbildungen

Im äußersten Nordwesten des deutschen Vaterlandes ist während der letzten Jahrzehnte eine alte Seestadt, die lange fast vergessen war, allmählich wieder in die Reihe der Häfen eingetreten, die den Weltverkehr vermitteln: Emden.

Zur Römerzeit eine von Tacitus unter dem Namen „Amisia“ erwähnte germanische Siedlung, ist Emden dann während des ganzen ersten Jahrtausends so gut wie verschollen, keinerlei beglaubigte Nachrichten liegen über die Stadt vor. Erst im Jahre 1040 wird der Ort wieder erwähnt. Um diese Zeit ließ Graf Hermann I. von Ravensberg Münzen mit dem Namen der Stadt prägen. Etwa 100 Jahre später erbauten die Emdener Bürger die erste christliche Kirche, die noch heute dem Gottesdienst dienende Große Kirche, das älteste Bauwerk der Stadt. Außerlich unbedeutend, enthält sie die hochinteressante Grabkapelle Ennos II., regierenden Grafen von Ostfriesland, der hier 1540 beigeseht wurde. Seine Witwe, Prinzessin Anna von Oldenburg, gab der Kapelle eine wunderbare Säuleneinfassung, die alle Zierart aufweist, die die Renaissance des

16. Jahrhunderts nur je in phantasiereichen und malerischen Gebilden geschaffen hat.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir Emden als ein Gemeinwesen, das mit England in regem Warenaustausch steht. Da unsere Vettern jenseits des Kanals damals noch keine anderen Verbindungen mit deutschen Häfen hatten, darf Emden für sich in Anspruch nehmen, die ersten geregelten Handelsbeziehungen Deutschlands mit England angeknüpft zu haben.

Nach der Herrschaft der Bischöfe von Münster gelangte die Stadt im 14. Jahrhundert in den Besitz von Häuptlingen aus dem altfriesischen Geschlecht der Abdena. Da diese den Emdener Häfen benutzten, um der Seeräuberei der Vitalienbrüder Vorhub zu leisten, bemächtigten sich im Jahre 1433 die Hamburger der Stadt, die, unmittelbar an sturmreicherer Meeresbucht gelegen, einer der besten unter den natürlichen Häfen Europas war. Handel und Verkehr blühten nun mächtig auf; die Zahl der Emdener Seeschiffe stieg bald auf 300, was den Kaiser Maximilian veranlaßte, der Stadt im Jahre 1494 große Rechte zu ver-





Ein Stückchen Alt-Emden  
Photographie von Fritz Fischer, Emden

leihen, insbesondere das Stapel- und Zollrecht, und ihr das noch heute geltende Wappen zu geben. Die Stadt schloß mit Schweden, Schottland, Frankreich und anderen Ländern selbständige Schifffahrts- und Handelsverträge ab und unterhielt eigene Posten nach Holland, Belgien und verschiedenen deutschen Handelsplätzen. Durch Aufnahme Tausender von Glaubensflüchtlingen aus Frankreich und Flandern wuchs die Bevölkerung rasch. Emden stieg auf einen Grad der Unabhängigkeit, der nur noch einen Schatten landesherrlicher Gewalt bestehen ließ. Die Emdener Schiffe befuhren die Meere unter eigener Flagge auf Grund von Seepässen des Magistrats und unter dem Schutze eigener bewaffneter Geleitschiffe. Kein Wunder, daß der Unternehmungsgeist der Bürger immer weiter griff. Walfischfang und

Heringsfang wurden aufgenommen und brachten der Stadt reichen Gewinn. Der Heringsfang hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Von der Blüte Emdens in jener Zeit gibt noch heute manches Gebäude Kunde, vor allem das Rathaus, ein berühmter Renaissancebau, dessen Plan von dem bekannten Antwerpener Architekten Cornelius Floris (de Vriendt) herrührt. Würgerstolz und Freude, daß die Spanier unter Alba, die verjuchten, sich der Stadt zu bemächtigen, ihr nichts hatten anhaben können, ließen 1571 den Entschluß zum Rathausbau reifen, ungeachtet der schweren Sorgen der Zeit (Sturmfluten, Kriegszüge, Pest). Petrus Wetmannus, der Freund Melanchtons, Bürgermeister von Emden, dürfte der Vater der Idee gewesen sein. In den Jahren 1574—1576 wurde der Bau ausgeführt. Wie verschieden ist er von den Rathhäusern der gotischen Zeit! Das Trübe, Wehrhafte ist verschwunden und hat anmutigeren Formen Platz gemacht. Wo sonst hinter Zinnen sich Wehrgehänge hingen, da wandeln hier in überdachtem zierlichem Gange die Bürger, um nach langer Beratung Luft zu schöpfen. Im tiefen Keller aber, wohin nur selten der Strahl der Sonne dringt, da ruhen die wahren Freudenpender, die dem Beschränkten Einsicht und dem Ratlosen die wahre Erleuchtung bringen. Das mit forinthischen Säulen eingefasste Hauptportal rechts vom Durchgangsbogen trägt auf dem Architrav als Wahlspruch der Stadt das Wort des Callustius: „Concordia res parvae crescunt.“

Auch der „Silberschale“ erinnert an die Bedeutung Emdens in früheren Zeiten. Da ist z. B. eine silbervergoldete Trinkschale in Gestalt eines muschelartig



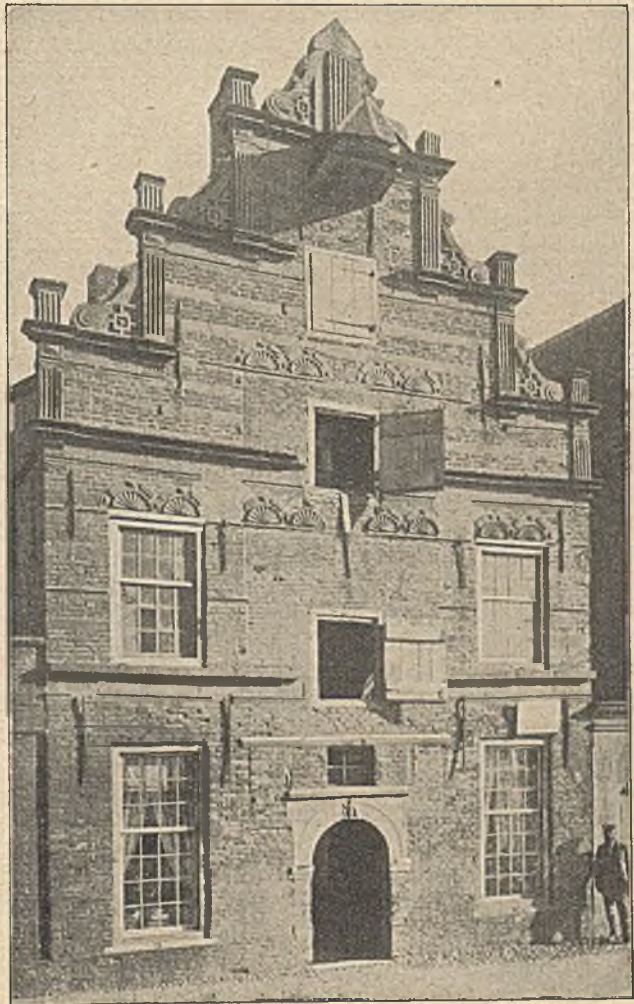
geformten Kriegsschiffes, ein Geschenk der Königin Maria Stuart aus Anlaß des Abschlusses eines Friedens- und Handelsvertrags im Jahre 1556. Die Urkunde mit eigenhändiger Unterschrift der Königin und Wachsiegel, auf dem die Königin in ganzer Figur dargestellt ist, wird noch jetzt im Emdener Ratsarchiv aufbewahrt. Die anderen Stücke sind ebenfalls von hervorragenden Persönlichkeiten des 16. Jahrhunderts gestiftet worden.

Daß die Stadt Feinde gehabt und in Fehde gelegen hat, beweist ihre vorwiegend aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammende, im dritten Stockwerk des Rathhauses untergebrachte Waffensammlung (Rüstkammer), die bedeutendste von allen städtischen Waffensammlungen. Sie zählt heute noch 2400 Nummern, darunter die Vollrüstung des Grafen Ludwig von Nassau († 1574). Als Raritäten werden in der Rüstkammer zwei mächtige Walfischkinnladen aufbewahrt, die von einem ungewöhnlich starken Walfisch, der im Jahre 1742 gefangen wurde, herkommen.

Am Ende des Korridors dieses Teiles der Rüstkammer sind Fensterglasmalereien, von denen die Emdener Rüstkammer wahre Kunstwerke birgt, die einzig in ihrer Art sind, und zwar auf dem Gebiete der Profanunst. Die Hauptfigur auf einem linken Fensterflügel stellt Moses dar mit den beiden Gesetzestafeln, die ihm Gott auf dem Sinai gegeben; darunter ist eine Darstellung des Jüngsten Gerichts. Der rechte Fensterflügel stellt eine weibliche Figur vor mit einem

Schwert in der Rechten und einer Wagschale in der Linken mit der Bezeichnung „Justitiae vera imago“, darunter einen weltlichen Gerichtshof, verziert mit den Figuren der Prudentia, Temperantia, Fortitudo, der Bibel, dem Jus civile und den Werken der Glossatoren Bartolus und Balbus. Nach der Stilart und vielen Einzelheiten dieser kostbaren Glasmalereien ist zu vermuten, daß sie alle aus der Hand eines und desselben Meisters hervorgegangen sind, der leider unbekannt ist.

Die Emdener Rüstkammer wird in den



Magazingebäude  
der kurbrandenburgischen Flotte in Emden



Reisebeschreibungen von fürstlichen und gelehrten Männern vielfach erwähnt, z. B. in der des Herzogs Friedrich von Württemberg und Tied aus dem Jahre 1592, wo es heißt: „Und leitet der Stattschreiber, welcher von gemeiner Stadt wegen ihrer F. G. (die doch unbekannt) den Wein verehrt, gesellschaft, führet hernach ihre F. G. auff das Rathhausz, zeigt derselbigen ihre Rüst Cammer und anderes und hielten die Rathsherren hernach ihren F. G. einen Undertrunk dergestalt, daß sie selbst alle sehr woll bezechet wurden.“

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts stieg die Emdener Handelsflotte auf rund 600 Schiffe. Mehr und mehr zog die Stadt die Aufmerksamkeit fürstlicher Personen auf sich. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die Streitigkeiten zwischen den ostfriesischen Ständen und ihrem Landesherrn benutzend, setzte sich auf Grund eines kaiserlichen Konservatoriums in Emden fest und verlegte hierher im vertraglichen Einverständnis mit der Stadt 1664 sein Admiraltätskollegium, nachdem kurz vorher die brandenburgisch-afrikanische Kompagnie in Emden errichtet worden war. Ein Magazingebäude aus dieser Zeit ist noch heute in dem damaligen Zustande erhalten.

Der Verfall der kurbrandenburgischen maritimen Unternehmungen traf die Stadt schwer. Aber schon Friedrich der Große richtete sein Augenmerk wieder auf das ihm 1744 mit ganz Ostfriesland zugefallene Emden, wo er 1751 persönlich die Asiatische Handelsgesellschaft gründete, die das erste preußische Unternehmen für selbständige Teilnahme am Welthandel ist. Mehrere große mit Kanonen bewaffnete Schiffe wurden zwischen Emden und Canton in Fahrt gesetzt.

„Durch ferne Meere zieh'n preußische  
 Flaggen,  
 Mehren beladen zurück mit allen  
 Schätzen der Handlung  
 Und weh'n zu der Ehre der Deutschen  
 in jauchzenden Häfen,“

sang damals ein Dichter.

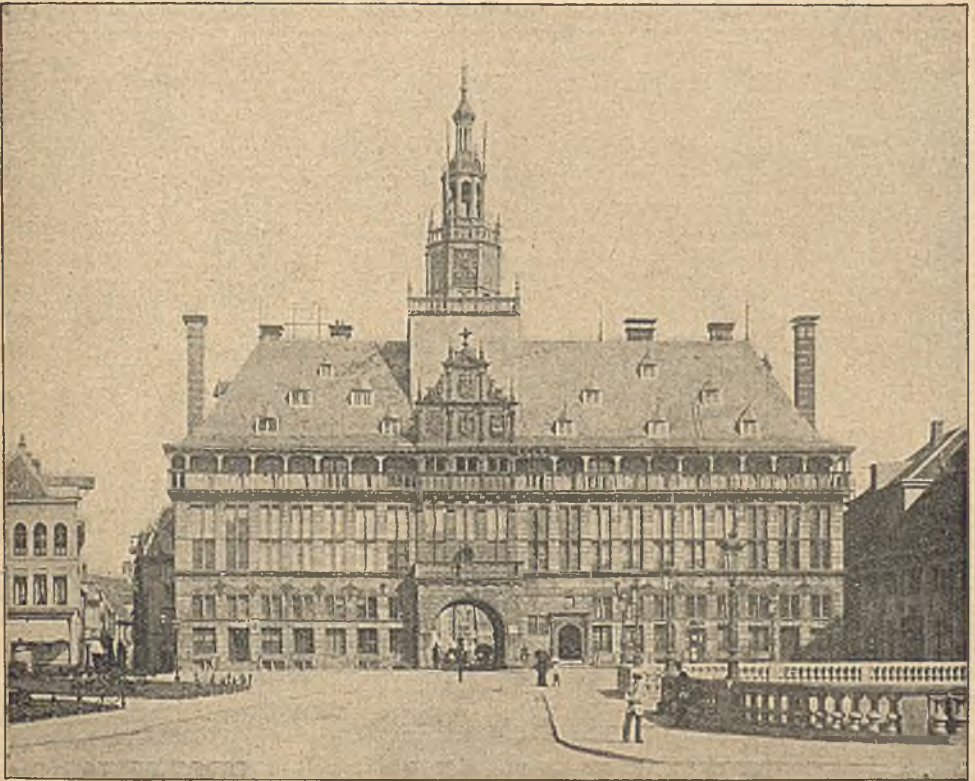
Der König versprach der Stadt, die ganze Ems schiffbar zu machen und zu passender Zeit einen Kanal nach Westfalen hinein zu erbauen. Auf eine gelegentliche Anfrage des Königs, was er sonst für die Stadt tun könne, lautete die Antwort, „daß Sich Seine Majestät formidabel machen möge zur See.“ Die Emdener erkannten also schon damals den Wert einer Kriegsflotte für Handel und Schifffahrt. Aber als der Kampf um Sein oder Nichtsein Preußens 1756 begann, mußten alle Kräfte des Staates hierfür zur Verfügung gestellt werden. Die Kriegsflotte wurde nicht gebaut, und die Asiatische Handelsgesellschaft, die der König nicht mehr unterstützen konnte, löste sich auf.

Das war ein harter Schlag für Emden, ein härterer aber noch war die um diese Zeit infolge von Sturmfluten eintretende Verschlammung der schönen Hafensbucht. Das Fahrwasser wich mehrere Kilometer von der Stadt zurück. Der Handel verfiel. Noch einmal ein kurzer Aufschwung nach dem Baseler Frieden (1795) und gleich darauf der furchtbarste Sturz: Die napoleonischen Kriege, die holländisch-französische Fremdherrschaft, die Kontinentalsperre — 278 Emdener Schiffe wurden mit wertvollen Ladungen in fremden Häfen fortgenommen! Emden sank zu einer kleinen Landstadt hinab und ist das unter hannoverscher Herrschaft (1815—1866) geblieben.

Aber wie früher so erwies sich bald wieder die Gemeinschaft mit Preußen als fruchtbringend für die Stadt. Zunächst wurde mit staatlicher Hilfe die Heringsfischerei auf hoher See wieder aufgenommen, die gegenwärtig 42 Schiffe mit 650 Mann Besatzung beschäftigt. Emden wurde zum Ausgangspunkt überseeischer Telegraphenkabel gemacht und sein Hafen 1888 von der preußischen Regierung übernommen, die sofort zahlreiche Maßnahmen zur Hebung des Schiffsverkehrs ausführte. Letzterer stieg dann auch von 52000 Tonnen im Jahre 1888 auf das Dreifache im Jahre 1898.

Durch den Bau des Dortmund-Emskanals trat dann ein völliger Umschwung





Das Emdener Rathaus



Der alte innere Emdener Hafen (Rathausdelft)  
Photographie von Fritz Fischer, Emden



in Emden als Seehafen ein; denn als Mündung dieser leistungsfähigen Wasserstraße wurde der Hafen erheblich vertieft, verbreitert, mit Kaimauern und zahlreichen Kränen versehen, erhielt elektrische Beleuchtung und große Güterschuppen, kurz, wurde zu einem modernen Seehafen umgestaltet. Viele Schiffahrtsgesellschaften, darunter die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, ließen sich in Emden nieder.

Ein Hafen, der am Weltverkehr teilnimmt, wird eigentlich nie fertig; die steigenden Anforderungen der Schifffahrt bedingen immer neue Erweiterungen und Verbesserungen. So wird auch am Emdener Hafen fast ununterbrochen gebaut, und fortgesetzt werden Eindeichungen ausgeführt, um weiteres Gelände für Hafenanlagen zu gewinnen. In einem Teil dieses dem Dollartbusen entrissenen Gebietes legte man den neuen Binnenhafen an, der 1913 dem Verkehr übergeben werden konnte und dessen Schleuse, 260 m lang, 40 m breit und 13 m tief, die größte ihrer Art ist. Hier werden gegenwärtig wieder um-

fassende Erweiterungen ausgeführt; u. a. ist eine große Kaimauer im Bau, auf der eine Anzahl der modernsten Verladebrücken Platz finden soll. Wenn die preussische Regierung diese recht kostspieligen Anlagen trotz der Not der Zeit ausführen läßt, so wird sie dabei von folgenden Erwägungen geleitet:

Seit Fortfall der lothringischen Erzgruben ist die deutsche Industrie in erhöhtem Maße auf die Einfuhr von Erzen über See angewiesen. Für das bedeutendste eisenverarbeitende Industriegebiet, das Ruhrgebiet, kommt als deutscher Hafen in erster Linie Emden in Betracht, das durch den Dortmund-Ems-Kanal unmittelbar auf dem Wasserwege mit dem Ruhrgebiet verbunden ist. Die Erzzufuhr über Emden hat den Stand der Vorkriegszeit wieder erreicht, sie würde ihn schon längst weit überschritten haben, wenn im Hafen genügend moderne Umschlagseinrichtungen vorhanden wären. Man hat berechnet, daß jährlich etwa 800 000 Tonnen Erze über Rotterdam statt über Emden verfrachtet werden, aus Mangel an Möglichkeit zum

Umschlagen. Es ist ohne weiteres ersichtlich, welchen großen Verlust die Volkswirtschaft hierdurch erleidet. Sollen derartige Verluste in Zukunft vermieden werden und soll Emden in seinem Wettbewerb mit Rotterdam erfolgreich bestehen, so müssen seine Umschlagseinrichtungen für den Erzverkehr vermehrt werden.

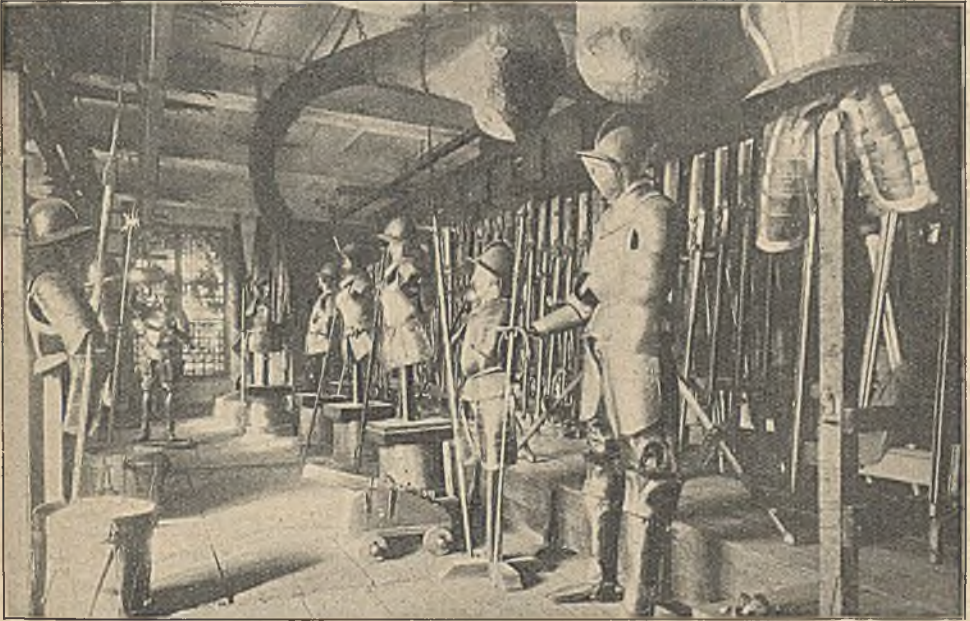
Nach dem Kriege hat die Ausfuhr von Eisen und Stahl über Emden einen starken Aufschwung genommen. Sie übersteigt weit die Ausfuhr vor dem Kriege und wird sich weiter entwickeln, namentlich im Verkehr mit Rußland. Es ist berechnet worden, daß die Menge der Eisen- und Stahlerzeugnisse, welche zur Ausfuhr über



Der Silberschatz der Stadt Emden

Photographie von Hermann Rüdhardt, Großlichterfelde





### In der städtischen Rüstkammer

Photographie von Hermann Rückwardt, Großlichterfelde

Emden wegen seiner günstigen Lage zu den Stahl- und Walzwerken im nördlichen Teil des Industriebezirks geleitet werden müßten, jährlich 600 000 Tonnen beträgt. Hiervon konnte bisher nur ein geringer Teil seinen Weg über Emden nehmen, weil es an geeigneten leistungsfähigen Umschlagseinrichtungen fehlt.

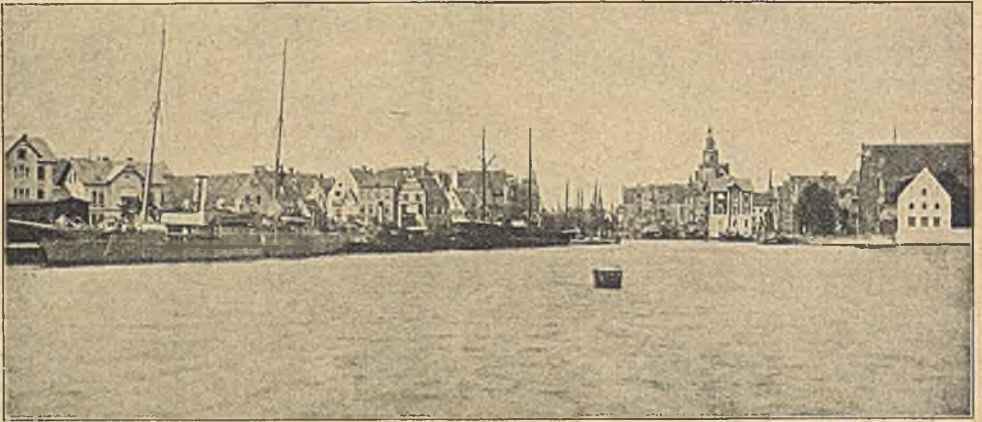
Diese Mängel der Emdener Hafenanlagen hemmen die Weiterentwicklung des Verkehrs und lassen befürchten, daß Preußens größter Nordseehafen in seinem Wettbewerb mit den ausländischen Rhein-Seehäfen sich nicht wird behaupten können. Der Abwanderung deutscher Ein- und Ausfuhr nach ausländischen Umschlagspätzen muß aber im volkswirtschaftlichen Interesse vorgebeugt und es muß versucht werden, die von der deutschen Industrie benötigten und erzeugten Güter dem ausländischen Verkehrswege abzugewinnen und den deutschen Häfen zuzuführen. Die geplanten und zum Teil bereits in der Ausführung befindlichen Bauten im Emdener Hafen sollen diesem Zwecke dienen.

Nicht weniger als 168 Hektar Wasser-

fläche umfaßt heute der Hafen von Emden. Ein großer Teil hiervon ist als Freihafen eingerichtet, womit in gewissem Sinne das alte Porto-Franko-Recht erneuert worden ist, das einst Friedrich II. dem Hafen verlieh, „um das wahre Beste der Stadt Emden und derselben Kommerzium so viel stärker zu fördern und florisanter zu machen.“

Etwa 80 Millionen Mark hat der preussische Staat es sich bis jetzt kosten lassen, um den Hafen so auszubauen, daß er seinen Zweck einigermaßen erfüllen kann. Obwohl die abgabenfreie Wasserstraße des Rheins den holländischen und belgischen Häfen einen gewissen Vorsprung gewährt, hat der Emdener Hafenverkehr doch beständig zugenommen. Die Gütermenge, die im Jahre 1922 zu Schiff in Emden einging, betrug rund 2830 000 Tonnen. Natürlich machte sich im Jahre 1923 der mit der Besetzung des Ruhrgebiets verbundene gewaltige Rückgang der deutschen Erz Einfuhr in Emden sehr bemerkbar; immerhin gingen doch 2230 000 Tonnen Güter ein. Eine ungefähr ebenso große Menge verließ den





Der Rathausdelft zu Emden. Teil des inneren Hafens

Hafen. Der bei Abfassung dieser Zeilen noch nicht ermittelte Verkehr für 1924 wird mindestens demjenigen des Jahres 1922 gleichkommen. Vor dem Kriege ist Emden zeitweise auch als Auswandererhafen benutzt worden.

Um Schifffahrt, Handel und Industrie in erhöhtem Maße für den Emdener Hafen zu interessieren, will die preussische Regierung einen Teil der Anlagen an eine Aktiengesellschaft abtreten, an deren Gründung sich der Staat, die Stadt Emden und eine Reihe großer Privatunternehmungen zu beteiligen gedenken. Hervorragende Sachverständige versprechen sich von dieser Verbindung

öffentlicher und privater Mittel einen weiteren großen Aufschwung des Schiffsverkehrs.

Wenn nicht alles trügt, geht Emden einer Zukunft entgegen, die seiner reichen Vergangenheit würdig sein wird. Als von der Natur bestimmter Mittler zwischen dem größten deutschen Industriegebiet und dem Meere wird die alte Seestadt eine immer mehr steigende Bedeutung für den deutschen Handel und die Schifffahrt gewinnen und so wesentlich zum Wiederaufbau des Reichs beitragen können; denn „Handel und Seefahrt sind die vornehmsten Säulen eines Staates“.



Emdener Heringslogger zum Auslaufen bereit

Photographie von Hermann Rückwardt, Großlichterfelde





Ein stark' Geschlecht

II

Nach einer Radlerung von Bruno Zwiener







# Die Wallfahrt zur Rose

Von Paul Steinmüller

Ein altes Märchen

Was ich hier sage, das hast du erlebt, ist es gleich nur ein Märchen. Denn die Märchen, die dich unter unserm Bewußtsein schlummern, treten häufiger als man meint in das Leben. Um die Zeit, da die sommerliche Sonne ihren Tagbogen über abgeernteten Feldern verkürzt und sich der herbstlichen Licht- und Nachtgleiche nähert, weckt Winterahnung im Blut des Menschen den heftigen Wunsch, noch einmal unter dem Rosenstrauch zu ruhen, da ihm die Liebe die kostbarste Gabe des Lebens gab.

Und er zieht aus, ihn aufzusuchen. Aber der Walb ist blütenleer, und die schweren Laubmassen dunkeln, und die Steige sind von reisenden Gräsern bedeckt. Und findet er den Busch wieder, so sieht er ihn anders als in Mitsommertagen: Winde lösten Blätter von seinen Zweigen, und zwischen den Dornen hängen nur rötliche Früchte, die herb schmecken und voll harter Kerne sind.

Hier am Ziel entscheidet sich der Waller Los. Einige sitzen nieder und gedenken dankbar dessen, was sie besaßen. Andere stehen enttäuscht und nagen die Lippen im Born, daß sie jetzt nicht auch Rosen finden, und aus der Unruhe ihres Bluts steigen Verwünschungen wider die Ordnung der Zeit. Wildes Begehren treibt sie, an anderen Orten nach Blüten zu suchen, und jagt auf Irrweg und sumpfige Pfade.

Das ist die Wallfahrt zur Rose, und in Heimkehr oder in Wirrnis endet sie.

## Seelische Fernen.

Das ist der Anfang vom Leid jedes Menschen; er sucht und prüft und richtet immer nur das, was außer ihm liegt, doch sich selbst schon er gern. Das Treiben auf den Märkten der Welt, auf Nachbars Hof und Freundes Herd muß er kennen. Wie er sich selbst wandelt, weiß er nicht. Mögen sich die anderen damit abfinden.

Glaubst du, du könntest den anderen auskennen, der du um dich selbst nicht weißt? Meinst du wirklich, du wollest das klare Spiegelglas fremder Fehler sein, da dein Selbsterkennen nur ein Tappen im Dunkel ist? Wenn sich seelische Fernen in deiner Ehe austun, forsche ernstlich, ob du dich nicht viel weniger kennst, als du den anderen zu kennen glaubtest.

Als du Werbender warst, hieltest du peinlich auf Wort und Gebärde und alle Zeichen einer Wohlerziehung; daß du

Maß hieltest, das machte dich ihr wert. Jetzt bietest du ihr, was du keiner Fremden zu bieten wagst.

Als du umworben warst, danktest du für alles mit lächelnder Anmut, und die Reize deines Wesens machten dich ihm wert. Heute wartet deine leicht entzündliche Verbrossenheit in jedem Winkel und wartet auf das Wort, das sie aufflammen läßt; was du an schöner Heiterkeit besitzest, das dient dir als Vorrat, wenn du anderer Gast und anderer Wirtin bist.

Wie war dieser Wandel möglich? Du hast auf dich zu wenig und auf den anderen zu viel geachtet, dessen sei gewiß. Und glaub mir auch dies: Wer um sich nicht Bescheid weiß, der verliert den Blick für das Beste im anderen. Denn ich weiß, daß Menschen, die sich Leib, Leben, Liebe und Seele schenken, doch ein Leztes, Unausgesprochenes besitzen, an das keiner rühren darf. Das Auskennen der letzten Tiefe des anderen ist schließlich eine Gnade. Wer es also nicht kennt, soll doch darum wissen, und wer es weiß, der soll es hüten. Es steht nicht unter allgemeinem sondern unter eigenstem Recht, und ob es gleich verborgen ruht, ist es doch leicht verwundbar.

Wer sein Leztes vor dem anderen schützen muß, rückt von ihm ab, weiter und weiter, bis seelische Fernen zwischen ihnen liegen, über die kein Gruß, kein Lächeln, kein Wort mehr den Weg findet.

## Der letzte Schritt.

Eines wünsch ich euch vor allem, ihr Gatten: den Mut zum letzten Schritt. Stark sein zu hohen Entschlüssen, das ist viel. Herbe Enttäuschung lächelnd ertragen, das ist mehr. Aber den letzten Schritt tun vor einer Tür, die zufiel, das können wenige. Mancher, der lange stürmische Wege tapfer zurücklegte, strauchelte vor dem letzten Schritt.

Weißt du nicht um den Dämon in der Brust? Er redet eine lieblich klingende Sprache, und seine Gebärden sind oft weisevoll. Aber wenn ihn der Born entzündet, entstellt er deine Züge bis zur Häßlichkeit der Starre.

Die Augen der Hingebenden zucken im bösen Brand, und die Worte des Besonnenen treffen wie Peitschenschläge. Freundliche Lippen schließen sich trotzig, und wir sehen erschrocken den Dämon, nicht, weil er uns verwundet, sondern weil er dich häßlich und fremd macht.

Oder machen uns die Schmerzgen, die



wir anderen zufügen, heftiger leiden als das, was uns weh tut? Unvorte Naturen mögen befreidigt dem Siegesjubel des Dämonen lauschen; edle Menschen fühlen sogleich eine schmerzliche Beschämung über die eigene Entbändigung. In beiden wird ein Staunen darüber sein, daß das Gute in uns so viel langsamer ist als der Raubtiersprung des Bösen.

Doch auch die bittere Freude des Selbstgerechten verzehrt sich bald wie die in unruhigem Wind brennende Kerze. Es bleibt ein elender, schaler Rest. Selig jeder, dem ein Leid-Haben das Leid-Sein schafft.

Denn aus so heimlicher Not erlösen nicht Wortschwall und langatmige Erklärungen, auch keine Begründungen, wie es kam und warum es geschah. Erlösen kann nur das Wort: Vergib! Nur das Opfer des Ich, das das Ursakrament von uns fordert, bändigt die Dämonen hüben und drüben.

Das ist der letzte Schritt, der so oft ungetan bleibt. Sie stehen vor und hinter der Tür, und einer wartet auf den anderen. Sie gehen umeinander herum und verfolgen einander mit bittenden Blicken: Sag das Wort, und ich will dich küssen und mich vor dir geißeln. Doch das kleine Wort bleibt ungesprochen.

Vielleicht schleichen sie auf Seitenwegen, die der Tag ausgetreten, wieder zueinander, und gut gespielter Harmlosigkeit verdecken die Glut. Aber Funken, die kein Fuß zertrat, glimmen fort, und der nächste Wind entfacht neuen Brand.

Wer den letzten Schritt zur Heimkehr nicht tat, findet leicht den ersten, der ihn von seinem Rosenstrauch fort in die Wirnis führt.

Die Mauer des Schweigens.

Der Schnee langer Winternächte zergeht und gibt dem maulichen Blüten Raum. Aber an Wald- und Hügelrändern gibt es Plätze, wo hohe Schneewehen sich türmen. Die Mittagsonne erweicht die kalte Last wohl, doch die Frostnacht schmiedet sie wieder zum Eispanzer, und löst sie nach launischem Wechsel endlich der Leuz, so ist die Wuchskraft des Bodens getilgt und nur spätes Unkraut besiedelt die Kahlstellen.

So sah ich Menschen, die in der Not winterlicher Starre ersticken und Schweiger wurden.

Wo aus dem Miteinanderleben das Beieinanderleben wird, ist der Gefrierpunkt erreicht, da einer den anderen eigene Wege ziehen läßt. Sonnige Stunden kommen, aber herrschen nicht. Beherrschend ist nur das Frostige, das die seelische Keimkraft tötet. Lachen nebenan und jenseits, doch in dir hat eine Faust das Lachen erstickt.

So wächst die Mauer des Schweigens auf, die zweier Welten Grenze wird.

Bitternis schließt deinen Mund: Er ist meiner unvert!

Ach, bitterer ist das Empfinden deines Unverts, den er verschuldet. Dem Auswirken deines höchsten Guts steht er hemmend im Weg. Und du verstummst, weil du nicht zu sagen vermagst, wie ausgeraubt du bist. Wer dem großen Licht ganz nah war, den dünkt das Dunkel schwärzer, als es ist. Nun suchst du im dunkeln Frieden des Bettes Vergessen vor dem, dem du doch nicht entkommst. Draußen ist feindliche Kälte, ist Schneelicht, nur Schneelicht!

Würden wir einmal vor den Spiegel treten, wir müßten sehen, das viel an uns haftet, was die Wand auch auf der anderen Seite wachsen läßt. Wir würden nicht trotzig weiterbauen, wo Niederbrechen und Zerstören allein Rettung bedeutet.

Das Warten.

Vieles, was giftig im Menschen schwärt, sendet seinen Unrat in die Welt, mehr noch wird schamvoll im Verborgenen getragen. Es gibt unzählige Wunden, die kennt nur der Eine, der auch in den Tälern des Nummers wohnt.

Manches Lächeln ist nur das Zucken eines Schmerzes, und die es gelernt, sind jene, die gläubig immer auf das große Wunder des Lebens warten. Sie glaubten einst, das sei es, was glänzend auf sie zuschritt. Als die Hülle fiel, erkannten sie den schwarzen Gast.

Nun sitzen sie am Fenster, warten und schauen, wie das Glas in den Fugen des Pflasters wächst, frösteln und verbiden wie Menschen, die nicht mehr beten können.

Das ist die harte Schule der Geduld, nein, es ist die Schule der Tapferkeit; denn geduldig warten, ist tapfer sein. Streiter ohne Waffe, Kämpfer ohne Haß. Wer findet für diese Tapferen das Lied?

Vielleicht wandelt ihr täglich an Abgründen vorbei, die in die tiefste Hölle hineinreichen, vielleicht saugt die Wunde eurer Seele die Gäfte eures Leibes auf. Ihr aber wartet still. In Liebe? Voll himmlischer Liebe, in die sich leis die irdische wandelt.

Ihr, die ihr die Bitternis des Troges meidet und nicht hinter den Schanzen der Härte sitzt, ihr sollt lernen, daß nichts vergeblich, daß alles Samen ist, nicht nur Wort, nicht nur Tat, sondern Stillhalten und Warten. Geduld ist die Keife des edelsten Samens, dessen große Heilskraft überwindet, was kein Heldentum der Tat allein bezwingt: die Liebeleere.



## Der Weg in die Irre.

Qualvoll ist das Warten, das nicht geduldig macht. Das drängende Suchen Vereinsamer geht als magnetischer Strom aus und zieht an, was vorüberschreitet, Echt, und Unecht, Mitleid und abenteuerten Sinn. Und die Kummer-schweren greifen nach dem Trost des Ersten, der nicht immer der Beste ist.

Es ist so verständlich, auf das Ende eines leidvollen Zustands zu sehen, es ist so erklärlich, einen Irrtum gut machen und noch einmal beginnen zu wollen. Aber die löbliche Absicht offenbart meist des Menschen niedrige Art. Messen nicht Frauen ihren Mann an dem anderen, den sie nur sehen, wie er erscheinen will? Schweifen nicht die Gedanken der Männer von der alternden Frau spielerisch um freigelegte Mädchen?

Wann wäre das Buhlerische und Ehebrecherische Balsam des Herzeleids gewesen? Ach, der Weg von wellen Rosen geht fast immer durch die Schule der Selbstentwertung. Oder ist es kein Wälzen im Unreinen, dies Verdeckspiel der Blicke, dies Unkleiden der Worte, das Hüthen heimlicher Briefe und Gelegenheiten?

Lüge? Man nennt es nicht so um des hohen Ziels willen; aber glaubt mir, die ganze Rüstkammer der Lüge ist von euch aufgetan, ihre weite Falschmünzwerkstatt.

Wie sucht ihr alles Niedrige dem anzuhängen, der euch etwas schuldig blieb! Einst war der Gedanke, sie könne dir entgleiten, unaussprechbar. Wehe dem, der an ihr Kleid rührte! Jetzt freut es dich, wenn die Gasse ihren Unrat an ihre Säume spritzt.

Wing die Abkehr von deinem Lebensgenossen nicht aus dem Verlangen nach der friebvollen Reinheit der ersten Blüthezeit hervor? Wie tief bist du gefallen, du schöner Morgenstern! Was mag größer sein, die Treue oder die Ehe? Wenn deine Gedanken deine Richter wären, hörtest du, daß du die Treue tausendfach brachst, bevor die Ehe gelöst war.

Es ist unbegreiflich, doch es ist so: vielen Männern gilt die Frau nur solange etwas, solange sie den anderen gefällt. Langweilig nennt sie diese verderbte Neigung, wenn sie mit den Posierenden nicht mehr schön tut.

Es ist unbegreiflich, doch es geschieht: die Edelsten lassen sich zu Teufeleien herbei, wenn sie dem Haß verfallen. Frauen werden Unholdinnen, wenn sie sich in der Ungerechtigkeit gegen Schwestern ihres Geschlechts überbieten. Männer werden Rohlinge, wenn sie mit der Ausdauer bezahlter Knechte ihre Frauen seelisch zu brechen suchen.

Die Schmerzgefättigten Gewölbe mittelalterlicher Folterkammern sind geschlossen — die Fenster aber gehen noch heute in gut bürgerlichem Gewand umher. Sie wurden ehrlich gesprochen. Um Zugeständnisse zu erpressen, sind noch jetzt alle Grade jecklicher Marter erlaubt. Das Mehrmaß der Gewalt entscheidet. Oder entscheidet die Fülle verruchter Ge-rissenheit eines gewissenlosen Anwalts? Das sind die Wege vom herbstlichen Rosenbusch in die Irre. Vergib, o Liebe, vergib!

## Die Scheidung.

Jede Ehe ist unlösbar. Sie mag verunehrt, mißachtet und hundertfach gebrochen werden und ist dennoch unlösbar. Es geht nicht, wie der Zeitgeist sagt, um einen freien Vertrag: Kannst du ihn schließen, kannst du ihn auch lösen! Es geht um eine seelische Gemeinschaft, um die vervollkommnende Entwicklung der Menschheit, um das Mysterium des Eins-Werdens, um den Vollzug eines Schöpfungsaktes. Nicht immer im Sinne dessen, das wir gut nennen; aber gewiß zu dem Zweck, gut zu werden.

Nur eine Trennung gibt es: Bis der Tod uns scheidet! So ward es feierlich beschworen. An diesem Wort schleicht keine Ausflucht feig vorüber. Meineid heißt nicht falscher Eid; Mein-Eid heißt frevelhafter Eid.

Weil man sich dessen nicht mehr bewußt wird, ist die Straße, auf der ein eidbrüchiges Geschlecht wandert, mit Trümmern besät: Männer und Frauen, die schuldig wurden, die nach Betäubung ihrer Friedelosigkeit gierig sind; Söhne und Töchter, die im Unfrieden des Elternhauses wie zwischen zwei Feuern verwelkten; ein Volk, dessen Gefittung in dem zerklüfteten Grund der Ehen nicht wurzeln kann.

Ist das noch nicht genug der Verheerung? Unsagbares bleibt in Menge, weil der Mensch schied, was Gott zusammengefügt.

Was auch eine chrfurchtlose Zeit aus der Ehe gemacht hat — sie bleibt doch unlösbar.

Aber jene, die nicht freies Ermessen sondern Zwang aneinander band? Und jene, die nicht Freiheit der Luft begehren sondern Friede?

Wir stehen am Riß, der durch die Menschheit geht. Wer es fassen kann, der fasse es. Ist es meine Aufgabe, den Menschen zu ertragen, dessen Nähe mich täglich wund reibt? Es gibt auch Krankheiten, die man ertragen muß. Darf ich den Knoten durchhauen, den mir zur Prüfung eine Hand geschürzt? Soll ich bis zum Vergehen meines Selbst Geduld üben, die im anderen das Böse nur nährt?



Wer es fassen kann, der fasse es. Das Geschlecht der Zeit ist unerbittlich gegen Ewiges, groß in der Verhättselung des Selbst. Rechte der Persönlichkeit, Rechte des Bluts sollen Geltung haben. Wer spricht noch von Pflicht und Treue?

Ich weiß nur dies: Gerade Wege und krumme Wege, beide enden vor Gott. Sehe jeder auf das, was dort ihn verflagen kann.

#### Die Rosen der Frau Welt.

Glückliche, geliebte, behütete Frauen, wendet das Angesicht nicht zur Seite, wenn ich von den Rosen der Frau Welt spreche. Um eures Heils willen merkt auf, auch wenn ich euch anklage.

Ich weiß, daß durch euren Schlaf oft ängstliche Träume gehen. Dachtet ihr einmal nach, welche Unruhe sie weckte? Wißt ihr, daß eine Schuld euch verlag?

Durch die regentalten Gassen der Städte hallen um Mitternacht Schreie eurer ungeligen Schwestern, die der Willkür und den Wettern preisgegeben sind. Käufliche nennt ihr sie? Ich sage euch, daß sie verkauft wurden. Halbwelt sagt ihr verächtlich? Ich sage euch, daß sie nicht Ganze in eurem Sinn blieben, weil die braven Pharisäer Halbe an Wollen, Kraft und Liebe sind.

Ah, wie feine Worte gebraucht ihr, wenn ihr von Schönheit und Kultur redet. Und duldet doch die Sklaverei eures Geschlechts. Wie strebt ihr nach Ordnung und Menschenwürde! Und wohnt doch unbekümmert neben den Winkeln voll Unrat.

Ja, die Kleider rafften und die Augen schließen, das könnt ihr. Aber darum ist keiner tugendhaft, daß er am Laster erhaben vorübergeht, und keiner tilgt damit den Schmutz, daß er ihn zudeckt. Oder schrecken euch die Abgründe der Menschenseele, die Trunk und Rammongier schufen? Wie feig machte euch das Glück und wie wenig verdient ihr eure Sicherheit!

Hofft ihr auf den Staat, daß er bessere? Der Staat ist eine kaltblütige Panzer-echse, der Würmer und Wurmfrasser auf sich duldet. Hofft ihr auf den Mann? Seine Schuld gegen das weibliche Geschlecht ist so groß, daß er es nicht mehr erlösen kann.

Aber ihr, die ihr Schoß der Zukunft seid, ihr könnt und sollt die Gebundenen erlösen.

Das Wehgeschrei herbstlicher Nächte ist Anklage wider eine Welt, die Mädchen im Seihuch sammelt, aber Kamele verschluckt; wider euch, die ihr vorbeigehet an dem, das nicht zu ändern ist. Und eure jungen Söhne zeugen wider euch, weil ihr Stätten duldet, in denen sie das Zerrbild der Frau kennen und euer Geschlecht verachten lernen. Und euer Volk zeugt wider euch, weil ihr die Schlammwälder bestehen laßt, in denen es zum Leprosen an Leib und Seele wird.

Was soll alles Pochen auf Eigenrecht und Selbstbefreiung! Schreit, schreit, schreit bis der Welt die Ohren gellen, daß die Schmach eures Geschlechts ende und die Gier der Verflabung aufhöre.

Nie werdet ihr den goldenen Ring mit Stolz tragen, solange ihr leidet, daß eine entrechtete Verlorene ihn in Reid und Haß höhnisch beschimpft.

Glücklich ist das Mädchen oder der Mann, denen die Ehe zum ersten großen Erlebnis des Seins wurde, die die erste saubere Seite ihres Lebensbuches beschreiben, wenn sie den goldenen Ring auf den Finger streifen.

Aber viele sind da, denen die Ehe nur Fortsetzung ist, und was vorherging, mögen sie gern verbergen.

Ein Geheimnis mit sich in die Ehe tragen, das heißt mit nackten Füßen über gläserne Scherben gehen. Kann der frei sein, der als Hüter stündlich vor schlecht verwahrtem Kerker sitzt? Mag der Vertrauen fordern, der es zu schenken verweigert?

Wo Gedanken bohren und unbedachte Worte Verräter werden können, da ist immer Angst. Und wäre es dem anderen unmöglich, die verdeckte Seite aufzuschlagen — deine Furcht verschattet auch ihn. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich die Not des einen Gatten dem anderen mitteilt, denn wahre Liebe sieht mit dem Auge der Gedanken.

Was längst vergeben wäre, wird durch das Siegel auf deinem Mund zur doppelten Schuld: Der Rest alles Schweigens ist die stille Not einer inneren Unwahrhaftigkeit. Und mit der heimlichen Last am Halse wirst du nie dem Liebsten so nahe kommen, daß seine verstehende Liebe dich erlösen kann.





Stimmungsbild von der Ankunft der „Budau“ von der Reise nach Schottland im Hamburger Hafen

## Das Flettner-Schiff

Von Georg Schmitz  
Mit sieben Abbildungen

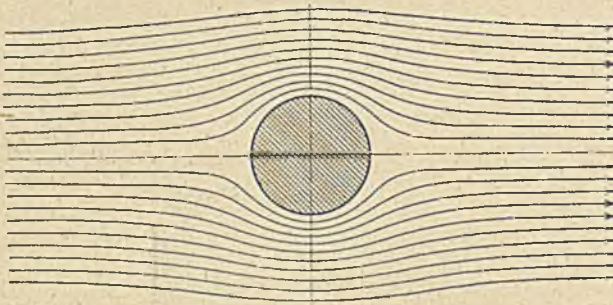
**S** in der Kieler Bucht machten zu Anfang des vergangenen Novembers die Leute eines Morgens erstaunte Gesichter. So viele Schiffstypen im Laufe der Jahrzehnte hier, wo Deutschlands Flotte aus bescheidenen Anfängen sich zu ihrer Weltgeltung entwickelt hat, auch schon an ihren Augen vorübergefahren waren, das war doch etwas ganz Neues: ein Schiff mit zwei zylinderartigen Türmen an Bug und Heck, die man aus der Ferne für Schornsteine hätte halten können, wenn das Flimmern des Lichtes auf ihrer Oberfläche nicht verraten hätte, daß sie sich mit großer Geschwindigkeit um ihre Achse drehen. Was mochte das wohl für ein Schiff sein, das da wie ein Segler am Winde aufkreuzte, ohne daß die Spur irgendeiner Maschine zu sehen war! Seither ist die „Budau“ mit ihren beiden Flettner-Drehtürmen in der ganzen Welt bekanntgeworden, und vor einiger Zeit hat sie ihre erste große Fahrt von Danzig nach Schottland und zurück nach Hamburg glücklich ausgeführt. Die Techniker sind begeistert von dieser Leistung, die Reeder aber, denen die geniale Erfindung an sich wenig, ihr Nutzen alles ist, schätzen den

wirtschaftlichen Gewinn, der sich mit Hilfe der Drehtürme gegenüber dem Segel oder dem Motor erzielen ließe, gering ein. Vermag dieses kalte Rechenexempel der Größe der Erfindung, die noch am Anfang ihrer Entwicklung steht, irgendwelchen Abbruch zu tun? Schwerlich; denn die gleichen Einwendungen wurden seinerzeit gegen die Dampfmaschine gemacht, als sie sich anschickte, in der Schifffahrt festen Fuß zu fassen. Das Beharrungsgesetz hat nicht nur in der Physik Gültigkeit, sondern auch im Kultur- und Wirtschaftsleben der Völker.

Anton Flettner, der Erbauer des Schiffes, hat in einem vor der Schiffbautechnischen Gesellschaft in Berlin gehaltenen Vortrag erzählt, daß die Idee, die Segelfläche eines Schiffes durch ein paar sich drehende Zylinder aus Eisenblech zu ersetzen, selbst für Fachleute so erstaunlich und verblüffend war, daß es ihm lange Zeit nicht gelang, maßgebende Persönlichkeiten für seine Pläne zu gewinnen.

Zu verwundern war das nicht, denn der Erfindung liegt eine höchst seltsame und in ihren letzten Ursachen nur schwer verständliche Erscheinung der Aerodynamik, der Luftströmungslehre zu

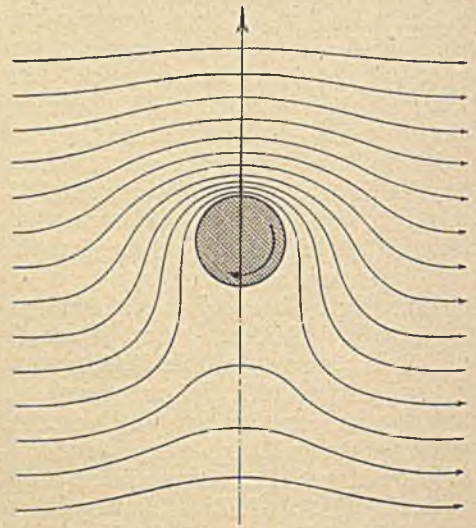




Verlauf der Windströmung bei ruhendem Zylinder

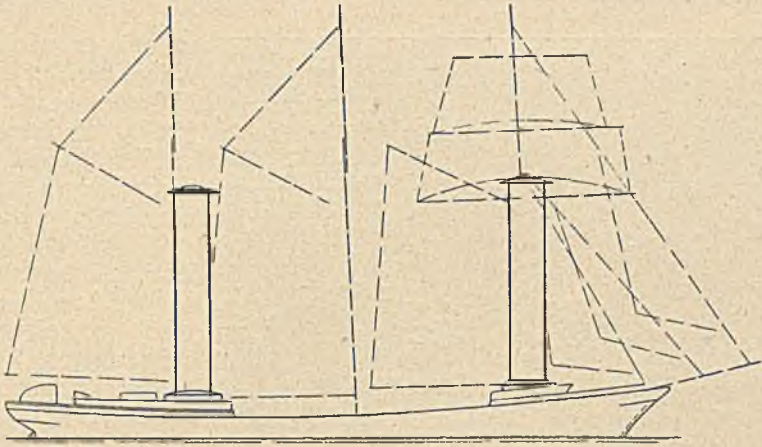
Grunde. Seit es eine Wissenschaft der Ballistik, also der Geschößbewegungslehre gibt, kannte man das geschwüdrige Verhalten von Geschossen, wenn sie während des Fluges von Seitenwinden getroffen wurden. Sie wichen von der errechneten Bahn ab, und man bemühte sich lange vergeblich, die Ursache dieser Bahnabweichung aufzufinden, bis im Jahre 1852 der Berliner Physiker Gustav Magnus, der Lehrer von Helmholtz, der Erscheinung mit dem Rüstzeug der Wissenschaft zu Leibe ging. Er fand dabei bald, daß auf einen sich drehenden Zylinder — einen solchen stellt ja ein aus einem gezogenem Lauf abgefeuertes Artilleriegeschöß dar — eine starke Kraft ausgeübt wird, wenn er quer zu seiner Achse von Luftströmungen getroffen wird. Stellte er neben einem drehbar angeordneten Zylinder rechts und links zwei Fähnchen auf und wurde gegen den ruhenden Zylinder von vorne her ein Luftstrom gerichtet, so stellten sich die beiden Fähnchen parallel zueinander in die Richtung des Luftstromes ein: ein Beweis, daß dieser gleichmäßig zu beiden Seiten des Zylinders abfloß. Wurde der Zylinder jedoch in schnelle Drehung versetzt, so lehnten die Fähnchen sich wider alles Erwarten quer zur Richtung des Luftstroms: das eine wies auf den Zylinder zu, das andere zeigte von ihm ab, es mußten also jetzt Kräfte vorhanden sein, die quer zur Richtung des Luftstroms wirkten. Magnus begnügte sich damit, diese Kraft nachgewiesen zu haben, und über 50 Jahre lang dachte kein Mensch daran, sich einmal näher mit dem

„Magnus Effekt“ zu beschäftigen. Im Jahre 1923 aber unternahm es die Aerodynamische Versuchsanstalt in Göttingen, die unter der Leitung von Prof. L. Prandtl der Luftschiffahrt durch ihre Untersuchungen bereits unschätzbare Dienste geleistet hat, das Experiment von Magnus nachzuprüfen. Dabei zeigte sich, daß die an einem Luftströmen getroffenen, rasch umlaufenden Zylinder auftretenden Querkräfte viel größer waren, als man erwartet hatte, und daß sie proportional zum Quadrat der Geschwindigkeit zunahmten, daß also die Kräfte bei dreifacher Drehzahl des Zylinders und dreifacher Windgeschwindigkeit auf den neunfachen Betrag anstiegen. Weitere Versuche ergaben, daß sich der höchste Wirkungsgrad erreichen ließ, wenn der Zylinder sich mit  $3\frac{1}{2}$  facher Windgeschwindigkeit drehte. Selbstverständlich begnügte sich die moderne Wissenschaft nicht damit, eine Erscheinung festgestellt zu haben, sondern sie forscht auch nach ihren letzten Ursachen. Es galt also, eine Antwort auf die Frage zu finden: Warum treten an einem sich



Verlauf der Windströmung bei sich drehendem Zylinder. Der Wind bläst von links nach rechts und verleiht dem sich im Sinne des Uhrzeigers drehenden Zylinder eine nach oben gerichtete Kraft.



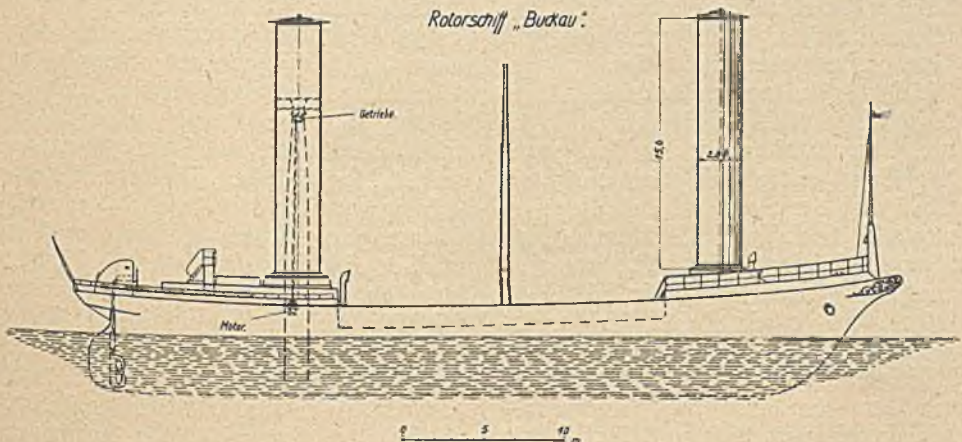


Schematische Darstellung der „Buckau“ mit der alten Lastgebung und den neuen Drehfürmen. Dabei wird besonders deutlich, wie gering die Fläche der Drehfürme im Verhältnis zur Segelfläche ist.

in einem Luftstrom drehenden Zylinder diese rätselhaften Querkräfte auf, von denen der ruhende keine Spur zeigt? Denken wir uns aufrecht vor uns stehend einen im Sinne des Uhrzeigers umlaufenden Zylinder, der vorne von einem Luftstrom getroffen wird. Dann wird an der rechten Seite die Wand des Zylinders der Strömung entgegenlaufen und die Reibung vergrößern, also den Luftdruck verstärken, während an der linken Seite die Zylinderwand mit der Strömung läuft, wodurch die Reibung vermindert, d. h. der Luftdruck verringert wird. Es muß also ein in diesem besonderen Fall von rechts nach links gerichteter Quertrieb auftreten, der

sich durch Umkehrung der Drehrichtung in einfacher Weise in das Gegenteil verwandeln läßt. Um das Tiefdruckgebiet der einen Seite vor dem Ausgleich mit der umgebenden Luft zu bewahren, wurden auf Vorschlag Prof. Prandtl's an beiden Enden des Zylinders Scheiben etwa vom doppeltem Zylinderdurchmesser angebracht.

Während die Aerodynamische Versuchsanstalt in Göttingen mit diesen Untersuchungen beschäftigt war, befaßte sich der aus Frankfurt a. M. stammende Ingenieur Anton Flettner damit, die teure, oft ausbesserungsbedürftige und aerodynamisch nicht besonders wirksam erscheinende Takelage



Schematische Darstellung des Flettner-Schiffes „Buckau“ mit den beiden Drehfürmen





Anton Flettner

der Segelschiffe durch eine bessere Einrichtung zu ersetzen. Trotz der Ausbreitung der Dampf- und Motorschiffahrt hat der Segler im Seeverkehr überall da, wo es auf die Geschwindigkeit der Fahrt nicht ankommt, also vor allem im Frachtverkehr noch immer eine große Bedeutung. Die geringen Betriebskosten werden dabei allerdings durch die verhältnismäßig große Anzahl von Mannschaften, die zur Bedienung der Segel nötig sind, und die starke Abnutzung der Segel und des Lauwerks ungünstig beeinflusst. Wollte man diese Nachteile beseitigen, so mußte man auch einen geeigneten Ersatz für die Segel suchen. Es ist kein Zufall, daß gerade Flettner sich mit diesem Problem beschäftigte. Er hatte sich schon seit langem mit dem Studium der Strömungserscheinungen in Luft und Wasser, die im wesentlichen den gleichen Gesetzen

unterliegen, befaßt. Im Kriege hatte er im Verfolg dieser Studien ein Steuer für schwere Flugzeuge geschaffen, das dem Führer sein wichtiges Amt dadurch bedeutend erleichterte, daß er hinfort statt der großen Ruderfläche nur ein kleines, leicht bewegliches Hilfsruder zu bedienen hatte, das dann unter Ausnutzung der Luftströmung völlig selbsttätig das Legen des großen Steuerruders besorgte. Dieses Prinzip übertrug Flettner nach dem Kriege auf das Schiffsruder. Indem er von diesem ein kleines Hilfsruder abtrennte, das die Strömungsenergie des Wassers zum Einstellen des Hauptruders benutzte, gelang es ihm, 95—98 % der Maschinenkraft zu sparen, die bisher zum Drehen der Ruder großer Schiffe nötig war. An die Stelle einer Maschine von mehreren Hundert Pferdestärken ist

beim Flettner-Ruder wieder wie in den Anfängen der Seeschiffahrt der Mann am Steuerruder getreten, der ja nur die kleine Teilfläche einzustellen braucht, worauf die Strömung das Ruder automatisch in die gewünschte Stellung drückt.

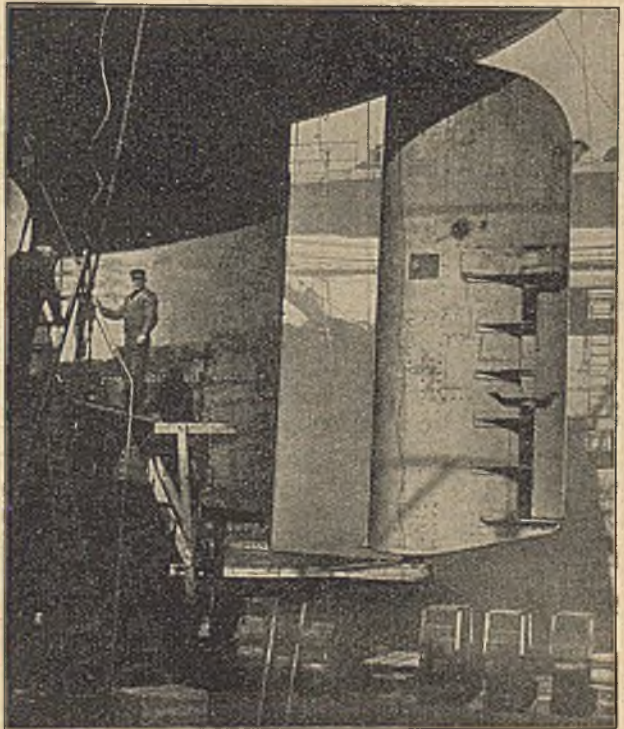
In unbeirrtem Weiterschreiten auf dem einmal eingeschlagenen Wege kam Flettner zu der Beschäftigung mit der Verbesserung der Segel. Er dachte zunächst daran, sie durch besonders gestaltete Metallflächen, für deren Formgebung er sich die Erfahrungen des Flugzeugbaues zu Nutze machen wollte, zu ersetzen und diese Flächen dann durch ein besonderes Steuerruder selbsttätig stets in die richtige Stellung zum Winde drehen zu lassen. Versuche, die er mit einem kleinen Modellboot auf dem Wannsee bei Berlin anstellte, befriedigten ihn nicht. Da erfuhr er näheres über die Versuche, die das



Göttinger Aerodynamische Institut mit rundlaufenden Zylindern angestellt hatte, und der zündende Funke war in sein Hirn gefallen. Zu den Männern der reinen Wissenschaft gesellte sich zur rechten Stunde der Mann der praktischen Tat, der aus der stillen, nur der Erkenntnis dienenden Gelehrtenarbeit die Nutzenanwendung für das Wirtschaftsleben zog. Flettners Tatkraft ist es zu danken, daß nach eingehenden Laboratoriumsversuchen an Zylindern und Modellbooten schon nach kurzer Zeit ein praktischer Versuch in großem Maßstab angestellt werden konnte. Der Dreimastkchoner „Buckau“, ein Schiff von etwa 900 Tonnen, wurde seiner rund 35 000 kg wiegenden Takelage beraubt und statt dessen mit zwei etwa 2 000 kg wiegenden Zylindern aus Eisenblech, sogenannten „Flettner-Rotoren“, ausgerüstet. Diese Zylinder, aus 1 mm starkem Eisenblech erbaut und im Innern durch Quer- und Längsverbände versteift, haben bei einem Durchmesser von 2,80 m eine Höhe von 15,60 m und sind auf zwei Lagern drehbar angeordnet. Die Zylinder werden durch zwei Elektromotoren von je 10 Pferdestärken angetrieben, für die zwei mit einem Dieselmotor gekoppelte Dynamos den nötigen Strom liefern.

Da der jeweils wehende Wind durch die Drehzylinder immer auf die günstigste Weise ausgenutzt wird, ist der Antrieb, den sie der „Buckau“ geben, bedeutend größer, als er früher mit der Besegelung war. Die ausgedehnten Versuchsfahrten haben ergeben, daß die auf die „Buckau“ wirkende Antriebskraft sich gegen früher etwa auf das Fünfzehnfache gesteigert hat. Schon bei mittlerem Wind erzielte das Schiff

eine Geschwindigkeit von annähernd 9 Knoten, lief also so schnell wie ein gewöhnlicher Frachtdampfer. Dabei ist die Bedienung außerordentlich einfach. Ein einziger Mann vermag von der Brücke aus mittels eines elektrischen Schalters die Türme zu beaufsichtigen, ihre Drehgeschwindigkeit und ihren Dreh Sinn zu ändern. Es brauchen keine Segel gesetzt und bei Sturm keine Segel gerefft zu werden. Das „Segelsetzen“, das auf einem gewöhnlichen Segler eine mühsame und langwierige Arbeit ist, die viele Hände erfordert, ist auf dem Flettnerschiff das Wert weniger Sekunden: ein Griff an den Schalter, und die Türme beginnen sich zu drehen. Ebenso kann durch einen einfachen Hebeldruck am Schalter dem Sturme begegnet werden, ohne daß, wie auf dem Segler, mitten im Sturm die Matrosen in die Takelage müssen, um die Segel zu reffen: die Rotoren laufen



Das Flettner-Ruder des Hapag-Dampfers „Odenwald“. Nur die schmale, lange „Flosse“ an der rechten Kante des Ruders wird vom Steuermann bewegt, worauf die Strömungskräfte des Wassers selbsttätig die große Ruderfläche in die gewünschte Lage bringen.



auf den Hebeldruck hin langsamer, und ihre Kraftwirkung ist dementsprechend geringer. Diese bequeme Bedienungs-möglichkeit ist einer der Hauptvorteile, die die Drehtürme vor dem Segel haben.

Flettner ist der Ansicht, daß es vorteilhaft ist, nicht reine Windkraftschiffe zu bauen, sondern den Drehzylinder als Hilfsmaschine auf großen Motorfrachtschiffen zu benutzen. Auch die „Budau“ hat eine Dieselmotorenanlage von 120 Pferdestärken mit einer umsteuerbaren Schraube. Der Erfinder hofft, daß es möglich sein wird, auf einem großen Motorschiff durch Anwendung dreier Drehtürme einen der sonst gebräuchlichen beiden Dieselmotoren zu ersparen, was einen gewaltigen wirtschaftlichen Vorteil bedeuten würde. Haben

sich auch die überspannten Hoffnungen, die zunächst auf das Flettner-Schiff gesetzt wurden, bei den ersten praktischen Versuchen noch nicht in allem erfüllt, so hat sich doch schon jetzt gezeigt, daß hier eine Erfindung von großer wirtschaftlicher Tragweite vorliegt, geboren aus dem Zusammenwirken tiefschürfender Wissenschaft und wagemutiger Technik. In der Vereinigung dieser beiden liegt eine der stärksten Wurzeln unserer Kraft. Auch ist das Prinzip des Drehzylinders keineswegs auf die Schifffahrt beschränkt, sondern es wird sich nach Flettners Überzeugung ganz allgemein für die Ausnützung der im Winde schlummernden gewaltigen Kräfte verwenden lassen und in Zukunft wohl eine wichtige Rolle in der Energiewirtschaft der Erde spielen.

## Sommernacht

Sommernacht! Mit leisen Händen  
streichst Du lieblich mir durchs Haar.  
Und des Tages Sorgen enden,  
Welt wird süß und wunderbar.

Fern das Klagen einer Flöte,  
Klänge, die im All verweh'n, —  
Bist du froh? Laß Deine Nöte,  
Sieh, die Erde ist doch schön!

Eines Mädchens heißes Lachen  
pendelt und verperlt im Raum —  
Nicht nur meine Augen wachen,  
nicht nur meine flieht der Traum.

Hingegeben diesem Glücke  
schau ich ins Gewirr der Zeit.  
Und die Sehnsucht schlägt die Brücke  
weit — bis in die Ewigkeit.

Wolfgang Feberau





Der Bücherfreund

Von Sascha Kronburg



# Zwischen dem siebenten und achten Sonntag nach Trinitatis

Zum 175. Sterbetage Johann Sebastian Bachs  
von Dr. Leopold Hirschberg (Berlin)

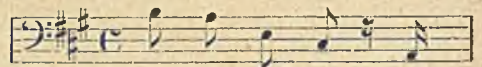
**A**m 28. Juli des Jahres Eintausendsiebenhundertundfünfzig, abends nach einem Viertel auf neun Uhr, trat — nur dem sterbenden Meister sichtbar — die heilige Cäcilia als Botin des Herrn an das Lager des für die Welt längst Erblindeten. Gott, den er sein ganzes Leben lang in allen nur denkbaren Tönen gepriesen, wollte seinem lieben Sohn, an dem er Wohlgefallen hatte, nicht den finster-ernsten Engel des Todes senden; die liebliche Schutzpatronin der Musik sollte ihm noch die letzten Augenblicke des irdischen Daseins versüßen. Johann Christoph Altnikol durfte schon seit einigen Tagen unablässig am Bett des Sterbensbereiten weilen. Das war der Dank des Vaters für die Beglückung einer geliebten Tochter; der Elisabeth Juliane Friederike, die einundeinhalb Jahre vorher die Gattin des trefflichen Organisten geworden war. Sankta Cäcilia spielte auf der Orgel den uralten Choral: „Wenn wir in höchsten Nöthen sehn“; das Gehörte diktirte Bach dem treuen Sohn in die Feder mit den Worten „Vor deinen Thron tret ich hiermit.“

Dann entschwebte die unsterbliche Seele.

Aber Sebastian Bach muß geahnt haben, daß er zwischen dem siebenten und achten Sonntag nach Trinitatis vor den Thron des Herrn treten würde. Schon lange hatte er darum in seiner Art das Haus bestellt — durch die beiden Cantaten, die er für diese Sonntage bestimmte.

Johann Heermanns Lied „Was willst du dich betrüben“ gehörte dem ersten.

Sechs Strophen des gottergebenen Gedichtes läßt er bald vom Chor, bald von einzelnen Stimmen singen, bald als Recitativ, bald als Arie, mit den bewunderungswürdigen Malereien der Töne. So dürfte man die Schilderung des „erschrocken“ in dem Worte „uner-schrocken“ mit ihren atembersekenden Pausen:

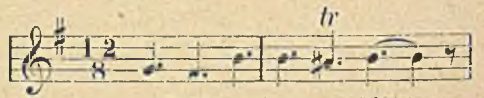


mit un = erschrock . . .



. . . nem Muth

mit so großartiger Naivität in der Musik zum zweitenmal nicht dargestellt finden; und als kehrte die Phantasie des Ton-dichters zu ihrer Quelle (dem Choral „Von Gott will ich nicht lassen“) zurück, erscheint die letzte Choral-Zeile:



was Gott will, das ge - schieht

ganz schmußlos und einfach nach den vorangegangenen tiefsinnigen Umschreibungen.

Mit alledem aber hat er sich nur vorbereitet zu seiner Himmelfahrt. Der ehrwürdige Meister weiß ganz bestimmt, daß er, der dem Herrn zu Gefallen gelebt hat, ihm nicht demütig mit gesenktem Haupte zu nahen braucht; er kann mit freudig beflügelten Schritten, leuchtenden Angesichts diesen Gang antreten. Und so geschieht in dem Schluß-



choral „Herr gieb, daß ich dein' Ehre ja all' mein Leben lang von Herzensgrund vermehre“ das Unerhörte, daß Bach das ihn begleitende Orchester, einschließlich der Orgel, eine Siciliana anstimmen läßt:



in der die Flöten und Schalmeyen lieblich trillern und die Geigen sich gar fröhlich wiegen. Das ist ein Tanz, wie ihn verklärte Geister in den Gefilden der Seligen führen. Ihn hört der Meister, ihn sieht er:

O, Vater, Sohn und Geist!  
Der du aus lauter Gnaden  
Abwendest Noth und Schaden,  
Sey immerdar gepreist.

Tausend Hände strecken sich dem Kommenden entgegen, tausend lachende Augen bewillkommen ihn und laden ihn ein zur Teilnahme an der göttlichen Feier. Was Dantes alle Himmel durchfliegende Phantasie in der „santa rota“ der Paradiesbewohner erschaute — dieses Unzulängliche — hier wird's Ereignis.

Der Geist des Meisters weilt nun nicht mehr auf Erden. Den Zurückgebliebenen überläßt er, das, was sterblich an ihm war, liebevoll zu bestatten.

Aber er kündet ihnen aus dem Jenseits, was ein Prophet zu ihm sprach, damit sie die heiligen Lehren ebenso beherzigen, wie Er, da er noch unter den Menschen weilte:

„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig seyn vor deinem Gott.“

Einen Chor von unerhörter Gewalt hat Bach aus diesen Worten des Propheten Micha gestaltet. Mit seinem Umfang von 228 Takten übertrifft er fast alle Kolossal-Chöre des unsterblichen Meisters um ein Bedeutendes. Schön nennt ihn Philipp Spitta eine mächtige Predigt über die Pflichten, deren Erfüllung Gott von den Menschen fordert, damit sie einst vor seinem Gerichte bestehen. Ein strenger Charakter ist allem aufgeprägt, der schon in der gewaltigen Einleitungssymphonie (36 Takte) zum Ausdruck kommt. Das Hauptthema tritt erst hervor, nachdem die Anfangsworte „Es ist dir gesagt“ in dreimaligem fugiertem Ansatze aller Welt ein „Hört, hört, hört!“ zugerufen haben:



Aber diese Strenge entspringt nicht fanatischer Orthodoxie, die Bach bei aller Frömmigkeit und Kirchlich-



keit völlig fern lag, keiner Erstarrung in alten Dogmen. Nein, lebendiger Enthusiasmus für ein erhabenes Ziel ergießt sich alsbald brausend durch das Rete des so weitgeformten Chors. Selig die Sänger, selig die Instrumentalisten, die an der hörbaren Gestaltung dieses Wundergebildes mitwirken dürfen. Der verklärte Meister selbst, der, als er einem irdischen König zum ersten Mal gegenübertrat, die bestaubten Reisekleider nicht ablegen durfte, sondern vom alten Fritz mit den Worten „Messieurs, der alte Bach ist gekommen“ sofort auf den getäfelten Boden des Kammermusiksaals in Sanssouci geführt wurde und sich an das Cembalo setzen mußte, ergreift alsbald nach seiner Ankunft vor dem König der Könige den Taktstock und entflammt die Seraphim und Cherubim und alle himmlischen Heerscharen augenblicks zur eigenen, ihm innewohnenden Begeisterung. Lächelnd aber dämpft er sie, als sie ihm nach dem ersten Riesenanlauf schon zu stark wird; er winkt ihnen Stillschweigen zu, läßt das Orchester 6 Takte allein spielen, bis er sie wieder zu zwei wie für die Ewigkeiten in Felsgestein geschlagenen Worten aufruft:

nämlich, nämlich

Und dann legt er all die Liebe und Güte, die er im Leben für seine Mitmenschen fühlte und übte, er, der so hoch über allen stand, in:

und Lie . . be ü . ben,

Lie - be ü . . ben

Immer mächtiger und inbrünstiger braust dieser Sphärengefang dahin; er dringt herab auf die Erde und lehrt die Menschen, daß „Liebe üben“ und „Demüthig seyn vor Gott“ dasselbe ist:

und de = müthig

seyn vor dei . .

nem Gott.

„Auge blinzelt und Ohr erstarrt, Unerhörtes hört sich nicht.“ — Die Hörer einer solchen Verkündigung vermögen nicht, sich zu fassen; in schüchternen, innigen Tönen versucht eine Einzelstimme: „Der Höchste läßt mich seinen Willen wissen“ sich zum Wortführer der überraschten Menschheit zu machen. Da wendet sich der Meister voller Mitgefühl noch einmal an die fast Ratlosen. Er gliedert dem ersten Teil der Cantate einen zweiten an, in dem er ihnen persönlich (Arioso für Bass) die großartige Lehre des Evangelisten Matthäus ins Herz prägt, jene zornige Verdammung der Heuchler und Scheinheiligen: „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissaget, haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben, haben wir nicht in deinem Namen viel Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: ich habe euch noch nie erkannt, weicht alle von mir, ihr Uebelthäter!“ Indem er immer eifriger und nachdrücklicher die Worte wieder



holt, macht er den Geist der Zurückgebliebenen klar zur Bekennung der Grundsätze, nach denen er selbst sein Leben so geführt, daß er jetzt furchtlos vor des Herren Angesicht treten durfte. Mühe und Arbeit in Gottes Dienste war's; groß waren die Beschwerden des Weges, über alles Maß, ja fast über Menschenkräfte hinaus die Prüfungen, denen seine Standhaftigkeit unterworfen ward. Aus allem ging er hervor zur Befriedigung dessen, der ihn unter die Menschen gesandt hatte. Durchglüht von dem göttlichen, in ihn gelegten Feuer der Kunst, hatte er unablässig gewirkt und durfte von sich sagen:

wiß, daß er sein Werk durch mich müß'

wohl voll - en - det se - hen.

Des Her-ren Will - le muß ge-

sch - hen, doch ist sein Bestand auch ge-

Verzückt und beseligt lauschen wir alle dieser wundervollen Stimme. Eine tiefe, heilige Nührung durchdringt uns an den großen Toten, der sich mit diesen beiden Cantaten selbst die schönste Seelenmesse schrieb und durch die Zaubermacht seiner Musik auch das kälteste Herz zur Frömmigkeit entzündet im feierlich seifen Schlußchoral:

Sieh, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun ge - büß - ret, wo-



zu mich dein Be - fehl in mei - nem Stan - de füh - ret. Lieb'

daß ich's thu - e bald, zu der Zeit, da ich soll, und

wenn ich's thu', so gieb, daß es ge - ra - the wohl.





# Vom Büchertisch

**Das Rosenwunder.** Roman von E. von Handel-Mazzetti. 1924. 1.—6. Tauf. (inzwischen liegt das 40. seit Weihnachten im Druck). München, Verlag Jos. Kösel u. Friedr. Pustet, Komm.-Ges. Verlagsabteilung Rempten. 8°. 418 S. Geb. 5,80 M.

Hui, rauschte der „kritische“ Blätterwald! Wie schon immer bei Neuerscheinungen aus Handel-Mazzettis Musenbereich. Vielleicht wäre es diesmal nicht so arg geworden, hätte das Buch einen kleinen Berner auf dem Titelblatt getragen: I. Band. So, wie es sich, obwohl sofort fesselnd, darbot, wußte wohl mancher Leser nichts Besseres, oder besser: nicht das Richtige, damit anzufangen. Die nachfolgende Verlagsanzeige kam, zur Verhütung des „Schadens“, reichlich spät: „Das Blutzugnis. Des Rosenwunders zweiter Band“. Die Aufschrift aber des dritten Teiles? so fragte ich mich gleich, und meine Gedanken gingen zurück aufs Jahr 1913 zum „Stephana-Schwertner“-Werk, dem erst des literarischen Turmwächters Adolf Bartels imperatorisches: „Der beste Roman des Jahrhunderts!“ Ruhe vor der Überkritik hatte schaffen müssen. Gelegentlich der Anzeige von „Nitas Vermächtnis“ sprach ich hier den dringenden Wunsch nach E. von Handel-Mazzettis Rückkehr zum historischen Roman aus. Wir haben ihn nun, und zwar einen kulturhistorischen großen Stils, aus der Dichterin bewährter, schöpferisch bester Hand. Aber schon wieder geht die Besserwisserposaune mißtönend in die Ohren, obwohl das Gesamtwerk noch nicht zur Hälfte, wahrscheinlich erst zum dritten Teile, vorliegt. — Im Anschluß an Obengesagtes erübrigen sich für mich wenige beleuchtende Worte über den Inhalt des vorliegenden Bandes. — Diesmal verläßt E. v. Handel-Mazzetti die österreichische Grenze um die deutsche. Sie führt uns ins Deutschland des Jahres 1819, das mit unserem gegenwärtigen so auffällig ähnliche Züge aufweist, daß sich die Vergleichsziehung geradezu herandrängt. Erste Bühne ist Jena mit seinem damaligen bedeutenden Professorentum, mit seinem vom hiberben Zahn geführten trübigen wilden studentischen Leutomanentum, aus dem der künftige Mörder Robespierre, der vaterländisch-ethische Fanatiker Sand, histerflammend hervorragt. Zweite Bühne ist Mannheim, der Schauplatz des Mordes und dessen nächster Folgen. Leitmotiv ist das „alte“ Thomas a Kempis-Wort, dem die große Idealrealistin ihr gesamtes Lebenswerk unterstellt hat: Magna res est amor: Großes ist es um die Liebe. Thema ist ebenfalls das alte, aber für unsere Kultur bislang unausgeschöpfbare: Katho-

lizismus und Protestantismus in gegenseitig tief einwirkender Verührung zwischen dem je männlich und weiblich veranlagten Menschen. Eine Flut von Wissen, erworbenem und intuitivem, ergießt sich durch das Buch, das wiederum weithin in letzte Seelentiefern hineinleuchtet, so daß sein zeitepisches Gepräge sich in welt-episches wandelt. Wundersam erschellend dringt auch der Dichterin Liebe zum deutschen Brudervolke ein. So haben wir Anregung, Spannung, Ergriffenheit, Erschütterung, geistig-seelischen Gewinn schon im „Rosenwunder“, dem die erhöhende Entwicklung erst folgen soll.

E. M. Hamann.

**Die Selbwhyla-Bücherei.** Verlag Grethlein u. Co., Leipzig-Zürich. In Halbleinen geb. jeder Band 2 M., jeder Doppelband 3,50 M.

Aus dieser vornehm-schmuden Bücherei nannte ich bereits A. Steffens „Pilgerfahrt zum Lebensbaum“. Hier noch anderes Bemerkenswertes der Reihe: Cécile Lauber: „Die Versündigung an den Kindern“ (Doppelband). Je weniger man den Schmelz dieser dichterischen Erzählblüte kritisch betastet, desto besser für den Eindruck gewahrter Unmittelbarkeit. Das Buch gehört in jedes Haus, wo reine, starke Männer und Frauen sich bereit wissen zur rüchhaltigen Hingabe ans Wohl des Volkes, ans Heil der Brüder; Lisa Wenger: „Der Garten“. Erzählungen aus dem Tessin. Aus diesen Händen kommt immer Gutes, Gütiges. Das Beste, Ergreifendste der sechs Stücke ist die Geschichte eines innerlich verwaisten Knaben, die eines verlorenen Sohnes, der sich endlich zur sehnennden Mutter heimfinden will, aber durch selbstverschuldeten Tod daran verhindert wird, die eines Kindergräbnisses, wo der junge Vater durch frauliche Güte eine Seelenwandlung erfährt; Regina Ullmann: „Die Barockkirche“, vier Erzählungen romantischer Stempelung, in denen Ernst und Scherz sich echt romantisch mischen; „Die Dame“. Ein Lied von deutscher Freundestreue aus der Ritterzeit, „Konrad von Würzburg“ freinacherzählt von Adolf Böglin. Es handelt sich um des alten Epikers kostbares kleines Juwel: die poetische Erzählung „Engelhart und Engeltrut“ mit dem mittelalterlichen Freundschaftsagenstoff. Böglin hat das Gedicht für das heutige Volk „mundgerecht“ gemacht, indem er das für unsere Zeit begrifflich Störende anschieb und das Ganze geschickt auf die Hälfte des Umfanges zusammenschloß; Ranny von Escher: „Erinnerungen“: warmherzig-liebenswürdige Aufrufungen bekannter Gestalten, darunter G. Keller, C. F. Meyer und Otto Devrient. E. M. Hamann.



**Richard Strauß.** Von Reinh. C. Muschler, Borgmeyer-Hildesheim. 636 S.

Die Größe des Künstlers Strauß hat bereits zahlreiche Arbeiten über ihn hervorgerufen; darunter ist manche wertvolle Gabe. Muschler hat sein Buch geschrieben als einen Dank für das, was er aus dem Werke Straußens empfing und weil es ihn zu ritterlicher Abwehr an die Seite des Künstlers drängte, dessen Gegner in seinem Schaffen ein kunstfeindliches Streben nach Sensation um jeden Preis erblickten.

Der erste allgemeine Teil — Der Mensch — Strauß und seine Zeit — künstlerische Einheit und Vielseitigkeit — sucht die einheitliche Linie im Aufstieg zu erfassen. Jeder Schritt vorwärts ist als Entwicklungsnotwendigkeit dargestellt, durchaus unabhängig von äußeren Rücksichten, ja vielfach ihnen entgegengesetzt. Hierbei kam die Dichtersele des Verfassers dem Biographen zu Hilfe, äußere Geschicke sind eben nur Pflöcke, die psychische Kunst binden muß; sie fallen sonst aus dem Bau. Der zweite Teil — Wachsen — Werden — Reifen — wird auch dem etwas sein, der Straußens Werk weniger kennt und würdigen kann. Es wird ihm eine Ahnung aufgehen von der ungeheuren Arbeitskraft und Leistung des Künstlers, wird ihn zwingen, Bekanntheit mit dem Werke dieses echten Deutschen zu suchen. Die Begeisterung, der das Buch sein Entstehen verdankt, ist nicht blind. Der Verfasser gesteht selber, daß es Zeiten gab, wo er diesen Eruptionen eines vulkanischen Geistes fremd gegenüberstand und daß er die rechte Einstellung zu dem und jenem Werke noch nicht gefunden habe. Seiner Bewunderung für den Meister tut es keinen Abbruch. Das Buch sei allen Freunden und Feinden des Tonbilders warm empfohlen. F. J.

**Das Tanzbuch.** Von Hans W. Fischer. Als Anhang drei Tanzspiele. Verlag Albert Langen, München. Geh. 2 M.; in Leinen 4 M.

Es ist zu begrüßen, daß Hans W. Fischer, der seit Jahren der modernen Tanzbewegung als begeisterter Vorkämpfer und fördernder Kritiker gegenübersteht, seine Gedanken über den Tanz in einem kleinen, aber inhaltsreichen Bändchen niederlegt. Denn die moderne Tanzkunst ist ein Problem, das wie kaum ein zweites das allgemeine Interesse auf sich zieht. Fischer zeichnet in seinem Büchlein die Entwicklungslinie des Tanzes von seiner Entstehung im primitiven Menschen, der durch rhythmisches Gliederpiel seine seelischen Zustände offenbart bis zu seiner künstlerischen Entfaltung in tänzerischen Persönlichkeiten, an deren Gipfelpunkt das tänzerische Genie einer Mary Wigmann steht. Überall hat Fischer die große n

Zusammenhänge im Auge, begründet er seine Anschauungen in sicher gewohnter Theorie der Kunst, belegt er sie durch reiche Erfahrung. Der höchste Reiz des Buches aber liegt in der leidenschaftlichen Anteilnahme und dem persönlichen Miterleben, die der Verfasser dem Tanz entgegenbringt. Aus ihnen erwachsen sind auch die beigegebenen Tanzspiele.

**Rembrandt der Geuse.** Von Willy Pastor. Mit 47 Abbildungen. H. Haessel, Verlag, Leipzig.

Rembrandt, diese übermächtige Persönlichkeit, ein Geuse! Ein Ausgestoßener, ein Zerklumpter mit hölzernem Schnapf am Gürtel. Wie das? Nein, auf so irdisch-berber Bahn läßt der Verfasser seinen Helben nicht gehen. Der Kampfgedanke zwischen den überherrschenden Spaniern und den unter Druck befindlichen Niederländern unter Karl V. zeugte diesen Namen. Unterlegene Gelleute trugen ihn. Die Auflehnung gegen die Fremdsprache wie gegen das Fremdwesen brodelte noch in den nordischen Ländern, als Rembrandt van Rijn mit jungen Schultern sein Künstlerleben antrat. Eigene Wege zu gehen oder die bereits anerkannten, im gesellschaftlichen Leben halb erstarrten, war jetzt die Frage. Und Rembrandt beugte sich nicht, stemmte sich gegen alle feilische Fremdherrschaft; stark in seiner Andacht vor jeder Art von Natur, durchdrang diese Liebe auch seine Kunst. Das Licht- und Raumproblem beherrschte sie, und er trug das Naturhafte in die dem Gesellschaftlichen hulldigende Kunst seiner Zeit hinein, wurde ein Abtrünniger, ein Geuse. Im Innern trug er das Zeichen des Sieges; sein gewaltiges Lebenswerk blieb der unsterbliche Zeuge hierfür.

Schritt um Schritt diesem Gedanken nachzugehen, ihn an der Hand der Bilder zu erweisen und festzulegen in diesem Buche, ist der Ausdruck gewordene Wille des Verfassers. Der Licht- und Farbengedanke in Rembrandts Bildern wird ernst untersucht. Dabei ist der Zeichner dem Maler geschickt und interessant gegenübergestellt und gezeigt, wie der Griffel ein mächtiger Rivale dem Pinsel wird in des Künstlers Schaffen. Mit Liebe geht Willy Pastor auf Einzelzüge im Leben und Wirken Rembrandts ein und erschließt auf diese Weise auch dem der Kunst ferner stehenden Leser spielend Fülle, Reichtum Sonderheit und erhabene Größe des unter Fremdkultur erstarrten Künstler-Geuses Rembrandt van Rijn. H. Heine.

**Der Bau des Wohnhauses.** Von Paul Schulze-Naumburg. Band II. Verlag von Georg D. W. Callwey, München. 268 S. mit 149 Abb. Geh. 6. geb. 7,50 M.

Der bekannte Vorkämpfer einer ästhetischen Läuterung unserer Baukultur bietet dem gebildeten Laien als Bauherrn über



Formengebung und Inneneinrichtung in leicht verständlicher Sprache, ohne lehrhaft zu werden, Hinweise, die das Zusammenarbeiten mit dem Architekten sehr erleichtern werden. Was sonst ein Bauherr durch einen Bau lernt, das wird er durch dieses Werk erfahren. Der Fachmann fühlt, daß hier nicht ein Theoretiker redet, sondern der praktisch erfahrene Architekt. Wer sich ein Wohnhaus bauen will, dem sei dieses Werk zum vorherigen Studium empfohlen. Trotz der vielen Abbildungen ist es kein übliches Vorlagewerk, denn Entwürfe sind nicht vorhanden. Auch derjenige, welcher ohne Bauabsichten das Buch durcharbeitet, wird viel Belehrendes finden und so sein Urteil über alte und neue Kunst festigen können. Kapitel über Möbel, Stoffe, Lampen enthalten manchen guten Ratsschlag auch für das vorhandene Heim. Für den Wohnhausbau kann der Architekt sich dem Bauherrn gegenüber keinen besseren Mitarbeiter als dies Buch wünschen. Den Bauherrn von seinen vorgefaßten Meinungen abzubringen, ist oft schwerer als das ganze Projekt zu machen. Wie Schulze-Naumburg „Kulturarbeiten“ unendlich viel Gutes für Heimatschutz und neuzeitliches Schaffen getan haben, so möchte man dies auch von den beiden Händen über den Bau des Wohnhauses hoffen. Das Studium dieses Werkes könnte eine Bauherrschaft heranzubilden, die den Architekten die Möglichkeit freier Entfaltung gibt, wie es zu allen Zeiten hoher Baukultur war, wo das Bauen noch als Ehrensache reicher Bürger galt. Solange bei uns noch die kümmerlichen Siedlungsbauten mit ihren schiffstabinenähnlichen Räumen einerseits und andererseits die parvenühaften Villen die einzige Betätigung auf dem Gebiete des Wohnhausbaues bilden, ist allerdings an ein Gelingen der so dringend notwendigen Wohnungen nicht zu denken. Für den Schlußartikel „Vom Architekten und Geschäftlichen“ werden die deutschen Architekten ihrem federgewandten Kollegen besonders dankbar sein. Arch. Kurt Vanger.

**Rothenburg und das Taubertal**, der „Deutschen Fahrten“ dritter Band, von Werner Köhler. Franz Schneider Verlag, Berlin, Leipzig, Wien und Bern. Halbleinen 8 M.

In fast 200, zum größten Teil ganzseitigen Bildern und einem einführenden Text, der der kulturgeschichtlichen und landschaftlichen Bedeutung des Ländchens gilt, führt uns der Verfasser durch das

malerische Taubertal und die schönste seiner Städte, das romantische Rothenburg. Wir verfolgen den Flußlauf von der Mündung der Tauber in den Main bei Wertheim an bis zu ihrer Quelle bei Werringen, das etwa einen Tagesmarsch von Rothenburg entfernt liegt. Den Bildern merkt man an, daß sie mit großer Liebe aufgenommen sind, und man bewundert die Sicherheit, mit der Köhler jedes Motiv von seiner bildmäßigen und wesentlichen Seite erfaßt. Bilder köstlicher Durchblicke, einsamer, verträumter Plätze, seltsamer Denkmäler von Natur und Menschenhand und schöner, alter Trachten lassen das Taubertal in seiner mittelalterlichen Schönheit und Verträumtheit vertraut und doch neu vor uns erstehen. Jedem, der Rothenburg und das Taubertal kennt, wird das Buch liebe Erinnerungen lebendig machen, in anderen wird es Liebe und Sehnsucht nach diesem schönen Stück deutschen Landes wecken.

**Warum erst krank werden?** Das Doktorbuch der Hausfrau in gefunden und kranken Tagen. Von Dr. med. Leopold, Fulda, mit 52 Abbildungen. Behers Hausfrauenbücherei, Heft 12, Verlag Otto Behr, Leipzig.

Der Verfasser dieses Buches ist gar nicht fürs Krankwerden. Vielmehr gibt er der Hausfrau wertvolle Ratsschläge zur Erhaltung der Gesundheit ihrer Lieben. Er lehrt sie aber auch, in kranken Tagen eine umsichtige Pflegerin zu sein. So ist ein wirklich beherzigenswertes Werkchen entstanden, zweckmäßig gebildet, das den Untertitel „Doktorbuch der Hausfrau“ wohl verdient. Hier spricht ein tüchtiger Arzt und ein lebensbejahender Mensch aus der Fülle seiner Erfahrungen heraus zu der Frau und Mutter, die als Bewalterin der Volksgesundheit in erster Linie verantwortlich ist für das Wohl der Ihrigen. J. R.

**„Erzählungen aus den schlesischen Bergen“** von Wilhelm Schrammer, 224 Seiten Halbleinen, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Ein Teil der Erzählungen dürfte den Lesern schon bekannt sein, sie sind in den Zeitschriften „Lürmer“, „Hilfe“, „Jugend“, „Simplizissimus“ erschienen. Aber auch in den neuentstandenen trifft Schrammer echten Volkston. Man sieht die markigen Gestalten seiner Erzählungen leblich vor sich. Heutige Zeitbilder wie auch historische Rückblicke zeigen schöne Sprache und atmen Waldbesudst. U. G.

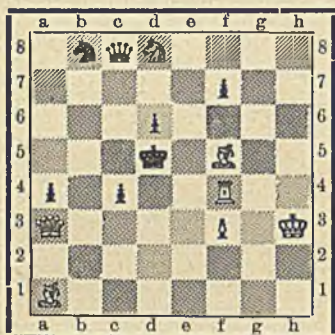


# Schach

Bearbeitet von D. Udermann.

**Aufgabe Nr. 502. Erstabdruck.**

N. Ellerman, Buenos Aires.



Matt in zwei Zügen.

**Aufgabe Nr. 503. Erstabdruck.**

W. Schroeder, Gürzenich.



Matt in zwei Zügen.

Eberzwalbe, S. Alieisen in Ramenz,  
F. Fröhlich in Leipzig: 484—9; E. Daum  
in Breslau, F. Schäffer in Mannheim.

**Lösungen.**

Nr. 484 von E. E. J. Mauskopf, Daubhausen.  
Westbury: 1. Lb7—c8.

Nr. 485 von L. Schor:  
1. Ka4—a5.

Nr. 486 von M. Mari:  
1. Sc3—d5, K×d5, 2.  
c4+; 1... L, e×d5, 2.  
Dd4+; 1... L×f4, 2.  
Sc3+; 1... L×b1, c4, 2.  
Te4+; 1... La3, 2.  
T×e6+; 1... f2, 2. Dg2+  
1... e5, 2. Sf6+.

Nr. 487 von M. R.  
Malachoff: 1. Da5—d8,  
d×e3, 2. Db8; 1... Lh5,  
e8, 2. Sh4+; 1... Lh7,  
2. T×e5+.

Nr. 488 von Dr. E.  
Zeppler: 1. Dd8—f6,  
g×f6, 2. Sc4.

Nr. 489 von E. Dischler:  
Schwarz ist am Zuge  
1. Tb5—b1+.

Liste der Löser.

E. Schwarzer in Hoch-  
wald 484—89 und, als  
Einzigster unter unsern Lö-  
sern, die verstedte Autor-  
lösung zu 469! A. Stenger  
in Essen, F. Mahwald in  
Cöthen, F. Dufold in

E. Otto in Berlin N.: 484, 5, 9. A. Meig-  
ner in Laingen: 484, 5; M. Dischler in  
Triberg: 478—488.

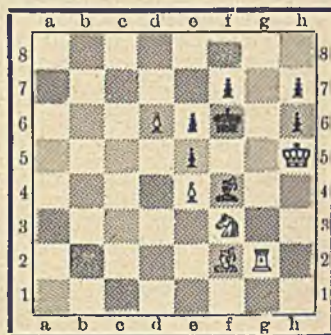
**Zu unseren Aufgaben.**

Für die Sommerzeit bieten wir dies-  
mal unseren Schachfreunden durchweg  
leichtere Kost, die ihnen vielleicht nicht  
unerwünscht sein wird. Besonders die  
beiden Urdrucke Nr. 503 und 504 sind  
außerordentlich einfach; indessen wollten  
wir speziell den Zweizüger nicht zurück-  
weisen, um zu späteren, vollkommeneren  
Arbeiten zu ermutigen. Anders der  
Zweizüger Nr. 502, der uns aus Argen-  
tinien zuing. Ältere Leser werden sich des  
Namens Arnaldo Ellermans von wieder-  
holten Proben seiner an dieser Stelle

vorgeführten Kunst erinnern. Die Auf-  
gabe trägt die laufende Nummer 1416 (!)  
von Ellermans Zweizüger und doch  
ist diese gewaltige Fruchtbarkeit nicht  
das Bewundernswerteste an dem Schaffen  
des jugendlichen Komponisten: Ideen-  
reichtum und Formvollendung sind allen  
seinen Aufgaben zu eigen. Auch die vor-  
liegende, nach einer Schaffenspause von  
zwei Jahren entstandene Aufgabe zeigt  
ein klar herausgearbeitetes Hauptspiel.  
Den Dreizüger 505 entnehmen wir als  
Kostprobe dem a. a. D. besprochenen

**Aufgabe Nr. 504. Erstabdruck.**

J. Mauskopf, Daubhausen.



Matt in drei Zügen.

**Aufgabe Nr. 505.**

Prof. Dr. J. Krejcit, Wien.



Matt in drei Zügen.



neuen Buche Prof. J. Krejci's. Am 1. April beging Altmeister Johann Berger seinen 80. Geburtstag; er sandte folgenden Bierjüger als „Gruß an die Freunde“ 506: Weiß Kf7, Dh8, Tf5, Ld4, Bb3, e5, d2, e2, f2, g5;

Schwarz: Ke4, Lg3, Sg1, h1, Be3, e7, g2. Selbst wenn das Problem nicht in allerjüngster Zeit entstanden sein sollte, bedeutet die Komposition einer so umfangreichen Mattführung eine phänomenale Leistung!

### Schach-Literatur.

**Kagan's Neueste Schachnachrichten.** Jahrgang 5, Heft 2 (April—Juni) Preis des Jahrgangs 7,— M. Verlag W. Kagan, Berlin W 8, Behrenstraße 24.

Das soeben erschienene Heft 2 bringt auf nicht weniger als 132 S. gr. 8° eine geradezu erstaunliche Fülle schachlichen Textes: wir finden im Inhaltsverzeichnis mehr als zwei Duzend Mitarbeiter, darunter klangvollste Namen. Die Zeitung verdient angelegentliche Empfehlung.

**Schacherinnerungen** des jüngsten Anderjessen-Schülers von Friß Niemann; dritte Lieferung, Bogen 21—26, Partien 369—468.

Von diesem großangelegten Werke, dessen Erscheinen wir vor Jahresfrist an dieser Stelle anzeigten, ist die dritte (vorletzte) Lieferung soeben erschienen. Wir können unserer hohen Wertschätzung für dieses, ganz besonders uns Schlesiern nahestehende Erinnerungswert nur erneut Ausdruck geben.

**Artige und unartige Kinder der Schachmuse** (Cäissens Spätlinge) Ein philosophisches Erbauungsbüchlein mit 26 Diagrammen von Prof. Dr. Josef Krejci. 56 S. 8° Preis 1,50 M. Verlag Hans Hedewigs Nachfolger, Leipzig, Perthesstr. 10.

Der bekannte Wiener Meister, Prof. Krejci, hat seinen an dieser Stelle angezeigten schachhumoristischen „13 Kindern Cäissens“ ein neues Büchlein folgen lassen, dessen Inhalt eine Fortsetzung der dort begonnenen Aufsätze bildet. Der Verfasser versteht es, um eine interessante Partie oder um ein großangelegtes Problem eigener Schöpfung erheiternden Text zu schlingen, so daß sich auch sein vorliegendes Werkchen als eine höchst angenehme Ab-

wechselung von dem Ernst und der Nüchternheit sonstiger Schachliteratur erweist. Der einleitende Aufsatz: Im Banne Cäissens beweist, daß Prof. Krejci sehr wohl auch mit tiefstem Ernst über den seltsamen Zauber des Spiels zu schreiben versteht; die Grundnote des ansprechend ausgestatteten Büchleins ist aber feiner Sarkasmus.

**ABC des Schachspiels.** Anleitung zur raschen Erlernung der Schachspielkunst und Einführung in die Problemkomposition von J. Mindwiz. Vierte von R. Max Blümich völlig umgearbeitete Auflage. Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin W, 166 S., gr. 8 geh. 4 M., geb. 5 M.

Es ist ein altes, in den 25 Jahren, die seit dem Erscheinen der dritten Auflage vergangen sind, fast vergessenes Lehrbuch, welches der bekannte Meister und Schachliterat Blümich einer durchgreifenden Überarbeitung unterzogen hat. Die Einteilung des Lehrstoffes unterscheidet sich nicht wesentlich von der üblichen Anordnung in den Leitfäden; eigentümlich ist dem Buche, daß ein verhältnismäßig breiter Raum der Einführung in das Schachproblem gewidmet ist. Die Erläuterungen sind in diesem, ebenso wie in dem der praktischen Partie zugewiesenen Hauptteile, klar und erschöpfend; eine Anweisung zur Konstruktion von Schachproblemen darf man allerdings nicht erwarten; diese Materie ist ja eigentlich einer lehrhaften Behandlung überhaupt nicht zugänglich, sondern es ist Sache reiner Intuition, wer nach Aneignung der grundlegenden Kunstregeln befähigt ist, darstellungswürdige Ideen aufs Brett zu zaubern. Alles in allem handelt es sich um ein gutes, vorzüglich ausgestattetes Schachwerk, dessen Anschaffung uneingeschränkt empfohlen werden kann. D. A.





# Rätsellecke

Kreuzworträtsel.

	4	5	6	
1				
2				
3				

In obiger Figur beginnt bei jeder Ziffer ein Wort von sieben Buchstaben. Die drei wagerechten Wörter kreuzen sich mit den drei senkrechten, und es haben die einzelnen Wörter folgende Bedeutung: a) in den wagerechten Reihen: 1. Küchengewächs, 2. Brillenart, 3. Arzneipflanze. — b) in den senkrechten Reihen: 4. europäischer Staat, 5. geometrische Figur, 6. Sunda-Insel.

Heinrich Vogt.

**Warnung.**

Halte sie zu jeder Zeit,  
Halte sie in Freud' und Leid,  
Bedenke, wenn der Kopf verschwunden,  
Wird's Wort von dir zu spät empfunden.  
G. R.

Silberrätsel.

ar, cha, do, e, form, ga, ho, id, jo, lei, lo, lo, ma, mar, me, mu, nit, no, o, pris, pur, ri, rich, ril, rim, riuth, sin, ta, to, tür, zont.

Aus obigen 31 Silben sind 12 Wörter mit nachstehender Bedeutung zu bilden: 1. Stadt im südlichen Asien, 2. geometrischer Körper, 3. Fluß in Italien, 4. männlicher Vorname, 5. Staat, 6. Stadt in Griechenland, 7. türkischer Vorname, 8. Teilgebiet der Physik, 9. großer spanischer Maler, 10. Fluß in Zentralasien, 11. Antiseptikum, 12. astronomische Linie. — Die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben ein Zitat aus Schillers „Piccolomini“.

Rätsel

a	a	e	e
e	e	h	l
l	l	l	m
p	r	u	u

1. ist gewißlich keine Frau.
2. braucht der Schuster beim Stiefelbau.
3. ist als Baum dir wohl bekannt.
4. eine Stadt in Friesland

Und triffst du's recht, so sind die Zeichen  
Senkrecht und wagerecht die gleichen. G. D.

## Lösungen der Rätsel aus Heft 9

Kreuzworträtsel.

s		r					s		i
k	s	o	p				a	t	o
g	t		l		o		e		m
e	t	h	e	a	t	e	r		e
		e		o		t		n	
			a	p	r	i	l		
		t		a		l		m	
k		h	e	r	m	i	n	e	b
r		r		d		e		i	o
a	l	o	e				o	s	l
n		n					e		t

Wörter von oben nach unten: 1. Säge, 2. Rotte, 3. Stern, 4. Zimme, 7. Leopard, 8. Ottilie, 11. Thron, 12. Meise, 13. Kran, 15. Boot. — Wörter von links nach rechts: 5. Pop, 6. Atom, 9. Theater, 10. April, 14. Hermine, 16. Aloe, 17. Oslo.

Kreuzrätsel.

Ba	sel
Lin	se
De	gen

Aus dem Reich der Mitte.  
Mandarin — man, darin.

**Im fernen Osten.**

Nation, China, Machination.

**Besuchskarten-Rätsel.**

Sanskrit.



# Von der Schnurrpfeifergilde

## Dadelbrief.

Liebe Heze!

Indem ich für Dich wieder einmal einen Brief diktire, was Dich sehr erfreuen und ehren wird. Ich teile Dir mit, daß dieser Tage bei uns ein Mann war, der ein großer „Flug — —“ na, sagen wir anstandshalber „schnaler“ ist. Der Flugschnaler hat behauptet, wir Dadel stammten aus Agypten. Agypten ist ein sehr südlisches Land in Afrika. Das erklärte er unserem kleinen Mädels und setzte noch hinzu, das ist die Heimat der Kamele. Dort stammen auch die Dadel her. Ich wollte ihn wegen dieser Anzüglichkeit sofort in die Wade beißen, da fiel ich über eine neue, noch schwerere Beleidigung in eine halbe Ohnmacht. Der Flugschnaler setzte nämlich fort, Agypten sei auch das Land der Krokodile und am Weibe der Krokodile und der Dadel könne man große Ähnlichkeiten feststellen, auch an der langgestreckten Körperform und in der Faulheit und Schlassucht.

Da fiel ich in ganze Ohnmacht.

Später suchte mich unser kleines Mädchen zu trösten und sagte:

„Lump! er hat, als du ohnmächtig warst (eigentlich dachte ich, du seiest eingeschlafen), er hat da auch Gutes von euch Dadeln gesagt. Er hat gesagt, ihr seiet erst vor 250 Jahren nach Europa gekommen und zwar über Spanien. Deshalb seiet ihr so stolz wie die Spanier und trüget die Nase so hoch. Und erst in der Aufklärungszeit seiet ihr nach Deutschland gekommen. Dort mühte man sehr schön mit euch tun, denn infolge eurer südlischen Abstammung hättet ihr nur ein sehr dünnes schwachhaariges Fellchen. Da fröret ihr in einem so kalten Lande, das dicht neben dem Nordpole liegt. Man mühte euch, wenn ihr schlast, immer gut zudecken, am besten nahe bei einem eisernen Ofen, denn ihr seiet Blumen der Wüste.“

Liebe Heze! „Blumen der Wüste“ ist — glaube ich — Quatsch oder doch etwas übertrieben. Aber das mit dem stolzen Spanier, mit der Aufklärungszeit und mit dem Zudecken und dem eisernen Ofen gefällt mir sehr gut. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, ihn totzubeißen, aber ich will ihn begnadigen.

Liebe Heze, wie geht es Dir? Du schreibst, auch im vorigen Jahr hättest du zwölf Kinder gekriegt. Das ist ja an sich ganz normal; aber, wenn sich das jährlich wiederholt, wird's langweilig. Ich mache Dir einen Vorschlag: Rüde Deinem Alten aus, komm zu mir! Wir wollen in diesem eiskalten Nordpollande nicht mehr bleiben. Wir ziehen in unsere Stammheimat zurück, legen uns mitten in die Wüste, lassen

einen eisernen Ofen neben uns aufstellen und schlafen täglich 24 Stunden. Das wird ein Leben werden!

Es erwartet Dich sehnsüchtig

Dein alter Freund  
und zukünftiger Bräutigam  
Lumpf.

N. B.: Der Flugschnaler hat dem Mädels gesagt, sie soll mich umtaufen und Tutench-Amnon nennen. Warum, wüßte sie nicht. Es wird wahrscheinlich ein ägyptischer Dadelname sein. Wenn er Dir gefällt, nehme ich ihn an.

## Gute, alte Soldatengeschichte.

Der Herr Oberleutnant hört auf dem Korridor der Kaserne aus einer Mannschafsstube ständig rufen: „Lehrte! Lehrte!“ Er öffnet die Tür und sieht zwei Soldaten unter einem Bett durchkriechen und in einem Spind verschwinden. Ein Unteroffizier kommandiert.

„Was ist denn hier los?“

„Welche gehorsamst, Herr Oberleutnant, diese beiden Kerls sind sicherlich die dümmsten Exemplare der ganzen Armee. Nun sollen sie das erste Mal auf Urlaub fahren. In Lehrte müssen sie umsteigen. Und das übe ich mit ihnen; sonst kommen sie im Leben nicht nach Hause.“

„Machen Sie mir das mal vor!“

Die Soldaten verschwinden in einem Spind links der Bettstelle.

„Also das, Kerls, ist der Zug, in dem Ihr von hier abfahrt. Nun schreit nach zwei Stunden Fahrt einer draußen: Lehrte!“

Die Soldaten springen blitzschnell aus dem Spinde heraus, kriechen unter der Bettstelle durch und verschwinden im jenseitigen Spinde.

„Und was versinnbildlicht denn die Bettstelle?“ fragt der Offizier.

„Den Tunnel, Herr Oberleutnant, durch den sie beim Umsteigen müssen. Linker Spind erster Zug, Bettstelle Tunnel in Lehrte, rechter Spind neuer Zug!“

„Sehr fürsorglich und sehr instruktiv!“ lobt der Offizier und geht schmunzelnd davon.

Am Tage, an dem die beiden Helden ihren Urlaub antreten, fährt der Oberleutnant zufällig dieselbe Strecke; er hat die zwei Schlauberger einsteigen sehen und nimmt sich vor, sie in Lehrte zu beobachten. Kaum hält der Zug, so steht der Offizier auf dem Perron.

„Lehrte,“ brüllt der Schaffner, mit einer Stimme, die Tote erwecken könnte. Aus einem Abteil springen zwei Soldaten, kriechen mit affenartiger Be-



hendigkeit unter dem Zuge durch und steigen auf der anderen Seite wieder in dasselbe Abteil ein.

Der Offizier tritt an den Wagen und sagt: „Aber Menschenkinder, das habt ihr doch ganz falsch gemacht!“

„Melde gehorsamt, Herr Oberleutnant,“ sagt der Intelligentere von beiden, „es ist hier in Lehrte kein Spind zu sehen!“

### Te\*)

Von Friz Müller, Partenkirchen.

Einmal durften wir die Schönschreibhefte in das Lehrerzimmer tragen, der Wiehrlermay und ich mit unserm Duzend Jahren auf dem grünen Budel.

Wir waren nicht schlecht stolz und stotzen, die blauen Heftstöbe wie Göttergaben auf den ausgestreckten Armen, die Treppe hinauf.

Kommt der Grammatikprofessor: „Was macht ihr da?“

„Ins Lehrerzimmer sollen wir sie tragen, die Heften.“

„Te!“ schreit er.

Der Wiehrlermay schaut mich an. Ich schau den Wiehrlermay an. Wir stoßen weiter.

„Ob ihr wohl wiederholen wollt! Was tragt ihr da?“

„Die Schönschreibheften, Herr Professor.“

„Te! Te!“

Der Wiehrlermay schaut mich an. Ich schau den Wiehrlermay an. Wir verstehen uns stumm: Der Professor spinnt.

Wenn ein Professor spinnt, kann man nie machen, also weiter.

„Was tragt ihr also?“ brüllt er hinterher.

Wenn einer spinnt, hilft nur Geduld, das fühlten wir schon damals.

„Die Hef—“

„Im ganzen Satz!“

„Wir tragen die Heften aufz —“

„Te! Te!! Te!!!“

Er tanzte wie besessen auf der Treppe. Wir rann ein Schauer durch das junge Hirn. So verzerrt sah also ein Verrückter aus? Aus den Armen rutschte mir der Stoß.

Zitternd hob ich ihn wieder an.

„Was habst du auf?“

„Die — die Heften.“

„Te, Riesenschaf, Te! — sag's nach!“

„Te, Riesenschaf, Te.“

Der Rektor ging vorüber. Explosion. Verhör. Ich hätte den Grammatikprofessor ein Riesenschaf gebeissen —

Der machte eine Bewegung, als wollt' er sagen: So was mag noch hingehn, aber —

„Hest—en sagt er, anstatt Hest—e, den dritten Fall anstatt des ersten — es ist eine Affenschande . . .!“

\*) Aus dem Buch „München“ von Friz Müller, Partenkirchen, das loben im Staudmann-Verlag, Leipzig erschienen ist. Wir weisen unsere Leser empfehlend darauf hin.

### Übertreibung.

Kunde: „Sind die Eier frisch?“

Kaufmann: „Aus meinem eigenen Hühnerkall. Die Hühner haben noch gar nicht gemerkt, daß sie weg sind.“

### Peinliche Lage.

Tante Emma war seit langen Jahren wieder einmal in Berlin. Ich besuchte mit ihr ein großes Varieté. Auf der Bühne produzierte sich ein Hellscher, der die erstaunlichsten Kunststücke vollbrachte. Unter anderem ließ er sich aus dem Zuschauer-raum eine Zeitung heraufreichen, legte sein Taschentuch über die Zeitung und fing an den Text vorzulesen. Dann nahm er ein dickes wollenes Tuch, legte die Zeitung hinein und las trotzdem weiter. Da sagte Tante Emma, die die ganze Zeit unbehaglich auf ihrem Sitz herumgerutscht war: „Du, komm, mir ist das hier peinlich in meinem dünnen Seidenkleid.“

### Die Zeiten ändern sich.

Hans (zu einem Freund): „Nun, wie geht es dir in deiner Ehe?“ — „Ganz eigen. Während der Verlobungszeit sprach ich, und meine Braut hörte zu, später redete meine Frau, und ich hörte zu, und jetzt sprechen wir oft gleichzeitig, und die Nachbarn hören zu.“

### Glänzendes Geschäft.

„Nun, Herr Nachbar, was macht's Geschäft?“

„O, danke der Nachfrage! Am Vormittag haben sich doch eine Menge Leute erkundigt, was die Zigarren kosteten. Am Nachmittag war's dann allerdings ruhiger.“

### Kindermund.

„Mutti, was fraßen denn die Motten, als Adam und Eva noch keine Kleider hatten?“

### Zimmer Kavaliere.

Die Neulinge kommen aus der Schule. Hans trabt neben dem Lehrer her. Von hinten ruft ihm ein Aufgellärter zu: „Hans, auf die andere Seite, der Lehrer muß rechts gehen!“ Der Kleine dreht sich um und ruft zurück: „Ja, wenn wir ein Fräulein hätten!“

### Das Baby!

Mutter: „Warum brüllt denn das Baby so?“

Hans: „Erst hat es die ganze Tinte ausgetrunken und jetzt will es kein Löschpapier hinterher essen.“









Bäuerin aus der Heuscheuer

Gemälde von Arnold Busch







Blick vom Spiegelberg auf Karlsberg und Heuscheuer

## Aus unsers Herrgotts Bauhütte

Eine Wanderung durch das Heuscheuer-Gebirge von Friedrich Castelle

Mit acht farbigen Bildern und acht Zeichnungen  
von Professor Arnold Busch

**U**nsers Herrgotts Bauhütte ist ein gewaltiges Labyrinth, voll der seltsamsten Wunder und Wunderlichkeiten. Von der Memmonsäule im ägyptischen Wüstenlande ertönt mit den aufsteigenden Sonnennebeln ein geheimnisvolles Singen und Klingen: Die Natur singt ihren Lobgesang, den uralten Sonnengesang auf den erhabenen Schöpfer und Gebieter aller Dinge, der in dem flammenden Tagesgestirn alle Kraft für Wachstum und Heilium ausstrahlt. In der Fingalshöhle, hoch oben in Schottland, tropft und klopft es beständig in einem gleichmäßigen, langamen, traurigen Rhythmus. Strindberg läßt in seinem „Traumspiel“ durch die weise, gü-

tige Tochter des Indra dem Dichter eine Deutung dieses schauerlichen Spieles der Natur geben: „Das sind die Tränen der Menschheit!“ Aus den Tiefen vulkanischer Erdschlünde brechen heiße Sprudel brodelnd und zornig zischend ans Tageslicht, ziehen sich zurück, springen dann wieder fünf, zehn und mehr Meter hoch und schleudern, wie der große Karlsbader Sprudel, in jeder Minute tausend Liter des wohltätigen Wassers in die Luft, fast so viel, als alle Besucher dieser Heilquellen an einem Tage zu trinken vermögen.

So klopft und tropft es allüberall in den Adern der alten Mutter Erde, in allen unterirdischen Grotten und Kalf-





Neger

steinhöhlen, in denen der große Baumeister den winzigen Wassertropfen Jahrtausend um Jahrtausend unablässig, unaufhörlich weiter formen läßt an den Wundergebilden seiner Laune, bis große kristallene Dome sich wölben mit Niesenorgeln, feierlichen Altären, figurengeschmückten Kanzeln und Lettern, oder bis weite Säle sich öffnen mit Marmorfäulen von der Schönheit des Alhambraarchens in Granada mit zierlichen Nischen und Kapitellen, mit Spitzenvorhängen von zartester Filigranarbeit, die keine Menschenhand nachzugestalten vermag.

Über der Erde aber trieb der Weltenbaumeister sein göttliches Spiel mit Felsgiganten und Ewigkeitskrümmern

noch weit gewaltiger und vielgestaltiger. Als er das Menschenland aus dem Schoß der ewigen Wasser ans Licht zog, als er Welten zerbrach, um neue zu formen, als er ihre äußeren Erscheinungen neu umbildete, da hauchte er im Spiel der Elemente diesen seinen Schöpfungen Leben ein und gab ihnen Gestalt. Und der ehrfürchtig staunende Mensch gab diesen Gebilden höchster unirdischer Laune irdische Deutung und körperhafte Namen, umkleidete sie mit den farbigen Gewanden der Sage und steht nun in bewunderndem Schauen vor ihrer gebietenden Größe und geheimnisumwitterten Rätselform.

Wohl alle Kalk- und Sandsteingebirge, die den Verwitterungen ja





Ramel

am schnellsten und wirksamsten preisgegeben sind, haben solche Gebilde und Gestaltungen. Hoch an den Felsenkrönungen der Gebirgszüge bauen sich oft ganze Galerien seltsam und formklar gelagerter „Architekturen“ dieser Art auf: das gewaltige steinerne Meer oberhalb Zell am See; die malerische Vastei in der Sächsischen Schweiz. Bald dehnen sich ganze Felsenmeere wie im Anhauch des göttlichen Odems plötzlich mitten im wilden Wellenschlage gebannte und nun erstarrte Ozeane. Bald öffnen Rosengärten ihre Tore, wie das schönste Wunder in seiner Art bei Bozen, das in der Tat beim Abendglanz der Sonne, namentlich vom Wigiljoch bei Meran, wie ein einziger großer Rosengarten erglüht.

Neben diesen Architekturen treten aber oft ausgeprägte Einzelfiguren aus den Bergmassiven heraus: die Erbpypyramide und die Bajolettürme bei Bozen, Mönch und Nonne im Sauerland, das hockende Weib im Teutoburger Walde. Wo diese Figuren Gestalt und Namen tragen, da spinnt die Volksfage um sie: die Leser der „Bergstadt“ kennen solch ein Gebilde und solch eine Volksfage aus Kärnten in der unheimlichsten dichterischen Ausmalung aus dem Roman „Der teuflische Torwart“ von Gustav Renfer. So wird jeder Gebirgslandstrich und jedes Gebirgsvolk seine besonderen Gebilde haben, je nach der Beschaffenheit des Gesteins und je nach der Kraft der erfinderisch nachgestaltenden Men-



schenphantasie deutlicher, körperhafter, vollstümlicher ausgeprägt.

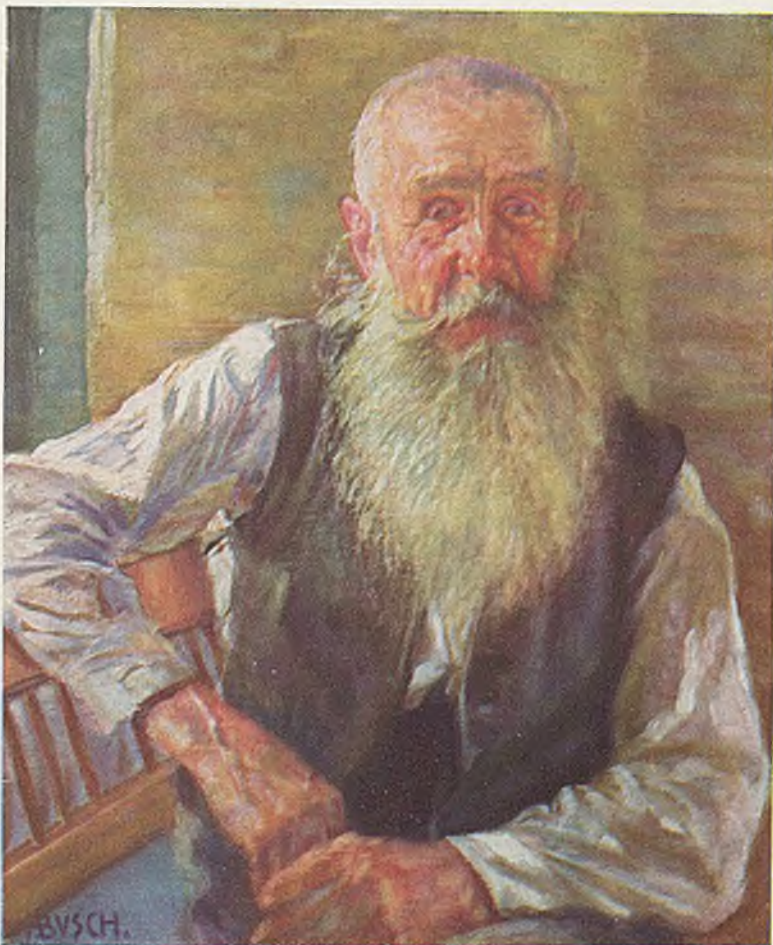
Beide Arten solcher Gebilde: Architektur und Einzelplastik finden sich kaum in einem anderen Gebirgszuge wenigstens der deutschen und stammverwandten Länder so reich, so mannigfaltig und so voll der absonderlichsten Einfälle der schöpferischen Natur, als auf einander und für sich winzigen Berggrücken des Glazer Berglandes an der Grenze von Schlesien und Böhmen, in dem sogenannten Heuscheuergebirge. Es ist so gut wie unbekannt, und doch schrieb schon vor langen Zeiten ein Fürst Pückler-Muskau: „Diese Gebilde sind so wunderbar, daß man sich's nicht soll gereuen lassen, einen Weg von 500 Meilen zu machen, um diese geologischen Ferggebäude zu sehen.“

Das Heuscheuergebirge erhebt sich — wenn wir es für das große Reisepublikum am einfachsten geographisch und örtlich umgrenzen wollen — in der Nähe der bekannten schlesischen Bäder Altheide, Reinerz und Rudowa. Es ist ein bescheidenes Bruchstück in der Hochebene des Quadersandsteinzuges, der sich am südlichen Fuße der Sudeten durch Nordböhmen bis zur Elbe erstreckt und dort durch den engen Elbpaß vom Erzgebirge getrennt wird. Die höchsten Erhebungen dieses Zuges sind der Schneeberg (1425 m), der Altvater (1490 m) und die Schneekoppe (1605 m). Dieser Gebirgszug ist die jüngste aller Sudetenformationen, und er wurde, eben wegen seines weichen Gesteins, in seinem Zusammenhang zerrissen. Dem



Alte Karlsberger Bauernstube





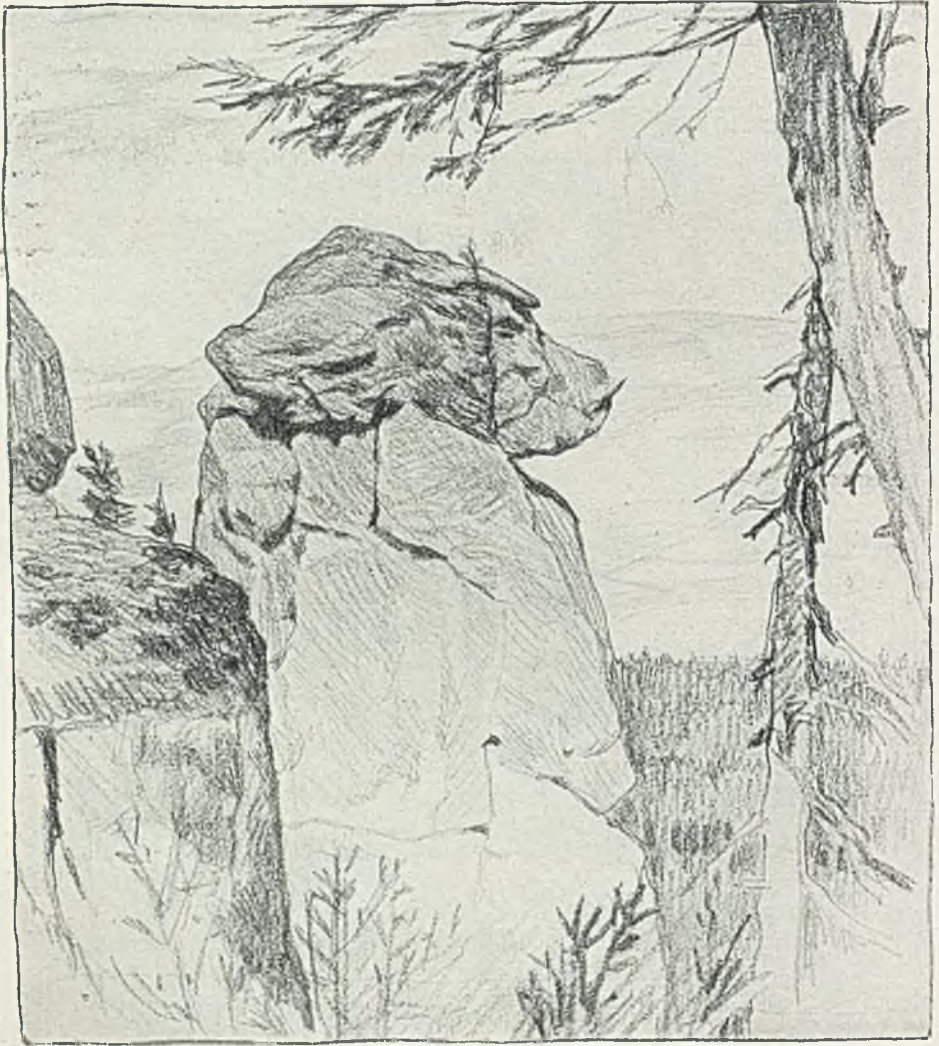
Alter Baumeiſter aus der Heuſcheuer

ſchönen Glazer Bergland gibt ja gerade dieſe Mannigfaltigkeit der Gebirgsbildung ein ſo überaus maleriſches Ausſehen; denn von allen Seiten ſchauen Kluppen und Höhenzüge — oft vier, fünf, ſechs Lagerungen übereinander — in den ſach geſchwungenen großen Talſeſſel hinab und geben dem Blick des Wanderers immer neue Augenweide.

Wenn man etwa an dem alten Firtſchenſchloſſe Camenz vorbei durch den Warthapaß ins Tal der Glazer Reiße und damit ins Glazer Land ſelbſt hinein fährt, dann ſteigt plötzlich zur rechten Seite ein ſeltſames Tafelgebirge auf.

Wie ein rieſiger Sarkophag ruht es über dem friedlichen Lande, und wenn die Abendſonne über ſein Maſſiv ſtutet, dann iſt's, als raune da droben ein geheimnisvolles, abgeſtorbenes Heldenleben. Und dieſer gewaltige Eindruck bleibt, wenn man ſich der Heuſcheuer — denn dieſe iſt jenes Tafelgebirge — nähert. Ja, ſelbſt noch ganz am Fuße des Höhenzuges, von dem Ortchen Karlsberg aus, bleibt dieſer Eindruck wie von einem Rieſenſarkophag, einer mächtigen Trone, einer gewaltigen, verlaſſenen Fellenburg. Die Überlieferung von einer Fellenburg iſt auch heute noch in der Volks-





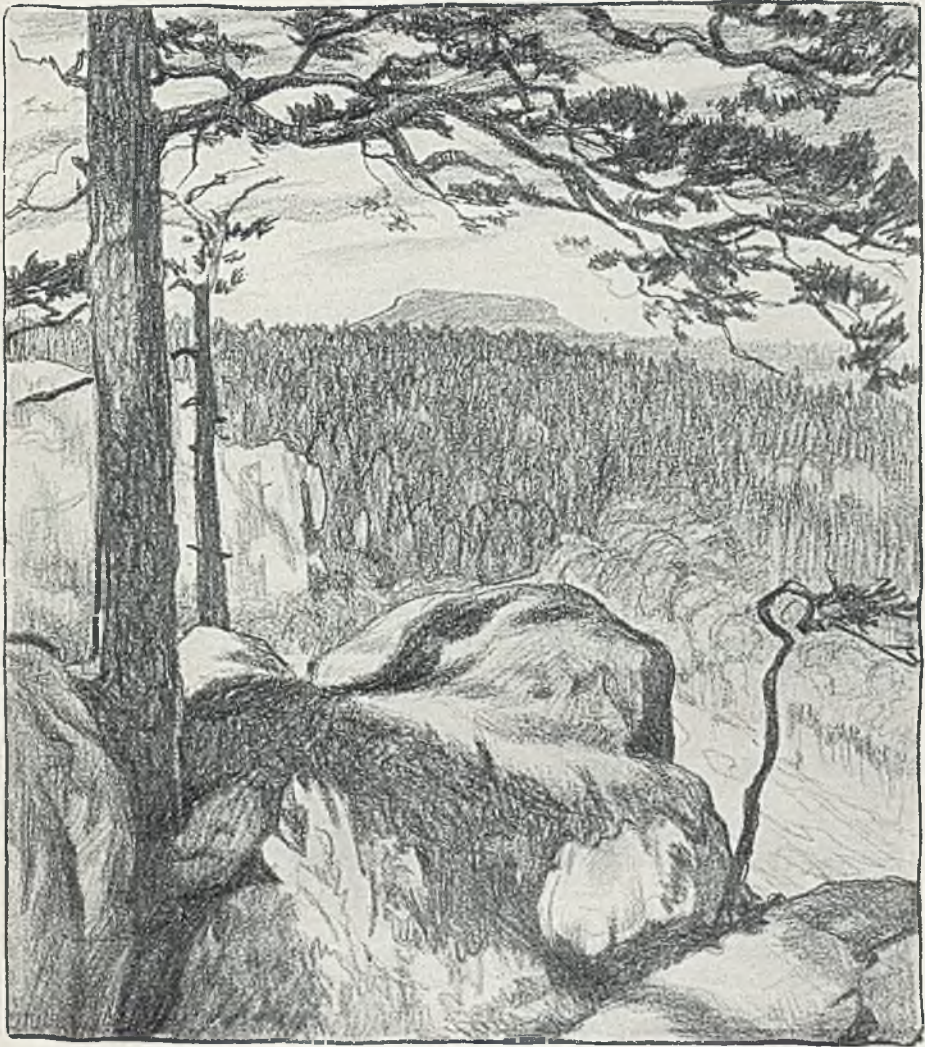
Eberkopf

sage erhalten. Danach hat ein unfrommer Junker in der heiligen Nacht ein wüßtes Zechgelage gehalten und auf den Teufel getrunken. Da ist die riesige Burg jäh zusammengesunken, in sich hineingebrochen. Tief in den Burgverließen aber sitzt eine Jungfrau. Sie näht ein Hemde. Jedes Jahr in der Christnacht tut sie einen Stich an dem Hemde. Und ist es fertig, dann geht die Welt unter..

Die phantastische Form der Felsenkrone, die merkwürdige Lagerung der

Gesteinschichten mußte zu derartigen Sagenbildungen Anlaß geben, namentlich auch bei der eigentlich winzigen Ausdehnung des Höhenrückens. Schroff steigt er über einer 150 Meter niedrigeren Hochebene zu 919 Meter Höhe empor, ist nur 400 Meter breit und 1100 Meter lang. Armlich ist der Boden der Hochebene. Nur spärlich gibt er den Bewohnern die notwendigste Nahrung. Der Dung muß in Körben mühselig heraufgetragen werden, und dennoch





Blick nach der Heuschauer

reißt kaum Gemüse und Erdfrucht, denn der Winter mit seinen Schneestürmen ist streng und dauert durchweg von Mitte Oktober bis Mitte April, also volle sieben Monate. Die Ansiedlung ist daher auch heute auf der Hochebene noch spärlich; keine Häusergruppen, sondern vereinzelte niedere Holzbauten mit Schindelbedachung ohne viel Aufwand an Schmuck, ohne Einzäunung und besonders feste Grundgemäuer; denn die Witterung zerfrißt die Werke

der Menschenhand schnell, und sie werden dann einfach verlassen und an geschützterer Stelle neu aufgeschlagen. Ackerbau wird nur im Tal getrieben. Weiter oben auf der Hochebene gedeiht nur noch Gras.

Von dieser Beschaffenheit des Bodens wird auch der Name Heuschauer ge= deutet, ist aber bis heute noch nicht einwandfrei und widerspruchslös festgelegt worden. Nach den Aufzeichnungen des ersten Heuschauerführers,





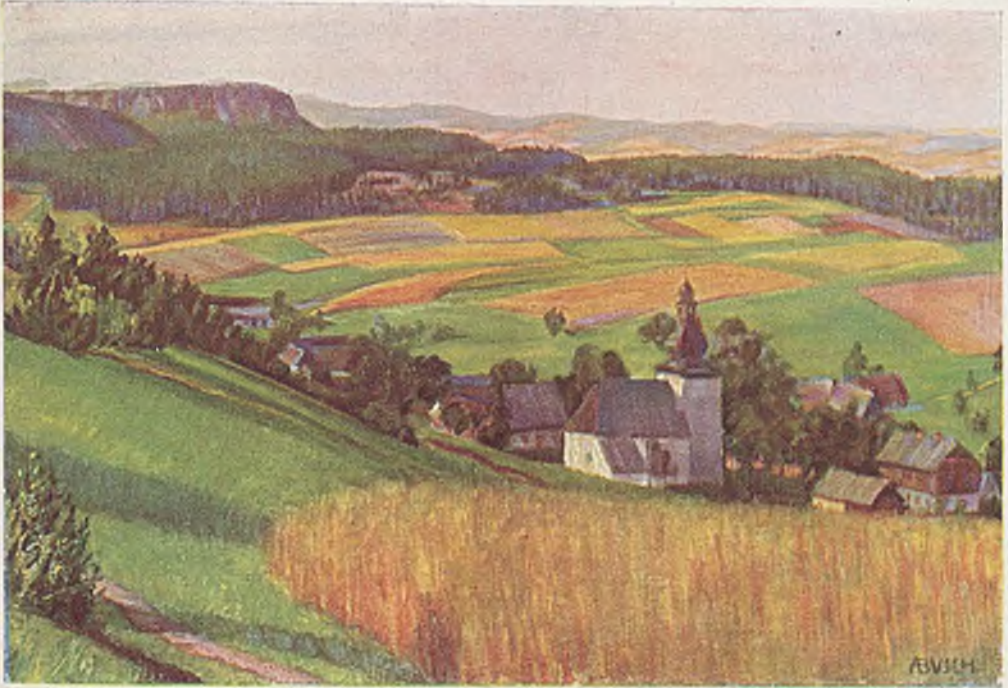
Blick nach der Wünschelburger Seite

des Schulzen Franz Pabel (1773—1861), der 1857 eine „Kurze Geschichte der Bekanntwerdung und Anlagen-Einrichtung der Heuscheuer“ bei Carl Lips in Landeshut hat drucken lassen, ist das „vgl. Kammerdorf“ Karlsberg bei Kaiser Karls IV. Zeiten angelegt worden, „wo aber die ganze Umgegend nur dunkle Waldung war und mehrentheils sich Deutschböhmern hier angesiedelt hatten.“ Um 1773, als Karlsberg die erste Ortsbehörde erhielt, war die Heuscheuer ein wilder Berg. „Vor ungefähr hundert Jahren ließ sich ein Mann, namens Taubitz, am Fuße der Heuscheuer,“ so erzählt Pabel, „zu 4 Waldschnüren Ackerland ausmessen. Um nun dieses Umland rein aufzubringen, zündete er ein Feuer darauf an, damit alles noch vorhandene Holzüberbleibsel auf demselben verbrennen sollte. Durch einen Südwind wurde dieses aber am Fuße der Heuscheuer weiter hin getrieben und das sämtliche darauf befindliche

hohe Holz brannte bis an die Felswände ab. Nach diesem Waldbrande, da der Boden durch die zurückgebliebene Asche trefflich gedüngt war, wuchs dort sehr schönes Gras. Nach Aussage meines Vaters sind sie hin ins Gras gegangen und haben auch vieles bald an Ort und Stelle getrocknet, daher der Name des Berges Heuscheuer.“

Pabel gibt auch über die Erschließung der Heuscheuer die einzigen authentischen Mitteilungen, denn er war der eifrigste Helfer dabei. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ist die Heuscheuer fast gänzlich unbeachtet geblieben. Nachdem angeblich, wie die mündliche Überlieferung sagt, 1576 ein Jesuit den ersten Aufstieg unternommen hat, war Franz Pabel 1790 der erste, der in die unwegsame Bergwildnis vorzudringen wagte. Ihm gesellte sich dann bald der preussische Ingenieur-Major Bonaventura von Rauch zu. Im Nachbargebiet der Heuscheuer, auf dem sogenannten Bo-





Paffendorf an der Heuscheuer

gelberg, wurde nämlich in jenem Jahre unter der Leitung v. Rauch das noch heute in Trümmerresten erhaltene Fort Carl oder Blochhaus erbaut. Dieses Fort sollte in den drohenden kriegsrischen Verwicklungen zwischen Preußen und Osterreich den Einfall der Osterreich in die Grafschaft Glatz erschweren. Da der breite Stein oder Großvaterstuhl die höchste Erhebung im Heuscheuergebirge war und man von hier aus den besten Einblick nach Böhmen hatte, ließ Major v. Rauch einen Fußsteig auf die Heuscheuer bis zum Großvaterstuhl anlegen. An den engsten Stellen mußte Rauch oft gefährliche und mühselige Sprengungen vornehmen, steile Abgründe mit Balken überbrücken lassen. Aber das Werk gelang, und am 10. August 1790 bestieg Friedrich Wilhelm II., der einige Regimenter in der Gegend in Kantonierung gelegt hatte, mit Rauch die Heuscheuer, „um das schöne Böhmerland und die Verteilung seiner Truppen

gut übersehen zu können,“ sagt Pabel. Wenige Tage vorher hatte schon der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm die Heuscheuer besucht. Auch König Friedrich Wilhelm III. hat im Juli 1813, als er zur Zeit des Waffenstillstandes längere Zeit bei dem Pfarrer Hank in Tscherbeneh wohnte, zweimal die Heuscheuer bestiegen, einmal mit seiner Familie. Daß der für alle geologischen Erscheinungen so leidenschaftlich interessierte Goethe 1790 bei seiner Reise durch die Grafschaft auch die Heuscheuer besuchte, ist nicht zu verwundern. Eine Gedenkplatte an dem Tafelstein bei dem Schweizerhause nennt als den Tag den 28. August. Seit diesen Zeiten ist die Heuscheuer für alle Besucher der Grafschaft Glatz und insbesondere der schlesischen Bäder alljährlich das Ziel. Von der Talsohle der Hochebene führt heute ein treppenartig ausgearbeiteter Steig auf 625 Stufen zu dem Felsenlabyrinth empor. Dort nimmt ein





Wünschelburger Straße

Führer die Besucher in Empfang und geleitet sie durch den steinernen Freergarten, da eine Besichtigung ohne kundige Führung bei den schroffen Hängen und steilen, oft bis zu 20 Meter tiefen Klüften und Felspalten mit Lebensgefahr verbunden ist. Der erste Nahblick auf die Heuscheuer ist verblüffend und zugleich enttäuschend. Die einzelnen Züge des Bergrückens erscheinen wie künstliche, von Menschenhand erbaute Festungen. Die Wände sehen so regelmäßig und festgemauert aus und scheinen nur einige gerade Risse und Spalten zu haben. Bald aber entschleiern sich dem Auge diese zweispaltige Formung als ganz natürlich und zwar als zwei verschiedene Gesteinsmassen. Der eigentümliche Tafelaufbau wird, so haben zahlreiche geologische Forschungen erwiesen, durch den Wechsel von Quadersandstein und Pläner und durch die verschiedene Verwitterung

dieser beiden Steinarten bedingt. Der Quadersandstein ist fast nur aus Quarz zusammengesetzt und hat eine große Durchlässigkeit für Wasser. Er ist daher einer starken mechanischen Erosion ausgesetzt. Der sehr feste, kalkige Pläner dagegen läßt kein Wasser durch; dieses kann vielmehr nur chemisch auf ihn wirken. Der Pläner widersteht daher der Erosion weit länger, bildet gleichmäßige sanfte Abhänge ohne Schuttkegel und tritt so in Gegensatz zu den steilen Felsen und abgerollten Gehängeblöcken des Quadersandsteins. Freilich liegen diese gewaltigen Schichttafeln nicht mehr horizontal, wie sie einst zur Ablagerung gelangten, sondern sind jetzt schräg gestellt mit starker Neigung. Außerdem hat die ganze Schichtmasse eingreifende Modellierung durch die Gewalten des Luftmeeres erfahren.

Doch genug der grauen Theorie, grün ist des Lebens goldener Baum. Wir





Urwald in der kleinen Heuscheuer

besteigen die Heuscheuer. Nicht auf den geebneten Pfaden der Riestreppe, nicht in den Tagen und Stunden, da der Schwarm der Nusflügler hier einfällt, sondern als Bevorzugte und auf verschwiegenen, nur wenigen, insbesondere den Hüttern und Schügern dieses Naturparks bekannten Steigen. Es ist zunächst ein Aufwärtsschreiten unter Reuchen und Herzklopfen, steil empor durch Geröll und Geklüft. Moosiggrüne feuchte Flechten wuchern über verfilztem Gestein, oft hängt's in langen, grünen Bärten wie von verrunzelten Gnomengesichtern aus Spalten und Nischen. Das „kleine Volk“, das vor dem Geschlecht der Menschen da war, waltet auch heute noch unsichtbar seines Werkes. Was Menschenhand nicht fertig bringt, nämlich diesen Felsgrund künstlich zu besamen und zu befruchten, dem Volk der Erdmännlein ist's lustiges Spiel. Be-

hend huschen sie von Stein zu Stein und senken die Samenkolben der Fichte in die dünne Humusschicht, die das Gesplinter überzieht. Und nun dehnen sich die zarten Wurzelfasern. Aber wohin sollen sie mit ihrem Verlangen nach Kraft und Saft? In den Erdboden? Ach, der liegt weit, weit unter ihnen, für ihre Märchenphantasie in schwindelnder Tiefe. Aber dennoch müssen sie hinunter; denn sie wollen doch leben und wollen wurzeln. Und sie strecken ihre Triebe aus, und die kleinen Erdmännlein leiten sie sorglich nach allen Seiten hin über den Stein. Und nun wachsen sie weiter hinunter durch die Luft langsam, langsam dem Nährboden der Erde entgegen, bis sie in ihn sich einsaugen und nun mit ihrem Wurzelschirm den ganzen riesigen Stein überdachen, bis — ja bis die Naturgewalt des Sturmes sie eines Tages in der mächtigen Fahne des schlanken



Stammes erfasst, sie hin und her zerrt, bis endlich das Wurzelbach sich löst und der Riese gefällt am Boden liegt. Dann erst sieht man, welche einen gewaltigen Umkreis seine Wurzeln ziehen mußten, um Halt zu finden.

Durch ein enges Tor kennehen wir atmend und dampfend eine steile, noch schneeüberkrustete Stiege aufwärts in das eigentliche Felsenlabyrinth. Immer gigantischer, immer unheimlicher werden die Vorsprünge und Nasen, die uns in den Weg treten. Oft windet der Saumpfad sich mühsam um sie herum. Tief unten schon liegt die Welt, liegt Karlsberg mit seiner freundlichen Oberförsterei. Behagliche Abendstunden am flackernden Kaminfeuer da drunten bei Rauch und Wein, bei Gesprächen und künstlerischen Erlebnissen werden wieder wach. Aber schon erfasst der Sturm unsere Mäntel und trägt uns

weiter aufwärts. Undeutliche Gestalten da und dort an Felscharten und Schroffen; alle haben sie Namen: der Sattel, der Backofen, der Keller, der Muschelfelsen, je nach der Phantasie der Besucher. Und immer neue Namen werden gefunden und gegeben, weil die Luft immer weiter nagt und meißelt an dem nachgiebigen Gestein. . . .

Durch das rauschende Gewölk bricht die Nachmittagssonne. Wir stehen auf der breiten, freien Bastion. Unendlich weit schweift der Blick in die leuchtenden Ebenen tief unter unseren Füßen. Wir schauen abwärts: riesige Fichten starren zu uns empor wie — winzige Sträuße. Wir liegen an dem Rande der Felsen, schwindelfrei, und messen mit den Augen die unermessliche, unheimliche Tiefe. Wir kriechen vorsichtig auf Händen und Füßen bis an äußerste Kanten, einer vom anderen zuverlässig fest-



Felsenwildnis



gehalten, denn nur so überschaut das Auge das gewaltige Gewirr all der nebeneinander in endloser Fülle sich drängenden steilen Abstürze. Des Menschen Seele graust vor dieser Größe. Aber gleich darauf tastet seine Hand nach der zwischen zwei mächtigen Felsen lose eingesunkenen Felsstapel und schaukelt das „Kinderspielzeug“ mit seinen armseligen Fingern mühelos hin und her. Am Backofen und Groß-

vaterstuhl vorüber seitwärts, wo hohes Felsgetrümmer über die Fichtenwipfel aufragt. Wie schottische Hochheide ist hier der Boden, moorig, mit Krüppelholz bestanden. Jenes Felsentor da drüben hat die Phantasie als „Triumphbogen“ erkannt. Es hat etwas an sich von uralten Torbauten, etwa von der Trierer Porta nigra. Aber dort hat Menschenhand alle Bauteile sorgsam abgewogen, verstärkt und gestützt.



Rübezahls Garten





Waldarbeiter

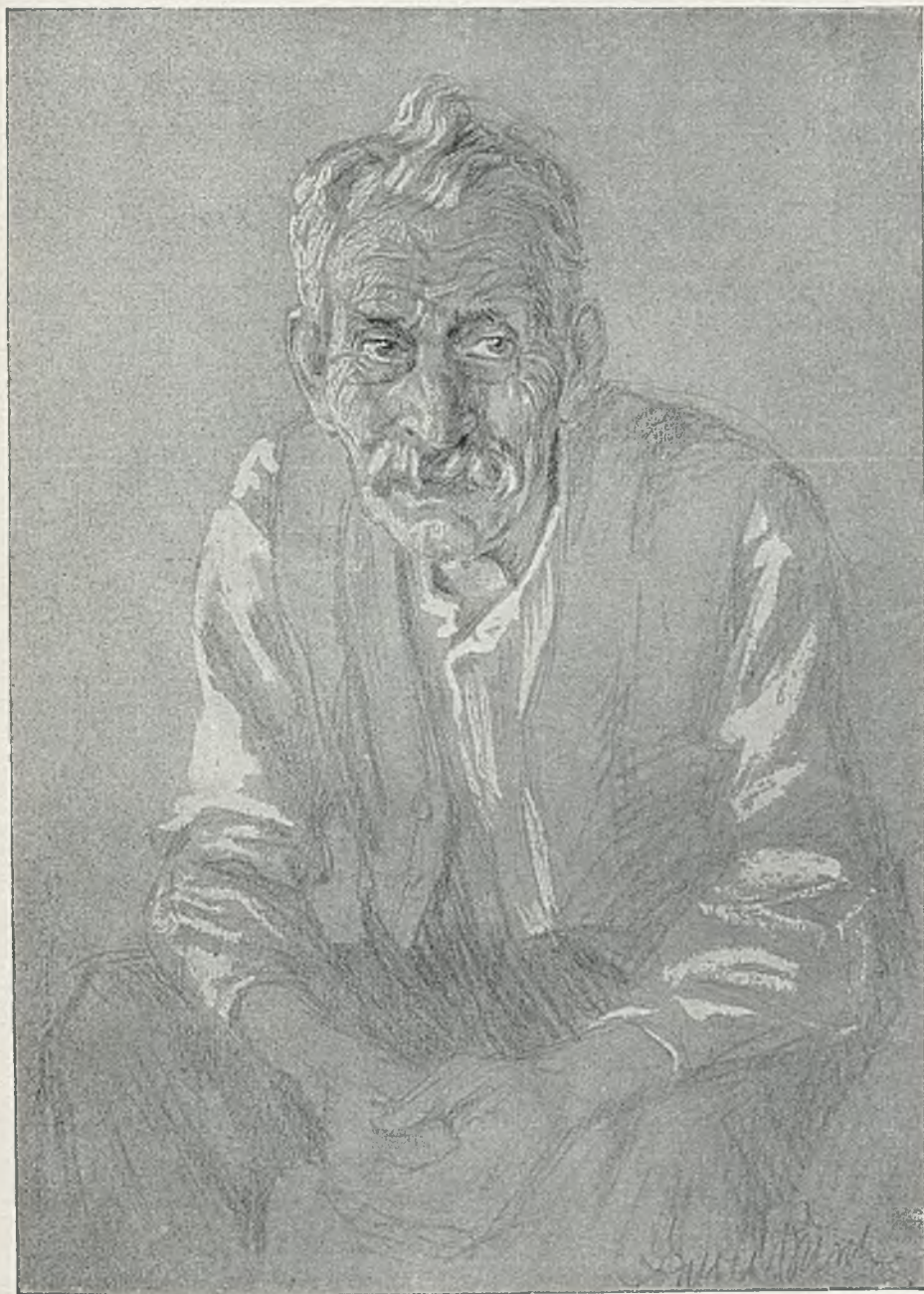
Hier aber schweben gewaltige Blöcke auf zierlichsten Säulchen; man sollte meinen, der Sturm, der hier oben braust, müßte sie brechen wie Halme. Aber seit Jahrtausenden tragen sie ihre Last und werden sie weiter tragen bis zur letzten großen Erschütterung des Weltalls, wenn der ewige Baumeister des Spieles seiner Geschöpfe genug hat. . . .

Abwärts geht unser Pfad, über glitschrige Stufen. Wir möchten in Rübezahls Garten hinunter. Der Winterschnee, der dort kaum vergeht im Sommer, verwehrt uns den Abstieg. Geröll und Gewirr von tausenderlei Steingerät wird undeutlich sichtbar in

der Tiefe. Zufällig geht unser Blick aufwärts durch die schmale Lichtscharte. Hoch — in den Abendhimmel ragt das ruhende Kamel, so klar modelliert wie der berühmte schlafende Mohr und der Eberkopf.

Weiter dringen wir vor in das Labyrinth der Felsen. Rübezahls Weinberg mit Weintraube, Kelter und Traubenschneide wird sichtbar. Dämmerige Luft umgibt uns. Wie eine gewaltige Vorzeit öffnet sich diese Welt. Allmutter Natur schafft hier an ihrem Werke: ist's nicht, als ob hier die Jahrtausende mit ihren Müdenschwärmen von Menschenlein gebildet und vernichtet werden? Ein Regen rieselt rauschend nieder.





Alter Bauer

Wir hocken unter den überhangenden  
Tragfelsen und warten das Schauer  
ab. Wie raunt der Regen geheimnis-

voll! Oder ist's das Blut der  
Menschheit, das aus der Kelter Gottes  
tropft?



. . . . Das Wetter hat sich verzogen. Ein rosenroter Abendhimmel leuchtet jäh, fast erschreckend in unsere Finsternis hinunter: Die Verklärung der Gotteswelt. Das ist der schönste Abschied, die große Illumination, die uns der Weltenbaumeister als Krönung des herrlichen Tages beschert. Im Eilschritt streben wir der großen Felsplatte am Schweizerhaus entgegen; denn dort zeigt sich uns das große Schlußbild. Wir haben keine Augen mehr für dieses ganz neue Angesicht der westlichen Bergseite, wo mächtige spitze Pyramiden wie zahllose Nadeln aus dem Gewirr der Fichten emporstechen.

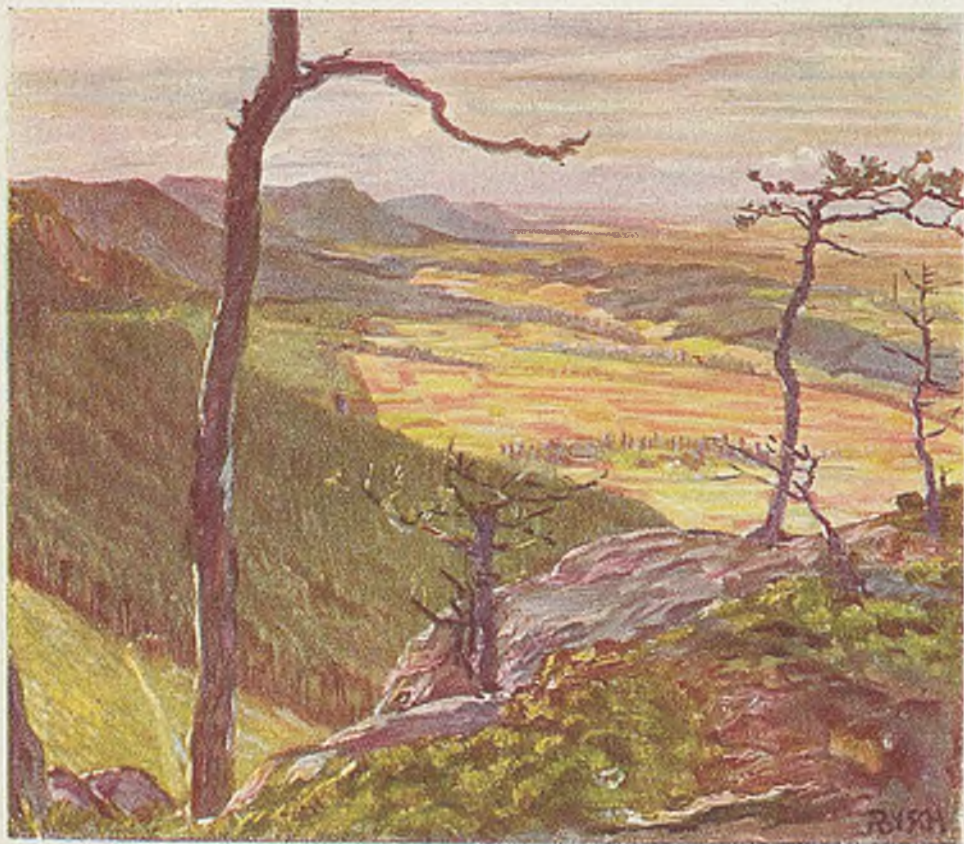
Alle Wundergesichte und Erlebnisse der langen, köstlichen Wanderung sind versunken und vergessen. Denn vor uns hat sich der Himmel geöffnet, so wie Meister Arnold Busch in seiner „Abendstimmung“ es geschaut und auf seine Leinwand gebannt hat. Wie endlos lange Nebelzüge dehnen sich jenseits des unermesslichen Tales die

Höhen des böhmischen und deutschen Riesengebirges aus. Wie verklärt glühen ihre höchsten Gipfel, und vor allem die hohe weiße Stirn der Schneefoppe ist überglänzt von einem mirdlich überirdischen Schimmer, der immer leuchtender wird, je tiefer die Sonne sich in die Gründe des Weltalls senkt. Und diese sind angefüllt wie von fließendem Gold, das alle Erdenmüt und allen Erdenkampf um Weltmachtstellung und Vandroberung in diesem Wetterwinkel, wo slawische Geküste auf germanische Ohnmacht lauern, gütig lächelnd verhüllt. Hier ist Friede, hier ist Verklärung. Hier wird die Seele frei, denn hier steht sie hoch über all dem Trümmergewirr der Welt und erahnt staunend und schauernd das große Geheimnis, daß in unsers Herrgotts Bauhütte alles nach rechtem Maß und weiser Voraussetzung gerichtet wird für alle Zeiten und Geschlechter. Und über sie hin geht dann das reine Firnenlicht der Ewigkeit, das große stille Leuchten Gottes.



Abendstimmung





Blick von der Heuscheuer ins Böhmisches

Gemälde von Arnold Busch









# Die Klaren Ritter

Von Magdalene Kind

**A**uf hoher Bastei sonnenumflammt die Michaeliskirche. Mehr als tausend Jahre alt.

Drunten — abschließend den weiten, alleenumzogenen Platz — mit Kuppeln und Türmen vor dunkelblauem Junihimmel — der Dom.

Aus den Schallkuten der Türme wehen gelbweiße Fahnen. Auf dem Barockdach der Bibliothek leuchtet die Standarte grünweiß in den Farben der Stadt, Kreuz und Lilien im Wappen.

Vom Dom setzt das große Geläute ein. Anna und Salvator.

Die Bonifatiuswallfahrten haben begonnen. Gesang schallt vom Schultor — vom Abtstor. Das Kreuz vorangetragen von harten Bauernfäusten, die ihren Herrgott so fest halten wie die Pflugschar und Sense, kommen die Bauern aus den Dörfern in langen Zügen. Heute wallen Kämmerzell, Heimbach, Giesel, Oberimbach. Rotweiße Flaggen flattern. Chorjungen in Lila und Weiß — in Violett und Gelb — in Rot.

Hell klingt der Gesang:

„— Hilf uns all

Hier aus diesem Zammertal,

O, heiliger Bonifatius.“

Rote, blaue Seidenfahnen wogen über den Wallfahrern — gold- und silbergestickt, die Quasten fliegen im Wind. Die Frauen tragen ihre bunte Tracht, geblümte Kopftücher, seidene Schürzen, schwarze, rotbesetzte Röcke.

Blechmusik bröhnt.

Weit offen stehen die Domportale —

Hinter dem Dämmer des Schiffes sonnendurchleuchtet die hochgewölbte Kuppel, deren Lichtströme über den silbernen Hochaltar fluten. Reliquarien und Leuchter flammen in diesem Jubel von Licht!

Still brennen die rötlichen Flammen der Kerzen vor den dunklen Marmorsäulen, die den Altarraum umschließen — hinter ihnen verhüllt ein violetter Seidenvorhang das Chor.

Sie ziehen den langen Gang des Mittelschiffs hinunter — um den Hochaltar — nieder in die Gruft —

Gewaltige Orgellänge branden durch die Grabkirche des heiligen Bonifatius.

Die Glocken gehen wie ungeheure Wogen über der Stadt —

Brausend neigen sich die alten, dunkelgrünen Baumwälder der Alleen rings um

den Domplatz. Der Wind galoppiert mit Staubwolken und Laubfetzen daher — rauft mit den Bäumen — wühlt in Sandhaufen, stemmt sich gegen Wände und Mauern — treibt sein wildes Spiel mit den flatternden Fahnen —

Aus dem Stiftsgarten quillt süß be rauschend der Rosenbust . . .

Die heiße Frühsummerluft erfüllt ein immerwährendes Brausen von rauschenden Baumkronen, Windwehen und Orgelklang.

Henner Pilgram schritt über den weiten Platz — sah zum gewaltigen Bild der Domkirche auf — ging weiter unter der tausendjährigen Basteimauerher, unter dem Schultor durch, die steile Hinterburg hinter — wieder im Schatten feuchtmossiger mächtiger Mauern, die das Domgut umschlossen.

Aber dem düsteren Mauerwerk leuchtete der dunkelblaue Himmel — riesen jubelnde Glocken!

Also das war die Heimat — von der Vater und Großvater auf der Farm in Kanada im alten Indianerland erzählten — die keiner von ihnen je gesehen — die sie nur aus den Bildern kannten, welche der Urgroßvater mitgebracht hatte. Der Dom und Sankt Michael, dazu das fürstbischöfliche Schloß.

Er war der erste, der sie sah.

Hier hatten seine Vorfahren gelebt — dort in dem alten Haus mit den vielen Fenstern, dem steilen, dreieckigen Giebel.

„Dr. med. Balthasar Pilgram“ stand am messingnen Türschild.

Abends im Dom.

Kein Laut in dem weiten Schiff. Kühle, grustähnliche Luft umfängt einem nach der glühenden Hitze auf dem weiten, alleenumsäumten Platz. Die Purpurgehänge unter den Chören wehen leise hin und her.

Vom Chor hinter dem Hochaltar ver klingen eben die letzten Töne des Ambrosianischen Gesanges.

Durch die hohen Fenster der Kuppel gleiten Sonnenstrahlen nieder — sie fließen über den golddurchwirkten Teppich, die rot samtenen Sessel, den brokatenen Balbachin — sie gleiten an den dunklen Marmorsäulen herab und streuen Funken auf goldgestickte Altardecken.

Der silberne Hochaltar gleißt und flimmert — die Edelsteine der Leuchter und Gefäße blitzen . . .



Blendend bricht sich das Licht tausendflammig in goldenen, diamantübersäten Reliquienstreinen. —

Kein Laut in dem weiten Raum —

Duft von Rosen und Weihrauch erfüllt die kühle, reglose Luft, in der das Schweigen ruht. Kein Laut — nur die Ewigkeit spricht und eine große Vergangenheit.

„Bann's Sonntag is, bann's Sonntag is,  
Doa will ich mich recht bohel

Hölzer Schuh on stroher Stremp,  
(Strümpfe)

Und en zwilcher Moze,“ (Zwillischrod.)

sang die Magd vom Gebäcker und goß den vollen Scheuereimer in hohem Schwung aus der Haustür über das Pflaster. Drüben vor der Gassenschänke der „Hinterburg“ stand ihr Schatz, der Schorsch Seibold.

„Aber christliche Jungfrau, ist denn das eine Art, sich unbrauchbar gewordener Flüssigkeiten zu entledigen?“ Protonotar Rübbsam raffte die Soutane zusammen und rettete sich vor der Flut des Scheuerwassers.

„Hochwürdigster Herr, mir han Samstag.“

Die Steinfließen waren auch hart mitgenommen von den vielen Wallfahrern der ganzen Woche.

„Weißlied, die sin dem Deibel us der Röh' gehoppt,“ rief der Seibold dazwischen.

„Hall bei Gosh, du schlächt Fickur!“ schrie sie hinüber.

„Nun, Sabine, wann denkt ihr beiden denn Hochzeit zu machen?“ fragte der geistliche Herr.

„Ech sin scho lang parat, ober der doa, der hot's net so eilig.“ Sie stemmte die Hände in die Seiten. „Ja, dich mein' ich, du Hühlfäber Gahlbirn,“ (Spitzname für Hühnfelder) schrie sie dem Seibold zu.

Die Sabine Staubach war in der „Hinterburg“ geboren, dem alten Stadtteil hinter dem Dom. Die Hinterburger taten sich was darauf zugut, sie eskimierten sich für etwas Extraes, was allerlei Reibereien mit den „Fölsche“ (Fuldaern) zur Folge hatte, die besonders auf Fastnacht beißende Illustrationen bekamen.

„Ech könnt dem Schorsch scho god sei,“ fing die Sabine wieder an, „bann er net i o en arger Anstlat wär.“

„Hall ich bei Gosh hätt, nachhinder wär' ich froh,“ sagte der und rief wütend den Zapfen in das Faß. Der Seibold war Draubursch in Giefels Felsenkeller.

Der Kappewirt ging vorüber und lachte. „Sabine, des Muilwerk tut kei god. Daß uff, de werst al ah! Songfer sterwe.“

Da kam er aber böß an. „Ihr — jo, ber seid denn ihr? Noch net emol ä Froa hobt er?“

„Vielleicht seilert er sich noch ei' oa,“ meinte der Schorsch. „Weiß mer'sch.“

Protonotar Rübbsam war unterdessen weitergegangen. Er kannte seine Leute, sie waren nicht so böß, wie es sich ansah.

„Der bloß die Satäner von Weiber erschaffe hot?“ schimpfte der Kappewirt und machte, daß er davontkam.

„Derseibig, wo die schlähte Mannsbilder uf die Wält gesopt hot,“ schrie ihm die Sabine nach.

Der Morgen war in vollem Gang.

Aus all den kleinen Lädchen und Werkstätten scholl Schwaben und der Lärm der Arbeitsgeräte. Beim Schmied Ballmaier traten die Gesellen den Blasebalg, daß die Funken zum Rauchfang hineinstoben. Poch, poch, poch! ging es am Amböß. Draußen hieb ein ungeduldiger Aldergaul Feuer aus dem Pflaster. Aus dem Kolonialwarenladen nebenan kollerten sie leere Museimer und Petroleumfässer auf die Gasse hinaus, ein paar invalide Käßlisten polkerten hinterdrein.

„Nimmt noch ebbes?“ fragte der Gassenlehrer Larbig, der eben mit langsamen Besenfrichen sein bedächtiges Tagwerk begann. „Ja, du schläht Hinkelche! Schlaun muß mer sei, geschaid sin die Zeit all,“ rief er dem Franz Bauhöfer, der „Franz Fingerrüm“ (hintenrum) geheißten wurde, zu.

Die beiden waren Todfeinde, sie gerieten aber nur mit dem Mundwerk aneinander und das war bei beiden dauerhaft.

„Ich sin städtischer Angestellter mit Pensionsberechtigung,“ sagte Larbig. „Und du — boß bist denn du, du Suffbittel?“

„Larbig, du kannst ja nit emal hochdeutsch rede, doas müßt' st de erscht emol von mir lerne.“

„Boß der hochdeutsch heißt, doas versteht überhaupt kei Mänsch,“ rief Larbig den Ripperweibern zu, die ihre Gemäßkörbe zur Stadt trugen.

Einer behauptete vom anderen so lange, er sei verrückt, bis der Ballmaier dazu kam und ihnen versicherte: sie hätten alle beide einen sigen.

— Als Doktor Pilgram daherkam auf dem Weg zu seinen Patienten, nahmen sie alle die Müze ab und riefen ein freundliches: „Gute Morje, Herr Doktor.“

„Guten Morgen. Lebendig seid ihr ja noch alle miteinander, dem Spektakel nach zu urteilen,“ lachte er im Weitergehen. —



„Sing Vetter, der bo nis Amerika doa is, der is aach god ze leibe,“ sagte der Seibold.

Da fuhr in scharfem Trab ein Jagdwagen die Langebrücke herauf und bog in die Kronhofstraße ein. Sie sahen ihm alle nach, aber die Mützen taten sie nicht herunter.

„Der stengelt (bildet sich was ein) sich net schlecht.“

Es war der Oekonomierat Felbung. Er fuhr selbst. Frau und Tochter saßen im Fond.

„Der Kammerer von der Hornungsmühl und dem Felbung sei Sophie solle enanner heiroade — soat mer.“

„Sei Wunder, Ballmaier,“ meinte Valentin Larbig. „Bo Gälb is, kimmt mehr berzo. Die Sophie is ä god Mädsche.“

Dagegen hatte keiner was zu sagen.

„Got denn der anner Pilgram Gälb?“ fragte der Seibold.

„Gälb? Wann de nis Amerika heimkimst, nachhinder hoste Gälb. Sovill is emol sicher. Dobruff gänn ich en Schoppe drinke.“ Schon verschwand Schmiedemeister Ballmaier in der „Sinterburg“.

Die anderen machten es ihm nach.

Es war am Nachmittag nach der Fronleichnamspozession.

Frau Rat von Schilbed hatte ihren Besuchstag. Im Sofa saß Protonotar Rübham, ein Schulfreund ihres verstorbenen Vatten. Ihm gegenüber der Mühlenbesitzer Kammerer. Groß und hager, mit einem schmalen Chattenkopf, aus dem eine scharfe Nase schaute. Die lebensfrohen Augen milderten das Strenge des Gesichts ein wenig.

Wein und Gebäck warteten auf dem Tisch.

Auf den Fensterbänken stehen die Statuen von St. Aloisius und der Heiligen Lioba. In blauen Glasleuchtern stehen herabgebrannte Kerzen mit einer feinen weißen Seidenpapiertrause darum. Aus Vasen und Gläsern quillt eine Flut Goldregen, Flurrosen, Rotdorn, weiße Lilien, blauer Sturmhut und starkduftende Feuerlilien, Schneeball und Zirenen.

Unter den Fenstern draußen hingen Burgbaumkränze — deren stechenscharfer Geruch in der Sonnenglut brütete.

Eben war noch die Sophie Felbung gekommen. Frau Rat von Schilbed und ihre Mutter waren Schwestern.

Kammerer sprang erfreut auf und begrüßte sie. Das Gespräch ging lebhaft.

Roter Wein leuchtete in alten, schön geschliffenen Gläsern.

„Sie haben einen neuen Wagen, wie ich heute sah, und ganz prachtvolle Pferde.“

„Ja, die habe ich vergangene Woche erst gekauft. Wenn man nur nicht immer allein fahren müßte,“ lachte Kammerer und sah Sophie an.

„Warum heiraten Sie nicht? Auf ein so großes Anwesen gehört eine Frau.“

„Gewiß, Frau Rat — aber —“ Er brach ab.

Das Mädchen stand in der Tür und meldete neuen Besuch.

„Herr Heinrich Pilgram aus Amerika.“

„Man stirbt!“ rief die Frau Rat halblaut, mit einem erschrockenen Blick nach Sophie Felbung. Ein wenig erregt ging sie auf den Eintretenden zu. „Herzlich — herzlich willkommen, lieber Herr Pilgram. Herzlich willkommen in der alten Heimat.“

Henner Pilgram stand vor Sophie Felbung und reichte ihr die Hand. Ihre Augen sahen einander an in ruhiger Heiterkeit.

„Mühlenbesitzer Kammerer.“

Lächelnd blickte Pilgram ihn an und verneigte sich vor dem alten Geistlichen.

„Mein lieber Herr Pilgram, alles Gute,“ sagte der.

„Ach, ja.“ meinte Frau von Schilbed, „nun lassen Sie uns niedersetzen und fröhlich sein.“

„Mein Vetter läßt sich Ihnen empfehlen, er hofft, daß es Ihnen gut geht.“

„Ich danke verbindlich. Es ist ein wenig einsam um mich, seit dem Tod meines seligen Vatten. Abends sitzt man und redet mit dem Toten. Ach — rum, ein anderes Bild!“ Die weißhaarige Frau wandte sich nach Sophie. „Aber hier, meine Nichte — das ist ein kleiner Sonnenschein für mich. Aber wie lange — und ein Gatte wird sie und ihre Gedanken in Anspruch nehmen.“

Der geistliche Herr saß still da, sein Blick ruhte auf dem dunkelhaarigen Mann mit dem offenen, frohen Gesicht. Ein Lächeln und ein leichter Seufzer glitt über seine Lippen.

Wenn er Versöhnung erlebte? Wenn die Fremden heimfänden aus ihrem Haß?

Seine milden alten Augen sahen hinaus in den heißen Sommertag. Das Leben vieler Menschen zog an ihnen vorüber — vergehender Schatten —

„Es ist ein Schicksal, das sich heute vor unseren Augen fast unsichtbar entwickelt,“ sagte Protonotar Rübham, der neben Frau



von Schilbeck saß, nach den beiden Herren deutend, die sich mit Sophie Feldung unterhielten. Henner Pilgram und Ludwig Kammerer waren beide Menschen, gewohnt aufrecht durch das Leben zu gehen, und nicht erst zaghaft nachzuschauen, was der Herr Nachbar tat. Beide hatten ihre eigenen Begriffe und ließen nicht davon.

Sophies Hand strich spielend über das Fensterkissen aus oeru Cannovas während sie mit den beiden sprach. Ihr helles Haar stand gegen einen großen Strauß dunkelblauvioletterm Sturmhut. Kammerer sprach viel und hastig. Seine Stimme klang noch lauter als sonst.

Still lächelnd saß Henner Pilgram dabei. Im Stuhl zurückgelehnt, in der sicheren Ruhe, die ihn zu allen Zeiten umgab.

„Werden Sie hier in Deutschland bleiben?“

„Das hängt noch davon ab, Herr Kammerer. Es gefällt mir bis jetzt ganz gut da hier.“

„Die Stadt ist klein.“

„Alle Städte sind klein, wenn man es so nimmt. Sich den Kopf einzurennen, ist überall Gelegenheit.“

„Es muß ja nicht gerade das sein,“ sagte Kammerer lachend.

„Nein, man kann auch damit durch die Wand.“

Frau Rat von Schilbeck blickte ängstlich zu den beiden, deren scharfgeschliffene Worte wie ein pfeisender Luftzug durch das Zimmer fuhren.

„Darf ich Ihnen noch etwas Gebäc anbieten? Es sind ‚Nonnenseufzer‘, eine Spezialität unserer Stadt, Herr Pilgram.“

„Ja, bitte, und auch noch ein Glas Wein, verehrte Frau. Danke. — Zum Wohl, Fräulein Feldung.“ Henner Pilgram trank sein Glas in einem Zuge leer.

„Guter, alter Wein,“ sagte der Priester und hob das Glas mit dem viereckig geschliffenen Fuß gegen das Licht.

In der blütenduftenden Stille des Zimmers summt eine Biene . . .

Pilgram, der im vollen Licht saß, ließ seine Augen auf dem Mädchen ruhen. Klar und stark war der Blick. Seine Hände lagen ruhig auf den Seitenlehnen des Armstuhls. Neben ihr hatte Kammerer Platz genommen. Er trank schnell. „Die Hitze ist heute arg.“

„Es liegt Gewitter in der Luft.“ Prototypar Mühsam wies nach den blendenden Wolkentürmen, die über den Giebeln standen. „Ich möchte mich empfehlen, werter Frau Rat.“

Auch die anderen brachen auf.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Feldung.“

Zwei forschende Augen sahen Pilgram an, dann reichte sie ihm die Hand. Er behielt sie einen Augenblick in der seinen.

„Darf ich Sie nach Hause fahren? Ich habe den Wagen im ‚Darmstädter Hof‘ stehen,“ fragte sie Kammerer. Als Sophie zustimmte, bot er ihr den Arm und führte sie hinaus, dem anderen eine kurze Verbeugung machend. „Guten Abend, Herr Pilgram.“

Langsam ging Henner Pilgram den langen Weg durch die Unterstadt. Nachdenklich glitt sein Blick über niedere Häuser, durch stille Straßen — ein wenig ungeduldig.

Hinter den Fensterspionen folgten ihm viele Blicke.

So saßen sie dahier und sahen das Leben im schrägen Spiegel — verkehrt herum.

Plötzlich mußte er über den Kammerer lachen. Da spannten sich seine Muskeln, er pffte wie ein Gassenjunge.

Unaufhörlich wandern die Wolken — wandern und vergehen.

Ein Horn klingt aus dem weiten Wiesengrund, brüben im Leugsfelbergäßchen, „Annchen von Tharau.“

Hell klingt das Blasen durch den stillen Sommerabend.

„Krankheit, Verfolgung, Bedrängnis und Pein

Soll unserer Liebe Verknötigung sein,“

singen die Mädchen unten auf der Gasse die Worte mit.

Pilgram lehnte am Fenster und sah in den Abend hinaus. Das tiefe Leuchten war noch immer in seinen Augen. Welch eine unsagbare Ferne duftet aus dem regenfeuchten Hauch der Wälder!

Wald und Berge rufen — Auefelder und blühende Wiesen —

Über den blauen Wäldern der „Ausspann“ steht ein Wetter. Scharf und klar heben sich die Höhenberge ab. Überall zwischen den roten und schwarzbraunen Dächern grüne Baumwipfel, kleine Gärten, in den Winkeln blühender Hollunder — lose Steinplatten über schmalen Gräben. Hollunderduft strömt betäubend aus den verwilderten Gärten.

Hinter Gärten und Gemüsegärdchen die bunt ineinander geschachtelten Häuschen der Tränke, die weißgetalzte Mauer um Binsack's Garten.



Im Priesterseminar stehen alle Fenster auf. Lange Fensterreihen in düsteren Mauern.

„Henner —“

„Ja, Frau Rufine.“ Er wandte sich um und sah sie lachend an. Sie besaß das heitere Gleichmaß glücklicher Frauen.

„Laß uns niedersitzen und erzähle mir von deinem Besuch bei Frau von Schilbeck.“

Sie lachten beide ein wenig.

„Nun, wie war es?“

„Ist das hier immer so, daß zwei Familien aufeinander ‚bösz‘ sind?“ Und er erzählte von dem Zusammentreffen mit Sophie Feldung und dem Mühlenbesitzer Kammerer.

„Wir sträubten die Federn wie junge Hähne, denen die Sporen wachsen.“

Elisa Pilgram hatte stillschweigend zugehört. Henner ging ein paarmal das Zimmer auf und nieder, blieb plötzlich vor ihr stehen.

„Ja?“

„Elisa — es hat ihn!“

Sie nickte. „Es hat ihn tüchtig, wie mir scheint.“

„Ah —“

Er spannte die Arme weit. „Das ist ein Kampf, der sich lohnt — ich will ihn kämpfen bis auf das letzte. Auf, zum Maifesten!“

„Deutschland — das lag jedem von uns wie ein Heimweh in der Seele — ein Land, wie man es in den Abendwolken sieht. Als ich hiesher kam, da verlor ich dieses Land, das ich meine Heimat glaubte. Dort draußen die Weite — der große Nordwesten — das ist meine Heimat. Die Erde, die wir bebauen, auf der wir leben durch mehr als drei Generationen.“

Damals war der Urgroßvater Pilgram ausgewandert, da sie ihm das Leben hier im Land leid machten. Heute saß der Ur-entel in der alten Heimatstadt und sah über das weite Flußthal hin, dessen endlose Pappelreihen die große Straße Leipzig—Frankfurt begleiteten.

Blendend weiße Wolkenskuppeln über den Domtürmen —

Die fernern Turmknäuse der Pfarrkirche flammen in der Sonne.

Duft nach Klee und blühenden Wiesen. Warmer Südwind . . .

Drüben lag die Stadt, zum Franziskanerkloster auf dem Frauenberg ansteigend, mit Dächergewirr, Kirchtürmen und der mächtigen Domkuppel, wie von Silber überflossen verschwammen alle Farben in dem heißen Sommertag. Bis hieher hörte man die Pappeln vor der

Neuenberger Domäne brausen; von der Langenbrüde herüber donnerte das Flußwehr.

Von den Domtürmen flogen die Dohlen auf in schwarzen Schwärmen — ruderten kreischend über den goldenen Turmkreuzen. Gleich begann von allen Kirchen das Mittagsgeläute. Ein heller, erzklaarer Klang, der über den Fluß und das weite Wiesental hinwanderte — zusammen mit den dünnen, eiligen Glockenschlägen der Dorfkirchen. Drei einzelne Schläge — wieder — und wieder — dann erst setzte das Geläute ein.

„Kirchen, Klöster und Vergangenheit,“ sagte Henner Pilgram und dehnte sich im Sessel, als sei ihm eng um die Brust. Seine blauen Augen unter den scharfen, dunkeln Brauen leuchteten, sie hatten etwas von der flammenden Härte der Aprilsonne zwischen zwei Hagelwettern. Die Pilgrams brauchten Luft und Sonne und eine Menge Platz im Leben, sonst gab es ein Unglück.

Doktor Balthasar Pilgram beobachtete schweigend seinen Vetter. Das Haar bäumte sich in einer breiten Welle über der Stirn. Henner Pilgrams Haar war dunkel, schwer von Finsternis — das machte die blaugrauen Augen noch leuchtender.

„Ich war gestern droben in der Rhön. Ich will mir Land kaufen. Dort auf der hohen Rhön liegen viele große Höfe. Ich hätte Lust, mich da anzusiedeln.“

Die Höfe dort auf den Bergleihen sind alt. Fremdes Kriegsvolk fand nicht leicht den Weg in das einsame Gebirge. Zwischen Bergtuppen, weiten Hufschlächen und herrlichen Buchenwäldern lebte ein zäher, stolzer Bauernstamm.

„Da du ein Hiesiger bist, trotz allem, werden sie dir Land ablassen. Denn einem Fremden Grund und Boden verkaufen — das tun sie verdammt nicht.“

„Vielleicht bleibe ich auch hier,“ sagte Pilgram nach einem Stillschweigen.

„Hier in der Stadt?“

„Nein. Dort.“ Er wies nach dem großen Anwesen drüben über dem Fluß, dessen alte Klostergebäude mit breiten Mauern hinter einer hohen Pappelreihe standen.

„Dort? — Das Besitztum gehört den Feldungs.“

„Ich weiß es.“

„Dann weißt du auch das andere?“ fragte der Arzt.

„Auch das.“



„Willst du es ihm ernstlich ablaufen?“

„Vielleicht.“

„Der Feldung ist reich.“

„Ich auch.“

„Er wird es nie tun. Nie wird er sein Anwesen an einen Pilgram verkaufen. Zudem hat er mehr als genug Geld.“

„Ist die Sophie das einzige Kind?“

„Ja.“

„Ich werde die Sophie heiraten,“ sagte Henner plötzlich nach kurzem Stillschweigen.

„Donnerkiel!“ lachte der Arzt. „Das ist kein schlechter Gedanke. Dann bekommst du aber das Anwesen umsonst und brauchst es nicht erst zu kaufen.“

„Ich will es besitzen und dann — es der Sophie wiedergeben. Ich will nicht hineinheiraten. Verstehst du das?“

„Gewiß, lieber Henner. Wenn zwei um eine Frau werben, sind sie zu allerlei Umständen. Vielleicht weißt du davon, daß seinerzeit der Romanus Feldung um eine Frau erschlagen wurde.“

Beide Männer schwiegen. Das war der Grund der Feindschaft zwischen den beiden Familien. Jener damals im Jahr achtzehnhundertdreißig geschehene Mord an dem Romanus Feldung, der nie aufgeklärt wurde. Es hatte geheißt, der Rechtspraktikant Konrad Pilgram sei es gewesen, aber man konnte es nicht beweisen — die Feindschaft der beiden wegen einer Frau allein genügte nicht. Konrad Pilgram floh im selben Jahr nach den Tumulten, die der Pariser Julirevolution hier in der Stadt folgten, nach Amerika. Die Pilgrams waren unruhige Köpfe und bei ihren Landesherren schlecht angeschrieben. Die damaligen Landesherren waren auch danach. Man hatte noch lange nicht vergessen, daß die Stadt als Fürstbistum ein selbständiger Staat war. Die ältere Generation hatte ihre Jugend noch unter Albalbert von Harstall verlebt. Man hatte in dreizehn Jahren bald ein halbes Duzend verschiedener Landesherren kennengelernt, und was war man geworden? Eine Art Sibirien für mißliebige Leute aus dem ganzen Kurfürstentum, die einen zu graben Rüden hatten und um alles in der Welt es nicht fertig brachten, allersubmissivst den Mund zu halten.

Henner Pilgram war aufgestanden und sah aus dem Fenster nach dem Gutshof hin. „Das ganze ist doch nur eine Vermutung, an die ich nicht glaube.“

„Wie willst du die Wahrheit beweisen, nach vierundneunzig Jahren?“ fragte der Arzt.

Henner Pilgram schmiß mit einem Fluch das Fenster zu.

Doktor Pilgram sah seinen Better nachdenklich an.

„Denner, die Angelegenheit mit dem alten Feldung ist nicht so einfach. Der Alte ist ein hartes Scheit und ein kahler Filz dazu.“

„Er kommt immer wieder auf die alte Sache zurück, das ist ihm ein bequemer Ausweg. Teufel, ich finde es heraus!“ Henner war aufgesprungen und rannte vom Fenster zur Tür.

„Er will die Sophie mit dem Kammerer verheiraten, der die Hornungsmühle hat.“

„An den Strohkopf? Das leide ich nicht.“ Sein Better lachte.

„Und ich leide es nicht!“

„Auf Geld sieht der alte Feldung weniger, es ist ihm um die Reputation.“

„Ich werde ihm die ‚Reputation‘ schon unter die Nase halten!“ schrie Henner Pilgram. „Und wenn es nicht anders geht, dann kaufe ich den Matthesbergerhof und der Alte kann mich gern haben.“

„Und die Sophie?“

„Wir zwei stehen zu einander,“ sagte er. Ein weiches Schimmern lag in seinen großen Augen, er sah schweigend vor sich hin. Das Unbändige war aus seinem Wesen verschwunden, es war erfüllt von einer starken, stillen Treue. So schien Henner Pilgram wie einer jener klaren Ritter des frühen Mittelalters.

„Warum wollt ihr nicht drüben leben?“ fragte ihn da sein Better.

„Weil man die Sophie Feldung nicht aus ihrer Heimat fortnehmen kann. Sie wurzelt tief in dieser Gegend und würde in der Fremde zugrunde gehen. Darum — darum will ich auch das Anwesen erwerben.“ Er ging zur Tür und wollte hinaus.

„Wohin?“

„Ich gehe ein Stück nach dem Hainberg hinauf und zurück über Giesel und die Auspänn.“

„Jetzt um die Mittagszeit? Das ist ein weiter Weg.“

„Das ist mir gerade recht. Das daheim Hinsitzen hat keinen Sinn. Ich muß Luft um mich haben und die Weite. Also —“

„Gehab dich wohl einstweilen, Henner.“

Auf den Wiesenhängen leuchtet Hahnenfuß und Lerchensporn.

Weite Wälder dehnen sich. Der Gieseler Forst. Die grauen Flechtenbärte der



Fichten hängen bis auf den Boden. Moos wächst an jedem feuchten Stein.

Im Halbkunzel der Wälder blüht die Orchidee . . .

Dort traf er den Franz Bauhöfer, der hatte gute Augen für alles, was wild wächst. Den Apothekern sammelte er allerhand Kräuter und seltene Pflanzen für des Professor Ruppert sein Herbarium, zudem staken in seinem Brotsack meist noch Salamander, Blindschleichen und Moorströshe. Ein ausgebientes Einmachglas voll Wasserpest und Vallisneria baumelte an einem Bindfadenhenkel.

Der Bauhöfer stammte nicht von hier. Im großen Walb hinter Bischofsheim ist er zu Haus.

Bauhöfer trieb Handel mit „zoologischen und botanischen Produkten“, wie mit einem Pinsel voll weißer Ölfarbe auf ein klapperndes Blechschild neben seiner Haustür geschrieben stand. Im Herbst ging er Kraut hobeln und half den Leuten beim Kartoffelauzmachen. Früher war er eine Zeitlang Schäfer gewesen, daher stammte sein Hund „Franz.“

„Ich han nit uff die Botanik studiert on uff die Zoologie erscht recht net — öwer ech weiß ebbes. Franz — hingerüm!“ rief er seinem Hund zu.

„Doas Studiere, doas dut lei gut, doas mecht die Leit bloß toppschläht. Ich kenn mich nis.“

Er bückte sich und hob eine Pflanze aus dem moorigen Boden. Die Wurzel sah aus wie eine Kinderhand, weiß und fünfgliedrig.

„Doas sin Mariehändche. Hier hot's ere nit so vill, öwer drunne am Feldung singer Gränz, doa le'n se im Vuide on gude ruis. Öwer doas sing Deiwelsfinger, so schwarz bi die Noacht.“

Pilgram betrachtete die Pflanze. Es war ein blühendes Knabenkraut.

„Mer weiß, barüm se doa woasse.“

„Warum denn?“

„Es hot emol en Feldung die Gränz net geocht, er hot die Gemarkungsstei versocht in der Gehannisnoacht. Nachhinder is em die Hand uis'm Grab ge-woasse. Desberwege finge sie doa so vill Deiwelsfinger.“

„Kennst Ihr den Feldung?“

„Freilich. Der is auch ä geizig Luider. Öwer die Doachter — das Sophie — die is ä echt Mäusch (Mädchen) on so gemein (leutselig)! Der die emol heiroad', der is net icwel broa.“

Wieder las Bauhöfer etwas von der

Erde auf und stopfte es in seinen Sack, der machmal von all der lebendigen Fracht sonderliche Sprünge tat. Die Augen in dem zerwitterten Gesicht blickten hell und scharf.

„Zom Herscht (Herbst) gitt's hier ä Masse Hoahippe (Hagebutten). Franz — hingerüm!“ Der Hund stand, den linken Vorderlauf hoch, mit gesträubtem Radenhaar knurrend da. „Doa leit ebbes, baht emol uff!“ — Schon hatte er eine Kreuzotter beim Wikel. Gewandt kriegte er sie beim Schwanz zu packen, wirbelte sie durch die Luft und hieb sie gegen einen Baumstamm, daß sie schlaff herunterhing wie ein Strid. „Dodermit gähn ich uff's Amt, doas gitt ä Mark Prämie.“ Und er verwahrte sie in seinem Sack zwischen Salamandern, Kamillenblüten, Arnika und Schachtelhalm.

Ein Häher schimpfte hinter ihnen drein. Bauhöfer deutete auf den Weg. „Doa spür'n sich Wildsäu.“

Pilgram lachte. „Geht Ihr auch freipirschen?“

„Nä, ich hal's mit em Lawendige (lebensdigen), fier doas dot Geziä (Zeug) han ich nicht äwrig.“ Gewandt schlüpfte er durch das Nuterholz. „Fekter kömt dem Feldung sin Woald. Ich kann Ihne sage, der Mann is betucht (reich). Sehe Sie, doa hinne, bo's Kapellche steht, doa is der Romanus Feldung derchloan.“

„Ja, ich weiß. Man behauptete, mein Urgroßvater habe es getan. Seitdem besteht der Haß zwischen den beiden Familien.“ Pilgram ging quer über die Schneise auf das kaufällige Holzhüttchen zu, sich auf die Stufen niederlegend. Der Bauhöfer hatte den Hut abgenommen und murmelte ein Ave Maria.

„Der Herr gebe ihm die ewige Ruh.“

Dann kramte er Brot und Wurst aus dem Sack unter Pflanzenbündeln, lebenden und toten Amphibien heraus. Langsam begann er gründlich zu vespern.

„Einz is emol sicher, Herr, bann Ihne Ihr Urgroßvater selig dohier den Romanus derchloan hätt', denn könnte Se nit so ruhig dohier sise.“

„Aber der Haß wird zwischen den Familien stehen, solange bis man weiß, wer der Mörder war.“

„Herr, ich will Ihne mol ebbes sogä — uff die Läng hält euch doas kenneer aus. Hasse — doas nimmt euch ä Masse Zeit weg. Mer gukt alsfort zo ei on demselbigte Loch rei, on derweil läuft einem der hell' Doag derbo. Ich kenn mich nis,“ sagte Bauhöfer und fuhr fort, kahl über's



Messer zu essen. „Der Schwoartegeinder (Wurstart) is auch himmelgod. Versucht emol.“

Pilgram nahm, was er ihm bot.

„Joa — on der al' Gutberlet soagt, doas es ä Buch gitt, kei Mänsch weiß bo, in däm steht der Nohme vom wahre Mörder vom Romanus Feldung.“

„Was für ein Buch ist denn das?“ fragte Pilgram überrascht.

„Joa — doa misse Se der ahl' Gutberlet frage, ich hal's bloß mit em Lawendige.“

Gutberlet wohnte hinter den „Löhern“, wo die Lohgerber hausen. Pilgram mußte über morsche, geländerlose Bohlenstege, unter denen ein trübes, braunes Wasser hindurch — ein scharfer Geruch stand während in der Sonne. Von den Holzgalerien der alten, windschiefen Häuser hingen Häute und waidgefärbte Garnstränge. Die Abwässer einer Färberei gurgelten in die braune Brühe, die blaue und rote Striemen bekam.

Pilgram fragte nach dem Gutberlet.

„Häl' 's es en Kniz (jemand) doa!“ schrie eine Frau in einen langen Gang hinein. Pilgram ging den Gang hinunter, bog um die Ecke und stand in einem engen Hof, an den ein kleines Häuschen mit einem bunten, sonnigen Garten grenzte. Im Hausehru saß der Schuster Gutberlet auf seinem Schemel und sang zur Arbeit.

„Ich — on mei junges Weib,

Könne schee dan—ze,

Sie mit em Bää—delsack,

Jüsch — mit dem Ranze.“

Pilgram bestellte ein Paar Schuhe bei ihm, und während der Alte Maß nahm, kamen sie ins Gespräch.

Hinter dem Gärtchen dehnten sich Kartoffel- und Bohnenäckerchen. Man sah den Weg nach der Kusspahn und die Hornungsbrücke. Hohe Pappeln brausen im Wind.

„Schön haben Sie es hier.“

„Joa, mir sin noch god beimanner.“

„Wie alt sind Sie denn?“ Er musterte den kleinen, behenden Weißkopf mit dem frischen Gesicht.

„Uff Michelsdoag wer'u ich siewene-neunzig.“

„Das sieht man Ihnen nicht an!“

Der Alte lachte. „Gut gegerbt's Leder hält sich.“

„Dann sind Sie schon auf der Welt gewesen, als der Romanus Feldung ermordet wurde.“

„Ganz recht. Doderbo hot mer mei Vatter jelig als verzählt.“

„Wer hot es denn getan?“

„Dees weiß kei Mänsch. Mer hot als behaupt't, es hätt's einer von de Pilgram's gedoa, aber — 's is net woahr.“

„So?“

„Es gitt eich ä Buch, do steht der Nohme drin von dem, bo's gedoa hot.“

Ruhig fragte Pilgram: „Von wem ist denn das Buch?“

„Es hot's einer drucke losse, bo sich Goethe schreibt.“

„So, jo. Wer hat denn das Buch?“

„Doas Buch, dos hot eme Notar Schüssler gehört, der hott' en himmele Hauwe Bicher. Bi ich so'n klenner Gasröller (Gassenjunge) woar, han ich em als die Stiewel, bo ihm mei Vatter selig uizgestickt hat, hi'gedrage hab — on doa soht er om Severjesberg gewohnt, bo alleweil der Notar Jessler, wiße Se, der Konnegidel, wohne dhut. Er woar en gescheider Kniz. Ich weiß noch bei heit, daß ich em ä Poar Schaffstiewel hi'gedrage hab — on doa soht er om Schreibtisch on hat ä al' Büchelche doa liege on woar droa, sich Akteboge herzerichte.“

„In dem Buch liegt ein Menschen-schidjal, darin steht der Namen des Mörders vom Romanus Feldung, soat er. Ich woar noch kei Bertelstunn fort, doa hot'u der Schlag gerührt. Hi' woar er, im Augenblick.“

„So, jo.“ Hinner Pilgram sah in die Abendferne hinaus, wo lange Pappelalleen durch Wiesen und Feldstücke wanderten. Das verworrene Zeug, das er da hörte, schien ihm wie ein ganz dünner Faden —

„Warum haben Sie sich nicht mit der Nachricht an das Gericht gewandt?“

„Joa, wiße Se, in dere Zeit damals — on ich han net gern ebbes mit em Gericht ze donn, die due ei'm ebbes oahente, bann mer goar niicht gedoa hot.“

Pilgram stand auf. „Also, machen Sie Ihre Sache gut, Meister. Es sollen meine Hochzeitsstiefel werden.“

Der alte Weißkopf lachte. „Habt Ihr ä schee Mänsch?“

„Es ist die Sophie Feldung, und ich bin der Hinner Pilgram.“

„Was Ihr net soat! Drübe in der Hornungsmühl der Kammerer — des soll der Schwiegersohn werde — soage die Leut! Du jekter kimmt Ihr dohime von Amerila ond wollt doas Sophie heiroade,“ lachte Gutberlet. „So geht's zo uff dere Wält. Mer sollt's net denke.“



Durch ein paar enge, bucklige Gassen fand Pilgram sich nach dem Severienberg. Neben der alten Kirche führte ein feingelätteter Gang an einem uralten Gebäude her, in dessen großen Wandflächen einzelne kleine Fenster saßen, zu dem Haus. Breite Treppen mit kunstvollem Schnitzwerk. Zu einem Gartenzimmer, dessen Fenster einen rosa Schimmer im Glas hatten, empfing ihn der Notar Zeffler.

Unten im Garten blühten weiße Rosenstöcke — man sah über den Beeten und dem großen Bleichplatz die Hinterhäuser vom Luchenberg. Häuser, nach der Willkür längst vergangener Geschlechter gebaut, aber fest und dauerhaft, die sah Pilgram hier in allen Straßen — man mußte sich nur Zeit nehmen, in Höfe und Hintergäßchen zu gucken. Es kam ihm zuerst lächerlich genug vor, aber das Geschlecht, was da hauste, war bodenständig und wurzelfest. Es war eine Stärke der Heimat darin, eine Kraft der Art, die nicht untergehen ließ. Sie hatten Haltung und Form, es war ein immer wieder sich erneuerndes Leben, das Geschlechtern den sicheren Lebensgang gab.

„Könnten Sie noch erfahren, wo seinerzeit die Bücher aus der Hinterlassenschaft jenes Notar Schöffler hingekommen sind? Er starb vor ungefähr achtzig Jahren und soll dieses Haus besessen haben. Ist das noch ausfindig zu machen?“ fragte Pilgram, nachdem er das Nötige erklärt hatte.

„Mein Großvater kaufte damals das Haus. Er war als Jurist sehr korrekt in seinen Angelegenheiten, und ich bin sicher, daß ich unter seinen Papieren Anhaltspunkte finde.“ Notar Zeffler rieb sich die Hände. „Wenn Sie mich in den nächsten Tagen wieder mit ihrem Besuch erfreuen wollen, hoffe ich, bis dahin etwas gefunden zu haben. Im übrigen steht Ihnen meine Bücherei zur Verfügung ad libitum.“ Er wies in das Nebenzimmer, dessen Fenster von grünen Perkalronleang mit schwarzen Landschaftsbildern darauf verhängt waren. An den blau tapezierten Wänden standen Repositorien, zwischen denen bunte Stiche aus Rom, der Campagna und den Bolskerbergen hingen. Neben dem Mittelfenster „Goethe in Rom“ von der Angelika Kauffmann. Aus dem grünen Dämmer des sommerheißen Raumes glommen die großen dunklen Augen.

In einer weißen Glasvase welkten Zentifolien . . .

„Ach was, ich mag ihn nicht, er ist ein malkontenter Kerl!“ rief der Kanzleirat Felsung ärgerlich. „Diese Pilgram's sind überhaupt von jeher ganz infame Libertiner und dann bedente die Affäre seinerzeit.“

„Onkel Kasper, das ist nur Matsch gewesen,“ sagte Sophie und bekam erregte Augen.

„Zu meiner Zeit, liebe Nichte, da hat kein honettes Mädchen eine unvernünftige Liebesheirat begangen. Heirat ist eine seriöse Angelegenheit auf der Basis von gegenseitigen Familieninteressen. Zu meiner Zeit wenigstens.“

„Daher gab es auch so viele alte Jungfern und Frauen, die sich jung totgrämten,“ fiel ihm Sophie ins Wort.

„Wohlerzogene Menschen grämen sich nicht tot. Im übrigen hast du die beste Aussicht, dich mit dem Mühlenbesitzer Kammerer zu verheiraten — es liegt nur an dir. Die Äder grenzen aneinander, und da dein Vater weder Fischerei noch Mühlenbetrieb hat, so ist diese Heirat sehr in Betracht zu ziehen. Der Kammerer ist ein ausgezeichnete Mensch, was willst du mehr? Das Ganze würde ein prächtiges Besitztum geben.“

Georg Felsung kam über den sonnenheißen Hof und trat in die niedrige, große Stube zu ebener Erde, wo die Weiden saßen.

„Guten Tag, Bruder. Wie hält sich das Leben?“ fragte der Kanzleirat.

„Gut. Ich habe dem alten Herbert in Lütels die große Wiese aufgekauft. Weißt du, die nach der Sandgrube zu liegt. Hahaha! Der Kammerer wird sich ärgern; dem waren die Zähne schon lang danach,“ lachte er. „Aber bald ihr zwei einig seid, Sophie, kann er sie ja umsonst haben, wenn ich aufs Altenteil gehe. Hahaha! — Wo ist meine Frau?“

„Sie sitzt oben und flennt,“ sagte sein Bruder.

„Was? Wer hat sie zum Flennen gebracht? Du etwa wieder, Sophie?“

Seine Tochter sah ihm gerade in die Augen, mit demselben unerschrockenen Blick wie er. „Du weißt, weshalb sie weint. Daran bist du schuld, Vater!“

„Ich? Nein, daran ist dieser gottvergeffene Kerl, dieser Amerikaner, schuld. Zwischen den Pilgram's und uns ist es ein für allemal aus. Laß dir das im guten gefagt sein.“

„Darüber bist du nicht Herr, Vater. Nicht über ihn und nicht über mich,“ entgegnete ihm Sophie und ging hinaus.



„Wahrt Euch!“ schrie ihr der Alte nach.

„So lieb hast du ihn schon in der kurzen Zeit?“ Die weinende Frau strich der Tochter über das Haar.

„Ich hatte ihn schon lieb, als ich ihn das erste Mal bei Tante von Schilbeck sah. Er ist ganz anders als der Kammerer.“

„Der Kammerer ist ein guter Mensch, Sophie. Ich weiß, daß er dich liebt.“

„Ja, ja!“ rief Sophie ungeduldig. „Aber er liebt auch die Flußwiesen, die an sein Anwesen grenzen, und das viele Rindvieh, die Schafherden und das ganze Gut. Ich möchte einmal sehen, wenn ich das nicht hätte.“

„Und der Pilgram?“

„Der hat das nicht nötig. Mutter, es hat keinen Sinn, darüber zu reden, und im Ernst hast du auch gar nichts gegen Pilgram.“

„Nein, das habe ich nicht. Mein Gott, ich sah ihn nur flüchtig ein, zweimal beim Spazierengehen mit meiner Schwester. Da wechselt man einige nichts sagende Worte. Er hinterließ einen sehr sympathischen Eindruck. Als er seinen Besuch machte, da ließ der Vater sich verleugnen und ritt aufs Feld. Ich wollte ihm das nicht antuen, Pilgram doch zu empfangen, darum sagte ich, daß ich nicht wohl sei.“

„Du hättest zu mir halten sollen!“

„Kind, wie unklug du bist. Ich hätte damit mehr Schaden angerichtet, als du ahnst.“

„Ich gehe fort — ich muß noch einen weiten Gang durch die Wiesen tun — mir läßt es nicht Ruhe.“

„Bleibe da, bitte. Du hättest es nur miterleben sollen, diesen Auftritt, den ich mit dem Vater hatte, den Tag, als du sagtest, du wollest den Kammerer nicht heiraten, weil du den Genner Pilgram lieb hättest. Ach, ich kann noch gar nicht fassen, wie das alles gekommen ist.“

„Wir haben uns bei Tante Schilbeck wiedergesehen. Nein, Mutter, du mußt nicht böse werden; sie hofft, daß sie damit die beiden Familien wieder versöhnt.“ Sophie lachte. „Ich glaube, niemand würde glücklicher sein darüber als Prototypar Müßsam. Er ist so ein guter, alter Herr.“

In der Rosengasse war ein winziger Antiquarladen. „Antike Möbel, Porzellan und echte Bilder“ annoncierte eine sauber geschriebene Papptafel hinter der Glastür.

Aus dem Halbdunkel löste sich Sally Rosenthal, der Besitzer, als Pilgram eintrat.

„Womit kann ich dienen?“

„Haben Sie auch alte Bücher?“

„Warum soll ich nicht auch alte Bücher haben? Es sind sehr schöne Ausgaben darunter. Bitte schön. — Ruben, du sollst nicht immer unter den Büchern sitzen!“ herrschte er einen halbwüchsigen Jungen an, der, auf einem Stapel Folianten kauend, in einem Buch las.

„Ich suche alte Goetheausgaben.“

„Damit kann ich Ihnen dienen, aber leider nicht komplett. — Ruben, ich habe dir gesagt, du sollst das Buch hier lassen.“

„Es ist keine Goetheausgabe,“ erwiderte der Junge und nahm es mit.

Der Antiquar murmelte ärgerlich etwas vor sich hin.

„In dem Alter sind wir alle auf Bücher veressen,“ lachte Pilgram.

„Bücher,“ sagte Rosenthal verächtlich, „da macht man die schlechtesten Geschäfte mit. Bücher — wer liest Bücher? Schund lesen die Leute. Ich habe da eine komplette Erstausgabe Voltaire. Seit Jahren liegen sie da. Da sehen Sie, wozu sind sie gut? Daß der Ruben darauf sieht, wenn er mir in den Büchern rumschmökert. Es ist eine noch tadellose, in Leder gebundene Ausgabe. Wenn Sie sich dafür interessieren, ich schide sie gern zur unverbindlichen Ansicht.“

„Es wäre kein schlechter Gedanke. — Übrigens, haben Sie Porzellan aus der fürstbischöflichen Manufaktur?“

Rosenthal hob die Hände. „Raum im Museum hat man welches. Aber ich werde mich umtuen danach. Man muß nicht sagen: es ist unmöglich.“

„Danke. Aber vor allem denken Sie an alte Goetheausgaben. Es — ist eine Liebhaberei von mir.“

„Wenn die Menschen keine Liebhabereien hätten, womit sollte man Geschäfte machen.“

„Sie haben recht, Herr Rosenthal.“ Da sah Pilgram im Schaufenster einen Silberleuchter mit dem Schleifraschen Wappen. Den kaufte er.

„Beehren Sie mich bald wieder.“ Rosenthal öffnete ihm die Ladentür.

Schon nach zwei Tagen bekam Pilgram einen Brief von Notar Zehler, der ihn einlud, heute Abend vor allem das Aufblühen seiner Königin der Nacht mitanzusehen. Nebenbei bemerkte er noch



daß er einen kleinen Anhaltspunkt, jenes gesuchte Buch betreffend, gefunden habe.

„Guten Abend, Herr Pilgram. Heute wird sie ausblühen, in ein, zwei Stunden denke ich,“ begrüßte Zeffler ihn beim Kommen in freudiger Erregung.

Im verdunkelten Bibliothekzimmer stand auf schwarzem Metallständer ein Blumentopf, aus dem eine säulenartige, viel gewundene Kaktee in bizarren Windungen rieg.

„Sehen Sie hier!“ Zeffler deutete auf eine große, weißlich grüne Knospe, die an der Spitze gelb schimmerte von sich entfaltenden Blütenblättern. Auf grün gestrichenen Bretterstellagen standen überall Kakteen — eine herrliche, von scharlachroten Blüten überschüttete corous flagelliformus war dabei. „Ach, das ist alles nichts gegen die Königin der Nacht, wenn sie blüht. Ein Wunder werden Sie sehen, Herr Pilgram, ein schweigendes Wunder.“

Neben der Pflanze war ein kleiner Tisch gerichtet mit zwei Sesseln. Sie speisten im Halbdunkel. Sonderlich erregt und erwartungsvoll saß der alte Herr da. Pilgram sah ein, daß man mit ihm nicht von den Büchern sprechen konnte, ehe der Moment des Aufblühens vorüber war.

Aber Notar Zeffler fing selbst davon an.

„Also, carissimo, die Bücher hat mein seliger Vater später zum Teil verkauft. Hier, sehen Sie bitte —.“ Er schob ihm ein sorgfältig geschriebenes Ausgabenbuch hin. „Lesen Sie:

„10 Taler für diverse Bücher und Zeitschriften, Goethe, Corneille und Hörres, eingenommen von Kameralist Ruppert am Wollwebersgraben.“

Dabei könnte möglicherweise die gewünschte Ausgabe sein. Professor Ruppert ist sein Sohn. Wenn Sie ihm einen Besuch machen wollen, rate ich Ihnen, den Sonntag Mittag zu benutzen, dann treffen Sie den Herrn sicher. Ob nun Professor Ruppert von der Existenz dieses Buches überhaupt weiß, möchte ich sehr bezweifeln. In den Sachen dieses Herren herrschte von jeher die desolateste Konfusion,“ bemerkte der Jurist mit einem kleinen Lächeln.

Pilgram beobachtete die Kaktee. „Woher haben Sie dieses prachtvolle Exemplar?“

„Ich erhielt es einmal als Steckling von den hochwürdigsten Benediktinerinnen — ich erlebige die Verwaltungsgeschäfte

des Klosters — und man wußte von meiner Liebhaberei. Ich kann Ihnen kaum sagen, welche Freude man mir damit machte.“

Die gelben Blütenblätter schoben sich immer mehr aus dem Kelch.

Aufmerksam spähte Zeffler beim Sprechen danach. „Es ist eine große Seltenheit — eine blühende Königin der Nacht. Ich habe sie aus dem Ableger selbst gezogen, und in den ganzen Jahren blüht sie heute zum ersten Mal. Sie werden begreifen, wie glücklich ich bin,“ lächelte er.

Der feine, würzige Hauch von jährigem Wein und den Pflirsichen auf der rosa Porzellanischele zog durch das kühle Zimmer, in dem die beiden Männer nun eine ganze Weile schweigend saßen. Die Bücherrücken dunkelsten hinter den Glascheiben der Repositorien.

Tiefe Ruhe umgab hier Pilgram. Seine Gedanken wanderten.

Der Vater Almanzor strich leise miauend dem Gast um die Füße . . .

Da hob Zeffler die Hand.

„Seht!“

Ein schwerer, vanilleähnlicher Duft fing an, sich im Zimmer zu verbreiten. Mit einem leisen Laut öffnete sich plötzlich die herrliche Blüte, weiß und goldgelb leuchtend in dem Halbdunkel, von einer seltenen Unberührtheit.

„Die Königin der Nacht!“ sagte leise der alte Herr. Ein glückliches Leuchten brach aus seinen Augen.

Das Zimmer erfüllte der fremdartige Duft der seltenen Blüte.

Bald danach verabschiedete sich Pilgram. „Schlafen Sie wohl, Herr Notar.“

„Schlafen — in dieser Nacht? Ich werde wachen, solange sie blüht.“

„Wie lange blüht die Königin der Nacht?“

„Bis zum Morgengrauen!“

Pilgram trat zu dem Antiquar in den finsternen Ladenschlupf.

„Womit kann ich dienen? Wieder alte Bücher?“ fragte Rosenthal.

Er nickte und griff in den unordentlich gestapelten Bücherhaufen am Hoffenster. „Es sind unterdessen neue dazugekommen.“

„Sind Sie noch immer schlecht mit Ihrem Sohn zufrieden?“

„Wie bin ich zufrieden — was habe ich von einem Sohn, der nicht rechnen kann eins und eins gibt zwei. Er liest allerhand meschuggene Bücher, und wenn



ich sie verkaufen will, schreit er „Nein!“ Arzt will er werden! Was habe ich davon? Sterben muß ich doch.“

Pilgram wühlte aus dem Bücherhaufen einen Band. Die Farbenlehre. Es war ein grüner Ledereinband mit Rotschnitt. Stark vergilbt, aber tadellos erhalten. „Was soll sie kosten?“

„Was soll sie kosten? Zahlen Sie drei Mark.“

Als Pilgram gegangen war, sah Levi Rußbaum zur Tür hinein. Er besaß nebenan ein Schnittwarengeschäft. „War er wieder da? Was hat der Mann?“

„Was hat der Mann?“ entgegnete Rosenthal achselzuckend. „Er hat den Goethellaps.“

„Es ist doch sonderbar, daß immer zwei Meschuggene zu einanderfinden. Findest du das nicht auch komisch?“

Rosenthal entgegnete kein Wort. Er begann, die Bücher zu ordnen.

„Nun, du sagst ja nichts?“ fragte Rußbaum.

„Wachsen sollste. Jeden Tag tausend Meter und ich möchte dein Tuchhändler sein,“ sprach Rosenthal und ließ seinen Geschäftsfreund stehen.

„Der Mann kann einem meschugge machen,“ sagte der Antiquar zu seiner Frau, die ihn zum Kaffee rief. „Die Augen sollen mir verdorren im Kopf, wenn ich noch ein Wort mit ihm rede.“

„Daß ihn sein, Salkh. Wozu mit Menschen reden, die unsympathisch sind. Und wie unsympathisch der Levi Rußbaum ist,“ bemerkte Frau Sarah mit üppigem Lächeln. Vor zwanzig Jahren hatte man ihr Levi Rußbaum als Gatten angetragen.

„Wer redet?“ empörte sich Rosenthal. „Ich rede? Er redet.“

Blühende Wiesen im Biebergrund—.

Hoch in den sonnenflammenden Himmel ragt Schloß Bieberstein auf dem von Buchenwald bedeckten Bergkegel.

Buchenwälder — Wiesengründe — steile Bergtuppen — große Höfe an den Hängen und bunte Dörfer.

Ein Wanderfalle zieht hoch im Blauen.

Sein Schrei gelst durch den glühenden Hochsommermittag!

Der Forellenbach schlüpft kristallklar über die Steine. Fische glitzern auf, schießen blitzschnell dahin. Die rosa Trichterblüten der Feldwinden rauken sich um die Wildrosenbüsche. Wicke und Arnika duften würzig und der wilde Berglavendel. Die Silberwimpel der Königs-

ferze wehen über dem moorigen Grund jenseits der Vieher.

Burpurne Schatten träumen auf dem weichen, rostroten vorjährigen Buchenlaub am Boden. Heidelbeerbüsche stehen fest und dunkelgrün wie ein Teppich. Die Scharlachfrüchte der Walderdbeere leuchten mit dem smaragdgrünen Moos um die samt dunklen Wurfböden. Durch das Unterholz tanzen in Sonnenlicht und Windwehen die Ranken der wilden Walderbeere, deren Blüten süß und geheimnisreich duften.

Sommerwälder und Bergwiesen in der Rhön..

Penner Pilgram wanderte durch die Wälder nach dem Matthesberger Hof. Er fand den Matthesberg im Pferdestall, wo er ihm das neugeborene Fuchsfohlen wies. Dann gingen sie ins Haus.

Sie saßen beisammen, und der Bauer hatte seine heimliche Freude daran, wie der fremde Herr so schön tatkfest mit dem Löffel in die gemeinsame Schüssel fuhr.

„Die Bäuerin lacht gut.“

„Joa, die meinig' is scho recht. — Brauchst dich net zu schäme, Bronika — ech joan die Woarheit. — Joa, also Land wollt Er Euch kaufte on Bauer werde. Herr, doas is eich hoart Arweit.“

„Das weiß ich.“ Und Pilgram begann den beiden zu erzählen von der Farm drüben im alten Indianerland.

Die beiden horchten zu. Da meinte die Bäuerin: „Kanada — du, Bauer — dem Wernazhöfer sing Jüngster, der is uff Kanada gemocht. Däm geht's god dort.“

„Joa,“ meinte der Matthesberg. „Nachhinder (nachher) seid' ihr an en Bauer, baun au im Große.“

„Ich will heiraten und möchte meine zukünftige Frau nicht aus ihrer Heimat fortnehmen; sie ist vom Land, und es hält einer Frau schwer, fortzugehen. Ich sorge mich, daß sie sich heimgrämt.“

Die Bäuerin lächelte still. „Doas glauwe die Mannslüd. Ober wir Weibslüd sin doa berheim, bo där is, dan mer gärr hot — doas is ä ah! Sach. Wisse se Herr, wir Weibslüd, mir könne mehr herhalte, banns ä Kimmerniß gitt.“

Später zeigte sie ihm oben in den Kammern die Inletts voll Daunen, die Kästen, aus denen sie selbstgesponnenes Leinen heraus hob. Er strich mit der Hand darüber, es kühlte sich an wie kühle Blütenblätter im Mondlicht. In einem Schrank hing ihr gutes Zeug, daneben Jungensanzüge, verschossen und zertragen.



„Doas sin die Sache vom Mlohs, unserem Jong, er hot sich derfalle vom Heubuide. Sechzeh' Joahr wär er ehter.“ Sie strich schein über den Stoff. „Vor em Bauer reb' ich net derwo, där trät' hoart genug broa. Ober — mer denkt an en, bann mer uffsteht, on bann mer sich zom Esse setzt, on bann mer sich schloffe läht — on des Moachts doa träumt's eim von em.“

Sie schloß den Schrank zu und wies ihm vom Fenster aus das große, blau-blühende Flachsstück zum Bach hin.

Dann gab es Kaffee und safrangelben Kuchen.

Die Bäuerin schnitt ihm, ehe er ging, im Gewürzgärtchen Goldblat, Moosrosen, Bergißmeinnicht, Maasliebchen mit stark-riechenden Salbeiblättern und Wandgras darum.

„Doas sollt er der Eurigen gäwe,“ sagte sie und umwand den Strauß mit einem himmelblauen Wollfaden.

Abend in Langenbieber.

Auf der Dorfstraße wandern singend die Mädchen, in langer Reihe untergefaßt.

„So geht 's einem Mädchen,

Das zwei Burschen lieb hat.

Der eine tut selten ein gut —

Jaa—ja, jaa—ja,

Der eine tut selten ein gut.

So muß der ei—ne es nun füh—len,

Wie die sal—sche Liebe tut.

Sie—ie geht kapibewidewit,

Kaaa—pidewidewit.“

Pumpenschwengel knirschen. In den Wiesen brüllt das Vieh — schöne schwarz und weiß gefleckte Rinder. Man sieht die Herdfeuer lodern.

Barfüßige Hütejungen knallen mit den Peitschen hinter den Gänjen her, die schreiend und flügel Schlagend ihre Ställe suchen, die ganze Dorfstraße mit Tumult erfüllend.

Beim Sägemüller riecht es stark nach frisch geschnittenem Buchenholz.

Goldrote Wolken segeln im blassen Himmel. Die Tauben kommen von den Feldern heim, schwenken in brausenden Flügen um den Kirchturm, von dem das Abendbläuten weit hinaus über den Biebergrund ruft. Die Gloden von Hofbieber und Niederbieber geben Antwort.

„Feierabend!“ ruft der Sägemüller dem Gesellen zu.

Heiner Pilgram geht langsam durch das Dorf dem Bahnhof zu. Seine Augen wandern den weiten Grund hin. Dunkle

Waldkuppen säumen ihn, an deren südlichen Berglehnen viele große Höfe liegen.

Blühende Kleefelder duften. — — —  
Die Bergjohannisblume blüht. . .

„Wendelinus! Wendelinus, ich bitte dich — es ist Besuch da.“ Die langhalsige Dame in zausigen Stirnlöchchen und weißer Batistbluse öffnete hastig die Tür zum guten Zimmer. „Bitte nehmen Sie einstweilen Platz, Herr Pilgram. Mein Mann kommt sofort. Er ist augenblicklich in seinem Atelier und malt.“

Das sah Pilgram an den Bildern, die überall hingen. Er ging näher und besah sie.

„Mein Mann ist nur Dilettant, sagt er.“

„Das ist übertrieben, gnädige Frau. Hier dies Bild — das Gut von Neuenberg — ist prächtig. Man fühlt die Sonne in diesem Bild.“

„Ach ja? Ich bitte Sie, sagen Sie es meinem Mann, es wird ihm Freude machen.“

Pilgram fand in diesen Bildern den unmittelbarsten Zusammenhange eines Menschen mit der Natur. Vielleicht kam daher die „desolate Konfusion“, wie Notar Zehler sagte.

Da schlüpfte Frau Professor Ruppert eilig hinaus, ihr Mann kam. „Ja, liebe Frau, ich habe den neuen Anzug an.“ Er fand Pilgram noch vor dem Bild.

„Guten Tag, mein Herr.“

„Guten Tag, Herr Professor. Ich unterhalte mich mit Ihren Bildern.“

„Sagen Sie, mit meinen — Träumen.“

Pilgram nahm ihm gegenüber Platz. „Könnte ich dieses Bild erwerben?“

„Erwerben?“ Atemloses Erstaunen blickte aus den Augen Rupperts. Eine heiße Freude ergriff ihn. „Erwerben, sagen Sie, im Ernst — kaufen?“

„Ja.“

„Das — das — ja, das ist das erste Mal. Sie sind der erste Mensch, der mein Schaffen — sozusagen mein privates Schaffen — nein, mein menschliches Dasein estimiert.“

„Wozu die Worte? Dies Bild ist gut, darum will ich es kaufen. Wollen Sie mir bitte den Preis sagen?“

„Ich — ich werde ihn Ihnen schriftlich mitteilen.“

„Wie Sie wollen. Warum wurden Sie nicht Maler?“

„Aber, ich konnte doch als Sohn eines Verwaltungsbeamten nicht geradezu — Künstler werden. Nein, das ging nicht. Ich habe zwar sehr einfach geheiratet,



aber — nein, das hätte ich auch meiner Frau nicht antun können. Ich bin Neuphilologe. Aber unsere Ferienreise im Hochsommer, die machen meine Frau und ich stets in eine Kunststadt. Wir waren in München, in Düsseldorf, in Cassel wegen der Niederländer, wir sahen in Dresden die Sixtinische Madonna und einmal — einmal fahren wir nach Rom! Das wird die glücklichste Zeit unseres Lebens sein.“ Er sah vor sich hin. Pilgram betrachtete das Kluge, ein wenig zerfahrene Gesicht über dem korrekten Jackettanzug. „Abends sitzen wir oft hier zwischen den Bildern. Meine Frau weiß von jedem, wie es entstand, aus was für Gedanken — aus einem Gespräch oft. Verzeihen Sie, ich vergaß ganz zu fragen, was Sie zu mir führte; Notar Zeffler schrieb mir ein paar Zeilen darüber; aber die Juristen haben eine Vorliebe für ineinander geschachtelte Replikten, daß der Sinn einer Sache in ihren Ausführungen vollkommen verloren geht, und der gute Zeffler hat dadurch einen fürchterlichen Stil bekommen — vier minus sozusagen. Meine Tertianer wissen sich schriftlich übersichtlicher auszudrücken.“

„Ich suche nach alten Goetheausgaben für einen bestimmten Zweck, wie Ihnen Herr Zeffler wohl mitgeteilt hat.“

„Ja, ja — ganz recht, ich entsinne mich. Es würde mir eine Freude sein, die Ausgabe zu finden, die Sie benötigen. Ich werde suchen. Gewiß, ich werde suchen.“ „Liebe Frau, du wirst mich daran erinnern, daß ich suchen wollte,“ wandte er sich an die eben Eintretende.

Es wurde noch eine kurze Plauderstunde. Als Pilgram sich verabschiedete, erinnerte er noch einmal an das Bild.

Ein Schein von Freude kam jäh in die blaffen Augen der Frau, aber sie ließ es nicht merken. Ruppert begleitete den Gast zur Treppe. „Hat mich sehr gefreut! Hat mich ganz außerordentlich gefreut, Herr Pilgram — meine Frau aber auch.“

Das Ehepaar fand sich im guten Zimmer wieder. „Das Bild ist verkauft, und ich soll den Preis machen. Denke doch, liebe Frau — ich habe ein Bild verkauft.“

„Wendelinus — wir fahren nach Rom!“

Schützenfest.

Auf der Neuenberger Klosterwiese drehte sich ein Karussell. Hell schlug die Glocke an.

Der Sonntagnachmittag war erfüllt von Drehorgelmusik, Geläute und Windbrausen.

Der Festzug. Die Schützen mit der neuen Fahne. Schärpen, funkelnde Flintenläufe, Goldquasten. Voran marschierte Wienedes Stadtkapelle.

Hinterdrein kam die Kritik der Gasse.

Henner Pilgram ging langsam durch die Sonnenglut die lange Straße mit den niederen Häusern nach der Stadt zu. Er hatte die Sophie Feldung mit ihrer Mutter vorbeifahren sehen — vielleicht traf man sich bei Frau von Schilbed.

Er lachte vor sich hin. „The yellow snako.“ Das war der große Häuptling der letzten wildschweifenden Stämme dahin gewesen. Er und seine Brüder hatten einmal das Fest der Herbstsonnenwende bei ihnen mitgefeiert.

Heute meinte Pilgram wieder den freien Hauch der Prairien zu fühlen — diesen Duft nach Gräsern und wilden Blüten, nach Wasser und feuchtem Wind von den großen Seen her.

Das Grummet röstete in der Sonne auf den weiten Flußwiesen.

Grüße flogen ihm zu, hier und da aus offenen Fenstern, als er die Straße hinaufging.

Vor der „Hinterburg“ standen der Schorsch Leibold und die Sabine Staubach beieinander. Sie schienen sich einiger zu sein als im Frühsommer.

Henner Pilgram schritt schneller aus.

Die Barockstadt schläft im Mittagsglühen. Ballustraden, von blühenden Rosen überschüttet — der schwermütige Duft des späten Sommers...

Alte, dunkelschattende Alleen. Ahorn, Kastanien, Linden.

Im Vorlenz die weichduftenden, hellgrünen Ahornblütenbüschel — zum Mai die weißen und rosa Blütenkerzen der Kastanien — der Sommer durchströmt von den süßen Düften der Lindenblüte — dann kommt der Herbst mit seinen brennenden Farben, bernsteingelb und scharlach und bronzen — bis zuletzt der Winter das feine, bizarre Gitterwerk der Äste zeigt.

Das sind die großen Alleen, die um den Domplatz und aus dem Tor zum Frauenberg hinaufführen.

„Man stirbt!“ hatte Frau von Schilbed wieder gerufen, als er kam, aber nicht mehr so erschrocken wie das erste Mal, und das Wesen der Mutter schien alles gut machen zu wollen, was der Vater ihm bei seinem einzigen Besuch an Schrofheit angetan hatte. Hernach saßen die beiden Damen bei Tee und Familiengeschichten, während er



und Sophie von dem Fenstertritt aus über die Straße sahen. Es war gar nicht nötig, daß man immerfort sprach, man konnte sich auch so ganz ausgezeichnet unterhalten. Sehr gut hatten sie sich miteinander unterhalten.

Genner Pilgram ging die vierfache Lindenallee am Schloßgarten hin, zum Paulustor hinaus — nach dem Frauenberg hinauf. Durch das dunkle Grün der hohen Ahornbäume tanzten flimmernde Sonnenbahnen...

Aus dem längst geschlossenen Totengeruch dufteten die Blumen mit jenem seltenen, schweren Duft, wie ihn nur die Kirchhofblumen haben.

In hohen Tannen jauchzten die Amseln!

Er ging weiter, federnd in den Knien, den steilen, stufigen Weg — vorbei an der Pfeilsäule.

Pilgram lachte. Er mußte wieder an die Indianerpfade seiner Anabenjahre denken. „The yellow snake.“ Die gelbe Schlange. Oft hatte er das wachsam spärende Gesicht aus dem Dunkel an einer Waldlichtung auch sehen.

Furchtlos, nie das Ziel verfehlend, wenn sein Pfeil vom Bogen flog!

Der alte Indianer hatte ihn mehr fürs Leben gelehrt, als alle Bücher und Lehrer. Er hatte ihn auch warten gelehrt — das Abwarten, das nur der Jäger kennt, das ihm auch den gespannten und doch so ruhigen Blick gibt...

Zwischen den Tagen.

Tief unten im weiten Flußtal die Stadt — vom Nebel halb verschleiert — wie Schemen die Kuppel des Doms, die beiden Türme.

Hoch über ihm das ragende Kloster, still im Dunkel. Im Klostergarten rauschen die Bäume.

Lange saß Pilgram hier an der noch onnenwarmen Mauer.

Aber die hochgeschwungenen Talbrücken im Grund donnert der Abendzug — ferne Bergzüge lösen sich auf im Abendbrand.

Dörfer liegen verstreut in der Weite zwischen Wiesen und Landstraßen — weit — weit.

Jetzt klang das Läuten von Neuenberg herauf. Wie ein Schatten lagen die gestreckten Gebäude hinter der hohen Mauer und den Pappeln. Der Kirchturm ragte darüber hinaus. Das weitläufige Dorf war in dem Abendnebel versunken.

Da unten schloß sich der Kreis seines Lebens.

Noch immer quietschte und jaulte das Karussell. Die bunten Lampen funkeln im Rundumfahren, dann schlägt die Glocke dreimal an, die Musik verstummt mit schleppendem Röcheln — fängt wieder ihren Fetergesang von neuem an.

Dazwischen geht taktfeste Tanzmusik.

Die kühlen Abende im Frühherbst.

In der „Rang“, dem langgestreckten, einstöckigen Haus, den Pilgrams schräg gegenüber, saß alles vor den Haustüren auf der langen Steinbank.

Es riecht nach kochenden Zwetschen, Kraut wird gehobelt, auf den „Ländern“ wirbelt der blaue Rauch der Kartoffelfeuer, jener erste, herbe Geruch von Herbst und Vergehen...

Der Porzellanmaler Florj hob den Kopf. „Es riecht nach Herbst. Übersich Best' vom Soahr sin mer raus.“

Jrgend jemand kam und wollte was vom Bauhöfer, fand ihn aber nicht zu Haus. „Wo sigeliert (bummelt) deim dö'r widder rom?“

„Doa kannste lang woarte, der leit der ganz Doage uff der Goh“, lachte die Katrine Latsch. „Du Ding, Mann, mit däm hätt' ich oa ebbes zu rede.“

Sie wies mit der Stricknadel nach dem Gärtchen hinter dem Haus. „Hörscht'n? Där soht wie'r hinger sim Blasrohr.“

Die galoppierenden Töne eines Marsches klangen durch den Abend, dann sänsigten sie sich nach ein paar mißlungenen Signalen und trugen sicher und klar eine Melodie durch die Abendstille.

Alle saßen ohne zu sprechen da — lauschten auf den Klang der Trompete.

„Schön!“ sagte der Weber Hejer.

„Er hot's los“, meinte die Katrine. „Er spielt alsmal beim Bienecke in der Kapell.“

Allerlei Leute wurden nach Feierabend gesucht für die kleinen Reparaturen in den Häuschen der Straße, wo man sich nachbarlich aushalf — auf „Gegenrechnung“, wie der Maurer Latsch sagte.

„Jessez, hoß die Weiber gäh! (Schreie) tun“, rief Florj wügend in den steingelplätteten Flux hinein, wo sich seine Frau mit einer Nachbarin über zwei Gartenzäune weg die Meinung sagte.

Eben kam noch der Latsch dazu, das Horn unterm Arm. „Mit euch werb' ich fraktur schwäge, ihr Satäner! Bafst emol uff.“

„Wos? Du Reimedätcher (Lehm-schmierer)“, schimpfte der Schlotfeger Guting hinter ihm drein.



„Behängt er euch scho wie'r mitnander?“ rief die Katrine.

„Ich soll mer doas gefalle losse?“ empörte sich ihr Mann.

„Guttel, 's is Noachtsruhe. Du host kei Bildung.“

Die Frau vom Zimmermann Rupperti saß neben der Katrine auf der Hausbank, als es wieder aus irgend einem Fenster rief: „Rupperti, bo is ding Mann?“

„Er funktioniert.“

„Bo?“

„Bei Mistheil on Rüd.“

„Er sollt mer doch om Dachbuiide ebbes richte noch Feierabend.“

„Ball er kimmt, schide ich en dir ruff, hob kei Sorg“, sagte die Frau. „Du Latsch, bloas ons noch ebbes.“

Da war der Latsch gleich bei der Hand. „Vos dann?“

„Ebbes scheenes.“

Und er blies ihnen „Röslein auf der Seiden.“ Still saßen die Nachbarn auf ihren Hausbänken und schauten in das Dunkeln hinaus.

„God Noacht, Päderschberg, bei dir los leit min Ranze!“

Es war „Franz Hingerüm“, der von einer der letzten ergiebigen Touren heimkam. Alle möglichen Säcke und Bündel schleppte er, die er nun alle auf einen Haufen an der Haustreppe hinschmiß. Mit einem behaglichen Nützen ließ er sich auf die Bank fallen, die Beine streckend.

„Doas dot god.“

„Läbt's noch?“ fragte Florj und deutete auf seinen großen Sack.

„Doas glaub' ich.“ Er langte hinein, aber mit hellem Getreisch rannte die Katrine Latsch davon, die Frau vom Rupperti hinter ihr drein. Etwas Dunkles hopppte über die Gasse, verschwand mit einem Plumps im Graben.

„Kommt nur widder retour, ihr Pitsheinerche (Furchthasen), es war bloß en Frusch, där beißt euch net,“ lachte er. „Ich hon au Hoashippe on Schlehe on Riß. Aber die Riß gän ich euch erscht uf Rillasboag.“ Er sammelte seinen Kram wieder auf und verwahrte all das Lebendige in den dazugehörigen Bottichen und Behältern. Dem Rupperti seine Frau hatte ihm unterdessen sein Abendbrot in der rauchenden Pfanne auf der allgemeinen Hausbank serviert.

„Franz, Hingerüm!“ Er machte sich über das Essen her. Die Knochen spuckte er auf das Pflaster. „Franz“ räumte das dann auf. Ein Schoppen Bier und eine

Pfeife waren der Nachtsch. „So, nu fählt mer nischt mehr uff der Wält.“

Die ersten Fledermäuse zickzackten in der Luft.

Das Wehr an der Brücke brauste und donnerte.

„Kiwitt!“ rief der Totenkauz vom Dach der Brückenmühle. In der Luft war der fade Geruch nach Wasser und den welkenden Gärten.

Schweigsam sahen die Menschen in den Abend.

Still saßen die grauen und gefleckten Hauskaten zwischen ihnen mit glimmenden Nachtaugen — eine sprang in einem lautlosen Satz nach einer Maus.

Leise vor sich hinpfeifend kam Henner Pilgram daher, bot ihnen die Zeit, bekam ein vielstimmiges „Guten Abends“ als Antwort, ging weiter drüben ins Haus.

„Der Einschlag is god,“ bemerkte der Weber Heyer.

„Nischt über die Pilgrams,“ höhnte Bauhöfer. „Franz, Hingerüm!“ rief er seinem Hund zu, der hinter dem Vorbeigehenden dreingelaufen war.

„Du bi fe' der Sheß (Besuchstrod) woar, den er oa hot,“ sagte der Schneider Hemberger von seinem Fenster aus.

„Sucht er noch immer das Buch?“

„Freilich, dö'r läßt net woch.“

„Katrin, die Sophie is's scho wärt.“

„Doas will ich meine,“ bestätigte sie und maschte ihren Strumpf ab.

„Lissethe, schmeiß mer mol mei Schlappe ruis!“ rief der Latsch seiner ältesten Tochter drin im Zimmer zu.

„Bo sin se Vater?“

„Uf'm Kammod.“

„Nä.“

„Jngerem Kammod.“

„Nä!“

„Näberem Kammod.“

„Nä! Oh, so sucht se euch sälwer.“

„Himmelsaderment!“

„Guttel, 's is Noachtsruhe,“ sagte seine Frau, die eben ihren Strumpf fertig hatte. „Ehter gönnt mer schlosse, morje is oa noch au Doag.“

Klare, stille Herbsttage.

Laubfall und blauer Rauch über den Berghängen — rote Ebereschen an allen Landstraßen — ein fahler Hauch über der Weite — Scharlach, Gold und Braun, die Sterbefarben des Jahres.

Lautlos taumeln die Blätter in der Sonne nieder...





Sommertag

Offietdruck

Nach einem Brombildrucl von W. Jung

Dritter photographischer Wettbewerb der Bergstadt







Sophie stand am Gartenzaun und sah dem Blätterfallen zu. Da sah sie — die letzten welken Blätter fallen von den Kastanienbäumen, und schon tragen sie die glänzenden Knospen für das nächste Frühjahr, mit allem neuen Leben darin.

„Net noch lasse, es gitt au wie'r Frühjoahr!“ Franz Hingerüm war es, der ihr die Worte von der Landstraße her zurief. „'s is nisch mehr los im Woalb, oll des Latwendije hot sich schlosse gelät. Ich gänn jekter zu de Pilgram's, vier Raummeter Büchelholz (Buchenholz) korz mache.“

„Sagen Sie, ich lasse sie schön grüßen,“ rief Sophie.

„Se all mit' nanner?“ fragte der alte Walbläufer schmunzelnd.

Sophie lachte auch. „Ja, alle miteinander.“

„Das soll ä Wort sei! Franz, Hingerüm!“ Vom Nordost gepufft, rannte er über die Brücke.

Schaurig heult der Nachtwind.

Schneewolken schleppen über den Himmel. Der Fluß liegt unter Eis. Die Stadt im weiten Wiesental ruht im Winterschlaf.

Henner Pilgram saß zwischen alten vergriffenen Büchern, die er Seite um Seite prüfte, ohne sie zu lesen.

Um's Dämmerwerden ging er manchmal zu Rosenthal, der sich eine Spezialität daraus machte, ihm die seltensten Ausgaben zu verschaffen. Die Aufzeichnungen fand er in keinem der Bücher. Er ließ sich einen Narren und einen „Schad“ heißen und war das müßige Geschwätz der ganzen Nachbarschaft. Seine Rusine suchte ihn abzulenken, ihn zu zerstreuen — umsonst.

Die Sophie war verreißt, nach Achaffenburg.

Henner Pilgram wanderte einen endlosen, oft bizarren Weg durch alte Bücher — er war ausgezogen, die Wahrheit zu suchen — seine Augen sahen ein fernes Ziel, um das er stritt, klar und stark.

Schnee begrub das Land. An sonnigen Frosttagen flammte die Silhouette der alten Barockstadt wie funkelndes Silber in den blauen Himmel! Hoch ragten die Schwurfinger ihrer Türme.

Wühlte sich die Dompuppel rein und glaubensvoll.

Seine Augen hatten wieder die flammende Härte im Blick — hart und wachsam und doch in Träumen wandernd.

So glich er jenen klaren Rittern — den Kreuzfahrern des fernsten Mittel-

alters, die in das Uferlose hinausjagen — zum Streit gegen das Dunkel.

„Lichter messen,

Können die Herren bei Tage essen,“ sagte Joseph Binsack und wies hinaus, wo eben die Sonne hinter den blauen Walbzügen des Gieseler Forstes unterging. „Also, Herr Professor, heit han ich kei Zeit — morje is Lichtmeß, do du ich nisch — on übermorje, joa — übermorje wer'n ich Ihne ziahn. Also, von der Kronhofstraße bis zum Abtstor — doas is joa kei Wältreis!“

„Ja, ja — meine Frau dachte...“

„Ihne ihr Frau, die losse mer derbest denke, boß sie will. Um sechs in der Früh sin ich doa.“

Frühmorgens am Umzugstag kamen ein paar Tertianer, deren Ordinarius er war, um zu helfen. Sie versprachen sich davon viel Vergnügen. Sie stapelten ihre Schulmappen an sicherem Ort und halfen dem etwas konfusen Professor vor allem feine Bilder einpacken.

„Ja, so ist es gut. So ist es sehr gut. Schühler, du bist ein praktischer Mensch. Vielleicht tragt ihr mir die Bilder in die neue Wohnung, ich möchte sie nicht dem Möbelwagen anvertrauen.“

„Sehr gern, Herr Professor. Wie ist es mit den Büchern?“

„Ach Gott, ich wollte ja suchen — ich wollte ja nach jenem Buch suchen.“ Ruppert fing an zwischen den Bänden in dem halb ausgeräumten Bücherschrank zu kramen, während zwei von den Schülern Broschürenpäckchen, Zeitungsbündel und Bücher in Waschkörbe schichteten.

„Wenn ihr eine alte Goetheausgabe findet, legt sie retour.“

Die anderen waren gerade im Begriff, die in Papier gewickelten, zusammengeknürten Bilder fortzutragen, als endlich Binsack mit seinen Söhnen ankam.

„Jesse, der Hauwe Riz (Rauze)! Hör'n die all zum Ziahn? Do lonn mer sich jo net geriehr vier Lied (Lente). Heinde, Obacht! Es scheßt (schießt)!“ rief er einem seiner Söhne zu, dem sämtliche Schiebladen eines Wandschränkchens, das er abhalten wollte, auf den Kopf zu fallen drohten. „Du bo sin die Better?“ fragte Binsack, der eine bestimmte Reihenfolge beim Umziehen inne hielt. „Oder schloßt ihr lipenings?“

Die Frau Professor erschien. „Joa, die Bette ännern sich,“ begrüßte sie der Binsack. „Ding Wadder on ming Wadder,



die han noch zesomme om Wäbstuhl gesözt. Zehter spiest du die Geschwollene on ech lonn der die Kompe getiuz (Schleppen). — Sei'che, die Kammobäbe! han ich im Hofesad!" rief er seinem Sohne nach.

„Wendelinus! Wendelinus, ich bitte dich, wo hast du...“ Schon war die Frau Professor im nächsten Zimmer, wo sie ihren Mann in Konfusion fand.

„Ich suche meine Pinsel, liebe Frau.“

„Ich bitte dich, Wendelinus — wo hast du gestern die Kochlöffel hingepackt?“

„Liebe Frau, was deine Kochlöffel anbetrifft — Schüßler, Unuz! Sucht die Kochlöffel meiner Frau!“

Aber Binsack war der Retter. „Die Nierlöffel on die Bemsel han ich in die Stielvel stecke, damit's nachhinder kein Fähler gitt.“

„Recht sehr, Herr Professor.“ Noch ein paar Tertianer kamen, die dunkelblauen Mützen über die Fensterläuse stülpend. „Soust geh't's unuz noch gut, Herr Professor?“ Sie machten sich mit den anderen über die Bücher her, die kein Ende nahmen. Nach und nach merkte man doch endlich, daß die Wohnung leerer wurde.

„Wollt er ekter die Sach' lei (liegen) loß, ihr wulcht mehr olles engerächt als überächt derzo nei. Bei mir geht alles der Reih' nach,“ schimpfte Binsack.

„Ja, laßt das sein. Nehmt lieber die Blumentöpfe meiner Frau, aber vorsichtig, die Fuchsen haben schon Knospen. Und dann — es ist Zeit, daß wir in die Schule kommen. Meine liebe Frau, ich überlasse dir nun alles, ordne, wie du es am besten findest. — Aber ich wollte doch suchen, nun, nachher, heute Abend werde ich nach dem Buch suchen. Also, gehen wir.“

Valentin Allmicher war dabei, alle Überreste zusammenzupacken, die von dem Umzug bei Professor Ruppert übrig geblieben waren.

„Där Knadepräzeptor hot joa doch ten Verstehstemich von so ebbez,“ meinte er.

Da kam er aber bei Bauhöfer schlecht an.

Der rettete ein vergessenes Herbarium vom Fensterbrett, wobei er einen unordentlichen Bücherstapel fand. Das erinnerte ihn an das Buch, was der Penner Pilgram suchte. Alles, was er Bedrucktes in den verstaubten, leeren Zimmern fand, las er zusammen.

„Doas is noch net so vill wärt, doß mer'sch im Handhuibel (Taschentuch)

heimträt. Mer muß scho so ä guerd' Hoh' sei bi du, bann mehr des heimtinst.“

„Der Reid, gelle?“ lachte Bauhöfer und schmiß den zusammengeschnürten Paden über die Schulter.

In dem Moment bekamen sie Gesellschaft. Der Tapezierer Spakenmüller kam mit seinem Kleistertiegel und fing an, die alten Tapeten abzureißen. „Groad zor rächte Biet, bin ich seh. Der Kompenssimmler is scho doa. — Huit, boß es doas?“

Alle drei steckten die Köpfe zusammen. Unter der Tapete kam ein geheimes Wandfach zu Tage.

„Boß drin is, hört mir,“ sagte Spakenmüller.

„Fundunterschlagung!“

„Holt der Resemann,“ lachte Bauhöfer sie aus.

Dazu hatte keiner Lust. Sie besaßen alle drei eine instinktive Abneigung gegen den Schußmann, der immer an der Ecke stand, wenn sie am Samstagabend so viele Schoppen intus hatten, daß ihnen das Um-die-Ecke-gehen nicht mehr ganz glatt von statten ging, und zudem waren sie in dem Fall sämtlich von etwas hitzigem Temperament.

„Der mächt's uff?“ fragte Bauhöfer.

„Wer? Der wo's derjerscht gesehe hot, du schläft Mir.“ Spakenmüller kriegte einen invaliden Schürhaken zu fassen und schlug das bretterne Türchen ein.

Alle drei fuhren zugleich mit den Fäusten in die Öffnung!

Sie war leer bis auf ein noch nicht handgroßes Büchelchen.

„So is es im Löbe,“ war das Resümee, was sie zogen.

„Doa hoste noch ebbez bedricktes.“ Allmicher schmiß das Büchelchen dem Bauhöfer auf seinen Paden drauf.

Spakenmüller stand schon wieder in einer Wolke Kalkstaub und säuberte die Wände von der mürbe gewordenen Tapete. Langte tief in den Kleistertiegel und agierte den vollen Pinsel mit großen Schwüngen über die kahle Wand und alles, was plöglich daran zu rennen anfing.

„Jesses, die Wände werde lavendig! Bing der die Hofesbe! inge zo, Spakenmüller, es gitt Einquartierung,“ rief Bauhöfer und rannte hinaus. Allmicher lachte verächtlich hinter ihm drein. „Du där soat, er hält sich an's Lavendige.“

Sonntag nach Fastnacht — Hufel-sonntag.



Die „Bläs“ brennen auf allen Bergen. Die Burschen schwingen brennende Strohwische an langen Bohnenstangen im Kreis. Flammende Feuerräder werden die Berglehnen hinuntergerollt.

Durch die tauwasserfeuchte Februarnacht klingt gellend der alte Gesang:

„Zum Zihlesz, ta—lerwes...“.

Von weither klingen immer wieder, halb verweht im Wind, der über die Berge streicht, die gellenden Rhythmen der alten, halbvergessenen Weise.

Mingsum flammen hohe Holzstöbe auf den Bergen.

Dunkle Wolkenzüge jagen vor dem Vollmond her — sie verkünden die Stürme der Tag- und Nachtgleiche.

Tauwind... .

In langen Stößen weht er die Gassen hin, jöhlt in den Lüften, zerfetzt die Wolken und peitscht sie dahin in wildjagenden Geschwadern... Warm und feucht köhnt er von Südwest.

Die Wasserwacht zieht auf.

Man späht nach den Bergen, die mit einemmal nicht mehr blendend weiß sind, sondern über Nacht dunkle Flecken und Rillen bekommen haben.

Die Fulda quillt lehmgelb zwischen zerborstenen Eiszollen auf — überschwemmt sie — klettert das flache Wiesenufer hinauf.

„Es kimm!“ rief Bauhöfer dem Brückenmüller zu, der seine Rähne in den Schuppen schloß.

Der nickte. „Zum Abend ham mersch.“

Beide meinten das Hochwasser.

Man räumte Keller und Erdgeschöß aus. Wer Vieh hatte, brachte es in Sicherheit.

Der weite Wiesengrund nach Johannisberg zu war ein Netz von immer größer werdenden Kanälen.

Der Eisgang tobte!

Das knirschte und mahlte und donnerte und brüllte — dann wurde das Wehr frei und toste dahin. Schon kamen Rasen- und Reifig und losgerissenes Bretterwerk dahergeschwemmt.

Die Berge standen dunkelblau und nah.

„Franz Fingerüm“ rettete seine Zoologie zum Schneider Hemberger hinauf.

Das Donnern am Fluß wurde immer stärker.

In den Pappeln am Wehr kreischten die Krähen, wirbelten in schwarzbrausenden Flügen über die Wiesen — warfen sich herum und schossen nach den Dächern des Neuenberger Gutes. Da hoßten sie,

schwarz, kreischend, mit fortwährendem Flügelschlagen.

„Fingerüm!“ rief es von allen Seiten. Keiner war so fix wie er, wenn es in den Hochwassertagen umzuziehen galt. Er vergaß sogar seine Todfeindschaft mit dem Larbig.

„Ghter raunt's (lohnt es) ober, der Himmel kimm der ze Hilf'. Doa brauchste sei Gass' zu kehre, es lauft wo allei deron.“

„Ober nachhinder!“ meinte der.

Mittags fing der Regen an zu strömen. Wie eine eisgraue Wand stürzte er über den Wiesengrund — eine einzige, grau-strömende Wasserfläche hinterlassend. Auf der Straße stand das Wasser bis an die Hauschwelle — schwuppte schnalzend in die Kellerlöcher. Alle Gräben liefen über, und die Ratten wanderten aus.

Das Brüllen und Toben hatte aufgehört, und ein tiefes, gleichmäßiges Strömen war zu hören und das dahinsausende Wehr.

Hinter den Bergen stand ein gelbes Licht unter den dunkelblauen Wolken.

Den Abend kam die Sophie Feldung von der Reise zurück.

Die Sprechstunde von Doktor Pilgram war zu Ende, als Bauhöfer sich noch in die Tür zwängte, ehe das Babet, die Magd von Doktor, sperrte.

„Und wo manquier'ts Euch, Franz Fingerüm?“ fragte der Doktor.

„'s is nur, weil's mich nisch kost't, Herr Doktor. Ich hon so's Reife.“

„Legt Euch ins Bett und schwißt.“

„Doas is alles? So schlau sin ich selwer.“

Der Doktor lachte über den alten Walbläufer.

„Legt Euch acht Tage zu Bett. Das Babet soll Euch mittags was bringen, damit Euch nichts abgeht. Bis dahin ist das Frühjahr da, und Ihr könnt wieder die Welt unsicher machen.“

„Herr Doktor, is der anner Herr Pilgram derhei?“

„Was wollt Ihr denn von dem?“

„Ich han beim Professor Ruppert in dem ale Gerühr beim Omzug Läsbücher gefunne. Se sin himmelfehr verrisse. Ober der Herr Pilgram, der hot jo ebbes los hermit.“

„Gut, ich werde es ihm sagen. Nun gehabt Euch wohl.“

„Soll ä Wort sei, Herr Dokter. Mache se's god.“



Geschicklichkeit gehörte dazu, um in Bauhöfer seinem Zimmer nichts tot zu treten. In einer Ecke nisteten Stallhasen — eine Kröte wackelte auf den Dielen hin, geärgert von einem zahmen Raben, während in einem Glashafen steingraue Molche versuchten, einander aufzufressen. Ohrenzerreißendes Geschrei von Vögeln war in den geräumigen Holzkäfigen, die anstatt der Gardinen vor den Fenstern hingen. Die Fenster standen sperrangelweit offen, und die Vögel schimpften sich mit den Späßen draußen, während „Franz“ auf seine Weise Zwiesprache mit den Hundsn der Nachbarschaft hielt.

Von der Decke baumelten an langen Schnüren Gewürzkräuter, ganze Bündel Arnika und Kamillen.

Im Waschzuber planzten eine Menge Frösche. Auf dem Tisch stand ein großer, blühender Myrtenbaum.

„Wollt Ihr Hochzeit machen?“ lachte Henner Pilgram.

„Nä. Doas is fier die Bruitlieb. Die hol Stodt is unner minge Bruitkränz cupuliert. Das Sophie — benn's emo' so wiet kimmt — krieten um sonst vo mir. Bär so hoart hot herhalle misse...“

Daneben lag die Geschichte von der Schlacht auf dem Dannersfeld zwischen dem Fürstbischof von Würzburg und dem Wdt von Fulda, mit Bindfaden umschnürt, von einem gewesenen Bügelschwert. Darin presste er Pflanzen für den Professor Ruppert sein Herbarium.

Außerdem fand Pilgram ein stark mitgenommenes Exemplar der „Disteln“ von Tony Margut, aus dem Jahr 1850. Er blätterte darin und lachte. Die stachen! Ein fragmentarischer Ovid und die Reste von Jean Pauls „Titan“, Broschüren, uralte Zeitungsbündel, ein paar Blätter aus einem Band Herodot — vergilbte Nummern des „Rheinischen Courier“, eine Ausgabe Corneille, zerflebert von vielen Schülergenerationen.

„Doa leit noch ebbes.“ Bauhöfer wies auf die Lampe, der ein Fuß fehlte. Ein Buch lag als Stütze darunter. Kleine, handliche Taschenausgabe, fast ohne Gewicht. Der schön marmorierte Einband voll Petroleumflecken und Wasser Spuren. Inwendig war das weiche Papier unverfehrt und — Schriftzüge, enge, eilige Schriftzüge bedeckten die letzten Seiten!

„Kann ich dieses Buch haben?“

„Allmitenanner, ban er wollt. Ihr seid jo hinger de Läsbücher her.“

„Jetzt, wo Ihr schlecht laufen könnt, wollt Ihr vielleicht lesen.“

„Schreibe on Lase? Doas is net mei Sach.“

Pilgram lachte. Er legte ihm ein Pfundpaket Barinas-Manaster hin.

Da machte der Bauhöfer aber große Augen. „Ich hous immer gesoat, die Pilgrams — nisch uff die Pilgrams!“ Er gab Henner die Hand.

Der hatte es eilig, nach Hause zu kommen.

Es war „Der westöstliche Diwan.“ Mit braunen Lederrücken und grünem, goldgedrucktem Etikette. Pilgram schlug die welfen Blätter um. „1827. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des Durchlauchtigsten Deutschen Bundes schützenden Privilegien.“

Ein violettseidenes Leseband darin.

Er schlug die Seite auf.

„Tut sich doch ein Schiß hervor, Welten zu versüßen!

Möge meinem Schreiberohr Liebliches entfließen!“

„Nun ja, wie man es nimmt,“ dachte Pilgram. „Für uns stimmt es hoffentlich.“

Vorn im Buchdeckel stand: „Amand Schöpfler, Notarius. 1836.“ Die letzten, unbedruckten Blätter waren mit derselben kleinen, schnörkeligen Schrift bedeckt.

Da kein Papier in der Waldhütte zu finden gewesen sei, habe er, Amand Schöpfler, Notarius beim Kurfürstlichen Kammergericht, nachfolgenden Bericht in dieses ihm gehörige und zufällig bei sich getragene Buch geschrieben, wahrheitsgetreu unter Berufung auf den Amtseid.

So begann der Bericht.

Aufmerksam las Pilgram das sonderbare Protokoll.

Am Abend des fünfundzwanzigsten Mai achtzehnhundertneununddreißig auf einem größeren Spaziergang begriffen, in einem Dorfgaßhaus jenseits der Ausspann rastend, habe er die Bauern von dem berühmtesten Wildbieb Haseneyer reden hören. Der mache es nicht mehr lange — um Georgitag sei er in eine Fuchsfalle getreten, auf heimlichem Pirschgang wohl, und das wolle nicht heilen. Sie zählten gewissenhaft seine Untaten auf und noch etwas darüber.

Da Schöpfler die zerfallene Waldhütte, in der er hauste, vom Vorbeigehen her wohl kannte, dachte er, einmal nach ihm zu sehen auf eigene Faust. Er fand den alten Haseneyer in böser Verfassung —



dem Tod näher als dem Leben. Wie der nun hörte, Schüler sei „einer vom Gericht“, sagte er, er habe etwas zu gestehen vor dem Absterben und er solle das niederschreiben. Nun könne er es ruhig sagen, denn es könne ihm keiner mehr was tun in diesem Leben. — Er habe im Jahre Dreißig den Romanus Felbung erschlagen mit dem Flintenkolben. Der habe ihn in seinem Wald beim Wildern erwischt, und wie es im Wald halt zugehe, wer zuerst anschlägt, ist Herr über den anderen. Es sei eine Gewitternacht gewesen, und der Wolkenbruch habe die Spuren mitgenommen. So, das sei alles, sagte der Haseneher. Dann habe er sich ausgestreckt, um für alle Ewigkeit so liegen zu bleiben.

„Ich habe sie! Ich habe sie!“ Damit stürzte Henner Pilgram seinem Better in das Ordinationszimmer und warf ihm das Exemplar Goethe „Westöstlicher Diwan“ auf den Tisch.

„Was hast du? Nimm, bitte, das mal-propre Ding da wieder an dich.“

„Ich habe sie!“ Henner Pilgram schmiß sich in einen Stuhl, der beinahe mit ihm hintenüber kippte.

„Was denn, zum Ruckuck?“

„Die Reputation!“

„Wirklich?“ Der Doktor sprang auf.

Aber Henner hielt ihn fest. „Lies.“

Doktor Pilgram reichte ihm das Bündchen mit spitzen Fingern. „Lies das vor.“

Die kurze, alltägliche Geschichte war bald gelesen.

„Und nun?“

„Dumme Frage,“ sagte Henner, nahm das Buch und seinen Hut und ging hinaus.

„Gute Berrichtung!“ rief ihm der Doktor nach.

Diese Ausgabe mußte er komplett haben! Pilgram ging mit dem Band in den dunkleren Laden von Sally Rosenthal.

„Warum sollen Sie sie nicht komplett haben — ich werbe mich bemühen,“ sagte der Antiquar.

„Und ehe ich's vergesse, die Voltaire-Erstaussgabe schicken Sie mir bitte und die quittierte Rechnung dabei. Auf Wiedersehen.“

„Halte mich Ihnen bestens empfohlen.“

Als Pilgram gegangen war, sagte Rosenthal durch die Schiebeluke in das Wohnzimmer, wo Frau Sarah und Ruben beim Kaffee saßen: „Habe ich nicht gesagt, er hat den Goethellaps? Aber er hat den Voltaire gekauft. Ruben, du wirst

die Bücher zu Herren Pilgram bringen — sofort. Er wünscht die quittierte Rechnung dabei. Anständige Kundschaft!“

Ein sonniger Morgen mit Wolken- geschwadern und stöberndem Wind...

Lustig wehen die Scheuchmännchen auf den Erbsenbeeten. Weißschäumend leuchten die blühenden Obstbäume in Binsads Garten.

„Franz Hingerüm“ stand auf dem Hofplatz hinter dem Haus und küftete seine zoologischen Produkte, als Henner Pilgram kam.

„Es gitt ere scho wie'r,“ sagte er und wies auf einen prächtigen Feuerfalamander, der träge über die feuchmoosige Brunneneinfassung kroch.

Der zahme Rabe wippte auf dem Statetenzau hin und tafelte wie ein Herrrücker zu den kreisenden Krähen hinauf, die in den Bäumen saßen.

„Hingerüm, ich bin so weit.“

„Gott ersch gefunne? Wo?“

„In dem kleinen Buch, was Ihr unter der Lampe liegen hattet.“

„In däm dreckete Büchelche? So lang han se sich misse schinde, es is net zu glauwe. Doas Buch — doas hon mer selbignol beim Professor Ruppert noch sim uszog in eme Geheimsach in der Wand gefunne. Der Compesimmler Illmicher on der Spagemüller woar'n derbei — der hot's gefunne on net einer vo ous hot's stier ebbes estimiert. Bann mer doas domals geahnt hätt, nachhinder war' die Sophie heit scho Zhne ihr Frau. Ich soa'ns joa, mer werd' net schlau im Bäbe. Jesses, bann doas der Spagemüller wißt! Där dät sich hingenoach noch hente. — Also jekter seib er so weit? Där Born — där Born vom Kammerer ober! Ich han där Kärl miner Läsboag net verpuke könne. Sehe Se, der ahl' Felbung woar joa oa net ganz im l'recht, mer derf em doas net iewel nemme. So geht's mit allem. Doas Neu' scheint ein net immer gleich god, es muß sich erscht uiswiese, ober dann, dann soll mer au fest zu em stehe. Han ich recht ober stimmt's net?“

„Hingerüm, es stimmt.“

„Ist Herr Oeconomierat Felbung zu sprechen?“ Henner Pilgram ließ eine Münze in die Hand des Mädchens gleiten, die sich sofort fest schloß. Dann führte sie ihn in die Kanzlei, wo ihn der Graukopf mit hohen Augendrauen begrüßte.



„Bitte, lesen Sie.“ Er legte den aufgeschlagenen Band vor ihn hin. Ohne sich zu setzen, wartete er die Wirkung ab.

Feldung besah sich das stark mitgenommene Buch, dann seinen Besucher und fing an, die Schriftzüge zu entziffern.

Das dauerte eine ganze Weile.

„Dunnerkeil!“ Der Alte haute mit der Faust auf den Tisch. „Dunnerkeil, wie haben Sie das ausfindig gemacht? Respekt!“

„Keine Ursache!“ meinte Pilgram. „Die meisten macht die Liebe blind — einigen gibt sie scharfe Augen und zähen Willen. Wir beide wissen ja auch, daß das Ziel die Mühe wert war.“

„Welches Ziel?“

„Herr Feldung, Sie verstehen mich schon. Nun zu unserm Geschäft. Ich will, wie Sie wissen, dies Anwesen kaufen.“

„Ich denke, Sie wollen die Sophie heiraten?“

„Das kommt hernach.“

„Ja, wenn Sie die Sophie heiraten, dann brauchen Sie doch nicht erst das Gut zu kaufen,“ lachte Feldung, der glaubte, Pilgram habe einen Spleen.

„Das ist gegen meine Überzeugung. Ich will nicht hineinheiraten.“

„Da soll einer drauß klug werden. Nun, mir soll's recht sein, aber — Mitgift gibt es dann keine mehr für die Sophie, wenn sie so reich heiratet.“

Pilgram lachte und hielt ihm die Hand hin. „Sie haben also nichts mehr dagegen, daß wir einander heiraten?“

„Nun ist die Reputation wieder hergestellt, nun muß da auch ein äußerliches Merkmal zwischen den Familien sein, meine ich, und was die Sophie anbetrifft, die — hat einen harten Kopf, Herr.“

„Wie ihr Vater.“

„Was ist denn das auf die Länge für ein Leben für einen Mann — die Frau flennt den ganzen Tag, die Tochter macht einen Kopf — ich sage Ihnen, es war halb nicht mehr schön. Man wird ja zum Berserker in den Augen der Leute. Meinen Sie, ich weiß das nicht? — Unter der Hand habe ich mich auch nach Ihnen erkundigt — zur Zufriedenheit.“

Pilgram mußte lachen.

„Mein lieber Pilgram, haben Sie erst mal eine einzige Tochter, hinter der jeder Windhund her ist, weil sie mal was Ordentliches erbt — dann werden Sie auch so mißtrauisch wie ich. Einmal kann der Mensch doch nur unglücklich werden.“ Feldung hielt ihm die Hand hin. „Ich

freue mich selber, daß wir wieder einig sind. Nun wollen wir eins trinken, aber meine Frau muß dabei sein — sie flennt sicher wieder. Der Doktor und seine Gattin dürfen nicht fehlen. Ich werde ihnen einfach den Wagen hinschicken.“

„Tun Sie das und seien Sie vergnügt zusammen. Die Sophie und ich besuchen uns derweil die Gegend.“

Als der Feldungsche Jagdwagen in rasendem Trab mit Doktor Pilgram und seiner Frau hinausfuhr, saß in der „Mang“, wie gewöhnlich um Feierabend, alles vor der Thür.

„Fexter is entwedder der ahl Feldung dot oder die Wält geht unner,“ meinte der Datsch.

„Nä, alleweil gitt's Hoaset (Hochzeit) ond von mingem Myrtestock kriet das Sophie der Bruitkranz.“

„Weißte noch, Hingerüm, ming Bruitkranz woar der jerscht von dem Stod,“ sagte die Katrine Datsch.

„Jesses, doas is so lang her, doas es scho bal' net meh' woahr is. — Heilig Modder Anna! Doa seib er joa scho widder!“

Wie das Ungewitter jagte der leere Jagdwagen zum zweiten Mal in die Stadt. „Gält, bei Euch do hinne bränn't's?“ riefen sie dem Kutscher nach.

Es dauerte nicht lange, so kam der Wagen retour. Frau von Schilbeck und Kanzleirat Feldung saßen im Fond. Freunlich erwiderte die alte Dame die Grüße, noch etwas echauffiert von der Nachricht und der übereilten Toilette.

„Die hot der Gut uff halber dreizehn vier luter Hig'. Ober sonst is se noch ganz god beienanner,“ bemerkte der Maler Florj.

„Die dut ebbes fir sich.“

Schlossfeger Gutting sah dem Wagen nach, der schon über die Brücke donnerte. „Der Kanzleiroat, där stengelt sich net schlächt heit.“

„Weißte doas net? Die Frau von Schilbeck soll sei Jugendlieb' gewäse sin.“

„Ach, geh här, Florj.“

„Freilich, heit siehste's em net mehr oa.“

„Ich glei (glaube), der ahl Rübflam, där hot die größt' Freud'. Där god, ahl Maa is so oft hingerem Feldung hergewese, doas die ewig Feindschaft emo ushere sollt.“

„Franz, Hingerüm! Ich hon gleich gesoat, bi ich der Henner Pilgram's erscht Mol soah — däm sin Urgroßvadder is es emol net gewäse. Ihr hätt' sehe solle,



bi seeleruhig där uff der Trepp von däm Kapellche gesohht hot. Kann mer doaz, bann Blutschuld in der Familli es? Froagt der Herr Kaplan, där wird dersch weise, Katrin."

Still und verträumt, versunken im Goldackdust liegt der Garten, überschimmert von dem schaumweißen Walbachin blühender Obstbäume.

Beim Zier qualmte der Bachhauschlot, in dem Wirkgarten der „Kapp“ standen frisch gestrichene grüne Bretterische und Bänke unter den breitästigen Kastanien. Auf leeren Bierfässern rausten sich die Raten der Nachbarschaft. Auf den Rabatten leuchten die bunten Blumen des Frühjahrs.

Der Abend ist still und von Düften schwer.

Sophie und Henner saßen im dämmerigen Pavillon von Pilgrams Garten, vor dessen Fenster der grüne Holzladen noch geschlossen war. Durch die herzförmige Öffnung fiel die Sonne herein — die rote Abendsonne.

Da zitterte ein glühendes Herz über ihre Hände, und Sophie begann ein tänzelndes Spiel mit dem flatternden Sonnenherzen — manchmal suchte ihre Hand es zu tragen, ihre Rechte griff schützend darum.

Henner Pilgram folgte mit den Augen dem gaukelnden Sonnenherz.

Nun ruhte es in ihren beiden Händen, die Sophie ganz still hielt.

„Du hältst mein Herz in deiner Hand.“ Reife sagte es Henner Pilgram. Die

Worte kamen wie ein Bergquell aus der Tiefe. „Hörst du es pochen? Die Pilgrams haben alle jähes Blut und eine rasche Faust. Da tut Frauengüte not.“

In seinen großen Augen war ein Flammen und Leuchten, als wenn Wolken und Wind über die Sonne laufen. Voll leidenschaftlicher Bärtlichkeit leuchteten sie auf, als Sophie ihn ansah. Die Klarheit seines Wesens füllte in brausender Stärke das enge Holzhäuschen.

Still ruhte das rote Sonnenherz in der Mädchenhand.

Von den Feldheiden bei der Wiesenschmühle weht der herbe Duft des blühenden Weißdorns. An der Hornungsbrücke brausen die Pappeln im Wind.

Schuster Gutberlet saß auf seinem Dreibein im sonnigen Hausehrn und schaffte. Am Türstock lehnte Henner Pilgram, lachend sah er dem Alten zu, wie er den weißen Lederschuh mit feinen Steppnähten versah.

„Dann geht's denn zum Populier'n, Herr?“

„Wenn das Buchenblatt sich wendet.“

„Es is eich lang her, seit ich der lezt' Bruitschuh gemoacht han. Hoafet (Hochzeit) mache is schœe, ober heiroabe is ebbes annerscht. Es leift eich so ä Mädche in däne Schuh' zor Kerch' on weiß net, bo nei se leift. No, bei Eich wird em Feldung sei Sophie net schlächt foahre, Ihr hobt saubere Auge.“

Gutberlet drehte hurtig den Schuh um und spuckte auf die Sohle. „So geht's zo uf däre Wält. Mer soll's net denke.“





# Liebe Menschenschwestern!

Von Gerty Hau

Ich hab' euch lieb,  
Ihr ungeschmückten Frauen  
in den Stuben,  
Da keine Blumen blüh'n im  
Fensterbrett,  
Ihr mit den Schelteln,  
Auf denen keine Krönung ruht.  
Ich bin euch sehr in Schmerzen gut.  
Es ist viel Schatten  
In solchem kronenlosen Haus.  
Ich weiß, ihr, meine Schwestern  
lauscht  
Oft, oft in alle Treppengänge.  
Ihr späht nach Wundern aus.  
Ihr wartet eurer Glocke  
Vom Turm.  
Es betet in eurem Blute:  
Ach, daß sie endlich klänge,  
Ist denn in unstem Wege  
Keine Höhe,  
Auf der man feiernd ruht?  
Euch tut die Tothheit wehe.  
Ihr schüttet Tränen auf die Armut  
eurer Hände;  
Die Tränen sind wie Blut.  
Es ist zu leise euch um die so vielen  
Stunden.  
Die Menschen sind für euch nicht da.  
Aus eurem Elternhaus seid ihr  
herausgeblättert.  
(Vielleicht riß es ein Sturmwind ein.)  
Ihr seid allein.  
Die Schwestern, die im Golbe gehn,

Die lächeln,  
Wenn sie euch in der Einsamkeit  
Und ohne Habe sehen.  
Zu tieferer Schau reicht ihnen nicht  
die Zeit.  
Sie wissen nicht, daß eure Stuben  
Kalt sind und daß Eisblüte an den  
Scheiben  
Starrt.  
Von ihnen ist zu eurer Wohnung  
weit.  
Ihr, in den Winkeln, ihr vergeßnen  
Frauen,  
Ich reiche euch die Hände:  
Seid stolz in eurem schmucklosen  
Gewand,  
Euch muß nicht grauen.  
Fühlt ihr nicht gotthaft Hände euch  
um Stirnen,  
Ist nicht ein Bräutigam auch euch  
Sehnsuchtsvoll auf der Strecke?  
— Jedwede Frau ist Braut,  
Und ihre Seele feiert einmal ihre  
Myrtenzeit.  
— Seid Bräute doch, die  
hochgebauten,  
Mit Lippen, die im Kusse sich  
den Himmeln und den Erden schenken  
In großer Gläubigkeit.  
— Es muß nicht sein,  
Daß euch in euren Stuben  
Die blumenlosen Fensterbänke  
fränken.



# Ein deutscher Gartengestalter

Von Josef Hempelmann-Schellöhne.

Mit sieben Abbildungen

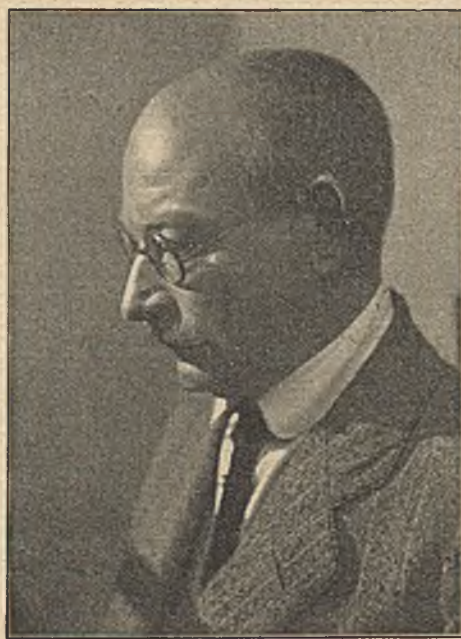
Sein Steckbrief: Heinz Rolf Wehrhahn, geboren 1887 zu Hannover. Lehr- und Wanderjahre: Bückeburg, Hannover, Göttingen, Berlin, Dresden, Stuttgart u. a. m. Fachstudium und die für den Deutschen unerlässlichen, hochnotpeinlichen Prüfungen in Berlin-Dahlem. 1917—1924 Dozent für Gartenkunst an der höheren Staatlichen Lehranstalt für Obst- und Gartenbau in Proskau O.S. Durch den Abbau dieses Institutes aus dem Staatsdienst ausgeschieden und jetzt in Woislowitz Leiter der von Rheinbischen Staudenkulturen und beratender Gartenarchitekt.

kunst immer tiefer Einblicke in die Volksseele, aus der eine vielhundertjährige Gartenkultur auch in diesem fast übersehenen Landstrich Deutschlands hervorgegangen war. Stolz Herrensitze alter Geschlechter, wie sie eben nur Schlesien kennt, zeigten sich ihm in ihrer ganzen Schönheit. Alte Bauerngärten und verwunschene Friedhöfe banden ihn immer fester an die Scholle. Und als dann von verschiedenen Seiten sein Rat in den mancherlei Fragen des Gartenbaues begehrt wurde, da zeigte es sich, daß er die dortige Eigenart wie selbstverständlich in sich aufgenommen hatte und in Form, Raum und Farbe umgestaltete.

Es gibt nicht nur in der Politik Gegensätze. Auch in der Gartengestaltung ist es ein weiter Weg von den Vertretern der Parole „Land-

schaftsgartengestaltung“ bis zu denen, die nur die aus der Baukunst übertragenen Gesetze der Architektur kennen. Wehrhahn ist kein Fanatiker einer dieser Extreme. Für ihn ist Gartenkunst ausgesprochenste Raumgestaltung, aufgebaut aus den Schätzen der Natur, gesteigert durch Menschenwerk und verbunden mit Bodenständigkeit und entstehender Bodenplastik. Seine Augen sehen in der Landschaft nicht nur das bild-

Als Wehrhahn im Jahre 1917 nach Proskau berufen wurde, hat wohl niemand geahnt, er selbst gewiß auch nicht, daß seine Tätigkeit in Oberschlesien entscheidend für ihn sein würde, daß aus dem typischen Niedersachsen ein begeisterter Freund und Anwalt der schlesischen Landschaft und Gartengestaltung werden würde. Und doch ist diese — scheinbare — Wandlung durchaus folgerichtig. Seine angeborene Einstellung auf Stammeskultur fand in Schlesien ein völlig unarbeitetes Gebiet, das ihn reizte und anspornte. Seinen aufnahmebereiten und gerade nach dieser Richtung hin geschulten Augen boten nicht nur die Kulturzentren Schlesiens, sondern auch die letzten Reste einer dem Untergang geweihten Bodenständigen Volks-



Heinz Rolf Wehrhahn  
(phot. Hofphot. Glauer, Dypeln.)



liche, sondern vor allem das räumliche Moment. Diese Einstellung auf den Raum schließt bei ihm aber nicht aus, daß den Einzelpflanzen als den Gliedern des Gesamtbaues, die verdiente Beachtung wird. Gartenschönheit ist bei ihm von Pflanzenschönheit unzertrennlich. All der Reichtum an Pflanzenschönheit, den uns die Forschungsreisen des letzten Jahrhunderts aus Amerika, Ostasien und dem Mittelmeergebiet bescherten, ist ihm ein willkommener Werkstoff, um den Garten zu höchster Prachtentfaltung zu bringen. Was unermüdlischer Züchterfleiß an Schönheit in Form und Farbe aus den Pflanzen herausgeholt hat, verwendet er dankbar in seinen Gärten. Und damit nicht genug. Wie die Maler der alten Zeit ihre Farben selbst anrieben, so wird er selbst zum Gärtner, ja zum Züchter, um seinen Werkstoff sich zu gestalten und seinen besonderen Zwecken dienstbar zu machen. Primeln und Iris, jene Gattungen, deren Farben- und Formenpracht unendlich zu sein scheint, sind bei seinen Züchtungsversuchen seine ganz besonderen Lieblinge.

Die Verwendung der Pflanzen im Garten hat er der Natur abgelauscht und abgerungen. Ein gutes Auge hierfür zeigen am besten seine auf die Platte gebannten Eindrücke, die den höchsten Schönheitswert der Pflanze zu fassen wissen. Daß er oftmals die Pflanzen von einer bisher ungewohnten Seite sieht, ist ein Zeichen seiner besonderen Naturbeobachtung, die hinter den äußeren Formen tief-seelische Verbindungen findet. So brauchen wir uns gar nicht zu wundern, wenn in seinen ausgeführten Gärten die Pflanzen so selbstverständlich wirken. Die Einlaß begehrenden Proletarier und die Wildflora am Sockel des Heiligensbildes sind Beispiele seiner Stellung zur landwirtschaftlichen Umwelt. Beide

Motive finden wir in seiner Blumenmauer mit Steinbank und in dem durch und durch organisch gedachten Steinstaubengarten. Die Staudenpflanzungen, die er in den Anlagen der Proskauer Lehranstalt ausführte, scheinen weniger sorgsam durchdacht als natürlich empfunden zu sein. Was bei diesen vielleicht am wenigsten beachtet wird, ist der Umstand, daß dort, wo er pflanzt, das Material auch wächst und sich auslebt und ausbreitet, ja vermehrt, als habe es die allschaffende Natur dort hingeseht, mag es in praller Sonne oder im Schatten hoher Bäume sein.

Die besondere Gestaltungsweise Wehrhahns zeigt sich bei der Betrachtung der von ihm entworfenen Gärten. Überall sehen wir, daß die vorher erwähnten Grundfäße — individuelle Pflanzenschönheit harmonisch dem Gartenraum eingebaut — beachtet worden sind. Die einfach-klare, fast primitive Gliederung des Wohngartens in Szepanowiz kann als guter Typ eines bürgerlichen Gartens bezeichnet werden, wo kein überflüssiger Weg, keine künstlich errechnete Form das Gefühl der Wohnlichkeit von vornherein ausschließt.

Ganz andere Forderungen waren bei den Stauden- und Rosengärten im Parke des Prinzen Hohenlohe-Ingelfing in Roschentin gestellt. Im Rahmen eines großen Parkes galt es, für bevorzugte Pflanzengattungen Sondergärten zu schaffen, in denen je nach der Jahreszeit ein anderes Blühen anhebt. Außerdem war die Einstellung des Besitzers auf starke Farbenwirkungen zu berücksichtigen. Bei diesem Entwurf fällt neben der liebevollen Behandlung der Einzelgärten besonders das harmonische Zueinanderklingen der Gärten und die feinsinnige Überleitung in den alten Park auf. Ein überwältigendes Bild muß sich ergeben, wenn z. B. im Hochsommer vor der Rosenhede

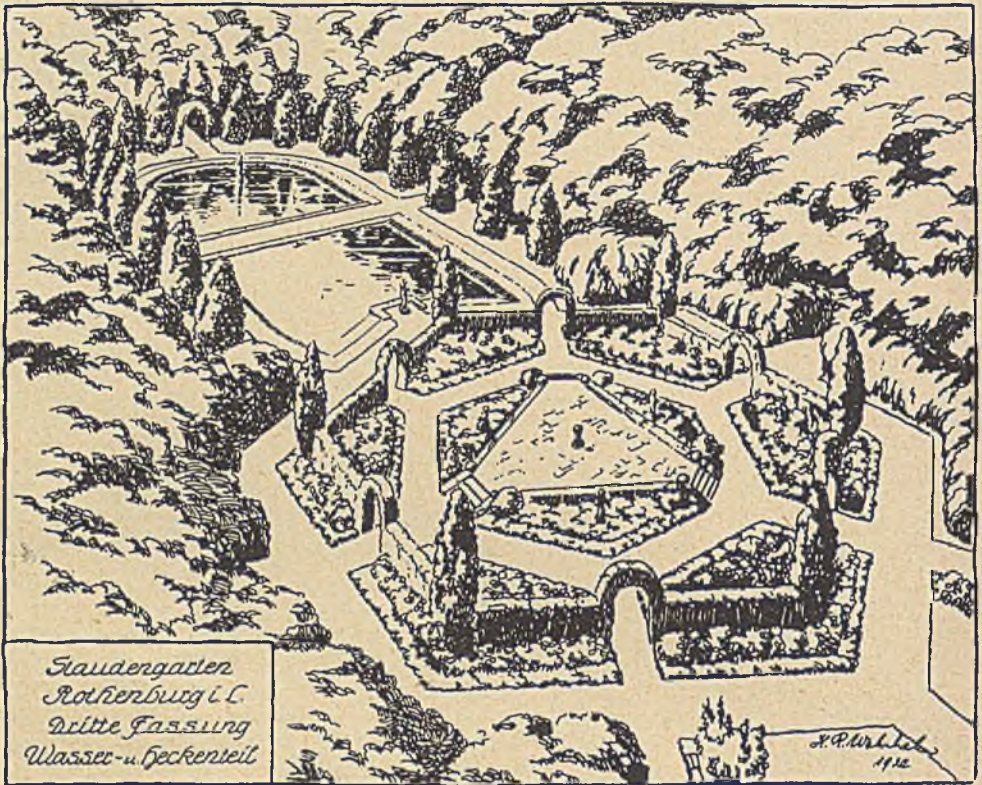




Links oben: Seltsenbild auf weiter Flur.  
(Phot. Wehrhahn.)  
Links unten: Durch Vegetation verschleierte Architektur.  
(Phot. Wehrhahn.)

Rechts oben: Schutzbaum an einem Kapellen,  
(Phot. Wehrhahn.)  
Rechts unten: Proletarier der Pflanzenwelt begehren  
Einlaß. (Phot. Wehrhahn.)



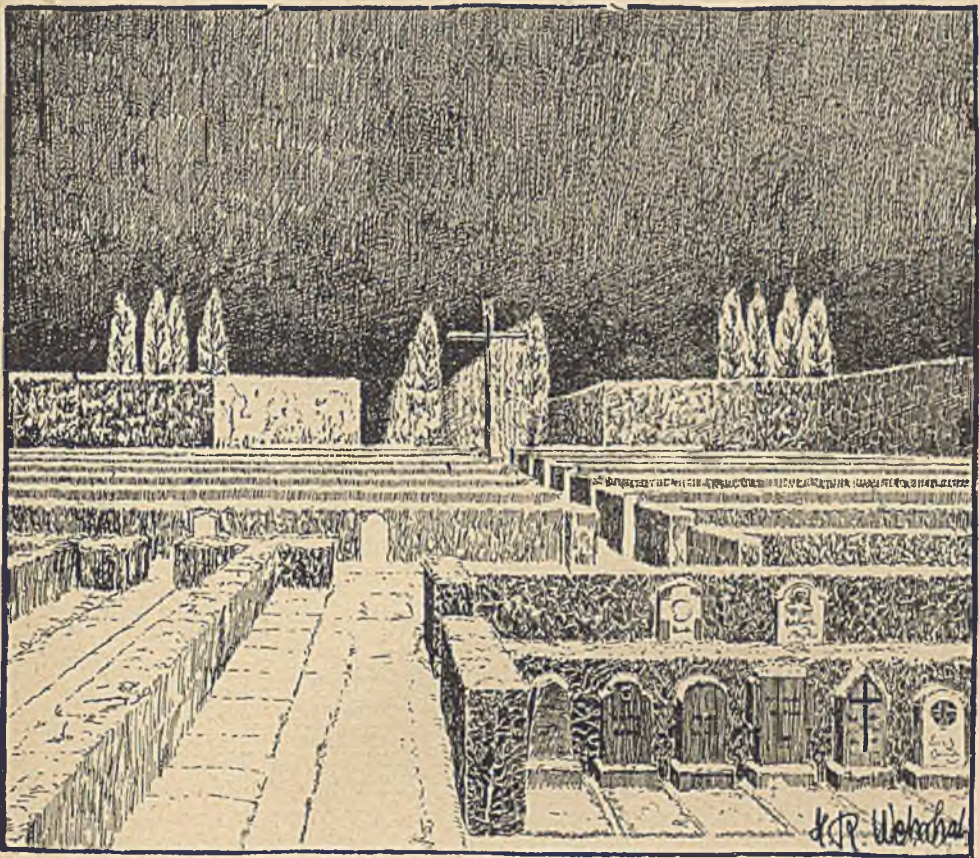


*Staudengarten  
Rothenburg i. L.  
Mitte Fassung  
Wasser- und Beckenteil*

die Rubbedien- und Phloggruppen in Gold und Purpur ausleuchten. Die Gestaltungskraft Wehrhahns spricht auch aus den Entwürfen für einen Staudengarten in Rothenburg i. L. Auch hier handelt es sich um eine Anlage inmitten eines alten größeren Parkes. Es ist verständlich, daß dem Besitzer die Wahl schwer wurde und er zur Ausführung eine Zusammenstellung aus allen Entwürfen wählte. Vielleicht hat Wehrhahn von vornherein damit gerechnet; denn allen drei Entwürfen ist eine aus den besonderen Verhältnissen sich ergebende Dreiteilung gemeinsam. Nur dadurch war es möglich, daß bei einer Vereinigung die Gewähr einer guten Wirkung sich ergab. Man wird bei diesen Entwürfen unwillkürlich an alte italienische Renaissanceanlagen (Villa Laute, Caprarola, Orti farnesiani) erinnert, wenn von ihm auch

sicher nicht die Anlehnung an eine frühere und überholte Gestaltungsform gesucht wurde. Diese Entwürfe zeigen so recht das Verständnis Wehrhahns für die gegebenen Verhältnisse; einmal die Blütenterrassen in ihrer Großartigkeit, die heute nur noch auf einem großen Herrensitze denkbar sind, dann auch die Verwendung von Motiven aus alten Patriziergärten, die dem konservativen Sinne der Landschaft entspricht. Man beachte die Aufstellung der Sonnenuhr im dritten Entwurf. Hier hat Wehrhahn — wie auch in anderen Entwürfen — sein feinstes Verständnis für die Aufstellung von Gartenplastiken bewiesen. Ganz aus innerstem Zweckbedürfnis heraus ist diese Sonnenuhr dem Gartenteile eingegliedert. Als wesentlicher Teil dieses Gartenraumes, auf erhöhter Terrasse, dem Sonnenlichte entgegen gehoben,





Das Kreuz über den Gräbern

kann sie erst ihren Zweck als „Sonnen“-uhr erfüllen.

Schlichte Größe und tiefe Verinnerlichung, wie es die Ruhestätte der Toten fordert, spricht aus dem Schaubild des Friedhofsentwurfes zu H. Ernst und versöhnend, mahnend und aufrichtend steht das Kreuz an höchster

Stelle, alle Gräber gewissermaßen in seinen segnenden Schatten ziehend.

Das Verständnis Wehrhahns für die besonderen Verhältnisse der Landschaft beweist auch seine Stellung in der Heimatschutzbewegung und Landschaftspflege, für die er begeistert durch Wort und Schrift wirkt.

Im Mondlicht küßt ich Deine Stirn,  
 O, Liebste, Du!  
 Ein Wölklein, silberrein wie Firn  
 Ging still zur Ruh.  
 Die Ähren strich ein Abendwind  
 Ganz lind und weich,  
 Und leise sagtest Du, mein Kind:  
 Ich bin so reich!

W. Dehmelt.



# Wie der Teufel den Maler Spinello holen wollte

Eine Künstlergeschichte aus dem Cinquecento

Von Fritz Hellwag



Spinello der Maler war zu Anfang des 15. Jahrhunderts in seine Vaterstadt Arezzo zurückgekehrt. Seine Verwandten und Freunde, die vornehmsten Bürger, ja selbst die Behörden waren dem berühmten Manne bis zum Stadttore entgegengezogen und hatten ihn sehr liebreich und freudig empfangen. Das rührte den Heimgekehrten sehr. Er zwang sein Gesicht zu freundlichem Lächeln. Bald darauf war er aber wieder der alte Griesgram. Der alte Herr, er zählte nun beinahe 90 Jahre, war mit dem neuen Jahrhundert nämlich ebenso wenig zufrieden, wie er es mit dem alten gewesen war: immer Streit und Kriegelärm! Heute die Guelfen, morgen die Ghibellinen an der Spitze. Mord, Todschlag, Plünderung, Raub, das war jetzt so das tägliche Brot. Spinello wollte nichts mehr sehen und hören. Er bezog sein altes Haus und begrub sich vor der West. Über der Haustüre aber brachte er eine Tafel an mit seinem Wappen, das er sich selbst erfunden hatte. Es stellte einen zusammengerollten Ziegel dar.

Das war deutlich genug. Man verstand diese „Symbolik“ und ließ den Alten die Ruhe, sich auf den Tod vorzubereiten.

Da geschah es, daß der König Ladislaus von Neapel sich des Kirchenstaats bemächtigte und Florenz den Krieg erklärte. Mit 15 000 Reitern zog er in das Florentiner Gebiet ein, Schrecken und Tod vor sich her verbreitend. Da ihm aber Florenz zu gut befestigt erschien, so war ihm das jener Republik zugehörige Arezzo vorerst ein gar fetter Bissen. Sengend und mordend kam er vor die

Stadtmauern, fand jedoch zu seinem Argern die Tore gut verwahrt.

Alle Bürger rüsteten sich zum Kampf. Waffengetöse erfüllte die Stadt. Selbst bis zu den Fenstern des einsamen Spinello schallte der wüste Lärm.

„Schon wieder Unfriede!“ zürnte der Alte und schlug mit der Faust mächtig auf den Tisch. Dann nahm er grollend sein Käppchen vom Nagel und trat auf die Straße. Geradenwegs ging er, mitten durch die schreienden Kriegsteute, auf das Kloster der Bruderschaft von St. Agnolo zu und klopfte an die Pforte.

Man ließ ihn ein, höchst erstaunt, den „Zgel“ noch einmal lebend zu sehen. Der Prior fragte nach seinem Begehrt.

„Wollet Ihr, so male ich Euch die Wände Eurer neuen Kapelle.“

„Und was gedenket Ihr zu malen?“

„Hört Ihr den Lärm?“ fragte Spinello. „Morden und brennen wollen sie wiederum und sich gegenseitig auf den Weg zur Hölle zerran. — Wahrlich, der Teufel ist auf Erden! — Ein zeitgemäßes Bild sollet Ihr haben. Ich male Euch die Austreibung des Lucifer aus dem Paradies und wie die vertriebenen Engel mit jenem als Teufel auf Erden hausen.“

Er zeichnete, wie es die Künstler seiner Zeit meistens zu tun pflegten, diese Tat des hl. Michael grob mit Not an den Bewurf der Mauer.

Den Mönchen gefiel die Skizze sehr, und man ward bald handelseinig.

Schon am nächsten Tage saß der Neunzigjährige in der stillen Kapelle, um die Zeichnung seines Bildes genauer zu entwerfen. — An der Wand des Hauptaltars stellte er den Lucifer dar, der seinen Sitz im „Morden“ errichtet. Dann den Sturz der Engel, die, in



Teufel verwandelt, zur Erde fallen. Hierbei sieht man den hl. Michael in der Luft auf einer Wolke, wie er gerade der „alten Schlange“ die sieben Köpfe mit den zehn Hörnern abschlägt.

Währenddem Spinello so zeichnete, stieg ihm die Erinnerung an die letzten Lebensjahre auf — — Was war das damals doch noch für eine lustige Zeit gewesen, da er mit seinem alten Freunde Don Jacopo, dem General der Bruderschaft von Oliveto, in dessen Kloster zechte und die Kapelle mit schönen Temperagemälden schmückte! Als dann Simoni Cini, der Bildhauer, und Gabriello Sarracini, der Vergolder, aus Florenz eintrafen und die lustige Rumpanei vervollständigten! Hei, sloß da der Wein in Strömen! — — Dann aber der Kontrast, als er im Frühjahr nach Florenz hatte zurückkehren wollen! Er hatte die Stadt geplündert vorgefunden und durch Feuersbrunst zerstört! Räuberisches Gesindel, einerlei ob Guelfen oder Ghibellinen, machte damals den Einwohnern das Leben zur Hölle. Mit tiefem Abscheu hatte erdeshalb der Stadt den Rücken gekehrt und war nach Siena gepilgert. Da war er aber aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn Florenz lag im Kriege mit Siena. Bologna wollte vermitteln. Pisa mischte sich ein. Der Herzog von Mailand hielt sich bereit, im Trüben zu fischen. Eine Stadt bekriegte die andere, und das Blut sloß in Strömen wie einst in Oliveto der edle Wein! Spinello hatte sich trotzdem ein Tabernakel außerhalb des Tores gemietet und eine „Verkündigung“ zu malen begonnen. Eines Tages aber war ein wilder Soldatenhaufe vorbeigezogen und hatte die armselige Hütte niedergebrannt. Spinello war dann nach Pisa gezogen. Da gab's wenigstens Aufträge, und es herrschte auch halbwegs Ruhe. Lange sollte der Friede aber nicht dauern, denn das Haupt der Stadt, Pietro Gambacorta, ward von seinem Günstling, Jacopo da Piano, der die Herrschaft an sich reißen wollte, erstochen. Nun stand gleich alles auf dem Kopf, die Nordbrenner waren obenauf. Zu all dem Unglück war dann noch die

Pest ausgebrochen und durch das Soldatenvolk überall hin verschleppt worden.

So war er also jetzt nach Arezzo zurückgekehrt.

Und nun stand wieder ein Feind, ein Räuber vor den Toren!

Der Alte riß sich energisch aus seinen Träumen. „Ja, wahrhaftig, der Teufel beherrscht die Welt,“ knurrte er und zeichnete wütend in die Mitte seines Bildes ein ganz abscheuliches Ungetüm, das sollte den Lucifer selbst vorstellen. Alle nur erdenklichen Mißgestalten dichtete er dem Satan an. „Dies für Florenz!“, da bekam das Scheusal krumme Hörner — „das für Pisa!“, da zeichnete er ihm einen häßlichen Buckel und eine lange Nähnec. Und so fort: „Das für die Pest!“, „Dies für Arezzo!“ „O, du Bestie, o, du niederträchtiger, gemeiner Teufel!“ — Die umstehenden Mönche bekreuzigten sich fortwährend, denn so etwas ward noch nie gesehen. Der alte Maler aber gefiel sich darin, das Teufelstier so furchtbar und mißgestaltet wie irgend möglich zu machen.

Nach einigen Wochen war das Bild vollendet, und Spinello lehrte in sein einsames Haus zurück. Nun wollte er auch ganz gewiß nie mehr einen Pinsel in die Hand nehmen.

Er schloß die Augen und entschlummerte. Schwere Träume bedrängten ihn. Gegen Morgen glaubte er einen Donnerschlag zu vernehmen! Und siehe, da spaltete sich die Wand über dem Bette, und feurige Blut züngelte hernieder auf den Schlafenden, der stöhnte und sich herumwarf. Plötzlich zeigte sich oben in der Öffnung die schreckliche Gestalt Lucifers, ganz wie sie der Künstler auf seinem Bilde gemalt hatte! O Entsetzen! Wie rollte das Tier die scheußlichen Augen, wie quoll aus seinen Rüstern Feuer! Und als es das abscheuliche Maul öffnete, da schlüpfen Schlangen und Storpione über seine stachelige Zunge.

Der Teufel begann zu sprechen:

„Spinello, Spinello, wie hast du mich beschimpft! Welche Schmach tat mir dein Pinsel! Und dabei wußtest Du



recht gut, wie ich aussehe, dem Du hast mich in San Miniato ganz richtig gemalt. Sprich, wo hast Du mich jemals so gesehen? O, Schandel! Aber warte, Spinello, jetzt bist Du mir versallen.“ Damit streckte das Ungetüm seine Laxe nach dem unglücklichen Sünder aus, der sich vor Schrecken nicht rühren und auch nicht schreien konnte. Im gleichen Augenblick ertönten mächtige Posaunenklänge.

Spinello erwachte.

Aber die Posaunen schmetterten weiter. Die Thür des Gemachs wurde geöffnet, und in dem hereinslutenden Sonnenlicht stand der ehrsame Meister Antonio mit den übrigen Mitgliedern der Apothekerkunst (dieser waren auch die Maler zugeteilt), um Spinello zur feierlichen Einweihung seines Luciferbildes festlich in die Kapelle zu geleiten. So war es Sitte und Kunstgesetz.

Spinello aber sah nicht den Meister Antonio, für ihn war es der erzürnte mißgeformte Lucifer! Und die Musik hatte keinen festlichen Klang, sondern es waren die Posaunen des jüngsten Gerichtes.

Antonio ging auf das Bett zu. Da schrie der alte Maler entsezt und glühend

vor Zorn: „Bleib mir vom Leibe, Bestie! Ich habe meine Kunst von Gott! Ich male Dich, wie ich will, und Du hast still zu halten! Fort, Du Bestie!“

Meister Antonio und seine Gefellen lächelten über den Schlastrunkenen, aber für Spinello war's ein teuflisches Grinsen. Er klammerte sich an seine Bettstelle — — —

Dann auf einmal war ihm so wohl, so leicht. Das Bett begann sich zu heben, und leise, leise schwebte es mit ihm in die Höhe, der geöffneten Zimmerdecke zu, den „Antonio-Lucifer“ unten zähnefletschend zurücklassend. Die Putten auf dem Gefirnß verwandelten sich in Engel-Teufel und fielen zischend und heulend zur Erde.

Und über dem Hause sah Spinello, wie er es auf seinem Bilde gemalt hatte, den hl. Michael jetzt wirklich auf einer Wolke sitzen. Und wie der oben der „alten Schlange“ die sieben Köpfe und die zehn Hörner abschlug, da nickte er dem Maler ganz freundlich zu.

Noch ein Stückchen schwebte Spinello zur Höhe, dann stand das Bett wieder ganz still — — —

Spinello war im Himmel.

## Das Lieberbuch

Ich bin meiner Mutter Lieberbuch,  
Darin die Glocke der Freude schlug.  
Frau Sorge hat in die Blätter gesummt,  
Der Daß der Not hat dazwischen gedrümmt.  
Glücksgeige hat sich hineingebogen,  
Aus ihrer Brust sind Sterne geflogen.  
Nun glitzert die Sorge im Lieberbuch  
Und die Not trägt ein buntes Kirmes Tuch. — —  
Wenn nachts meine alte Mutter erwacht,  
Hat das Buch seine Lieder aufgemacht  
Und hat gesungen sternentief,  
Bis meine Mutter ganz müde schlief  
Und lächelnd träumt vom Himmelslicht,  
Das in dunkle Glockenstuben dricht. — —  
Ich bin meiner Mutter Lieberbuch,  
Das sie in ihrem Blute trug.





Otto S. Probst +

Stadtmühle in Dintelsbühl









Wendelsteinbahn mit Wendelsteinhotel

## Bergbahnen Die eisernen Pfade der Gebirgswelt

Von Ernst Trebesius

**D**urch den in Ausführung begriffenen Bau einer Schwebebahn auf die Zugspitze, Deutschlands höchsten Gipfel, wird die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf jene eisernen Pfade gelenkt, die die Wunder der Gebirgswelt auch jenem großen Kreis unserer Mitmenschen erschließen, der sonst infolge schwächerer Körperbeschaffenheit für immer darauf verzichten müßte, die Gipfel der Berge zu erreichen. Angesichts der zurzeit mannigfaltig auftauchenden Projekte, die außerder von österreichischer Seite aus in Bau begriffenen Seilbahn auch eine deutsche Zugspitzbahn, ferner eine Ortler-, Splügen-, Nebelhorn-, Patscherkofel- und Pfänderbahn ins Auge fassen, könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß interessierte Kreise zur Abwechslung mal in Bergbahnen „machen“. Man darf jedoch nicht vergessen, daß die Entwicklung des Verkehrs wesens der Alpenländer während des Krieges und der seither verflossenen Jahre eine gewaltsame

Unterbrechung erfuhr, und daß es nun das Versäumte nachzuholen gilt.

Der Naturfreund mag alle jene Projekte mit gemischten Gefühlen vernehmen. Er wird von Verschandelung der Natur reden, wenn durch die Erschließung der Gebirgswelt der Massenbetrieb einsetzt und Raffte im Salontiroler-Anpuß auf seine Art die Natur genießt. Nun bieten jedoch die Berge so unendlich viel einsame Partien, wo der Hauptstrom der Touristen niemals hinkommt, daß für die Naturfreunde und Bergsteiger noch übergenug Gelände zur beschaulichen Besinnung oder zur Betätigung bleibt. Im Interesse der kränklichen oder schwachen Personen, denen die Technik in diesem Falle unergötzliche Stunden reinsten Freude bereitet, kann man deshalb die Erschließung der Berggipfel für den allgemeinen Touristenverkehr nur begrüßen.

Der Bau der Bergbahnen bildet eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Eisenbahnen. Stellt doch



auf diesem Gebiet die Natur dem menschlichen Willen weit größere Schwierigkeiten in den Weg, als es bei den Schienensträngen in der Ebene der Fall ist. Eine der großartigsten Anlagen unter allen Bergbahnen ist ohne Zweifel die der Jungfrauabahn, da sie die wunderbare Hochgebirgswelt der Berner Hochalpen mit ihren Riesengletschern, ihren blendend weißen Schneefeltern und ihren unvergleichlichen Ausblicken bis weit zum Jura, Schwarzwald und Vogesen dem Auge erschließt. Schon die Entstehungsgeschichte dieser Bahn

ist stark mit Romantik durchsetzt. Bereits am 1. April 1886 wurde in einer Schweizer Tageszeitung in Form eines damals viel belächelten Aprilscherzes der Bau einer Bahn auf die Jungfrau angekündigt. Die letzten 1400 Meter werde man, so hieß es darin, auf einer in den Felsen gesprengten Galerietreppe emporsteigen können und sich dann auf dem abgeplatteten Gipfel befinden, der, mit einem Geländer umgeben, die herrlichste Aussicht unter Ausschluß aller Gefahren gestatten würde. Das Licht eines mächtigen Scheinwerfers werde

auch zur Nachtzeit einen zauberhaften Ausblick weit in der Runde gestatten. Wie so oft im Leben, war auch in diesem Falle die überquellende Phantasie des Schriftstellers den Ereignissen um eine Spanne Zeit vorausgeeilt. Ein Jahrzehnt später wurde tatsächlich mit dem Bau einer Bergbahn auf die Jungfrau begonnen, und 1912 wurde mit der Errichtung der Station Jungfrauoch die höchste Gebirgsstation der Erde dem Betrieb übergeben. Allerdings ist dies nicht der höchste von einer Eisenbahn erklommene Punkt. Dieser befindet sich vielmehr in Südamerika auf der Bahnlinie Callao-Oraya in Peru, wo die höchste Eisenbahn der Welt die Paßhöhe der Anden bei 4774 überschreitet und damit fast die Höhe des Montblanc (4810 Meter) erreicht.

Nun hat auch der zweite Teil des erwähnten Aprilscherzes seine Erfüllung erfahren. Nicht weit von dem Berghaus auf dem Jungfrauoch wurde von den Schweizer Behörden eine Wetterstation errichtet, zu deren Ausrüstung auch ein Scheinwerfer gehört. Mit



Mürren mit Jungfrau

Photoglobe, Zürich



diesem Scheinwerfer will man den nächtlichen Wolkenzug beobachten, um den internationalen Wetterdienst auf eine noch breitere Basis stellen zu können. Auch zwei Riesenteleskope sind auf der Wetterstation Jungfraujoch zur Aufstellung gelangt, die damit Europas wichtigste Höhenstation zu werden verspricht. In diesem Falle leistet die Bergbahn, ohne die natürlich ein Transport der astronomischen Instrumente auf die Gipfel der Jungfrau vollkommen undenkbar wäre, auch der Wissenschaft hervorragende Dienste.

Wie so manche geniale Idee ganz plötzlich irgend einen Erfinder oder Entdecker überkommt, so entsprang auch der Plan einer Bergbahn auf die Jungfrau einer glücklichen Eingebung ihres späteren Erbauers, des Schweizer Industriellen Guyer = Zeller, der beim Abstieg vom Gipfel des Schilbhorn, den er mit seiner Tochter bestiegen hatte, ganz plötzlich stehen blieb mit dem Ausruf: „Nun hab' ich's gefunden!“ Er hatte während des Weges über die ihn sehr interessierende Frage einer Jungfraubahn nachgedacht und plötzlich die bestmögliche Lösung des Problems gefunden. Wurde doch der Bau später genau so ausgeführt, wie es Guyer noch in derselben Nacht auf dem Papier aufzeichnete. Die Jungfraubahn beginnt auf der Kleinen Scheidegg, wo die von Grindelwald und Lauterbrunnen kommende Wengern = Alp = Bahn den Anschluß mit den Hauptbahnen herstellt. Bis zur Station Eigergletscher führt die als Zahnradbahn mit elektrischem Antrieb ausgebildete Strecke auf offenem Gleis. Von hier aus fährt

die Linie durch einen 10km langen, Eiger und Mönch durchschneidenden Tunnel bis zur Station Jungfraujoch. Später soll dann die Bahn bis nahe zum Jungfraugipfel geführt werden, und ein senkrechter Aufzug von 90 Meter wird die Verbindung zwischen Endstation der Bahn und dem Gipfel herstellen. Damit würde dann auch der dritte Teil des Aprilscherzes, nämlich die Plattform mit Aussichtsturm, in Erfüllung gehen.

Nicht minder kühne Bergbahnen sind auch in anderen Ländern, vor allem in Amerika, erbaut worden. Es wurde



Rigi-Kulm (1800 m)

Photoglob, Zürich



bereits erwähnt, daß in Peru die höchste Bahn der Welt 4774 Meter über den Meeresspiegel emporsteigen muß, um die Anden zu übersteigen. In langen Steigungen klimmt diese 230 km lange Bahn von den Gestaden des Stillen Ozeans aus über Lima und die alte Inkastadt Chosica an den Nordillerenhängen empor. Gewaltige Zickzacklinien (Spitzkehren) mußten vorgesehen werden, um die Steigung nicht über  $40\text{‰}$  (1:25) hinausgehen zu lassen. Über 30 Tunnel und ebensoviele Brücken hieß es in den zerklüfteten Gebirgen zu errichten, dar-

unter den hohen Verruga-Biadukt zwischen Lima und Droya, ehe an die Verlegung der Gleise gedacht werden konnte. Eine ebenso gewaltige, ebenso kühne und nicht minder emporstrebende Bahnlinie ist auch die 522 km lange Peruanische Südbahn, die sich bei Portez del Cruzera in einem 1173 Meter langen Scheiteltunnel auf 4770 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Damit übertreffen diese Bahnbauten hinsichtlich der erreichten Höhe die Alpenbahnen der alten Welt ganz bedeutend. Freilich liegt die Schneegrenze in den Nordilleren bei etwa 5000 Meter Höhe, während sie in den Schweizer Alpen bis 2700 Meter Höhe herabreicht. Nichtsdestoweniger boten auch die südamerikanischen klimatischen Verhältnisse den Bahnbauten durch so wilde Felsgebirge wie die Nordilleren die größten Schwierigkeiten. Die plötzlich niedergehenden Platzregen mit ihren gewaltigen Wassermengen lassen die kleinen Wildbäche, die zuvor nur spärlich flossen oder trocken lagen, in kurzer Zeit zu reißenden Strömen anschwellen, die den Kunstwerken zu ernstster Gefahr werden. Ferner sind die Schneestürme, Lawinen und Felsstürze zu berücksichtigen, die nicht nur dem Bau selbst, sondern auch dem Betrieb der fertigen Linie gefährlich werden können. Reiche Erfahrung und großes Wissen sind deshalb die Vorbedingungen zu einem glücklichen Gelingen dieser kühnen Ingenieurbauten.



Bürgenstockbahn mit Pilatus

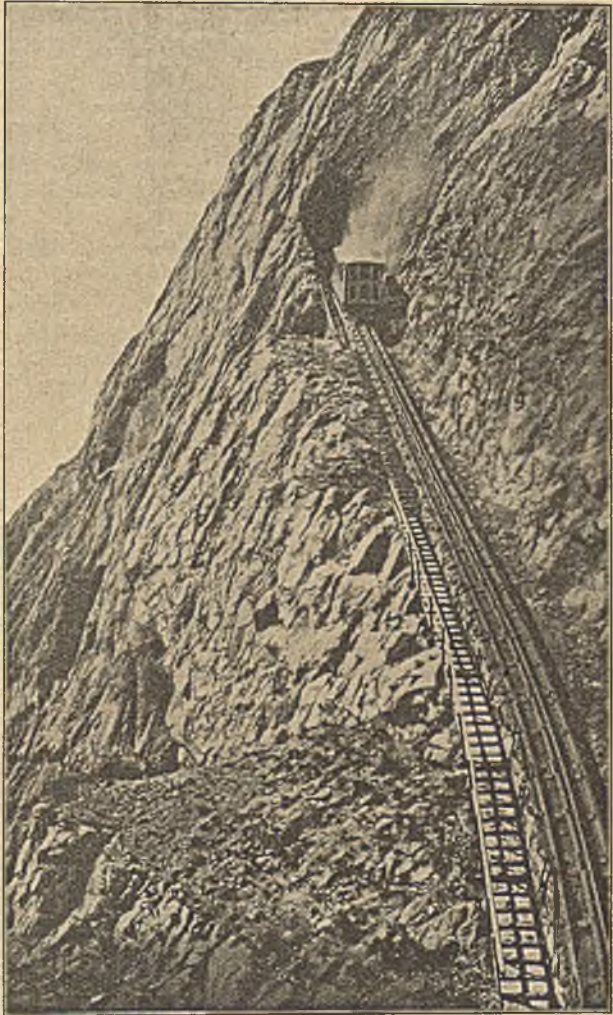
Photograph, Zürich

Von größtem Einfluß auf die spätere Rentabilität der Bergbahnen ist die Wahl der größten vorkommenden Steigung. Je größer die Steigung, umso größer werden die Betriebskosten; je geringer die Steigung, umso geringer die Betriebskosten.



Dafür müssen aber längere Bahnstrecken und damit auch größere Anlagekosten in Kauf genommen werden. Schon bei den Vorarbeiten müssen deshalb alle diese Faktoren berücksichtigt und das günstigste Kompromiß, bei dem auch die örtlichen Verhältnisse, die Neigung der Berge zu Fels- und Lawinstürzen usw. eine große Rolle spielen, gefunden werden. Bei verkehrreichen Hauptstrecken wird man unter allen Umständen versuchen, mit einer reinen Reibungsbahn auszukommen, und keine zu starke Steigung wählen, da die späteren Ersparnisse an Betriebskosten die höheren Kosten für die Anlage überwiegen. Bei Hauptstrecken mit großem Verkehr geht man deshalb über eine gewisse Steigung nicht hinaus. Die Brennerbahn erhielt z. B. bis  $25\frac{0}{100}$  ( $2:40$ ), die Gotthardbahn und Neuenburger Jurbahn bis  $27\frac{0}{100}$ , die Axlbergbahn sogar bis  $30\frac{0}{100}$  Steigung. Nur bei Nebenbahnen geht man über diese Grenze hinaus. So erhielt die Gebirgsbahn in Colorado bis  $40\frac{0}{100}$ , die bereits erwähnte Peruanische Zentralbahn bis  $40\frac{0}{100}$ , die Overdon-St.-Croix-Bahn in der Schweiz bis  $44\frac{0}{100}$  und die Strecke Wädensweil-Einsiedeln sogar bis  $50\frac{0}{100}$  Steigung. Die nur dem Touristenverkehr dienende Axlbergbahn bei Zürich, deren leichte Züge allerdings nur mit geringer Geschwindigkeit fahren, erhielt bis  $70\frac{0}{100}$  größte Steigung. Darüber hinaus ist man nur bei elektrischen Straßenbahnen geschritten, wenn die Steigung nur kurze Strecken umfaßt. (Lafanne bis  $116\frac{0}{100}$ ).

Im allgemeinen wird man aus Gründen der Verkehrssicherheit bei Steigungen über  $50\frac{0}{100}$  von einer Reibungsbahn ab-



Pilatusbahn

Photograf, Zürich

sehen und dafür zur Zahnstange oder dem Drahtseil eine Zuflucht nehmen. Die größte Ausbreitung hat die Zahnradbahn gefunden, da naturgemäß die mit Drahtseil betriebene Strecke nur eine begrenzte Länge haben kann. Die Zahnstange wird zwischen die Gleise verlegt und ist mit aufrechtstehenden oder liegenden Zähnen ausgebildet, in denen sich die von der Lokomotive angetriebenen Zahnräder abwälzen. Bei der Zahnradbahn kann die Steigung viel größer gewählt werden. Sind doch



Rampen mit 480 ‰ (1:2) gebaut worden. Noch größere Steigungen lassen sich beim Drahtseilbetrieb anwenden, da hier die Lokomotive in Wegfall kommt. Die Pilar-Bahia-Bahn weist 780 ‰ größte Steigung auf.

Bei allen Seilbahnen mit starken Steigungen ist den Bremsvorrichtungen der Wagen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit beim evtl. Bruch des Seiles die Wagen nicht mit immer größer werdender Geschwindigkeit zu Tale eilen und verunglücken, wie es in den Anfängen der Bergbahnen leider einige Male passiert ist. In letzter Zeit sind die Bremsvorrichtungen für die Seilbahnwagen derart verbessert worden, daß man bei neueren Seilbahnen sogar die Zahnstange, die man bis dahin für die Bremsung der Wagen beibehalten hatte, wegläßt. —

Im Gegensatz zu den auf Schienen rollenden Wagen der Bergbahnen bevorzugt man in neuerer Zeit die Seilseilbahnen, bei denen die Wagen, an starken Drahtseilen entlang rollend, über die Abgründe schweben. Wenn sie auch nicht so leistungsfähig sind als die auf

Schienen rollenden Bahnen, so haben sie dafür den Vorzug billigerer Baukosten und gewähren die Möglichkeit, auch die tiefsten Schluchten zu überbrücken. Nachdem man die Schwebebahnen schon seit Jahrzehnten zur Beförderung von Gütern verwandt hatte, wurde im Jahre 1907 bis 1908 die erste Seilseilbahn für den Personenverkehr nach dem Koblern erbaut. Bei 1500 Meter Länge überwand die Bahn einen Höhenunterschied von 795 Meter. Die Fahrzeit dauerte 15 Minuten. In den kleinen Wagen fanden zur Not 6 Personen Platz. Da die Behörde die Erlaubnis zur Benutzung dieser Bahn nicht erteilte, wurde sie später durch eine neue Bahn, die im Jahre 1913 dem Betrieb übergeben wurde, ersetzt. Der leitende Grundsatz beim Bauen der neuen Koblernbahn war, alle Bestandteile, durch deren Bruch eine Gefährdung des Betriebes herbeigeführt werden könnte, doppelt anzulegen.

In der Zwischenzeit sind dieser ersten Seilseilbahn für Personenverkehr eine Anzahl anderer Bauten gefolgt, und auch Deutschland hat vor kurzem mit der Fertigstellung der Bahn auf den Fichtel-



Rigibahn, Schnutobelbrücke

Photograph, Zürich



berg seine erste Seilschwebebahn erhalten. Die Bahn führt vom Sporthotel in Oberwiesenthal aufwärts nach dem Unterkunftsbaus auf dem Fichtelberg. Auf 1145 Meter Länge wird ein Höhenunterschied von 310 Meter überwunden. Fünf schmiedeeiserne Stützen tragen die Seile. Die größte Spannweite von Stütze zu Stütze beträgt 526 Meter. Die beiden Fahrkabinen sind zwangsläufig durch ein Seil miteinander so verbunden, daß sich die eine Kabine bergauf bewegt, während die andere talwärts gleitet. Doppelte Tragseile und doppelte Zugseile, jedes für sich allein geeignet, den Betrieb ohne Störung durchzuführen, gewähren gegen Störungen irgend welcher Art doppelte Sicherheit. Die von der Allgem. Transportanlagen-Gesellschaft zu Leipzig erbaute Bahn nahm nur 4 Monate Bauzeit in Anspruch. Da die Fahrt auf

den Gipfel des Fichtelberges nur 9 Minuten währt, so bedeutet der Bau dieser Schwebebahn auch für die leidenschaftlichen Sportler, für die Modeller und Vobfahrer, eine wesentliche Vermehrung der fröhlichen Talsfahrten, da nunmehr der Gipfel des Berges nicht mühselig wieder bestiegen zu werden braucht, sondern in 9 Minuten ohne jede Anstrengung schwebend erreicht wird.

Die Bergbahnen haben zur Erschließung der Hochgebirgswelt ohne Zweifel viel beigetragen. Auch dort, wo sie nicht für wirtschaftliche Zwecke errichtet wurden, wie z. B. die nur für den Touristenverkehr gebauten Bahnen, sollte man nicht von Entweihung der Natur durch die Technik reden, weil mit der Bahn ein lebhafter Verkehr auf den erschlossenen Bergen einsetzt. Für die stillen Naturbetrachter bleiben der einsamen Punkte noch übrig.

## Mein Wunsch

Ich will nicht mehr zu Tale.  
Vor Menschen graut es mir.  
Ich bin von Liebe müde.  
Ich will nicht mehr zu dir.

Ich möchte lieber fahren  
auf einem Wolkenrand,  
auf dem die Sonne leuchtet,  
hoch übers bunte Land.

Es müßten Lerchenstimmen  
zu meinen Füßen sein,  
und über mir die Sonne  
und Himmel kühl und rein.

Marianne Bruns



# Ein Tag und eine Nacht am Ätna

Von Ferdinand Schin

❖

**S**ünf Jahre nach meiner Rückkehr aus der italienischen Kriegsgefangenschaft auf Sizilien war in mir die Sehnsucht nach dem wunderbaren Sonnenlande dort unten wieder erwacht. Es ist die Ferne, die mit einem so geheimnisvollen Zauber die Dinge umgibt, die durch weite Länder und Meere von uns getrennt sind. Es ist die Sehnsucht, die uns auch in den Augen des engstirnigsten Heimatsfreundes nicht verächtlich macht, es ist die Sehnsucht nach der Sonne, die uns erfüllt.

Mit dem Expresszug raste ich meiner neuen Traumerfüllung entgegen — dem Ätna! Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Messina.

Nach 2½ständiger Fahrt mit dem Schnellzug durch das herrlichste Stück Siziliens kam ich gegen 4 Uhr nachmittag in Catania an. Bis hierher kann man mit dem Zug fahren, wenn man auf den Ätna will. Am Meere, am Fuße des Ätna! Nicht allzu lange mehr wird es dauern, und die Stadt hat die Einwohnerzahl 250 000 erreicht. Abgesehen von dem noch etwas orientalischen Osten, in dem der Hauptbahnhof liegt, ist Catania eine ganz moderne Großstadt.

Wer von den Alttertumsforschern den Spuren der Geschichte auf Sizilien nachgegangen ist, von den Ruinen Syrakusas, Taorminas, Agrigentz, Agragas und anderen zerstörten Welten kommt, noch ganz versunken in die klassische Vorzeit, umwoben von ihrem wunderbaren Zauber, der wird in Catania hier, dem modernen, vielleicht ein jähes Erwachen erleben. Das Altertum scheint vor ihm zu versinken, wenn er in einer der Hauptstraßen dieser durchaus fortschrittlichen Stadt steht. Breite, bei Nacht taghell erleuchtete Straßen, schöne große Plätze, Paläste, königliche Willen, verborgen hinter Palmen in einem Meer von Blumen, ein großes, herrliches Theater, eine alte, verdienstvolle Universität, Industriegebäude! So schaut

Catania, die Stadt am Rande des Ätna, die von dessen Feuer ewig bedrohte, vom Erdbeben erschütterte, zerstörte und wiedererstandene aus, der man eine bedeutendere dereinstige Größe voraussagen kann, der aber auch — wer kann es sagen — wenn sie diese Größe erreicht hat, das Schicksal Pompejis und Herculaniums beschieden ist.

Der aus seinem Bergangenheits- traum erwachte und ernüchterte Altertumsforscher braucht aber nicht weit zu gehen, und er wird wieder zum Teil entschädigt werden. Die versunkene Bergangenheit wird wieder vor seinem Geist erstehen: Nicht weit vom Dom liegt seit dem Jahre 1669 unter der Lava das griechische Theater vergraben. Heute ist es zum Teil wieder freigelegt. Wenn hier unser Alttertumsforscher mit der Fackel in die Tiefe steigt und einen von jener Lava verschütteten, aus seinem Bett verdrängten Bach jetzt tief unten zwischen den Steinen der Orchesterplätzern hört, dem leisen Wehen des Windes in den leeren Hallen lauscht und ihm aus den Trümmern der dumpfe Geruch dahingegangener Jahrhunderte kommt, dann wird er auch der so ganz modern gewordenen Stadt verzeihen, dann kann er wieder ganz begeistert sein von Hellas und Rom.

Nie wird in Catania die Erinnerung an den Ausbruch des Ätna im Jahre 1669 erlöschen. Die Hälfte des Gebietes der heutigen Stadt wurde damals von der Lava übergossen. Die schönsten Straßen Catantias führen über dieses Lavafeld. Sprühend und zischend floss der Feuerstrom wochenlang in das kochende Meer. Der Hafen war vernichtet. Die Eisenbahn führt jetzt über diese starrenden Lavablöcke, und wo einst schwer mit Früchten beladene Schiffe vor Anker lagen, schaut einem ein ödes, zerrissenes Vorgebirge mit schwarzen Augen entgegen und ragt weit ins Meer hinaus.



Vor diesen Wahrzeichen, die auch Geschichte sind, wird unser Altertumsforscher wieder sinnend verharren. Und schaut er dann in die Höhe und sieht, wie schwindelnd, erdrückend groß, in langsamer, sanfter Ansteigung der Ätna die an seinem Fuß liegende Stadt überragt, überwältigende Erhabenheit in dieser Form und Größe, bedrohende Ruhe in der festlichen Harmonie seiner ganzen Linienführung ausströmend, dann wird er in ihm den bedeutenden und untrüglichen Geschichtsschreiber Catantias und der ganzen Insel Sizilien erkennen, der seine eigenen Taten mit unauslöschlichen Feuerzügen in die Chronik Catantias eingräbt.

Von Catania aus gesehen zeigt der Ätna diese sanft ansteigende, beruhigende Form, die an keiner Stelle schroffe oder zerklüftete Bildungen aufweist und nur durch die vielen Nebenkriater, die im Laufe der Jahrhunderte bei den verschiedenen Ausbrüchen entstanden sind und wie Maulwurfshügel an den Hängen liegen, unterbrochen ist.

Hier am Fuße des Ätna war die Natur in ihrer grausamsten Laune am Werke. Denn hier an diesem ewig Tod und Verderben bringenden Feuerherde hat sie ein wahres Paradies geschaffen. Die prächtigsten Gärten und Villen sind hier entstanden. Drangen- und Zitronenhaine ziehen ein ewig grünes Band um den Fuß, weithin unspült von dem Blau des Meeres. Nirgends auf Sizilien wohnen die Menschen so dicht beisammen wie hier. Mehr als sechzig Ortschaften beleben dieses Feuergebiet.

Der eigentliche Ausgangspunkt der Atnabesteigung von dieser südlichen Seite ist Nicolosi, 14 km nordwestlich am Hange des Ätna in 700 m Höhe gelegen. Heute kann man nach Nicolosi von Catania aus mit dem Postauto in 1 Stunde gelangen.

Die Straße steigt immer steiler an. Catania liegt schon unter uns. Wir sind in 300 m Höhe. Die Drangen- und Zitronengärten sind immer seltener geworden, jetzt sind sie ganz verschwunden, weite Weingelände sind an ihre Stelle

getreten. Aus dem dunklen Grün träumen die Zeit vergessende schöne Landhäuser in der Sonne. Rechts und links grenzen die Straße jetzt zwei Meter hohe Mauern ab. Über sie herein starrt in mächtigen schwarzen Gebilden die Lava vom Jahre 1669. Auf der anderen Seite große Flächen mit uralten knorrigten Kakteen, längs der Straße die Blätter fingerdick mit Lavastaub bedeckt. Dazwischen einsame Feigen- und Öl bäume. Mühsam arbeitet sich das Auto die Straße hinauf.

Links werden die Monti Rossi (die Roten Berge) sichtbar, aus denen im Jahre 1669 dieser schreckliche Ausbruch erfolgte. Man wird immer unruhiger, je deutlicher einem der Ätna die Spuren seiner Tätigkeit zeigt.

Wir haben Nicolosi erreicht. Ein ruhiges, freundliches Städtchen, fast scheint es ein Dorf. Es hat 4000 Einwohner und liegt am Rande einer Hochebene, die sich gegen den Ätnagipfel hinzieht, bis dorthin, wo die Pyramidenform in deutlicheren Linien scharf ansteigt. Eine bängliche Ruhe herrscht. Ein dumpfes Ahnen von Gefahr überkommt einen. Wie Angst fühlt man es an sich heraufkriechen, wenn der Blick auf den dampfenden Ätnakrater fällt.

Gute, ernste, in sich gefehrte Menschen wohnen hier, harte und feste, die sich der Ätna so geschaffen hat, die ihren Ätna lieben, die in Ohnmacht sich knirschend vor seiner heimtückischen Armacht beugen, wenn neben ihnen sich die Erde spaltet und Tod und Verwüstung aus ihr steigt. Diese Ätnamenschen mit dem zufriedenen Herzen und vertrauenden Gemüt, das sie im Schutze ihrer Heiligen finden, die sie bei einem Ausbruch des Ätna um Hilfe anflehen, grollen diesem Berge nicht. Er ist ihnen etwas Unabänderliches, von der Vorsetzung und Gott Gegebenes und Gewolltes, etwas Schicksalhaftes, dem man das Böse, das es zufügt, nicht übernehmen darf. Sie sind durchaus nicht unglücklich, daß sie den Ätna haben.

Nach 4 Uhr morgens weckten mich die Glocken der Kirche Nicolosis aus dem Schläfe. Ruhig und fest hatte ich



geschlafen auf dem größten Vulkan Europas. Ich öffnete die Thür, und aus der dämmernden Ferne leuchtete der vom ersten Morgenrot umhauchte Atnagipfel herein. Es war ein wundervoller Sonntagmorgen, ganz erfüllt von der Erhabenheit dieser südlichen Ruhe, erschauernd schön, durchbebt von einem leisen Bangen naher Gefahr.

Mein Führer stellte sich pünktlich ein. Der Ort war noch ganz still und leer. Ein seltsames tiefes Leuchten war jetzt um den Atnagipfel, der Rauch stieg senkrecht in die Höhe, was für die Besteigung ein gutes Zeichen war. Nur dort machte sich ein Maultierführer mit seinem Tier zu schaffen, richtete an ihm alles für den Aufstieg zu den Schneegruben am Hange des Atna zurecht. In Catania unten braucht man Schnee zum Kühlen der Getränke. Und verdient, um zu leben, wollte auch sein, auch am Sonntag. Dann trafen wir einen alten Mann. Den fragte ich, ob er schon oben beim Atna am Krater gewesen wäre. Das verneinte er mit ernstem Schweigen. Dann meinte er, das könne man nicht, denn il cratere attiri (der Krater ziehe an), in sich hinein, niemand könne in den Krater schauen.

Bei den letzten Häusern des Ortes wird die Straße zu einem breiten Weg, der zehn Zentimeter hoch mit Vulkanasche bedeckt ist, beiderseits von einer Mauer abgeschlossen. Dahinter ziehen sich unübersehbare Weingärten. In unglaublicher Fruchtbarkeit schäumt es hier aus der Vulkanasche. Ohne Er schöpfung gibt sie den Menschen.

Eine halbe Stunde schon schritten wir durch diese Asche. Ich fühlte eine starke Ermüdung in den Beinen, und das tote Grau wirkte auch auf meinen Geist erlahmend. Ich wünschte diese Asche zum Teufel.

Endlich hatte dieser eintönige Weg ein Ende. Vor uns stand ein leeres, von der Zeit ergautes Gebäude. Es ist schon uralt. Eine kleine Kapelle, nannte es mein Führer, einen Altar. Hierher, auf diesen Altar, der ein Schuppen scheint, trugen die Bewohner von Nicolosi ihre Heiligen, wenn ein Ausbruch des Atna

ihr Städtchen bedrohte. Hier standen die Heiligen von Nicolosi auch bei dem furchtbaren Ausbruche im Jahre 1886. Unaufhaltsam kam die glühende Lava immer näher, alles unter sich erdrückend und erstickend. Nicolosi war verloren. Kaum 2 Kilometer waren es noch bis zu den ersten Häusern. Da kamen die Männer von Nicolosi, ruhig, stumm, bleich, doch gläubiges Vertrauen in der Seele. Sie trugen ihre Heiligen. Sie stellten sie auf den Altar. Dahinter folgte die Menge, ganz Nicolosi, Greise, Kinder, betend, singend, weinend, flehend. Und siehe, das Wunder geschieht! Bis an die Mauer des Altars heran schiebt sich der Feuerstrom. Und hier bleibt er stehen, teilt sich in zwei Ströme — Nicolosi ist gerettet! Nun wird man das tiefe religiöse Gefühl des Atnavolkes verstehen und den Glauben an die Schutzkraft ihrer Heiligen.

Vor uns liegt das Lavafeld vom Jahre 1886. Darüber führt jetzt unser Weg. Über kopfgroße, faustgroße und kleinere Lavastücke windet er sich, zwischen mächtigen Blöcken hindurch. Welch ein anstrengendes und ermüdendes Wandern über dieses weite, schwarze Trümmerfeld! Ich muß ausruhen. Auf Lavatrümmer setze ich mich und schaue den Weg zurück, den ich schon gegangen. Noch liegt Nicolosi ganz nahe vor uns. Hell leuchten schon seine Häuser in der Morgensonne. Schwarz und still ist es um mich. Wie ruhig und harmlos die Monti Rossi dort rechts von Nicolosi in der Sonne liegen, als hätten sie nie den Leuten hier ein Leid zugefügt. In verflühtem Blutrot schimmern die ausgebrannten Krater herüber, einzelne Stellen bleich wie Totenschädel. Die rötliche Asche an den Hängen flimmert. Hier und da ist schon ein Baum aus ihr gewachsen, und dazwischen zeigt sich Grün. Freundliche, sonnige Berge sind heute diese Monti Rossi. Nur die kahlen Öffnungen am Gipfel, aus denen einst verderbliches Feuer brach, lassen noch erschauernd an das Jahr 1669 denken.

Weiter! Die Sonne brennt schon heiß und beginnt vor den Augen zu zittern. Der Durst kommt. Endlos zieht



sich der Weg über dieses Lavafeld. Schauerliche Haufen, zusammengeschoben, aufgebäumt, zerrissen, zerklüftet mit Schluchten und Faden engen immer mehr unseren Weg. Man könnte zusammenschrecken. Scheu tastet das Auge über die schwarzen Massen. Kein Laut, kein Zeichen von Leben. Gewaltfam reißt man sich los und flieht zu freundlicheren Bildern.

Und wieder weiter! Mitten in dem schwarzen Verwüstungsgebiet: Wie der Tod starrt es einen an. Auch in der Seele wird es düster. Eine dumpfe Bergänglichkeitsmelodie rauscht durch sie.

Dort endlich ist der Rand, das Ende dieser Lavawüste. Dort oben an den Hängen und Hügelu liegen verträumte Wälder im Sonnenglanz. Wie man sich nach dem Schatten dieser Kastanienwälder sehnt! Doch auch durch sie ziehen sich die schwarzen Fluten. Immer höher sucht der erstaunte und befangene Blick hinauf, bleibt starrend am Gipfel des Atna hängen, der zwischen zwei Bergspitzen, die wie zwei Wächter an seinem Busen ragen, auf das ungeheure Gebiet seiner erbarmungslosen Verwüstung schaut.

Diese Stille, dieses Schweigen! Nicht ein Laut, auch in der Ferne nicht! Zwei Stunden wanderten wir schon auf diesem Lavafeld. Wie Feuer brennt die Sonne herunter. Die Luft wird dick vor Hitze und füllt sich mit Dunst. Immer verschwommener wird die Ferne. Ich empfand einen unerträglichen Durst. Die Zunge klebte mir im Munde an. Nirgend ein wenig Schatten. Die Lava ist heiß geworden. Die Füße brennen.

Doch am Ende dieses Lavafeldes! Zu hohen Wällen ist hier die Lava angeschoben. Hier fand ich Schatten. Doch der Durst wurde immer schrecklicher. Dort oben schimmert durch die Bäume ein Haus. Der Weg wird steiler und steigt eine Schlucht hinan.

Bei dem Haus! Ich hätte vor Durst nicht weiter gehen können. Hier bekam ich gutes, frisches Wasser. Das Haus besteht nur aus zwei fensterlosen Räu-

men, einem Stall für die Maultiere und einem für die menschlichen Bewohner. Es ist aus Lavastüden gebaut. Kirschbäume stehen davor, weiter von ihm Apfel-, Birn- und Nußbäume. Anfang Juli reisen hier oben die Kirschchen. Gutmütige, freundliche Menschen wohnen hier oben am Atna, schauen von dem Hause hinunter auf das Meer, hinein in die Sonne ihrer Insel, fürchten nichts, wünschen und erhoffen nicht mehr als sie haben, sind glücklich auf ihrem Atna.

Laubbestände schatten teilweise den weiteren Weg. Auf freien Stellen aber sticht die Sonne wie mit glühenden Nadeln. Über die Lava von 1537! Nur mit aller Anstrengung vermag ich noch meine Füße zu heben. Die Asche ist auch schon hier oben glühend heiß geworden von der Sonne. An Kastanien und Buchen, an Kirsch-, Apfel-, Birn- und Nußbäumen geht man vorbei. Unsere Nadelbäume fand ich nicht mehr am Wege. Durch Ginster hindurch. Seine Blüten füllen die Luft mit einem köstlichen Duft, der den müden Körper wie Balsam und auch den Geist erfrischt. Hohe Farnkräuter decken den Boden.

Ich kann nicht weiter! Diese Hitze, dieser Dunst! Ich muß im Schatten ruhen. Unter einem altersschwachen Nußbaum. Der Ginster verbreitet einen betäubenden Duft. Eine tiefe, hängliche Stille umgibt uns. Der Julihimmel Siziliens starrt in die Schatten herein. Kein Vogel läßt sich vernehmen, kein Insekt summt. Still ist es, wie auf dem toten Lavafeld dort unten. Alles starr und tot. Nur die Zeit geht weiter. Und doch prangt alles rings in quellender Fruchtbarkeit. Fühlt hier alles die Nähe der Gefahr, des Verderbens, des Todes schon? Man schauert zusammen und will diesen Ort fliehen. Doch man bleibt. Die Sonne, die mit goldenem Flimmer dort zwischen den Blättern webt, verscheucht alle düsteren Gedanken. Man sucht in dem Blättergewirr den Himmel und schaut regungslos tief in ihn hinein, vergiftet alles.

Wir sprachen kein Wort. Da vernahm ich ein Geräusch. Es brach sich etwas



durch das Geäst. Ein hübscher, wohl elf Jahre alter Knabe stand vor uns. Ohne Rock, die Hosen ganz bunt von Flecken, die Füße in spitzigen Ledersandalen. Ein kleiner Hirte, auf seinen Stock gestützt, sah uns mit dunklen Augen seltsam an. Er regte sich nicht, er sprach kein Wort. In verlorenem Fragen sah er uns noch immer aus seinen funkelnden Augen an. Was schaust du uns so rätselhaft an, du Utnakind? Fragst du, schwarzäugiger Knabe, was ich Fremder hier in deinem Reiche suche? Bist du mir böse, daß ich hier eindrang? Willst du mich warnen?

Noch immer stand der Knabe still und regungslos. Jetzt kam ein vergessenes Lächeln in das braune Gesicht, die Lippen aber blieben geschlossen. Und dann verschwand er wieder im Schatten der Bäume, wie er gekommen war. Ich glaubte mich in einem versunkenen Märchenreich, in einer verzauberten Welt.

Dieser furchtbare Durst! Jede Muskel meines Körpers schien mir vertrocknet. Ich schleppte mich nur noch hinter meinem Führer her. Diese Asche, die so müde macht! Alle fünfzig Schritte muß ich stillstehen. Nun geht es nicht mehr! Hinter uns kam ein Mann mit zwei Maultieren. Der ließ mich auf dem einen Tier um zehn Lire bis zu den Schneegruben reiten.

Hier oben war es allerdings erträglich. Ein wenig im Schatten von Kastanien und Buchen.

Immer schütterer wird der Waldbestand. Jetzt sieht man nur noch den Ginsterstrauch und einzelne Rasengebilde. Da ist auch dieser Pflanzengürtel wie abgeschnitten. Wir betreten die Region deserta (die wüste Zone). Über die Lavafelder vom Jahre 1892, an der Cantoniera vorbei, einem vom italienischen Alpenklub erbauten Hause. Weite, schwarze Lavaflächen, blendende Sonne, hie und da dürftige Rasenflecke. Das ist alles. Und darüber wieder der rauchende Utnagipfel.

Dort auf dem grünlich schimmernden Hange zwischen zwei Lavaströmen eine Herde Schafe. Auf Lavagekrümmern sitzen die Hirten in der Sonne.

Beiden Schneegruben in 2000 m Höhe. Es sind natürliche Mulden, in denen im Winter der Schnee gesammelt und mit Asche bedeckt wird, so daß er sich den ganzen Sommer über hält. Mit Maultieren wird er dann von den Nicolosianern herabgeholt und in Nicolosi und Catania zu kühlenden Getränken verwendet. Unterwegs werden beim Aufstieg die Schneefäcke mit starkblättrigen Pflanzen und dürrer Laub gefüllt. Der fest zusammenhaltende Schnee wird als ganzes Stück, der Größe des Sackes entsprechend, mit diesen Pflanzen und dem Laub unpaßt, zu Tal geschafft.

Eine weite, herrliche Aussicht bietet sich hier dem Auge. In traumhafter Ferne begrenzt das Meer den Horizont. Von den Hängen hier oben bis weit in die Ebene hinein haben sich die schauerlichen Lavaströme ergossen, durch Wälder, durch Gärten hindurch.

Links dicht über den Schneegruben, ein alter Krater, an dem man deutlich den Ausfluß der Lava erkennt. Von dort wieder starren zwei erloschene Krater herüber. Gerade in die schroffen, ausgebrannten Öffnungen fällt der Blick. Tief prägen sich diese Bilder der Seele ein.

Die Lavafelder liegen hinter uns. Eine kurze Distelart findet man jetzt auf dem mit Asche und kleineren Steinen bedeckten Boden. Eine Ziegenherde mit ihren Hirten belebte diese trostlosen Hänge in 2500 m Höhe. Diese Ziegenhirten waren die letzten menschlichen Wesen, die ich hier oben noch traf.

Auch diese Distelart ist verschwunden. Nur noch fünf verschiedene Pflanzengattungen kommen vor, weit von einander zerstreut.

Eine unendlich einsame Fläche schaut das Auge. Durch eine Senkung starrt der grauweiße Gipfel des Utna herein.

Die Sonne brennt noch immer heiß herunter, und der Durst hat mich schon wieder ganz ermattet. Dort oben auf dem Höhenrücken steht ein Häuschen, grau und düster wie alles ringsum, das kleine Schutzhäus. Dort finde ich Schatten. Das Sementwürmchen ist das einzige Lebewesen hier.





Mit dem Flugzeug über dem Ätna-Krater.  
Photo Wippre.



Noch die letzte Anhöhe. Die Sonne ist etwas schwächer geworden, für das Wandern in dieser Asche aber immer noch zu heiß.

Beim Observatorium! Wie ein furchtloser, gewaltiger Beherrscher steht der Bau aus Lavablöcken da.

Den Gipfel hinan, hinauf zum Hauptkrater! 300 Meter sind noch zu ersteigen!

Durch die Gaszone! Ich fürchtete zu ersticken. Ich preßte das Taschentuch an Mund und Nase. Die Schwefelgase drangen durch. Durch! Ganz erschöpft!

Die letzten 100 Meter!

Oben! Am Rande des Kraters! In 3300 m Höhe. Ein Schlund von mehr als 3 km Umfang hat sich vor mir geöffnet. Ich muß zurückweichen. Der erste Anblick ist zu überwältigend, zu schauerlich. Langsam gewöhne ich meine Augen an das grauenhafte Bild, Stück für Stück. In Erschauern gehen meine Blicke in der furchtbaren Öffnung herum. Und es ist nur ein kleiner Teil des Kraters, den man erkennen kann. Dieser Teil ist nicht eine einzige Öffnung, die in die Tiefe geht, sondern er ist durch einen Boden in etwa 50 m Tiefe abgeschlossen. Von einer schlammigen Masse übergossen, grünlich, grau, bläulich, schwefelig gefärbt, steigt aus einer Menge von Öffnungen, größeren und kleineren, Rissen, Spalten, auch durch scheinbar dichte Massen Rauch auf. Nirgends ist ein festes Gestein als Untergrund zu sehen. Auch die senkrecht abgebrochenen Wände zeigen die Farben wie der Boden. Teile von ihnen sind infolge des Rauches unsichtbar. Vom andern Teil des Kraters, dem Zentralkrater, ist auch wegen des starken Rauches, der ihm entsteigt, wenig zu erkennen. Nur wenn einmal der Wind den Rauch in eine andere Richtung treibt, kann man für kurze Zeit schwarze, in die Tiefe gehende Wände sehen. Dieser gezackte, zer-rissene Kraterand! Man kann sich nicht leicht etwas anderes vorstellen, das auf den Menschen mächtiger ein-wirken könnte.

Außen, unmittelbar am Kraterand, steigt auch an einzelnen Stellen aus

kaum sichtbaren Spalt- und rißförmigen Öffnungen Rauch auf. Auf einem Streifen von etwa 10 m Breite längs des Kraterandes ist die Asche fest und hart. An diesen schließt sich den Hang des Gipfels hinunter eine wohl 50 m breite Zone an, die mit einer schlammartigen Masse bedeckt ist. Diese wieder ist von einer dünnen Kruste überzogen, die grünliche Absonderungen aufweist. Aus vielen fingerdicken und stärkeren runden Öffnungen und Spalten am Hange des Kegels entweicht unter einem furchtbaren Drucke Wasserdampf, der so heiß ist, daß man sich die Hand verbrennen würde, wenn man sie hinein hielt. Nähert man sich einer solchen Stelle, hört man ein schauerliches Rauschen, Brausen, Säusen, Zischen, aus unendlichen Tiefen kommend, wie ein Getöse in riesigen Hallen, als ob gewaltige Ströme dort unten flössen.

Links am Westabhang des Kegels, nicht weit vom Hauptkrater, rauchen noch die zwei Krater vom Jahre 1923.

Sonnenuntergang!

Mitternacht am Krater des Atna! Allein hier oben. Mein Führer ist unten im Observatorium. Am Rande des Kraters liege ich. Ich starre und starre mit aufgerissenen Augen hinein, horche und lausche, atme nicht — sehe nichts als gähnendes Dunkel und aufsteigenden Rauch, manches Mal einen schwachen Schein aus der Tiefe herauf — höre nichts, nur nach einer Weile ist es mir, als vernehme ich ein leises Getöse, ein Zischen und Brodeln aus Tiefen und Räumen. Ich liege wie leblos; lange, starre und horche noch immer hinunter. Ich befinde mich in einem Zustand, in dem man bewundernd in der Gefahr stumm und untätig verharrt und nichts mehr fürchtet. Jetzt kriech ich ein Stück zurück, nahe einer Stelle, die Wasserdampf ausströmt. Das Rauschen und Brausen und Tosen dort unten in der Erde ist so schauerlich jetzt um die Mitternacht anzuhören, daß auch der Berwegenste davor zurückschrecken muß.

In den einen der Krater vom Jahre 1923 werfe ich einen Stein. Unheimlich und beängstigend hallt das



Auffschlagen und Abspringen des in die Tiefe fallenden Steines. Noch immer und immer höre ich ihn fallen, aufschlagen und abspringen, immer dumpfer und leiser, tief, tief hinunter — dann ist es still.

Sonnenaufgang am Atna! Im Osten geht über den Himmel und durch die Nacht der erste Schein, der den werdenden Morgen ahnen läßt. Dort erblaffen schon Sterne. Über den Bergen Calabriens wird es immer heller. Immer blasser wird der Himmel, ein Stern nach dem andern versinkt in der erbleichenden Nacht. Dämmerlicht geht schon über die ganze Insel. Heller ragen aus ihm die Spitzen der Berge. Da steigt über die Berge Calabriens ahnungsvoll, ruhig und schön ein röthlicher Schein. Der letzte Stern erlischt. Auf dem Gipfel des Atna wird es hell. Nur die Tiefen der Insel liegen noch in Dunkelheit. Eine Wolke über Calabriens Bergen wird ganz purpurrot. Dort muß die Sonne kommen. Der ganze Himmel dort leuchtet jetzt im Feuerchein. Und jetzt — langsam, schön wie die Weltgotttheit selbst, hebt sich die Sonnenscheibe, langsam, immer höher und größer steigt sie auf. Die Berge Calabriens werfen ihre Schatten weit ins Meer herein. Eine Lichtwelle flutet über die Insel. Es leuchten die Bergspitzen um den Atna. Dann steigt das Licht auch hinunter in die dunkleren Tiefen. Der Atna wirft seinen Schatten weit über die Insel hin. Am Meere ziehen schon die ersten Segelschiffe. Auf dem Atna ist es schon Tag. Nur die Schluchten der Berge und die Meeressbuchten dämmern noch. Schon sieht man die ganze Ostküste vom Meere umspült. Die Landenge von Milazzo ragt weit ins Meer hinaus. Ich suche den Felsen mit dem Normannentastell, von dessen Mauern ich so oft als Kriegsgefangener herauf zum Gipfel des Atna geschaut, erfüllt von tiefer Sehnsucht, einmal hier oben stehen zu können. Und dann weilen meine Blicke an jener Stelle, wo der Friedhof Milazzos am Meere liegt. Ich kann nicht seine Zypressen sehen und nicht dein Grab,

mein lieber Otto Janz. Wir mußten dich damals auf immer auf Sizilien zurücklassen. Aber mein Geist weilt bei dir, lieber Freund. Ich bin dir nahe und grüße dich aus deiner Heimat. Ich stehe hier, wohin wir zusammen so oft schauten. Und in drei Tagen werde ich an deinem Grabe stehen. Schlaf wohl in Siziliens Erde.

Wir gingen entlang dem Kraterrand. Beim Zentralkrater wurde das Gehen immer beschwerlicher. Der Wind trieb uns die Gaswolken entgegen. Das hinderte uns, den Krater ganz zu umschreiten. Von seiner Öffnung war nur wenig zu erkennen. Sie war ganz mit Rauch angefüllt. Nur dann und wann kaffte es schwarz herauf, fielen die grün, gelb, schwarz gefärbten Wände 200 m und mehr in eine schauerliche Tiefe. Wir waren an eine Stelle gekommen, die weniger mit Rauch angefüllt war. Hier versuchte ich hinunterzusteigen mit meinem Photoapparat. Aber kaum 50 Schritte war ich vorgeedrungen, trieb mich eine Gaswolke, die plötzlich herausqualmte, wieder zurück.

Wir stiegen wieder den Gipfel hinunter zum Observatorium.

Beim Turm des Empedokles, nicht weit vom Observatorium! „La torre del Empedocle!“ In welcher verlorenen Einsamkeit und Ode liegen diese Trümmer der Empedokleschen Beobachtungsstation dort auf dieser grauen Höhe! Man kann nicht vorübergehen, man muß in Ehrfurcht vor diesen stummen Steinen erschauern.

Nicht weit ist schon der Rand der Valle del Bove. Es ist ein schwarzer, wüster Schlund von mehr als 5 km Breite, umstarrt auf drei Seiten von 500 bis 1000 m hohen Wänden. Die geologisch fesselndste Stelle des Atna. Man glaubt, daß es sein eingestürzter Urkrater sei.

Zurück nach Nicolosi!

Hier verabschiedete ich mich von meinem Führer.

Ein liebes, vierzehnjähriges Atnakind winkte mir mit der Hand das letzte Addio. Das war mein Abschied vom Atna.





## Taormina

Du märchenvolle Schöne!  
Weich zieht die Südnacht ihren Schleiermantel  
Um Turm und Tor, um Kirche und Kastell.  
Der Duft der tausend Blüten, die noch vorhin  
In sinnbetörend bunter Farbenpracht erglühten,  
Weht um die Felsen, quillt auf die stillen Plätze.  
Die Sterne flammen auf, und von der Küste Tiefe  
Dringt müden Meeres Stimme aus mattem Brandungs-  
murmeln.

Weit draußen auf der dunklen Flut schwimmt noch ein  
schwankend Licht:  
Ein Schiff sucht seinen Weg nach den Gestaden einer  
andern Welt.  
Von irgend her kommt ferner, sehnsuchtsvoller Menschen sang.

Der volle Mond, um all die Pracht noch zu verschönen,  
Steigt auf und gießt sein mildes Licht auf die Terrassen,  
Um die Paläste, Galerien, Grotten, in die Gärten  
Und hellt die Nacht, bestrahlt das weite Meer.  
Aufblinkt der Kranz der nahen, weißen Orte.  
Doch über allem, unirdisch ragend, den Gipfel  
überweißt von Schnee,  
Den Tod in doppelter Gestalt verbergend,  
hebt sich der Atna in das Sterngezelt.  
Sein Atem fährt mit Rauch und Feuerleuchten  
aus grausem Schoß!

Es zagt der Schlag des Menschenherzens ob  
solcher Wunder des Erlebens . . .  
Ist's Traum nur? Schlag ein Gott die Stunde?  
Ich weiß nicht, ob ich bin, und alle Wünsche  
schweigen.

Walter Rose







W. Herberholz:

Fischfang auf dem Rhein

Kabierung









# Telegraphische Bildübertragung, Problem des Fernsehens und Kinematograph

Von Prof. Dr. Otto Lummer †,  
Geheimer Regierungsrat und Direktor des physikalischen Instituts  
der Universität Breslau

## A. Telegraphische Bildübertragung, Problem des Fernsehens.

1. Kopiertelegraph. Kurze Zeit, nachdem die Telegraphie mit Draht der Welt geschenkt war, beschäftigte man sich mit dem Problem, auf elektrischem Wege auch Schwarz-weiß-Zeichnungen (Skizzen usw.) von Ort zu Ort zu übertragen. Schon im Jahre 1851 führte Blakewell auf der Londoner Ausstellung seinen Apparat „Kopiertelegraph“ vor, der die auf Metallfolie mit Tinte gezeichnete Schrift oder Skizze mit Hilfe elektrischer Ströme auf einer andern Station zum Vorschein brachte. Die Entfernung der Stationen spielt keine Rolle, da die Stromenergie in einer Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt. Ein Draht, der  $7\frac{1}{2}$  mal um den Erdball gelegt wäre, würde in einer Sekunde, ein Draht, von der Erde zur Sonne reichend, würde in 8 Minuten durchflossen werden.

In Figur 1 ist die apparative Anordnung des Blakewellschen Kopiertelegraphen schematisch skizziert. Die

nacheinander alle Punkte der Zylinderfläche abtastet. Der Strom der Batterie BB fließt durch den Schleifkontakt  $c_1$  auf den Metallzylinder  $C_1$  und durch dessen Achse hinüber in den Schleifkontakt  $c_2$  der Aufnahmestation II, von da durch den rotierenden Metallzylinder  $C_2$  und durch dessen Achse über die Rückleitung zur Batterie in Station I zurück.

Wir sehen voraus, daß beide Zylinder gleich schnell rotieren, und daß auch der Schleifkontakt  $c_1$  seine Vorwärtsbewegung mit der gleichen Geschwindigkeit ausführt wie der Schleifkontakt  $c_2$ . Dann tastet der Schleifkontakt  $c_2$  den Zylinder  $C_2$  in genau der gleichen spiraligen Linie ab, wie der Schleifkontakt  $c_1$  den Zylinder  $C_1$ . Zur damaligen Zeit war eine solche „synchrone“ Bewegung nur mangelhaft zu verwirklichen. Heute ist der Synchronismus zweier Bewegungen an verschiedenen Orten bei den verschiedensten Einrichtungen, z. B. bei der Schnelltelegraphie und beim Kornschens Verfahren zur elektrischen Bildübertragung in tabelloser Weise hergestellt.

Da Tinte nichtleitend ist, so fließt

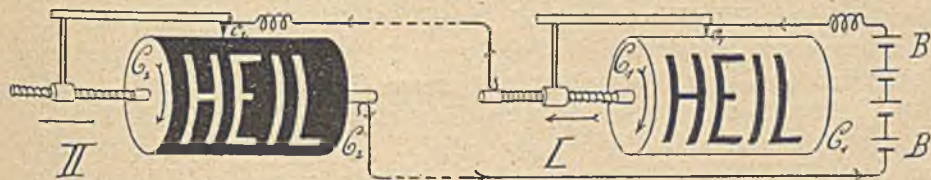


Fig. 1

zu übertragende Schrift „HEIL“ ist mit Tinte auf dem rotierenden Metallzylinder  $C_1$  aufgeschrieben. Während der Zylinder rotiert, bewegt sich der Schleifkontakt  $c_1$  in Richtung der Zylinderachse mit gleichmäßiger Geschwindigkeit vorwärts, sodaß er auf spiraliger Linie

von der Aufgabestation I zur Aufnahmestation II kein Strom, so oft der Schleifkontakt  $c_1$  über die Tintenschrift hinwegschleift. Über den Aufnahmезylinder  $C_2$  ist ein mit Jodkaliumtinktur getränktes Papierblatt straff aufgespannt. Solange Strom ankommt, wird das Pa-



pier durch elektrolytische Wirkung braun gefärbt, so daß also die Tintenschrift als eine Art „Negativ“, d. h. weiß auf braunem Grunde erscheint, und zwar in vollkommener Ähnlichkeit zur Objektschrift.

Um dieses Verfahren demonstrativ vorzuführen, benutzte der Verfasser den Edison'schen Phonographen (Fig. 2.). Auf der einen Hälfte des rotierenden Metallzylinders ist die Tintenschrift aufgetragen (schwarz auf dem hellen Messingzylinder), während die andere Hälfte des Zylinders mit dem getränkten

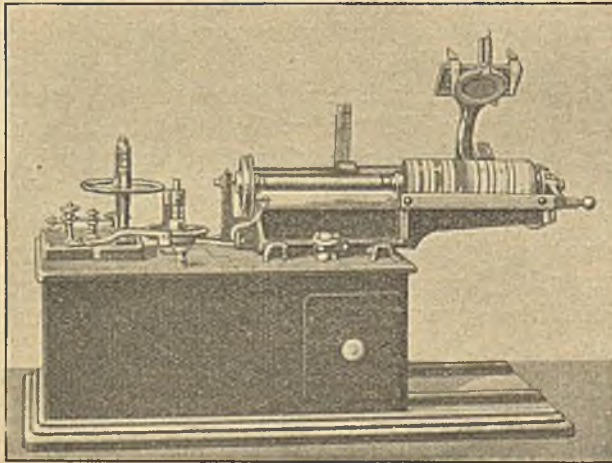


Fig. 2

Papier bezogen ist. So war für den Synchronismus der Rotation gesorgt. Indem die beiden Schleifkontakte  $c_1$  und  $c_2$  auf einem und demselben Gestell  $gg$  befestigt sind (in Figur 2 hochgeklappt), welches bei der Rotation des Zylinders von der Schraubenmutter seitlich bewegt wird, ist für den Synchronismus der Vorwärtsbewegung beider Schleifkontakte gesorgt, der Zylinder des Phonographen wird durch den kleinen Elektromotor  $E$  in Rotation versetzt. Je schneller die Rotation ist, umso schneller wird die Schrift „HEIL“ übertragen. Da der Schnelligkeit der Rotation Grenzen gesetzt sind, so dauert die Übertragung

mindestens einige Minuten und bei größeren Zeichnungen eine entsprechend längere Zeit.

2. Selenzelle und Telephon. Als in den achtziger Jahren transatlantische Kabel gelegt wurden, benutzte der englische Ingenieur Smith als Widerstände bei seinen Meßinstrumenten metallisches Selen, weil dieses im Vergleich zu Metalldrähten *et. par.* einen relativ großen Widerstand besitzt. Bei der notwendigen Meßarbeit bei Tag und bei Nacht machte sein Assistent May die Entdeckung, daß der Widerstand des Selen bei Nacht ein anderer ist als bei Tag. In anderen Worten heißt das, es ändert (verkleinert) Selen seinen Widerstand bei Belichtung, so daß durch abwechselnde Belichtung und Beschattung der Selenzellen der durch sie geschickte elektrische Strom im gleichen Rhythmus seine Stärke ändert.

Zur Demonstration dieser für die elektrische Bildübertragung wichtigen Eigenschaft ist folgender Versuch geeignet, dessen Anordnung aus Figur 3 ersichtlich ist.

Der Strom der Batterie  $BB$  geht durch die Selenzelle  $SS$  und das Telephon  $T$ , das sich auf einer weit entfernten Station befinden kann. Das Licht der Bogenlampe  $L$  wird durch die Linse  $l$  am Punkte  $m$  vereinigt, um bei seinem Weitergang die Oberfläche der Selenzelle auszufüllen. Die rotierende Scheibe  $rr$  besitzt auf einem Kreise mit dem Halbmesser  $Om$  gleichweit voneinander abstehende Öffnungen. So oft ein Loch am Orte  $m$  vorbeiroht, wird die Selenzelle von Licht getroffen, ebenso oft in der Sekunde ändert sich ihr Widerstand, also auch die Strom-



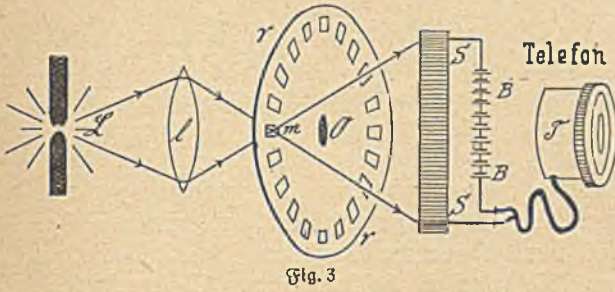


Fig. 3

stärke im Stromkreis SBT, und ebenso oft wird die Telephonplatte hin- und herbewegt. Je schneller die Rotation der Platte rr, umso höher ist der Ton des Telephons, den man bei genügender Verstärkung der Stromstärkeschwankungen durch die modernen Elektronenröhren laut hörbar machen kann.

Bekanntlich kann das Ohr nur die Schwingungen von 16 pro Sekunde bis etwa 20 000 pro Sekunde in Empfindungen umsetzen. Würde die Selenzelle einer beliebigen Anzahl von Lichtschwankungen in der Sekunde folgen, so müßte bei immer schneller werdender Rotation der Sirenen Scheibe der Ton des Telephons immer höher und höher steigen, bis die Hörgrenze erreicht ist (20 000 Herz). Infolge der Trägheit folgt die Selenzelle aber nur einer begrenzten Zahl von Lichtschwankungen in der Sekunde, so daß das Telephon schon beim Ton von 2000 Herz versagt. So sehr man sich bemüht hat, Selenzellen von geringerer Trägheit herzustellen, ist es nicht gelungen, durch sie mehr als höchstens 2000 Lichtschwankungen in Stromschwankungen von merklicher Stromstärke zu verwandeln. Infolgedessen erfordert auch das folgende Verfahren der telegraphischen Bildübertragung noch zu lange Zeit.

3. Bildübertragung mittels der Selenzelle. Sobald die wichtige

Eigenschaft des Selenzelle entdeckt war, gelang es den systematischen Versuchen von W. Siemens, dem Nestor und Begründer der Weltfirma Siemens u. Halske, und von Bidwell in London (etwa 1880), brauchbare Selenwiderstände (Selenzellen) her-

zustellen, welche ihren Widerstand annähernd proportional der Beleuchtungsstärke ändern. Jetzt konnte daran gedacht werden, mit Hilfe der Selenzelle Bilder und Photographien auf elektrischem Wege auf weite Entfernungen hin zu übertragen. Um das hierbei angewendete Prinzip dem Laien verständlich zu machen, ließ ich den in Figur 4 skizzierten Apparat bauen.

Es soll das Objekt, bestehend aus schwarzen und hellen Streifen auf einer Glasplatte, von der Aufgabestation I

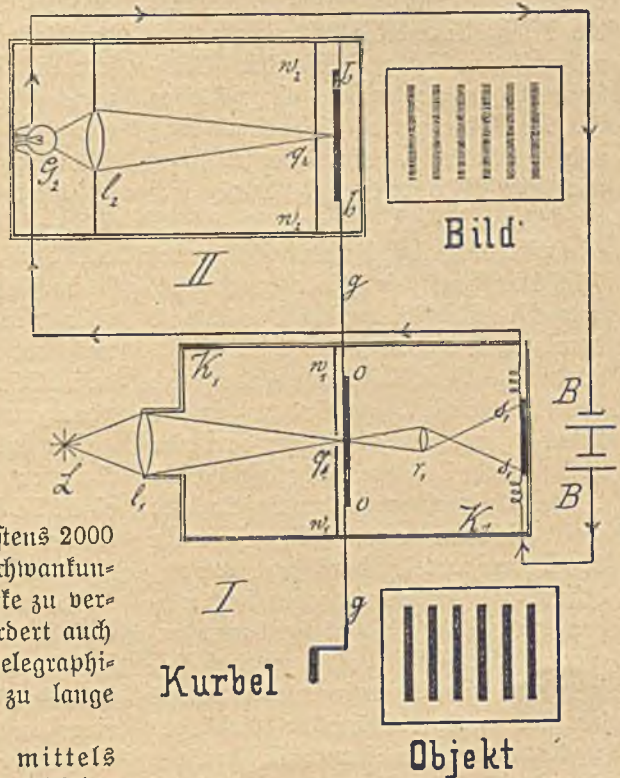


Fig. 4



naturgetreu auf der Aufnahmestation II reproduziert werden. Dazu bringt man die Objektplatte  $oo$  in geeigneter Weise in Kästen  $K_1$   $K_1$  an und zwar mit ihren abwechselnd durchsichtigen und undurchsichtigen Streifen parallel zum Spalt  $q_1$  der Wand  $w_1$   $w_1$ , auf welchem durch die Linse  $l_1$  das streifenförmige Abbild der Lichtlinie  $L$  entworfen wird. Durch die Kurbel wird die Objektplatte  $oo$  in ihrer Ebene vor dem Spalt  $q_1$  langsam vorbeigeführt, so daß Licht abwechselnd durch die hellen Streifen des Objektes hindurchtritt und abgeschnitten wird. Das hindurchtretende Licht wird von der Linse  $r_1$  auf die Selenzelle  $s_1$   $s_1$  geworfen, so wie es die Figur zeigt. Abwechselnd erhält die Selenzelle Licht und kein Licht, so daß ihr Widerstand dementsprechend abwechselnd kleiner und größer wird.

Der von der Batterie  $BB$  gespeiste elektrische Strom durchfließt dauernd die Selenzelle und die Leitung zur Aufnahmestation II, woselbst die Glühlampe  $G_2$  in die Leitung eingeschlossen ist. Durch die abwechselnde Belichtung und Beschattung der Selenzelle  $s_1$   $s_1$  wird ihr Widerstand und damit auch die Stromstärke des zur Station II fließenden und zurückkehrenden Stromes (Richtung durch die Pfeile angedeutet) abwechselnd verstärkt und geschwächt und damit auch die Leuchtkraft der Glühlampe  $G_2$ . Vom Glühlampenfaden wird durch die Linse  $l_2$  der Spalt  $q_2$  in der Wand  $w_2$   $w_2$  erleuchtet, hinter dem eine noch unbelichtete photographische Platte  $b$   $b$  synchron mit der Objektplatte  $oo$  verschoben wird. So oft mehr bezw. weniger Licht durch den Spalt  $q_2$  dringt, wird die vorbeiwandernde photographische Platte  $b$   $b$  stärker bezw. weniger stark belichtet. Dadurch, daß Objektplatte und Aufnahmeplatte mittels der gleichen Kurbel längs des Gestänges  $gg$  bewegt werden, ist auch für den Synchronismus ihrer Bewegungen gesorgt

und somit für die Ähnlichkeit zwischen Objekt und Bild. Je schneller man dreht, in umso kürzerer Zeit geschieht die Übertragung.

4. Korn's Verfahren der telegraphischen Übertragung von Photographien. Im Prinzip ist das Korn'sche Verfahren identisch mit dem soeben beschriebenen. Es werden die auf der Selenzelle hervorgerufenen Lichtschwankungen in Stromstärkeschwankungen umgewandelt, welche auf der Aufnahmestation wieder in Lichtschwankungen zurückverwandelt und photographisch registriert werden. Die schließlich von Korn mit Erfolg angewandte Methode der Übertragung von Photographien ist aus Figur 3 zu ersehen.

Die zu übertragende Photographie ist in Gestalt eines transparenten Films auf den Glaszylinder  $C_1$  in der Aufgabestation I aufgewickelt. Mit Hilfe der Linse  $l_1$  wird das Licht einer konstanten Lichtquelle  $L_1$  auf einem Element  $a$  der Photographie (Objekt-element) konzentriert, durchdringt den Film und wird durch den Spiegel  $Sp$  auf die unterhalb des Zylinders befindliche Selenzelle  $SS$  geworfen. Diese erhält also mehr oder weniger Licht, je nachdem das Objektelement  $a$  mehr oder weniger durchsichtig ist, d. h. je nach der „Tönung“ des gerade bei  $a$  befindlichen Elementes der Objektphotographie.

Der Zylinder  $C_1$  wird in gleichmäßige Rotation versetzt und gleichzeitig längs einer Achse bewegt. Auf diese Weise werden alle Objektelemente zeilenweise zwischen der Lichtquelle  $L_1$  und der Selenzelle  $SS$  vorübergeführt, also die Objektphotographie vom Lichtfleck  $a$  spiralgig nacheinander abgetastet. Schickt man durch die Selenzelle den Strom einer konstanten Batterie über die Fernleitung zur Empfangsstation II, so wird der daselbst ankommende Strom in seiner



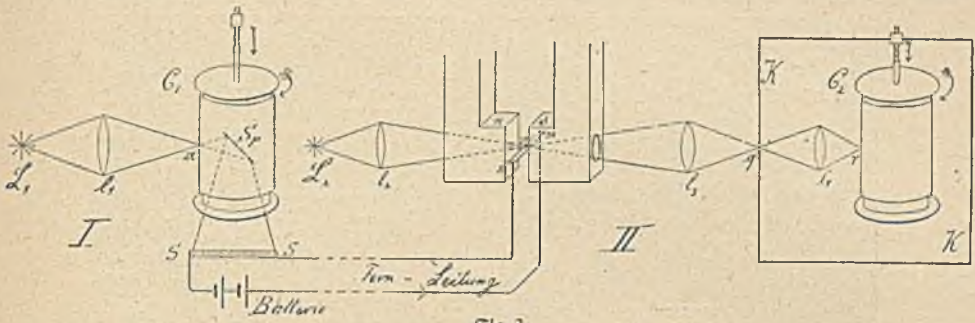


Fig. 3

Stärke fortlaufend schwanken, und zwar gemäß der Lichtdurchlässigkeit der spiralig abgetasteten Objektelemente.

In der Station II ist eine analoge Einrichtung vorhanden. Der Empfangsfilm ist auf einen Zylinder  $C_2$  aufgewickelt, der in genau gleicher Weise wie der Geberzylinder  $C_1$  rotiert und sich gleichmäßig längs seiner Achse bewegt. Es ist dafür gesorgt, daß beide Zylinderbewegungen synchron vor sich gehen. Konzentriert man das Licht, welches von  $q$  ausgeht, durch eine Linse  $L_4$  auf einem Element  $r$  des Empfangsfilms (Bildelement), so werden bei dessen Bewegung alle Bildelemente spiralig nacheinander belichtet. Es dreht sich also nur noch darum, die Intensität des Lichtflecks  $r$  ebenso schwanken zu lassen wie diejenige der Objektelemente  $a$  in Station I bzw. wie die Stärke des Übertragungsstroms. Dazu bedient sich Korn einer „Lichtfalle“. Diese besteht aus dem schwingungsfähig im Magnetfeld, d. h. zwischen dem Nordpol  $n$  und dem Südpol  $s$  befestigten Metallfaden  $mm$ , durch den der Leitungsstrom fließt, und der durch die Schwankungen der Stärke dieses Übertragungsstromes in synchrone Schwingungen versetzt wird. Die Linse  $L_2$  konzentriert das Licht der Lichtquelle  $L_1$  in  $v$ , d. h. auf dem Faden  $mm$  im Ruhezustand; dazu ist der Polschuh  $n$  des Magneten geeignet durchbohrt. Wird der Metallfaden  $mm$  infolge der wechselnden Stromstärke des Leitungsstromes mehr oder weniger aus seiner Ruhelage abgelenkt, so wird die

Lichtfalle mehr oder weniger geöffnet. Das von ihr hindurchgelassene Licht gelangt durch die Ausbohrung des Polschuhs  $s$  hindurch zur Linse  $L_3$  und wird von ihr auf die Öffnung  $q$  des lichtdichten Kastens  $KK$  konzentriert, von wo es, wie schon erwähnt, durch die Linse  $L_4$  bei  $r$  auf dem Empfangsfilm vereinigt wird. Bei synchroner Bewegung beider Zylinder wird demnach Element für Element des Aufnahmefilms mit der Helligkeit (Tönung) des entsprechenden Objektelements belichtet, so daß nach der Entwicklung des Aufnahmefilms auf ihm ein dem Objekt ähnliches Abbild zu sehen ist.

Im Jahre 1907 wurden die ersten Versuche zwischen Berlin und München (etwa 600 km) ausgeführt, und es begann von da ab eine regelmäßige Bildübertragung zwischen Paris (Zeitschrift „L'Illustration“) und London („Daily Mirror“). Fast jedes Morgenblatt des „Daily Mirror“ brachte ein telegraphisch aus Paris übertragenes Bild. Die Übertragungszeit der Photographie Figur 4 betrug bei einer Größe des Bildes von 6 cm  $\times$  12 cm etwa 12 Minuten.

Ein Uebelstand haftet diesem Verfahren an. Die zur Verfügung stehende Stromstärke beträgt bei der Selenmethode nicht mehr als 1/1000 Ampere (eine Glühlampe braucht etwa  $\frac{1}{2}$  Ampere), so daß Störungen bei der Übertragung durch Ströme in Nebenleitungen, durch atmosphärische elektrische Vorgänge usw. nicht zu vermeiden sind. In





Fig. 4

Figur 5 ist eine durch periodisch wiederkehrende Zeichen einer Nachbarleitung Paris—London entstellte Photographie



Fig. 5

reproduziert. Durch die inzwischen bekanntgewordenen Elektronenröhren als Verstärker schwacher Leitungsströme könnte diesem Übelstande abgeholfen werden. Versuche liegen in dieser Hinsicht noch nicht vor! Vom Jahre 1909 an wurde daher die Selenmethode vernachlässigt, und das Interesse wandte sich wieder der telautographischen „Rastermethode“ zu (Vergl. Nr. 7).

5. Zeit der Übertragung und Ähnlichkeit zwischen Bild und Objekt. Es ist einleuchtend, daß die Übertragungszeit umso größer wird, je größer die zu übertragende Photographie ist, und je ähnlicher das Bild der Originalphotographie werden soll.

Es bestehe das Objekt, wie in Fig. 6, aus abwechselnd durchsichtigen und undurchsichtigen schachbrettartigen Feldern (Objektelementen), jedes Feld ein Quadratmillimeter und die Oberfläche des Objektes  $2\text{ cm} \times 12\text{ cm}$  groß. Dann besteht das Objekt aus 10800 Objektelementen, und diese sind nacheinander abzutasten. Die Zeit, die dazu nötig ist, hängt vom Umfang des Zylinders, seiner Umdrehungsgeschwindigkeit und der Geschwindigkeit seiner axialen Fortbewegung ab. Beträgt der Zylinderumfang  $12\text{ cm}$  und die Um-



drehungsgeschwindigkeit 6 Sekunden, wie bei Korn, so wird in dieser Zeit eine Zeile des Objektes abgetastet und übertragen, also in einer Sekunde 20 Objektelemente.

Verschiebt sich der Zylinder axial je Umdrehung (6 Sekunden) um einen

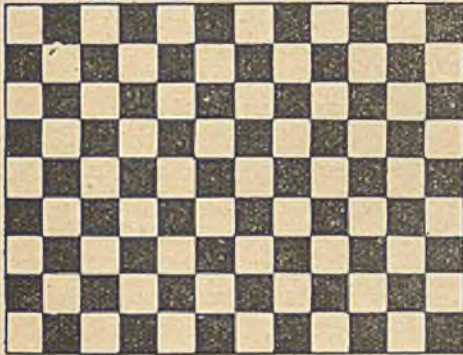


Fig 6

Millimeter, so in  $6 \times 90$  gleich 540 Sekunden um 9 cm. Zur Übertragung des Objektes von  $9 \times 12$  qcm sind also 540 Sekunden gleich 9 Minuten notwendig. Will man kleinere Objektelemente übertragen, also schachbrettartige Felder von kleinerer Ausdehnung, d. h. will man zwischen Originalphotographie und Abbild eine größere Ähnlichkeit erzielen, so müssen entsprechend mehr Objektelemente abgetastet werden, wodurch die Übertragungszeit natürlich vergrößert wird.

Eine Übertragungszeit von vielen Minuten kostet viel Geld, da man für Inanspruchnahme einer Telegraphenlinie während dieser Zeit den Preis für die Telegramme zahlen muß, die in dieser Zeit befördert werden können. Bei der heutigen Schnelltelegraphie beträgt dieser Preis für

30 Minuten rund 1000 Mark. Andererseits ist die telegraphische Übertragung von Bildern für die illustrierte Presse, von Handschriften und Schecks (Figur 7) für die Banken, von Fingerabdrücken (Figur 8) für die Kriminalpolizei, von Geländeskizzen für das militärische Nachrichtenwesen usw. von viel zu großer Bedeutung, als daß nicht der Wunsch berechtigt wäre, die Zeit und damit die Kosten der Übertragung zu verringern. Der Verfasser glaubt, durch ein neues zum Patent angemeldetes Verfahren die Zeit der Übertragung bis auf eine Sekunde herabzudrücken. Insofern man für ein noch so kurzes Telegramm eine gewisse Summe zahlen muß, auch wenn dessen Beförderung eine Zeit von weniger als einer Sekunde in Anspruch nimmt, so hat es keinen Zweck, die Übertragungszeit unter eine Sekunde zu verkürzen.

6. Photozelle. Die Selenmethode ist wegen der Trägheit des Selens nicht anwendbar, um in 1 Sekunde 10 000 Objektelemente oder mehr abzutasten, da sie nur etwa 2000 Lichtwechseln pro Sekunde zu folgen vermag. Aber auch die Kornische Lichtfalle im Empfangsapparat versagt, da der Metallfaden im Magnetfeld kaum mehr als 2000 Schwingungen in der Sekunde auszuführen vermag. Der erste Uebelstand ist inzwischen



Fig. 7





Fig. 8

beseitigt durch Einführung der sogen. „Photoelektrischen“ Zelle\*) (Photozelle). Neuerdings sind tatsächlich unter Benutzung der Photozelle sogar auf drahtlosem Wege Bilder von London nach New-York übertragen worden. Dadurch ist die praktische Brauchbarkeit der Photozelle, natürlich unter Anwendung von Verstärkerröhren, erwiesen worden. Das ist insofern von großer Bedeutung, als die Photozelle insofern ihrer geringen Trägheit auch noch 100 000 Lichtwechseln pro Sekunde zu folgen vermag.

Was nützt aber eine 100 000 malige Abtastung des Objektfilms in der Sekunde, wenn es nicht gelingt, auf der Empfangsstation die 100 000 Stromschwankungen in ebensoviele Lichtschwankungen zu verwandeln? Erst dann wäre die Übertragungszeit von

\*) Sie beruht auf der Eigenschaft der Metalle, bei Belichtung Elektronen auszu stoßen, also elektrische Ströme zu liefern.

Minuten auf Sekunden abzu kürzen. Bei den meisten London—New-Yorker Versuchen drückt eine Füllfeder gegen das auf den rotierenden Aufnahmezylinder gewickelte Zeichenpapier, wo sie bei jedem Stromstoß einen Tintenstrich hinterläßt. Eine hin- und hergehende Bewegung der Feder im Tempo der Stromstöße gibt dem Bilde das aus Figur 9 ersichtliche Aussehen einer künstlerisch gestrichelten Zeichnung. Es ist klar, daß ein solches mechanisches Mittel, wie die Füllfeder, nicht 100 000 Zeichen in der Sekunde zu registrieren vermag. Will man die Aufnahmezeit verkürzen, so müssen also mechanische Mittel zur Registrierung der Stromstöße fortfallen und durch trägheitslose Vorrichtungen ersetzt werden.

7. Rastermethode. Die Selenmethode liefert, wie wir wissen, zu schwache Leitungsströme, so daß die Störungen durch Nachbarleitungen die ähnliche Bildübertragung unangenehm beeinflussen. Darum wurde die Selenmethode vom Jahre 1909 ab aufgegeben und die „telautographische Rastermethode“ eingeführt. Die Übertragung durch den in Figur 1 skizzierten Kopiertelegraphen hat den Vorteil, genügend starke Leitungsströme benutzen zu können. Das war wichtig zu einer Zeit, als die Möglichkeit der Verstärkung durch Elektronenröhren noch nicht gegeben war. Bei dieser Methode können aber keine Photographien, sondern nur Schwarz=weiß=Zeichnungen übertragen werden, wie die mit Tinte auf Metallfolie geschriebene Schrift (Fig. 1) Zur Verwandlung einer Photographie in eine Schwarz=weiß=Zeichnung verwenden die Zeitungen schon lange das sogen. „Rasterverfahren“. Dieses



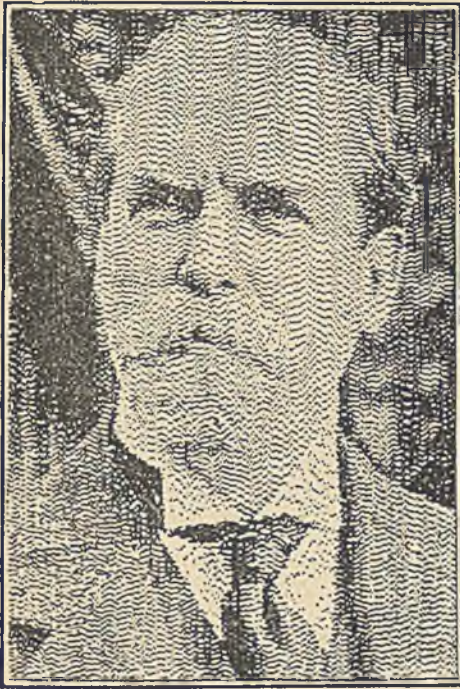


Fig. 9. Probe einer Wiedergabe

besteht in folgendem: Die Photographie wird durch eine Glasplatte hindurch kopiert, die mit einer großen Zahl paralleler Linien oder Punktreihen (Raster Fig. 11) bedeckt ist. In Figur 10 ist eine Originalphotographie und in Figur 12 ihr durch eine Rasterplatte hindurch kopiertes Bild wiedergegeben. In ihm erscheinen die Rasterlinien dicker oder dünner, je heller oder dunkler die Tönung der Photographie an der betreffenden Stelle einer Rasterlinie ist. So kommen die Tönungen des Originals im Schwarzweiß-Bild durch die Ausdehnung der Rasterlinien zum Ausdruck.

Für die Bildtelegraphie kopiert man die zu übertragende Photographie durch die Rasterplatte direkt auf Metallfolie (Stanniolblatt), die mit einer Schicht „Chromgelatine“ überzogen ist. Da die belichteten Stellen dieser Schicht in Wasser unlöslich sind, so bleiben sie nach dem Baden und Waschen als dünner Chromgelatine-Überzug auf der Metall-

folie zurück. Die stehengebliebene Gelatine leitet den Strom nicht, wie die Tintenschrift, also kann ihre telegraphische Übertragung in der gleichen Weise geschehen wie die von Zeichnungen und Handschriften, die mit Tinte auf Metallfolie aufgetragen sind. Je größer der Raster, umso unähnlicher ist das Abbild (vergleiche Figur 12, die durch den Punktraster in Figur 11 kopiert ist, und die durch einen Linienraster kopierte Fig. 13).

8. Problem des elektrischen Fernsehens. Nachdem die telegraphische Bildübertragung zum Erfolg geführt war, schweifte die Phantasie weiter und gab der Ansicht Ausdruck, daß auch die Lösung des Fernseh-Problem bald verwirklicht werde. Bei ihm dreht es sich darum, ein an der Sendestation befindliches lebendiges Objekt auf einem



Fig. 10. Originalphotographie

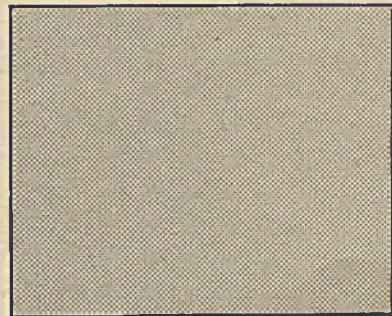


Fig. 11. Raster



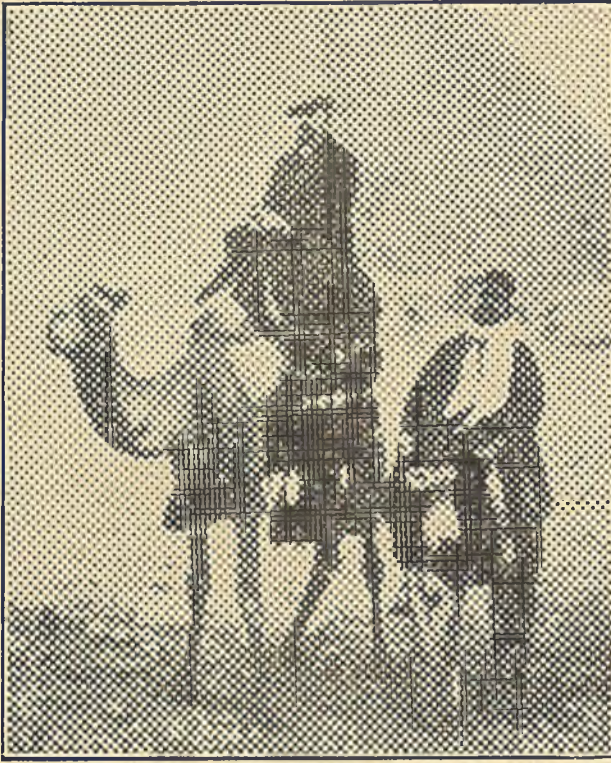


Fig. 12

Projektionsschirm der Aufnahmestation als Bild sichtbar zu produzieren.



Fig. 13

Hören wir, was Dorn in seinem neuesten Artikel (1925) über die Verwirklichung dieses Traumes sagt, nachdem er dargelegt hat, daß das Problem schon jetzt

theoretisch gelöst wäre, wenn genügend viele Fernleitungen zur Verfügung gestellt würden: „Das macht so große Anlage- und Betriebskosten notwendig, daß dieser Traum nur dank der Laune eines Milliardärs verwirklicht werden könnte.“ Und diesem Milliardär würde ich raten, lieber seine Millionen sozialeren Zwecken zu opfern!

Wie viele Erfinder haben schon behauptet, die Lösung des Problems auch mit einer Leitung gefunden zu haben. Erst kürzlich ging das Bild eines Herrn Dionys von Mihaly\*) durch die illustrierten Blätter, der als Erfinder des „Telehorsk“ gefeiert wurde. Freilich sind Namen leichter zu erfinden als praktisch brauchbare „Fern-

seher“! Und wahrlich, ehe nicht neue Methoden gefunden sind, welche beliebig viele Stromstöße des Übertragungsstroms in Lichtschwankungen genügender Stärke und Abschattierung verwandeln, solange wird auch das Fernsehproblem ein schöner Traum bleiben. Zum Verständnis dieses Problems müssen wir auf die Eigenschaft unseres Auges eingehen, einen momentanen Lichteindruck noch während der Dauer von  $\frac{1}{10}$  Sekunde als Helligkeit zu empfinden.

Jeder weiß, daß, wenn er in die Sonne geblickt hat, er das Sonnenbild auch noch sieht, falls er in die Landschaft blickt oder nach der Blendung das Auge schließt. Um zu ermitteln, wie lange bei geringerer Leuchtkraft eine Lichtquelle nach momentaner Einwirkung noch ge-

\*) D. v. Mihaly „Das elektrische Fernsehen und das Telehor“. M. Krahn, Berlin 1923.



sehen wird, drehe man eine an der Stromzuleitung gehaltene Glühlampe im Kreise herum. Sobald die Zahl der Umdrehungen in der Sekunde größer als 10 ist, glauben wir, einen leuchtenden Ring zu sehen. Es muß also die Glühlampe an jede Stelle ihrer Kreisbahn mindestens zehnmal in der Sekunde wiederkehren, damit das Auge getäuscht wird und glaubt, es sei die Glühlampe dauernd zugleich an allen Stellen des Kreises.

Der in Figur 14 abgebildete Apparat demonstriert dashaften des Lichteindrucks im Auge ebenfalls in drastischer Weise. Vor einer auf einem Kreise angeordneten Schrift kann man eine schwarze Scheibe mit einem sektorartigen Auschnitt in beliebig schnelle Umdrehung versetzen. Beim Beginn der Rotation kann man nacheinander die einzelnen Worte der Schrift lesen.

Macht die Sektorenscheibe aber über 10 Umdrehungen pro Sekunde, so ist, wenn auch in geringerer Helligkeit, die Schrift längs des ganzen Umfangs zu lesen: „Dauer des Lichteindrucks im Auge“ (Fig. 15.) Jede Stelle, die man bei ruhendem Sektor durch ihn hindurch sieht, haftet im Auge so lange, bis nach  $\frac{1}{10}$  Sekunde der rotierende Sektor wieder an dieselbe Stelle gelangt ist.

Gelingt es uns selbst, ein jedes Objektelement nacheinander auf einem Schirm sichtbar zu reproduzieren, und zwar so, daß sein Bildelement denselben Platz einnimmt, der dem Objektelement im Objekt zukommt, so sehen wir noch lange nicht das Abbild des Objektes: es huscht ein Lichtfleck

nacheinander an verschiedene Stellen des Schirmes, und zwar an Helligkeit ab- oder zunehmend, je nachdem, ob diese Stellen einem hellen oder dunklen Objektelement entsprechen. Soll ein wirkliches Abbild auf dem Schirm entstehen, so muß jedes Bildelement in einer Sekunde mindestens zehnmal an der gleichen Stelle reproduziert werden.

Bei der elektrischen Bildübertragung mußten zur Erzielung einer Ähnlichkeit von Bild und Objekt mindestens 10 000 Objektelemente nacheinander abgetastet und aufgenommen werden. Auf die Übertragungszeit kommt es nicht an, wenn wir von den Unkosten absehen. Beim Fernsehen aber muß die Übertragung in einer Sekunde geschehen und noch mehr: Es muß jedes dieser 10 000 Objektelemente mindestens zehnmal in der Sekunde wiedergegeben werden. Demnach müssen beim Fernsehen

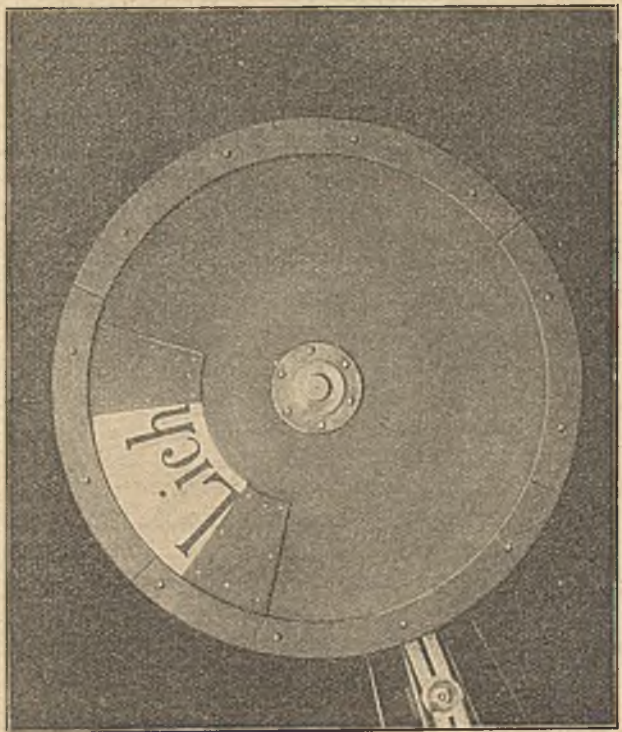


Fig. 14





Fig. 15

in einer Sekunde mindestens  $10 \times 10000$ , also 100 000 Objektelemente abgetastet werden, und zwar alle 10 000 Elemente hintereinander in mindestens  $\frac{1}{10}$  Sekunde, damit jedes in einer Sekunde zehnmal reproduziert werden kann. Die Zukunft muß lehren, ob das vom Verfasser zum Patent angemeldete Verfahren 100 000 und mehr Lichtwechsel in ebensoviele Schwankungen des Leitungstromes und diese Stromstärke-Schwankungen auf der Empfangsstation wieder rückwärts in 100 000 und mehr Lichtschwankungen zu verwandeln und auf dem Schirm ein ähnliches Abbild hervorzuzaubern vermag.

### B. Kinematograph.

1. Einleitung. So verschieden die Probleme des Fernsehens und der Kinematographie in der Ausführung sind, so verwandt sind sie im Wesen. Was beiden

gemeinsam ist, das ist die Benützung der Eigenschaft des Auges, einen momentanen Lichteindruck längere Zeit zu empfinden, und zwar umso länger, je stärker der Lichteindruck war. In beiden Fällen werden auf dem Projektionsschirm tote Bilder entworfen, die dem Auge als lebendiges Leben erscheinen. Wieviel einfacher aber ist der Vorgang beim „Kino“.

Beim Grammophon wird von dem zu reproduzierenden Musikstück erst ein „Stenogramm“ aufgenommen, d. h. es werden die Klangwellen der Originalmusik in eine Grammophonplatte eingefurcht, um aufgehoben, transportiert und jederzeit an jedem Orte als Klang reproduziert werden zu können. Ähnlich

werden beim Kino vom lebenden Objekt erst photographische Momentaufnahmen gemacht und als „Stenogramm“ im Aufnahmeilm niedergelegt. Dieser kann wie die Grammophonplatte aufgehoben und nach beliebiger Zeit und an einem beliebigen Orte reproduziert werden. Im Gegensatz hierzu soll beim elektrischen Fernsehen das lebende Objekt ohne vorheriges Festhalten und Photographieren direkt am Orte der Reproduktion sichtbar auf dem Projektionsschirm erscheinen.

Obgleich beim Kinobild der Schirm dauernd und ohne Unterbrechung beleuchtet erscheint, findet in Wirklichkeit doch nur eine intermittierende Beleuchtung des Schirmes statt. Diese „optische Täuschung“ kommt dadurch zustande, daß infolge der Dauer des Lichteindrucks die Helligkeit des einen Bildes so lange im Auge haftet, bis das nächst-



folgende Bild erscheint, wenn pro Sekunde nur genügend viele Bilder nacheinander auf dem Schirme entworfen werden. Bei der relativ geringen Helligkeit der Einzelbilder müssen freilich mehr als zehn Bilder pro Sekunde auf dem Schirm vorüberwandern, sonst macht sich die intermittierende Beleuchtung des Schirmes als sogen. „Flimmern“ oder „Flackern“ bemerkbar. Erst bei etwa 60 Unterbrechungen der Helligkeit auf dem Schirm hört dieses Flackern wirklich auf.

2. Mechanische Bewegung des Filmbildes. Die auf dem Zelluloidfilm aufgenommenen Bilder eines bewegten Objektes können aber nicht in so schneller Reihenfolge projiziert werden, ohne daß der Film zerreißt. Aus der Figur 16 ist zu ersehen, wie das Filmband ruckweise bewegt und ein Bildchen nach dem anderen vor das projizierende Objektiv gebracht wird. Dreht man die Scheibe B mit dem Stift (Zahn) E um die Achse A immer im gleichen Sinn, so wird das sogen. „Malteserkreuz“ S (Form des Ordensabzeichens der Malteser) beim jedesmaligen Eingreifen des Zahnes E in einen der Schlitze des Malteserkreuzes um eine Vierteldrehung gedreht. Da das Kreuz S fest mit der Trommel W verbunden ist, so wird auch diese gleichzeitig mit dem Kreuz um eine Vierteldrehung gedreht. Die Trommel W trägt Zähne, die in die Löcher zu beiden Seiten des Filmbandes eingreifen, so daß dieses ruckweise bei jeder Vierteldrehung des Malteserkreuzes ein Einzelbild des Filmbandes vor das Objektiv bringt. Es sind also 20 Umdrehungen der Scheibe B pro Sekunde notwendig, um ruckweise nacheinander 20 Filmbilder vor das Objektiv und damit zur Projektion auf den Schirm zu bringen.

3. Phasenbilder. Man bezeichnet die Filmbilder als „Phasenbilder“, da sie das bewegte Objekt in verschiedenen

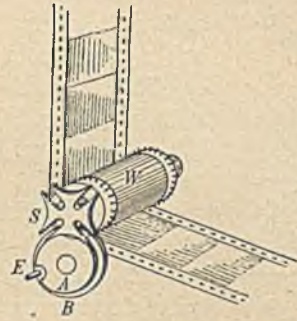


Fig. 16

Stellungen („Phasen“) darstellen. In Figur 17 ist eine Serienaufnahme eines springenden Pferdes reproduziert: die allererste Serienaufnahme, welche dem Amateurphotographen Maybridge 1877 gelungen ist. Seine Versuchsanordnung ist aus Figur 18 zu ersehen.

In einem besonders zu diesem Zweck errichteten Gebäude waren bis gegen 30 photographische Kameras nebeneinander gestellt, deren Objektive alle gegen eine weiße Wand gerichtet wurden, von der sich dann auf den einzelnen Aufnahmen die Bilder wie Silhouetten scharf abhoben. Zwischen der Wand und dem Gebäude waren Fäden gespannt, die nach elektrischen Kontakten führten. Beim Berühren jedes dieser Fäden wurde ein solcher Kontakt geöffnet oder geschlossen, wodurch mittels eines Elektromagneten jedesmal der Momentverschluß eines Objectives geöffnet wurde, und zwar immer derjenigen Kamera, in deren „Schußlinie“ sich der berührte Faden befand. Maybridge ließ nun Pferde über die Bahn galoppieren, wodurch ein Apparat nach dem anderen in Tätigkeit gesetzt wurde. Das Endergebnis war dann eine „Serienaufnahme,“ wie uns Fig. 17 zeigt. Es ist das eine Aufnahme des seinerzeit berühmten Rennpferdes „Callie Gardner.“ Die Aufnahmen erfolgten hier in Zwischenräumen von  $\frac{1}{25}$  Sekunden.

Wie gesagt, dürfen nur 20 Phasenbilder pro Sekunde ruckweise vorbeigehen.





Fig. 17

geführt werden, wobei dafür gesorgt wird, daß das Objektiv abgeblendet wird, so oft ein Phasenbild durch das nächstfolgende (rückweise) ersetzt wird. Dazu rotiert vor dem Objektiv O in Figur 19 die Scheibe B mit sektorartigen Ausschnitten und undurchlässigen Segmenten. Würden nur 20 Phasenbilder pro Sekunde projiziert, so wäre das Flackern des lebendigen Bildes recht störend und lästig.

4. Beseitigung des Flackerns. Um den „Schönheitsfehler“ des Flackerns zu beseitigen, hat die Technik ein geradezu geniales Mittel angewandt. Jedes auf dem Schirm während  $\frac{1}{20}$  oder  $\frac{1}{25}$  Sekunde verweilendes Phasenbild wird dreimal gleichsam ausgelöscht und wieder zum Vorschein gebracht, so daß zwar nur 20 Phasenbilder pro Sekunde auf dem Schirm erscheinen, aber 60 „momentane“ Helligkeitswechsel, da ja jedes der 20 Phasenbilder dreimal abgeblendet wird. Diese dreimalige Abblendung wird durch die Rotation der Scheibe B besorgt, die drei Sektoröffnungen besitzt und sich einmal umdreht, wenn ein Phantasiebild in den Strahlengang eingeschaltet ist.

5. Das Lebendigwerden der toten Phasenbilder ist

ein psychologischer Vorgang. Beruht das Flackern des Bildes auf einem physiologischen Vorgang im Auge, so kommt das Lebendigwerden des Kinobildes in unserem Bewußtsein zustande. Es tritt auch ein, wenn selbst nur 10 Phasenbilder pro Sekunde auf dem Schirm vorbeiwandern, wobei das Flackern schon schmerzhaft Erscheinungen hervorruft (Schwindelanfälle usw.).

Nach Dr. Linke, einem Schüler des Psychologen Stumpf, folgt das Lebendigwerden des Kinobildes aus dem allgemeinen Problem des Sehens von Bewegungen. Es ist also ein psychologisches Problem, welches uns über die Ursache der stroboskopischen Täuschungen aufklärt. Linke sagt hierüber folgendes: „Damit nämlich eine Bewegung gesehen wird, ist zunächst nötig, daß mindestens zwei Gesichtswahrnehmungen nacheinander bestehen, die in ihren räumlichen Bestimmungen wenig genug voneinander abweichen, um identifiziert, d. h. auf einen einzigen Gegenstand bezogen werden zu können; denn andernfalls erhält man den Eindruck einer Reihe numerisch verschiedener Bilder.“

„Zweitens aber muß diese Identität oder Einheit unmittelbar erlebt werden, und dazu ist nötig, daß diese beiden fraglichen Wahrnehmungen rasch genug aufeinander folgen, um als ein einziges, einheitliches Ganzes im Bewußtsein zu wirken. Die zweite darf nicht etwa die erste durch einen Erinnerungsvorgang

ein psychologischer Vorgang. Beruht das Flackern des Bildes auf einem physiologischen Vorgang im Auge, so kommt das Lebendigwerden des Kinobildes in unserem Bewußtsein zustande. Es tritt auch ein, wenn selbst nur 10 Phasenbilder pro Sekunde auf dem Schirm vorbeiwandern, wobei das Flackern schon schmerzhaft Erscheinungen hervorruft (Schwindelanfälle usw.).

Nach Dr. Linke, einem Schüler des Psychologen Stumpf, folgt das Lebendigwerden des Kinobildes aus dem allgemeinen Problem des Sehens von Bewegungen. Es ist also ein psychologisches Problem, welches uns über die Ursache der stroboskopischen Täuschungen aufklärt. Linke sagt hierüber folgendes: „Damit nämlich eine Bewegung gesehen wird, ist zunächst nötig, daß mindestens zwei Gesichtswahrnehmungen nacheinander bestehen, die in ihren räumlichen Bestimmungen wenig genug voneinander abweichen, um identifiziert, d. h. auf einen einzigen Gegenstand bezogen werden zu können; denn andernfalls erhält man den Eindruck einer Reihe numerisch verschiedener Bilder.“

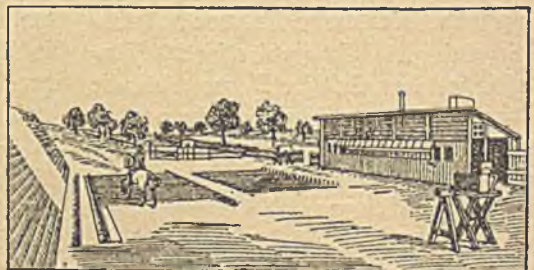


Fig. 18



reproduzieren, sondern beide müssen gleichzeitig im Bewußtsein vorhanden sein, nämlich gleichzeitig in dem Sinne, in welchem dies vom gesprochenen Wort oder einer kurzen Reihe von Taktschlägen ebenfalls behauptet werden muß. Das Bemerkttwerden einer Unterbrechung verträgt sich recht wohl mit solcher Bewußtseins simultanität; nur sind dann im entsprechenden Falle nicht zwei, sondern drei Wahrnehmungen gleichzeitig im Bewußtsein. Identität des räumlich Unterschiedenen ist aber nicht vorstellbar ohne den Gedanken an Bewegung oder an das Bestehen von Zwischenphasen. Bei der zwingenden Deutlichkeit, mit der die Einheit der beiden Gesichtsbilder erlebt wird, verschmilzt dieses Bewegungsbewußtsein assimilativ mit den sinnlich wahrgenommenen Elementen, sodas diese einen eigentümlichen Bewegungscharakter erhalten. Während nun bei den gewöhnlichen Bewegungen die unmittelbar identifizierten Wahrnehmungsinhalte auch wirklich jeweils einem einzigen Gegenstande entsprechen, ist das bei den stroboskopisch gesehene Bewegungen nicht der Fall. Sie sind daher 'Identifikationstäuschungen', und zwar speziell solche, bei denen das Bewußtsein entsteht, es sei ein in Wahrheit mindestens numerisch verschiedenes in der unmittelbaren Wahrnehmung als konstante Einheit gegeben."

Würden zu wenige Phasenbilder vorüberziehen, z. B. in jeder Sekunde nur ein Phasenbild, so hört das Verschmelzen im Bewußtsein auf, ebenso wie wir die Töne einer Melodie nicht als solche, sondern als zusammenhanglose Einzeltöne hören würden, wenn alle Minuten nur einer erklänge.

6. Bedeutung des Kinematographen als Zeitlupe. Blick in die Vergangenheit. Seit Beherzigung des Wortes: „Wohltätig ist des Kinos Macht, wenn sie der Mensch bezähmt,

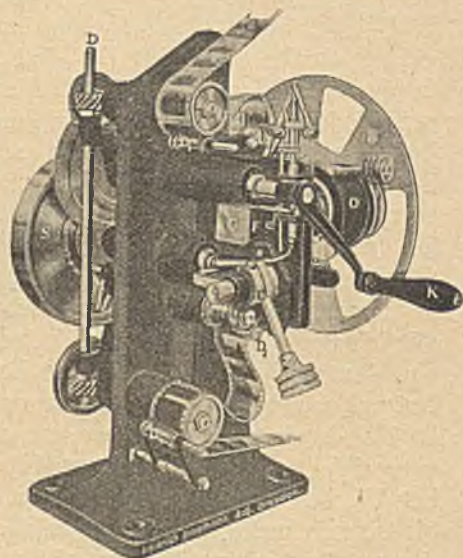


Fig. 19

bewacht." sind auch die Kinderkrankheiten des Kinematographen überwunden und dieser selbst zu einem Kulturmittel geworden.

In wissenschaftlicher Hinsicht aber ist der Kinematograph in Gestalt der „Zeitlupe“ ein unentbehrliches Forschungsmittel ersten Ranges geworden. Die Zeitlupe leistet das Unglaubliche und Wunderbare, die Zeit eines Vorganges zu verlängern, d. h. das, was in der Natur sich in einer Sekunde vollzieht, in 20 oder 30 Sekunden vor sich gehen zu lassen. Wie die Lupe oder das Mikroskop den Sehwinkel und damit die Größe kleiner Objekte vergrößert, so vergrößert die Zeitlupe die Zeit.

Mancher Leser, der schon weiß, daß man durch schnelleres Abrollen des Films die auf ihm aufgenommenen Vorgänge schneller vor sich gehen lassen kann, wird voreilig schließen, daß man durch langsameres Abrollen auch die Vorgänge im Bild verlangsamten kann. Weit gefehlt! Nehmen wir an, es seien von einem Pferdesprung, der eine Sekunde in Anspruch nahm, 20 Aufnahmen pro Sekunde gemacht worden. Läßt man von diesem Film wieder



20 Phasenbilder pro Sekunde auf dem Schirm abrollen, so spielt sich für den Beschauer der Vorgang auf dem Schirm genau so schnell ab wie bei der Aufnahme. Dreht man schneller, so verläuft auch der Bildvorgang schneller. Dreht man aber langsamer und immer langsamer, bis pro Sekunde nur noch ein Phasenbild auf dem Schirm erscheint, so werden die Phasenbilder weder physiologisch noch psychologisch miteinander verschmolzen: Das Bild flackert und wird zu einem toten Vorgang, da die einzelnen Phasenbilder nur als numerisch verschiedene Momentbilder des Pferdes beim Sprunge erscheinen, die wir nicht mehr zu einem einheitlichen Ganzen kombinieren können, also auch nicht einem und demselben Pferde anordnen.

Um die Zeit des Vorgangs im Bilde zu verlangsamen, müssen wir vom Pferdesprung mehr als 20 Aufnahmen in der Sekunde machen und dennoch nur 20 pro Sekunde projizieren. Soll vorgetäuscht werden, daß der Sprung in 20 Sekunden (bzw. 30 Sekunden) ausgeführt worden sei, so müssen von ihm  $20 \times 20$  bzw.  $20 \times 30$ , d. h. 400 bzw. 600 Phasenbilder aufgenommen werden, von denen man je 20 in der Sekunde abrollen läßt. Es ist ein fast unheimliches Gefühl, welches uns beschleicht, wenn ein Pferdesprung auf dem Schirm 20 oder gar 30 Sekunden dauert und keine Phase der Bewegung

fehlt. Dem Physiker kommt das Stauen, dem Laien meist nur das Lachen.

7. Blicken in die Vergangenheit (Rückwärtsdrehen des Films). Hat die Zeitlupe den hohen Zweck, schnell sich abspielende Vorgänge (Vogelflug, fliegendes Geschloß usw.) der Beobachtung besser zugänglich zu machen, so ist die Erscheinung beim Rückwärtsdrehen des Films umso amüsanter und spukhafter. Ist z. B. die Sprengung eines Schornsteins aufgenommen worden, und man dreht, nachdem der Schornstein in sich zusammengefallen ist, die Kurbel rückwärts, so baut sich der Schornstein aus dem Schutt wieder auf. Im Leben rollt die Zeit stets in einer Richtung vorwärts. Durch Rückwärtsdrehen des Films rollt auch die Zeit rückwärts: Was geschehen ist, kehrt im Kinobilde wieder! Das Pferd springt rückwärts, ein Kopfsturz ins Wasser verläuft in umgekehrter Richtung usw. Wahrlich auch hier wird, wie bei der Zeitlupe, die Natur übertrumpft, die an Wundern göttlichen Ursprungs so überreich ist. Unsere Kenntnis von den Naturgesetzen und den sie verursachenden Naturkräften oder göttlichen „Geistern“ bewahrheitet den Goetheschen Spruch:

„Wer sie nicht konnte,  
Die Elemente,  
Ihre Kraft und Eigenschaft,  
Wäre nicht Meister  
Über die Geister.“







Ein schwieriger Fall

Radierung  
von B. Zwiener









# Von ernstern Dingen

Erlebtes und Erlauchtes

Von Paul Barfch

## Die Gilbotin

Seit länger als einer Stunde sah die alte Frau reglos in einem Er-sahwagender elektrischen Straßenbahn, weit draußen vor der Stadt. Angestellte des Betriebes waren aufmerksam auf sie geworden, und sie gingen endlich hin und fragten, auf wen sie warte.

„Gehst's nicht bald los?“ war ihre Gegenfrage. „Das ist ja hier ein ewiges Gemähre, und ich verliere bald die Geduld.“

Das ging den Männern der Straßenbahn wider die Vernunft. „Du lieber Gott!“ rief einer, „seit Sie hier sitzen, haben Sie schon dreißig Wagen nach der Stadt abfahren und ebensoviele wieder ankommen sehen. Der hier fährt überhaupt nicht.“

Da erhob sich die Frau. „Warum habt ihr mir das nicht gleich gesagt,“ wehklagte sie. „Von einer Viertelstunde zur andern warte ich schon und hab' es doch so eilig. Bei uns im Dorfe drüben ist ein Mann verunglückt. Ich soll Verbandstoff holen und in die Apotheke gehen. Der Doktor ist da und kann nichts helfen, ehe ich nicht wiederkomme.“

„Dann schnell! Der Wagen dort geht eben los.“

Die brave Gilbotin warf hurtig ihre Beine, und der abfahrende Wagen nahm sie mit.

## Ein Vielgetreuer

Einen Kranz her, edle Frauen! Er schmückte das Haupt eines musterhaften Ehemannes.

Dem Armsten hatten sie sein Weib, des Hauses Schmuck, die Mutter seiner Kinder, ins Zuchthaus geschickt. Wegen eines Eidschwures, der nicht gestimmt hatte.

Und weil sie den Versuch gemacht, den Gatten mit Gift um die Ecke zu bringen.

Da richtete er an die Zuchthausverwaltung die briefliche Frage, ob es ihm gestattet sei, der guten Frau eine Leberwurst zu senden. Sie esse Leberwurst fürs Leben gern. Auch feiere sie bald Geburtstag und da solle sie doch eine recht große Freude haben.

Er flehte heiß, aber er flehte vergebens.

Die Bitte wurde versagt. Es sei nicht gestattet, den Gefangenen Lebensmittel oder Genußmittel zu senden.

Der Ehemann trauerte. Dann überlegte er. So war die Leberwurst also ein Lebensmittel? Oder ein Genußmittel?

Er schrieb einen zweiten Brief und fragte an, wie es denn, wenn er Leberwurst nicht senden dürfe, mit einem Kringel Knoblauchwurst wäre.

Auch dieser Antrag wurde leider abgelehnt.

## Ich nenne keine Namen

Der Herr Professor trat mit seinem Assistenten ans Bett der kranken Frau Geheimrat. Er untersuchte sie und tastete dabei an ihrer Brust herum.

„Alte Schwarte!“ brummte er in seinen Bart.

Die Frau Geheimrat schnellte wie eine Rasende empor. „Was haben Sie gesagt?“

„Nun, nun! Ganz ruhig, gnädige Frau!“

„Wie? Ruhig soll ich sein? Verlassen Sie mich augenblicklich! Sonst spring' ich aus dem Bett. Ich laufe fort, ich rufe das ganze Haus um Hilfe au!“

Sie sprang tatsächlich aus dem Bett, sie schrie, sie weinte. Die beiden Männer hatten kaum Kräfte genug, sie festzuhalten und wieder in die Kissen zu legen.

„Um Gottes willen, gnädige Frau!“ jammerte der Herr Professor, „Aufregung ist Ihnen sehr schädlich!“

„Ja, wenn Sie solche Dinge sagen —“

„Still, still, ich habe nur gesagt, hier liegt eine alte Schwarte —“

„Zu Hilfe! Hinaus! Augenblicklich hinaus! Zu Hilfe —!“

„Ja, du meine Güte! Hier liegt doch eine alte Schwarte —“

„Hilfe!“

„— Hier liegt doch eine alte Schwarte vor. So nennen wir das Polster, die Verhärtung, die sich, wie auch bei Ihnen, öfters nach Entzündungen am Rippenfell zu bilden pflegt.“

## Der wohlgeborene Herr

Zu einer Zeit, in der die Gerichtssprache noch stark mit Latein durchsetzt war, hinterließ ein reicher Mann sein Vermögen armen Waisenkindern. Das Vermögen mußte vom Amtsgericht verwaltet werden, und die Zinsen des Kapitals gestatteten



dem Vormundschaftsrichter, in manchem Falle trauriger Bedürftigkeit ein Müßel, das Kleider und Schuhe brauchte, mit kleinen Summen zu unterstützen. Das Müßel hieß in der Amtssprache Pupil, und die wohlthätige Einrichtung erhielt den Namen Pupillenfonds. So war es im Vermächtnis festgelegt.

Die Pflegemutter eines elternlosen Knaben erhielt für ihn einst zwanzig Mark zum Ankauf neuer Kleidung, und aus dem amtlichen Schriftstück, das sie bekam, war zu ersehen, daß ihr dies Geld aus Mitteln des Pupillenfonds bewilligt worden sei. Sie war erfreut, daß sich für ihren Schützling ein vermögender Wohlthäter mit einem so unaussprechlich vornehmen und geheimnisvollen Namen gefunden habe, und sie bewahrte die Zuschrift sorgfältig auf. Als wieder einmal Not an Mann und in jedem Stiesel des Jungen ein Loch war, setzte sie sich hin und schrieb in der Bedrängtheit ihres Herzens vertrauensvoll: Sehr Wohlgeborener Herr Pupillenfonds!

#### Das zermalmende Wort

Noch weiß ich mich recht gut an den Beleidigungsprozeß der beiden Todfeindinnen vom Neumarkt in Breslau zu erinnern.

Die Raschken und die Koberten hatten ihre Gränzungskände nicht weit von einander, und im Laufe der vielen Jahre war es zu vielen Meinungsverschiedenheiten und zu einer erbitterten Gegnerschaft zwischen den beiden gekommen. Die Abneigung äußerte sich bei der Raschken in heller Wut und in wortreicher Schimpflust, bei der Koberten aber meist in verachtungsvollem Schweigen.

Gule, Gans, Trine, Gake, als Schruppel, tälsche Lunte, Giftmüdel, Klabucker und vielerlei andere Namen hielt die Raschken beständig für die Koberten bereit, und die tat immer so, als ginge sie das gar nichts an.

Das eben war für die Raschken der grimmigste Arger, und sie versuchte mit immer neuen Mitteln, die Koberten aus ihrer höhniischen Ruhe herauszuloden. Sie sammelte alle Schimpfreden, die ihr zu Ohren klangen, wandelte sie nach ihrer Mundart um und erfand Verschärfungen dazu. Doch jeden Zuruf schüttelte die Feindin wie leichte Regentropfen von sich ab. Höchstens äußerte sie gelegentlich, daß sie mit ordinären Deuten nichts mehr zu schaffen haben wollte.

Die Raschken verlegte sich in ihrer Verzweiflung aufs Studium. Sie nahm Bücher und Zeitungen zu Hilfe, hoffend, sie werde doch endlich einmal den Ausbruch finden, unter dessen Wucht die Koberten geknickt zusammenbrechen mußte.

Und sie fand ihn. Beim ersten Anblick erkannte sie mit ahnungsvollem Geist die ganze Schwere des furchtbaren Wortes. Sie wußte, daß dies die Waffe werden konnte, die durch den dicksten Gleichmutspanzer schlug, und die ihre Feindin tödlich treffen würde.

Sie lernte stundenlang und tagelang, bis ihr das unheimliche Wort geläufig war, und allen ihren guten Freunden, dem halben Neumarkt, verriet sie im voraus, es würde sich etwas Unerhörtes und Gewaltiges ereignen, das ihr endlich Genugthuung verschaffen sollte.

Nach zu den Ohren der Koberten brang die Kunde, daß etwas Ungewöhnliches gegen sie geplant werde, und ihre Bekannten rieten ihr, auf der Hut zu sein. Sie aber schüttelte sich, wie sie sich immer geschüttelt hatte, und trug eine spöttische Miene zur Schau. Sie ahnte nicht, die Aruste, was ihr bevorstand.

Und eines Morgens vollzog sich das Ereignis. Die Raschken war dabei, einer Kundin eine Rose Blumenkohl für dreißig Pfennige zu empfehlen. Da hielt die Koberten, anscheinend ohne Absicht, auch eine Rose Blumenkohl in die Höhe. Die Käuferin, die daraufhin rasch näher trat und nach den Preisen fragte, erfuhr, daß sie hier ganz gut fünf Pfennige sparen könnte, und sie sah sich nicht weiter nach der Raschken um.

Die aber stemmte, von Jorn bis in die Zehenspißen geladen, die Arme in die Hüften, holte tief Atem und schrie: „Du Differenzialtarif!“

Da fuhr die Koberten mit einem Rud herum. So etwas hatte noch kein Mensch gewagt, ihr ins Gesicht zu sagen.

„Was bin ich?“ fragte sie drohend zurück. „Differenzialtarif! Differenzialtarif!“ brüllte die Raschken mit voller Lungenkraft, und da sie die erschütternde Wirkung des furchtbaren Wortes gewahrte, geriet sie in einen wahren Siegestaumel. Sie wiederholte es unaufhörlich und mit Wonne. Menschenscharen versammelten sich um ihren Stand. Ein Schußmann drängte sich hindurch und verbot ihr das Geschrei. Sie wartete, bis er verschwunden war, dann erhob sie die Stimme zu erneutem Triumph, bis ihr der Atem ausging.



„Du Differenzialtarif! Ja, du! Dich meine ich! Du alter Differenzialtarif!“

Das konnte die Koberten denn doch nicht auf sich sitzen lassen. Und so kam es zu jenem denkwürdigen Beleidigungsprozeß, in dem sich die Kaschken verpflichten mußte, drei Mark in die Armentasse zu zahlen.

Sie zahlte gern, denn ihre Rache hatte sie genossen.

### Die Grafenkrone

Ich wunderte mich nicht wenig, als meine Hausfrau mir erzählte, die Taschentücher und die Hemden unseres neuen Dienstmädchens seien mit einer großen in blau gehaltenen Grafenkrone gezeichnet. Wir sollen über unsere Mitmenschen nicht gleich ein zweifelhaftes Urteil fällen. Das wußte ich wohl, und dennoch tat ich es. Ich hätte doch zuerst vermuten müssen, daß unsere Bertha ein verkapptes Grafenkind sei: Es soll ja vorgekommen sein, daß junge Gräfinnen aus dem Schloß ihrer Väter flüchteten und lieber in saurer Arbeit sich ihr Brot verdienten, als einem ungeliebten Freiherrn oder Fürsten ihre Hand zu reichen. Auf diese Weise konnte vielleicht Komtesse Bertha an unserm schlichten Herd gelandet sein.

Obwohl ich mir das vorhielt, war ich mehr geneigt zu glauben, daß unsre Gehilfin in einem Grafenhaus gedient und dort vielleicht nicht ganz unabsichtlich ihre Wäsche mit der ihrer Herrschaft verwechselt habe. Auch meine Hausfrau glaubte das, und wir nahmen uns vor, das Mädchen zur Rede zu stellen, denn uns erwuchs die Pflicht, den schönen gräflichen Besitz an Leinen und Battist in seine gräfliche Heimat zurückgelangen zu lassen.

Wir zögerten noch eine Weile. Da geschah es eines Nachmittags, daß ich mir in der Küche das Pfeifenrohr ausputzen mußte, während Fräulein Bertha von einer Freundin Besuch bekam. Zufällig lag ein Stapel Wäsche frisch geplättet auf dem Bügelbrett. Die Freundin trat hinzu. Rief:

„Nein, hast du aber feines Zeug! Und solch ein feines Monogramm!“

„O ja,“ bestätigte Bertha voll Stolz, „so sind meine Sachen alle. Weißt du, im Hause, wo ich früher diente, war eine Weißnäherin, die für eine richtige Gräfin die Hemden nähte. Da hab ich mir ganz ebensolche machen lassen, und die Schablone mit den sieben Baden hat sie mir

geborgt. Den andern Mädchen in den Häusern ringsum hat das auch so gut gefallen, daß sie sich alle das Muster abgestickt haben.“

„Ja, so was möchte ich gleich,“ seufzte voll Sehnsucht die Freundin.

„Da geh doch zu der Schneiderin!“ schlug Bertha vor. „Ich kann dir sagen, wo sie wohnt, und wenn du solche Hemden bei ihr machen läßt, da zeichnet sie dir auch die Krone drauf.“

### Der tote General

In den siebziger Jahren stattete der russische Kaiser dem Berliner Hofe seinen Besuch ab. Einer seiner Flügeladjutanten, ein General, erhielt eine Einladung nach Schlesien. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, und er sollte an einer vom Fürsten Habsfeld veranstalteten Jagd teilnehmen. Am Bahnhof einer kleinen schlesischen Stadt sollte der Gast mit Förmlichkeiten empfangen werden. Einige Stunden vor seiner Ankunft erhielt der Bahnhofsvorsteher eine Depesche, die ihm anbefahl, für die russische Erzellenz einen Leichenwagen zu bestellen. Der Auftrag erregte große Bestürzung. Wie mochte der General so unversehens ums Leben gekommen sein? Und woher in der Eile einen Leichenwagen nehmen?

Die kirchlichen Behörden, an die der Bahnhofsvorsteher sich wandte, weigerten sich, ihre Begräbniswagen herzugeben. Aus Breslau einen kommen zu lassen, war in der kurzen Zeit nicht denkbar. So blieb nichts weiter übrig, als ein Gefährt für diesen Trauerfall noch rasch und möglichst würdig herzurichten.

Der Bahnhofsvorsteher beriet sich mit einigen Handwerkern, die ihm als flink von Begriffen, als geschickt und willig bekannt waren, und er verschaffte sich sodann von einem Fuhrmann einen großen Kastenwagen. Der Tischler, der Drechsler, der Sattler, der Schneider, der Schmied und der Anstreicher stürzten sich in die Arbeit, und ehe noch die Frist verstrichen war, stand vor dem Bahnhof ein wahres Kunstwerk von einem Leichenwagen. Er war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und trug auf vier Pfosten einen schwarzen Baldachin. Mit schwarzen Decken waren auch die Rosse behängt, und in feierlicher Kleidung prangten Führer und Begleiter des Wagens.

Mit ruhigem Gewissen hielten sich der Bahnhofsvorsteher und einige Beamte zum Empfang bereit. Der Zug fuhr ein. Ihm



entstieg in rüstiger Lebensfrische die Gestalt der totgeglaubten Erzellenz, und ihre Dienerschaft sah sich fragend danach um, wie die Weiterbeförderung ins Jagdgebiet vonstatten gehen solle. Ratlos und wortlos deutete der Bahnhofsvorsteher auf das finstere Fuhrwerk, das zur Seite des Gebäudes hielt. Die Russen sahen sich kopfschüttelnd die Bescherung an.

„Wo ist denn der leichte Wagen, der für Seine Erzellenz bestellt wurde?“ erkundigte sich einer vom Gefolge.

„Ein leichter Wagen?“ stotterte der Bahnhofsvorsteher. „Ein Leichenwagen, stand in der Depesche. Wir haben — nein, wir wollten — wir bedauerten aufrichtig—“

Der General wandte sich mit einem Bornblick ab. Was ging ihn die verstümmelte Depesche an! Er schien geneigt, den Auftritt als ein Zeichen übler Vorbedeu-

tung anzusehen und für das Mißgeschick des armen Bahnhofsvorstehers keinerlei erklärende Entschuldigung gelten lassen zu wollen.

Ein Jagdgesährt für die Erzellenz war nach geraumer Zeit zur Stelle. Der Leichenwagen aber rumpelte von dannen, ohne seinen Zweck erfüllt zu haben, und andern Tags reichten alle, die geholfen hatten, ihn zu schaffen und zu führen, ihre Rechnung ein.

Der Auftraggeber mit der schlechten Handschrift, der zu dem Firtum Anlaß gab, war ein Begleiter des Russengenerals, und sein Herr hatte für ihn zu haften. Er weigerte sich lange, die Verantwortung für den kostspieligen Zwischenfall auf sich zu nehmen und mußte schließlich doch in die Tasche greifen, um seinen eigenen Leichenwagen zu bezahlen.



Erich Feyereabend

In der Schmiede





Am Alsenfund

## Die verlorene Insel

Von Elle Asmussen

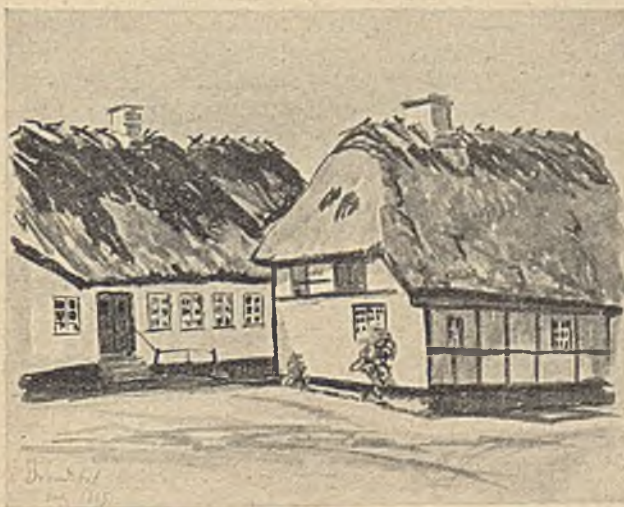
Mit 6 Abbildungen nach Zeichnungen der Künstlerin

Wenn ich über die Ostseeinsel Alsen einige Worte schreibe, so geschieht es nicht, um an die historischen Momente, in denen Alsen Streitobjekt war, zu erinnern (einmal zwischen den Königen von Dänemark und den Herzögen von Schleswig und später zwischen

Dänemark und Deutschland im Kampfe um die Nordmark: die Erstürmung der Düppeler Schanzen und den darauf folgenden Über- gang nach Alsen), das mag der Geschichte vorbehalten sein; uns ist wichtiger zu

wissen, was wir verloren haben. Und das ist eine Landschaft, die noch den Glanz von Unberührtsein in sich trägt. Nicht Unberührtsein von Kultur, obwohl durch die abgeschlossene Lage Alsen nur wenig den rasenden Fortschritten der letzten Jahrzehnte ausgesetzt war, doch unberührt vom Fremdenstrom.

Und doch wäre diese Insel es wert gewesen, daß mancher Deutsche sich ihr liebend genähert. Ein reiches Land hätte sich ihm dargeboten: schwer und fruchtbar der Boden, farbensatt das Bild der Fel-



Brandsbol





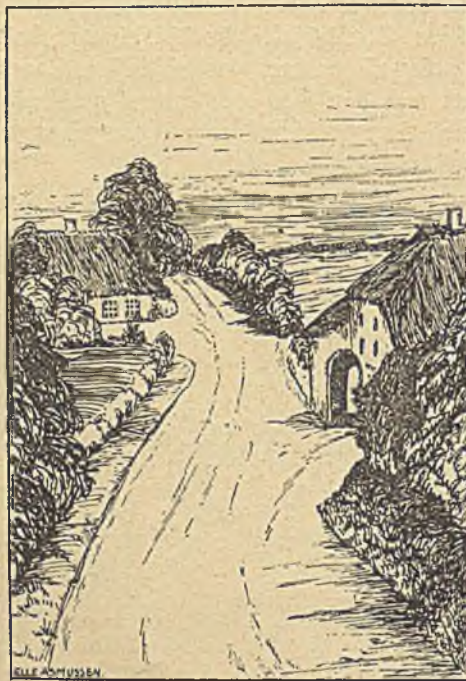
Meels auf Alsen

der, von dunklen Hecken umgrenzt. Er hätte dem Alsenlied zustimmen müssen: „Gleich einem Garten schmückt dies Eiland die Natur.“

Verstreut liegen die Dörfer, um ein Kirchlein geschart, sauber jedwehes Haus, Blumen-gärten und hängende Obstbäume ringsum. Vereinzelt ein Bauernhof, von hohen Bäumen umgeben. Leicht hügelige Wege, von Haselnuß- und Schlehdornhecken eingefast, die dann und wann einen Ausblick auf das schimmernde Blau der nahen Ostsee freigeben. Dort am Rande Buchenwaldungen, wo versteckt die alten Hünen-

gräber träumen. Viele hat man schon ausgegraben und ihre zu Tage geförderten Schätze in Museen geborgen. Auch die Moore und entwässerten Seen brachten wertvolle Funde früherer

Zeiten. Im Norden ist Alsen besonders hügelig und schluchtenreich. Die tiefen Einbuchtungen waren einst Schlupfwinkel der Seeräuber. Im 12. Jahrhundert wurde zum Schutz gegen diese wendischen Seeräuber das Schloß Norburg auf einer kleinen Insel im langgestreckten Norburger See erbaut. Unter wechselnden Hofhaltungen, Veränderungen durch Brand und Verwüstungen blieben nur Reste



Landstraße auf Alsen





Auf Alfjen



noch dieser Wasserburg erhalten, die man im Jahre 1909 in Anlehnung an den alten Stil aufgebaut und als Volkshochschule eingerichtet hat. Dem Alsenfjord zugewendet liegt das Augustenburger Schloß, ein einfacher Renaissancebau. Über die Entstehung des Alsenfjords, also Wasserstreifens, der die Insel vom Festland trennt, erzählt die Sage:

„Auf Alsen wohnte ein Riese, der wollte eine Brücke bauen hinüber zur dänischen Insel Nerö, wo seine Braut wohnte. Er begann damit, aber als er an die Tiefe kam, ertrank er. Da weinte seine Braut, und von dem Strom ihrer Tränen entstand der Sund zwischen Alsen und der Halbinsel Sundewitt.“

An der schmalsten Stelle des Alsenfjords führt eine 233 Meter lange Pontonbrücke hinüber zu der größten Ortschaft der Insel, der Stadt Sonderburg. Wie bei den Schlössern Norburg und Augustenburg, so war es auch hier, daß das Schloß Ursache zur umliegenden Ansiedlung wurde. Am Hafeneingang liegt das düstere, rotbraune Schloß auf einem durch Pfähle künstlich geschaffenen Boden; früher war es rings von Wasser umgeben. Es geht die Sage von einem unterirdischen Gang und von einem nicht verschwindenden Blutstreck an einer der bis zu 14 Fuß dicken Mauern, der von einer Prinzessin sein soll, die sich selber tötete, da ihr der Geliebte gestorben war.

Die Stadt Sonderburg hat etwa 8000 Einwohner. Seit 1904 ist sie als Marinestation bekannt.

Aber nun zurück zu den Landkenten, zu den Alsingern selbst.

Schwer wie ihr Land, schwer wie der Wind, der vom Meere kommt, ist auch der Menschenschlag. Untereinander fast alle verwandt, und doch lebt jeder sein Leben, herb und verschlossen. Aber der Fremde hätte nicht die Mühe scheuen sollen, die Alsinger näher kennen zu lernen. Ihre Gastfreiheit, die ihresgleichen sucht, wäre ihm aufgefallen. Und wäre es ihm gelungen, einen Weg zu finden, daß sie nur ein wenig ihres Innenlebens verrieten — er würde Reinheit und Stärke des Gefühls gefunden haben, wahrer Religiosität. Alte Sitten und Gebräuche und ein wenig Aberglaube haben sich bis heute erhalten. Wohl sind die Alsinger Trachten verschwunden — nur einige liegen verwahrt in alten Truhen — sie und viel Hausgerät, Dokumente aus der „alten, guten Zeit“. Bald aber werden die Frauen ausgestorben sein, denen ich am Webstuhl und Spinnrad zugeschaut. Die Jungen werden solche Arbeit nicht fortsetzen...

Politik war wohl eine wichtige Frage — aber nicht das wichtigste. Das Volk war nicht gewohnt, geführt zu werden; waren ihm doch Einflüsse von Norden oder Süden gleich fremd. Es war auch nichts da, was es aus sich selber herausführte, es blieb ihm nichts als Hof, Feld und Familie. Und doch hätte es nur geringer Mühe bedurft, seinem Wunsche nach Geistigem entgegen zu kommen und dieses auszubauen. Jetzt ist es für uns ein verlorenes Land... Eine verlorene Insel...





# Die Erben

Von Elyn Karin.



Ich habe es immer als etwas Tragikomisches empfunden, wenn besitzüberlastete Menschen sich den Kopf mit Sachen zerbrechen, die nach ihrem Ableben an pietätvolle Angehörige weitergehen sollen.

Gott hatte es beliebt, mir eine Großtante im blauen Himmel Bozens leben zu lassen. Sie lebte in einem kleinen Palais, dessen Haustüre allein eine Sehenswürdigkeit war. Die Halle, das Treppengeländer, die Türen mit den herzbewegend schönen Barockschweifereien bis zur Großtante im Armstuhl wetteiferten an Altertümlichkeit. Alles war gepflegt. Alles duftete nach Rosen und Lavendel und vielleicht auch nach Neseben. Alle Linien waren dort schön, die festgehaltenen und die der Gesten. Man lebte in einer Zeit der Vergangenheit. Man lebte mit alten Bildern, sagenhaften Dinkeln und steifen Atlastanten. Mit dem Lächeln graziöser Hofkavaliere, die soviel verschwiegene Geheimnisse im Grübchen sitzen haben, oder hinter den Ohren. Das merkt man dann noch weniger.

Dazu gehörte auch die alte Marie, die lang und hager anzusehen war. Sie ähnelte etwas einer Empire-Vitrine mit spärlicher Verzierung. Ihre Augen glitzerten wie frisch gepukte Messingknöpfe. Ihre Ohren standen weit ab und schienen verkörperte Aufmerksamkeit zu sein. Abgesehen von dem Umstande, daß sie trotz Größe und Impassantheit unhörbar leise einherschritt und immer irgendwo auftauchte, wo man sie eben gar nicht vermuten konnte, machte sie einen guten Eindruck.

Diener, Kutscher, Hausmeister und Faktotum war Jakob. In seiner Jugendzeit war er Ministrant und hatte eine Vorliebe für antike Brokate mit aus dem Schönheitsfimmel der katholischen Kirche in den Alltag seiner weltlichen Kleidung gebracht. Er trug nur Brokat-

westen, ob sie nun zu seiner Livree paßten oder nicht. Jedenfalls war er mir tausendmal sympathischer als diese sanfte Marie mit dem Lächeln einer Oksardine. Jakob besaß die Stämmigkeit einer gut gebauten Barockkommode und war auch demgemäß von einer derberen Gemütlichkeit. Er leugnete keineswegs, daß kulinarische Genüsse bei ihm sich auf gute Tiroler Knödeln, G'selchtes und Kraut beschränkten. Daß ein guter Tropfen Terlaner sein Herz bewegte und daß er weitaus von dem Geruchsorgan der „Fräuln Marie“ gerne eine Pfeife rauchte.

Diese beiden nun besorgten das Palais, sorgten für die Behaglichkeit der Großtante — und waren seit langem als ihre Erben eingesetzt. Großtante sowie das Palais konnten in keiner besseren und aufmerksameren Behandlung und Pflege sein.

Besuche wurden von diesen beiden Getreuen nicht gerne gesehen. Jakob schaute mit einem gewissen vorwurfsvollen Blick auf die Teppiche, wenn man vielleicht etwas Staub an den Schuhen mit hereinbrachte. Fräulein Marie lächelte zwar, aber immer mit einem säuerlichen Unterton im Kolorit.

„Daß nur die Erlaucht nicht etwa ein bißerl angestrengt wird. Das könnte der Erlaucht schaden. Gestern hat die Erlaucht zweimal niesen müssen, das ist allerweil kein gutes Zeichen.“

Die Erlaucht aber saß noch ziemlich rieglsam in ihrem brokatnen Lehnstuhl und hatte ein etwas ironisch hilfloses Lächeln um den feinen, hübsch geschwungenen Mund.

„Mamsell, einen guten Kaffee. Und Schlagobers.“

Mamsell verglitt aus dem Zimmer. Großtante beugte sich mir entgegen und sagte:

„Weißt, jetzt ärgert sie sich. Erstens, daß sie nicht hören kann, was wir miteinander reden, und dann, daß du da



auf dem grünseidenen Stuhl sitzt. Die kann nicht leiden, wenn wer ihre Möbel benützt. Am liebsten dürste ich ja auch gar nicht mehr Platz nehmen auf den Sachen da, die ich den beiden vermacht habe.“

„Weißt, der Jakob ist viel anständiger. Der zeigt wenigstens seine Habgier nicht so.“

„Kannst du denn in Wirklichkeit annehmen, liebste Großtante, daß Mariés penibles Wesen diese Beweggründe hat?“

„Ja, freilich, was denn sonst?“

„Ich meine, das war dann doch etwas zu voreilig mit dem Testament, nicht?“

„Ich hab' geglaubt, es würde nicht mehr so lange dauern. Aber es ist direkt komisch. Seitdem ich das Testament gemacht habe, bin ich viel gesünder, und mein Sarg, den ich auch schon vorbereitet habe, kriegt, scheint es, eher Sprünge, als mich zwischen seine Bretter.“

„Großtante! Es ist nicht zum anhören! Da sitzt du nun in diesem herrlichen Juwel von einem Palais und wirst sozusagen tagtäglich auf Absterben abgeschätzt!“

„Gelt, komisch ist das! Und wenn ich einen Nieser mache, denkt die Mamsell schon: jetzt — jetzt — endlich — jetzt wird sie das Zeitliche segnen. Und keine Spur davon! Weißt, ich denk' mir, der liebe Gott macht sich just mir zuliebe einen ausgiebigen Spaß und ärgert die Mamsell, daß sie grün und blau wird.“

„Stellst du dir den lieben Gott wirklich so kleinlich vor?“

„Richtig. Immer wieder vergesse ich's. Du hast ja phil. studiert. Davon soll man ja so besonders g'scheit werden, nicht?“

O, wie sie mich nun sarcastisch ansah!

„Nun, ich mein' immer, ich hätte dich als Erbin einsetzen sollen. Eigentlich war das schon einmal so bestimmt gewesen. Aber dann hat es mich geärgert, daß du immer so zugeknöpft und eiskalt zu mir warst. Ja, schau mich nur so an, mit deinen grauen Rabenaugen! Wenn ihr Jungen träumt, so sehen wir Alten in euch hinein. Aber bei dir kommt ja keiner auf den Grund.“

Nebenan wurde am Tisch hantiert. Jakob bedeckte und klapperte mit Silber-sachen. Großtante rief:

„Jakob, es sollen Blumen geholt werden. Es ist ein kleines Fest heute für mich. Schöne Blumen, Jakob.“

„Gewiß, Erlaucht. Ich hol' sie ja selber. Da werden sie schon recht schöne hergeben müssen. Da trauen sie sich ja nicht, keine anderen herzugeben, wenn ich sag', für wen sie sind.“

„Schau dir halt den Jakob an, der weiß immer, was sich gehört.“

Dann saßen wir endlich am Tausentisch. Duftend, zierlich und hochfeudal sah er aus. Und die schönste Brokatweste spannte sich über Jakobs Magen. Und er machte ein fröhliches Gesicht. Und Großtante hatte Laune und erzählte.

„Wohnst du im ‚Greifen‘?“ fragte sie mich.

„Ja, im ‚Greifen‘.“

„Eigentlich wär' doch bei mir auch Platz genug. Und ich bin immer so allein.“

„Großtantchen, ich will dich doch nicht irgendwie in deiner Tageseinteilung stören.“

„Jakob, hörst du? Was sagst du, Jakob?“

Jakob schenkte gerade Kaffee nach und bot die Kristallschüssel mit Schlagobers an.

„Ich richte sofort alles her, wenn die Gnädigste kommen will. In zwei Stunden kann alles gerichtet sein. Dafür sorg' ich schon, Erlaucht.“

„Aber — Jakob — was meinst du denn, was wird die Mamsell sagen? Die ist doch so komisch. Vielleicht wird es sie irgendwie tangieren.“

Nun stellte sich Jakob in Positur. Sein mächtiges Kinn steckte sich vor. Wie in meinem Leben sah ich einen komischeren Helben wie Jakob in diesem Augenblick. Herzengerade stieg sein etwas rötlichgraues Haupthaar in die Luft. Seine kleinen, runden Augen blickten die Erlaucht an. Seine mächtigen Hände waren wohl an der Hosennaht — aber in solch einer drohenden Beherrschtheit, daß das Leben jedes Widerspruchsgeigneten in Gefahr schwebte.



„Langieren, Erlaucht? Sind wir nichts? Sind wir Luft? Sind wir keine sozusagen lebende Menschlichkeit? Hat hier nur die Mamsell zu regieren oder sind Erlaucht vielleicht nichts? Bin ich vielleicht nichts?“

Beschwörend hob Großtante die kleine, zarte, altersfeine Hand gegen diesen Sturzbach von empörten Fragen.

„Also gut. Verständige die Mamsell.“

„Großtante, vielleicht steht die ganze Arbeit für ein paar Tage nicht.“

„Halten zu Gnaden, Gnädigste. Für eine Nacht ist die Arbeit auch nicht zu viel. Erlaucht werden frischer, wenn Sie wieder einmal angenehmen Besuch haben. Außerdem bin ich der Sucht Jakob. Ich stehe für alles ein.“

Großtante neigte ihr kleines schneeweißes Haupt. Jakob ging.

„Meine Liebe, du hast beim Jakob eine Eroberung gemacht. So entflammiert habe ich ihn lange nicht gesehen.“

„Vielleicht ist es nur die Opposition gegen Mamsell, meinst du nicht, Großtantenchen?“

„Laß es sein, was es mag. Gehe jetzt ins Hotel und ordne deine Sachen und komme dann. Ich freue mich, heute beim Nachtmahl eine so liebe Gesellschaft zu haben. Jakob kann dich abholen.“

Feierlich saß er am Bod. Feierlich öffnete er mir die Haustüre. Feierlich geleitete er mich in den ersten Stock. Feierlich öffnete er mir die Türe zu meinem Gastzimmer. Rosen standen auf dem Tisch. Und Jakob schien mir etwas sagen zu wollen. Er räusperte sich. Er bewegte seine Hände. Er zupfte an seiner Festtagsweste. Endlich deutete er mit einer grandiosen Geste auf einen Brief, der neben der Base lag. Dann sagte er:

„Von mir.“

Und ging.

Auf dem Umschlag stand mein Name. Links unten im Eck: „Nach meinem Tode zu öffnen. Eigentlich nach dem Tode der Erlaucht.“

Ich muß sagen, daß mich das alles ein wenig konfus machte. Ich legte dieses geheimnisvolle Schriftstück in meine Toiletentasche. Und ich ver-

brachte zwei schöne Wochen in dem Bozener Palais bei meiner Großtante. Eigentlich war ich angehängter als im Hotel. Aber ich freute mich über die Freude der alten Dame, über die sichtbarlich zur Schau getragene Freude des Jakob.

„Wie wird es mir denn nur sein, wenn du wieder fort bist, mein Kind? Ich kann es mir ja fast gar nicht mehr denken! Sogar die Mamsell ist freundlicher und quält mich nicht so arg mit Möbelschönung und weiß Gott was!“

Aber ich wußte genau, wie sehr sie meine Abreise herbeisehnte und wie argwöhnisch sie Jakob beobachtete.

„Auf die Mannsbilder ist nie ein Verlaß, wenn ein jüngerer weibliches Wesen in ihre Nähe kommt.“

„Es kann sein, daß das betäubte Gewissen erwacht, Mamsell, und dann muß man dem Herrgott danken, wenn es noch Zeit zur Umkehr ist!“

„Ein bißl spät erwacht's halt bei manchem.“

„Wenn's nur überhaupt zum Derwachen kommt, Sie alte Kreuzspinn'!“

Dann hörte ich nur noch ein Fauchen und ein Türenzuschlagen.

„Kind, meine zwei Erben sind in ein noch niedagewesenes Streiten geraten! Die Mamsell wird tatsächlich etwas unverträglich. Der Jakob läßt sich natürlich nichts gefallen. Aber es ist mir doch unangenehm, diese Zwistigkeiten zu spüren. Ich glaube gar, die Mamsell hat sich Heiratsgedanken auf den Brummbarren gemacht und er will nichts davon wissen.“

„Wenn ich wieder fort bin, kommt alles ins alte Geleis. Etwas hat doch mein Besuch Unordnung in den gewohnten Gang ihrer Tageseinteilung gebracht.“

So kam auch der Tag, an dem ich Abschied nahm. Die Großtante unarmte mich, und zum ersten Male sah ich, daß sie weinte.

Die Mamsell verneigte sich wie eine byzantinische Hofdame, und ihr Herz freute sich.

Jakob zupfte an seiner schönsten Weste. Er machte ein wunderliches



Gesicht. Beherrschung, Nührung, Abschiedswel und ein gewisses Betonen von „auf mich kannst du dich verlassen“ stand in der Quadratur seines Ange- sichts eingemeißelt.

Er verneigte sich tadellos und schwenkte einen Riesenstrauß ins Rupee.

Dann nach Monaten bekam ich die Nachricht, daß die Mansell an einer Grippe gestorben war. Sie hatte Jakob als ihren Erben bestimmt. Dann starb die Großtante.

Jakob hat mich gebeten, in Bozen zu bleiben. Denn alles gehöre mir. Er ist jetzt mein Diener. Aber ich habe

eine gute Mansell, die sorgt mir für den getreuen wunderlichen Alten.

Er geht mit einem Federvebel umher und staubt von alten Rahmen Sonnenstäubchen und wischt über Stuppsnäschen und schlanke Schnürleiber. Er hat sich das Gebetbuch der Erlaucht aus- gebeten und sitzt im Garten und liest und raucht seine Pfeife. Und es ist so gut, ihn da zu wissen; denn er ist immer noch auf alles bedacht und sorgsam. Wie einem Vater danke ich ihm alles, was ich habe, und wie ein getreuer Sachwalter hat er mir Heimat schützend erhalten.



„ DER DICHTER „

John Rechner



# In einem deutschen Steinbruchbetriebe

Mit vier Aufnahmen des Verfassers

Hans Schoenfeld

Die harte Zeit hat in weite Kreise unseres Volkes die Erkenntnis vom Wert der Urstoffe getragen, die im eigenen Lande gefördert werden. Sie sind unabhängig vom leidigen Dollar und Pfund Sterling, mit dem die deutsche Volkswirtschaft sich vom Ausland die nötigsten Rohmaterialien einkaufen muß. Sie stellen Goldwerte dar und kommen dem Aufbau des Landes, der Gesamtwirtschaft zugute.

Nicht so begehrt wie Holz und Kohle, stellen die Steine, die man in verschiedenen Gegenden Deutschlands bricht, doch einen wichtigen Aufbaubestandteil dar. Der Bedarf an den mannigfachen Steinarten wie Granit, Porphyr, Quarz, Basalt, Sandstein bis zu dem Lugsagestein des Marmors, Syenits, Serpentin ist um so beträchtlicher, je mehr die Materialabnutzung der Kriegszeit und die Notwendigkeit, damals zurückgestellte Bauten nunmehr auszuführen, zur Verwendung des Gesteins zu Straßenbau, Kanalisation, Schotterung, Pflasterung im öffentlichen und privaten Wirtschaftsleben drängt. Doch erhielten die deutschen Steinbrüche auch in der Kriegszeit ihren Betrieb aufrecht. Für neue Gefangenenlager, für Wegebau durch die Kriegsgefangenen, für Zwecke der Heeresleitung in den besetzten Gebieten — denen wir Kunststraßen und Bauten in dort nie gekannter Sorgfalt und Mustergültigkeit hinterließen — waren

laufend Steine zu liefern. Da traten die Frauen, die Mütter und jungen Schwestern der ins Feld gezogenen Steinbrecher für die fehlenden Männer ein. Sie unterzogen sich der schweren körperlichen Arbeit im Bruchbetrieb mit jener Zähigkeit und Pflichttreue, die heute fast unglaublich und wehmütig anmuten und der Mitarbeit der deutschen Frau im Kriege ein rühmliches Zeugnis ausstellen.

Heute wirken die deutschen Steinbrucharbeiter längst wieder in ihren Brossierhütten, an den Marschlag- und Sortiermaschinen, in der Bruchschmiede, an den Aufzugmaschinen und vor dem Bohrloch, das sie dem harten Gestein ins Eingeweide treiben. Ihrer viele kamen von draußen nicht mehr zurück. Groß und herb, wie ihr Beruf es heißt, taten sie meist als schwere Artilleristen,





Pioniere und Trainleute ihren Dienst an der Front.

Im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft stellen die deutschen Steinbruchbetriebe einen stattlichen Umsatzfaktor dar. Es sind in ihnen weit über hunderttausend Vollarbeiter beschäftigt. Die Frauen schalten zwar wieder in ihrer eigenen Wirtschaft, die nicht nur das Haus, sondern zumeist ein Stück Garten, Ackerland und rege Kleintierzucht umfaßt, aber es sind ihrer genug noch in den Brüchen beim Bedienen der Sortiermaschine, ja sogar beim mühsamen Knadschlag tätig, Kriegswitwen zumeist.

Als soziales Element verkörpern die deutschen Steinbrucharbeiter jenen idealen Typ des ländlichen Industriearbeiters. Meist liegen die Brüche fern den Städten, oft in walddreicher Gegend, auf Hügeln und Anhöhen. Wurde bei einem Dorfe von Fach- und Geldleuten nach sorgfältiger geologischer Untersuchung ein Steinbruchbetrieb eröffnet, dann bekam das stille Bauerndorf bald ein anderes Aussehen. Über Tage erklang in bestimmten Zwischenräumen das Warnungssignal des Wachtorns.

Ihm folgte bald ein dumpfer Knall nach dem anderen. Aus dem Walde züngelte nach und nach ein schmales Gleispaar in sanftem Fall zur Ladestelle an der großen Straße. Halben von gut behauenen Steinen, glühende Haufen von Kleinschlag, regelmäßige Barren glatt behauener Schwellen lagerten sich am Wege hin. Bald rollten flinke, kleine Gunte (Dories) mit Steinen zu Tale. Schwere Pferde warteten dort, wo der Geländeabfall endete oder im sachten Aufstieg zum Endpunkt führte. Mit Gott und Hü rollte dann ein kleiner Wagenzug gemächlich zur Umkipfstelle. Mittags wanderten Frauen oder halbwüchsige Kinder mit dem Eßkorb oder dem bedeckelten Topf zum Wald, der wie ein kleines Heerlager mit niederen Hütten, Baracken und Schienensträngen anmutete. Der einsame, stolze Wald lichtete sich. Buche, Birke und Eiche sahen verwundert auf die frische, klaffende Narbe, die Menschenhände ins unberührte Erdreich mit Pulver und Hammer rissen. Die Herrlichkeit, das Schweigen des Waldes war dahin. Aber im Dorf schmunzelten Gastwirt und Bäcker.



Nach Jahr und Tag standen an der Grenze der Dorfgemarkung schmucke Häuser: Eigenheime, Zweifamilienhäuser. Darin wohnten nun die Brucharbeiter, heirateten, zogen Kinder groß. Starb der Vater, trat droben vor der Bossierhütte der Sohn an seine Stelle. Der Bruchherr (oder die Gesellschaft) hielt ihn gern am Ort und im Beruf. Mit einem guten Stamm von Bossierern steht und fällt der Ruf und Erfolg eines Steinbruches, von der Güte seines Materials abgesehen.





Die gewaltigen Mengen behauener, zerfrotteter Steine vom Großkopf- bis zum Kleinpflasterstein und zu der Schienenbettung für die Eisenbahn rollten nun, als sei es immer so gewesen, auf der Staatsbahn weit ins Reich hinein: zu jenen Landstrichen der Niederung, die steinarm sind. Und viele tausend Meter neuer oder erneuter Straßen in den Städten, den Gemeinden zeigten, wohin der Bruchstein gewandert war. Nicht eben rasch, aber in klarer Erkenntnis des einträglichen Geschäfts für den Staatsfädel hatte das Verkehrsministerium dem Drängender Betriebe nachgegeben und eine Straße gebaut, die sich allein durch die Frachten der Steingüterwagen bezahlt machte und bald zu den bestrentierenden des Landes gehörte.

So war's vor dem Kriege. Heute kämpft die deutsche Steinbruchindustrie in harten politischen Zusammenstößen zwischen Gewerkschaft und den in

Berufsgenossenschaften und Syndikaten zusammengeschlossenen Arbeitgeberverbänden um ihren Bestand. Auf Lieferung im Inland beschränkt, muß sie rastlos Ausschau halten, um Absatzgebiete zu schaffen, die bei der Not der Landes- und Reichsfinanzen, dem gähnenden Loch im Säckel der Städte und Gemeinden immer noch enger sich begrenzen. Oft wissen die Besitzer nicht, woher sie am Wochenende die Löhne nehmen sollen. Denn als Schwerarbeiter genießt der Bossierer, Bruchschmied, Bruchmeister, Kutscher, Weichensteller, Maschinist und Dynamitbohrer den hohen Gehaltstarif. Die Frachten scheinen unerschwinglich, die Kosten der Futtermittel für die schweren Zugpferde gehen in die Milliarden von Mark, jede Gleis- und Wagenerneuerung kostet Millionen, und Unzufriedenheit lauert in der Wohnung des Herrn wie in den hübschen Häusern der Brucharbeiter. Längst versteht es sich nicht mehr von selbst, daß der Sohn dem Vater im Bossierhandwerk folgt. Er arbeitet in der nächsten Stadt oder Großstadt; die Töchter sind ebendort Maschinenschreiberinnen, Schneide-





rinnen oder Beamtinnen. Aber in den Wohnungen prangt doch manch guter Stuch, manch kleiner Schmuckgegenstand. Denn Tochter und Sohn halten darauf, daß es auch „drinnen“ neuzeitlicher aussieht und der soziale Aufstieg wenigstens äußerlich sichtbar wird. Aber die Alten — so sozialistisch sie sich im Versammlungsraum und vor ihresgleichen gebärden sind doch wurzelstark und kernig. Sie verfallen nicht dem grausamen und lächerlichen Zwiespalt, ihr im Grunde bäuerlich-dörfliches Leben und Wesen nun in falschem Ehrgeiz städtisch zu gestalten. Sie bleiben einfach und bedürfnislos. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sie Ärger und Not des Alltags alsbald vergessen werden, wenn

das wirtschaftliche Leben in Deutschland, von der erstickenden Last des Schand- und Lügenfriedens von Versailles maßvoll entbürdet, sich wieder freier entfalten, das ganze Volk von dem langen, unsäglich schweren Drucke befreit wieder aufatmen wird. Dann erst wird dieser ländliche Industriearbeiter mit einem Gefühl von Zufriedenheit und Stolz nach Feierabend, wenn er Vergleiche zwischen den Stadtgenossen und sich selber zieht, stärker ermessen, in welcher körperlich bevorzugten, ja beneideten Lage er lebt: in dem allerseits so sehnlich erstrebten halbdörflichen Arbeiterheim, das erst die rechte Kraft und Lust zu rüstiger Arbeit zum eigenen und Gesamtwohle verleiht.

## Abendgang.

Abends, wenn die Dämmerung sinkt,  
 Machen die Toten sich frei  
 Und das Lied ihrer Seelen klingt im Raum.  
 Still saß der alte Mann.  
 Kein Laut durchlief sein ruhevolles Haus,  
 Und draußen fielen Schatten schnell und dicht.  
 Die Gegenwart schmolz so ihr nahes Licht  
 In schwebende Vergangenheiten rings,  
 Bis nirgendwo ein Zeichen, neuerlich geprägt,  
 Dem Blick des Sinnenden zu wachen rief:  
 Tief grub er sich in seine Schatten ein.  
 Was seufzt er so? Wer singt das Lied  
 Der Dämmerung ihm zu?  
 Wer kommt zu ihm und dunkelt sanft  
 Im Raum? Streicht ihn die Hand,  
 Die er geliebt und viel geschlagen  
 In unraffigen Tagen — ?  
 Der Alte taumelt auf, an jene Sehnsucht  
 Hilflos hingeeben Einsamer,  
 Die Erinnerung durchleben und die nun keine  
 Gegenwart mehr haben, dieses zu lassen —  
 Jenes zu tun — weil die andern schon ruhn — — :  
 Er tappt vom Haus durchs Tor gewohnte Wege hin,  
 Ist bei den alten Bäumen dann am Ziel  
 Und neigt sich zitternd tief hinab  
 Und streichelt — streichelt still das Grab.



# Ein Brief an den Fürsten Blücher<sup>\*)</sup>

Abchrift aus der Extrapost von Koslau

Dessau, den 27. Juni 1815

An den Fürsten Blücher ist folgendes Schreiben eingegangen:

Aller unüberwindlichster Feldmarschall  
General, Herr General Vorwärts Excellenz  
Liebwerthester Herr Blücher.

Verzeihen Sie Excellenz, liebwerthester Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinen Treugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher Excellenz General Vorwärts, was ist daß für eine infame Confusion mit dem Feld-Post, ich habe meinen Treugott bey den Garde-Jägern er kennt Ew Excellenz Vorwärts genau und gut; schon zweymal habe ich ihm eine Zulage geschickt aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew Excellenz demüthigst, corrigiren Sie diese Kerls doch einmal aber nach alter Preußischer Manier; Sie verstehen schon, wie ichs meyne; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwerenoth zu kriegen, wenn man den Kindern die fürs Vaterland streiten was schickt und sie nichts bekommen. Ew. Excellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben denn ich weiß schon, das mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist. Ew. Excellenz unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, liebwerthester Herr Blücher ich verbleibe Ihr unterthänigster

SchorNSTeinfeger Mathias Keller  
zu Schweidniß 1815

NB. Wenn Sie meinen Treugott sehen, so bitte ich, ihm unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts, doch ich habe ihm immer zur Ordnung angehalten, Na adieu.

\*) Angeregt durch meine Großvater-Geschichten, sendet mir ein Namensvetter, Ludwig Keller, Professor an der Akademie in Dilsfeldorf, dieses „historische Dokument“. Da die „unzeitige Geburt“ von 1815 aus meinem Heimatreise stammt, vermute ich, daß es einer meiner Urgroßonkels gewesen sein wird. Hoffentlich hat damals Se. Excellenz, der „allerunüberwindlichste Feldmarschall Blücher“, den Lauseigeln gegenüber, die dem Treugott seine Liebesgaben maustren, seine Pflicht getan und ist ihnen mit einem „liebwerthesten“ Donnerwetter in die Parade gefahren. — Na adieu! Paul Keller 1925.



# Vom Büchertisch

Das letzte Kapitel. Roman von Knut Hamsun. Verdeutschung aus dem Norwegischen, 1924. Leipzig u. Zürich, Grethlein u. Co. 2 Bände. Zusammen 8°. 634 S. Geb. 12 M.

Hamsun, der jetzt 65jährige, blieb auch in diesem umfangreichen Werk derselbe: realistischer scharfer Beobachter des im täglichen Leben sich abspiegelnden Menschentums; idealistischer Räuber des ursprünglichen Naturmenschentums; „Vollblutromantiker“ des brausenden Lebensgefühls; Kleinromantiker belustigender Paradoxe und „unglaublicher“ Begriffszusammenstellungen (s. dazu die verbreitete Hamsun-Charakteristik im Dagbladet). Erst wenn man dieses Selbstbildners Entwicklungsgang übereschaute: vom Volks- zum Weltbürger, vom Handwerker und Schwerarbeiter daheim zum langjährigen Erbwanderer, vom dichterischen Volksredner zum künstlerischen Erzähler vollendeter Stilistik, unbestechlichen Scharfblicks und allumfassenden Verstehens für Mensch und Menschlein, Leben und Lebensausschnitte, wird man die Bedeutung seines Schaffens richtig einschätzen können. Der vorliegende Roman ist, um und um gesehen, in seiner Art ein Meisterstück, ohne daß er deshalb als solcher sehr vielen anderen als den Gliedern der bereits bestehenden ansehnlichen Hamsun-Gemeinde sofort eingehen dürfte. Denn dieses Dichters von vornherein über die Lebensgrenze hinaus resignierende Lebensbejahung zählt doch nicht zu den allgemeineren Kennzeichen unserer — so hoffen wir — von jetzt ab nach einer anderen, einer gegenseitigen Richtung immer mehr sich ausgestaltenden Kultur.

E. M. Hamann.

Der singende Flügel. Erlebnisse und Gesichte. Von Adolf Koelsch. 1924. Grethlein und Co., Leipzig u. Zürich. 8°. 150 S. 1.—3. Aufl.

Was vom Vorgänger dieses Bändchens: Koelsch' Roman „Der Mann im Mond“, gesagt wurde, gilt auch von ihm selbst: Romantisch im Inhalt, romantisch in der Form, von der Wirklichkeit ausgehend und doch über diese hinausschauend. Zwei Dubend wissenschaftlich eingegründeter, aber dichterisch erfahreter und künstlerisch gestalteter Ausschnitte aus dem Lebensbuche der Natur sind es, die dies wunder-same Büchlein vor uns entfaltet. Schon nach Lesung des ersten Kapitels, dem legendär getönten „Seidelbast“, wissen wir, daß Koelsch feinste Herznerven, zarteste Gefühlsfäden besitzen muß für das Naturleben, ob dessen Sein ihm Gott, die Ewigkeit steht. Alles ist ihm persönlich lebendig darin, und diesen Eindruck leitet seine Darstellung über zu uns in unmittelbar wirkender Überzeugungstreue. Großsinnig

weiß er Fragen offen zu lassen, ohne sich auf eigene Meinung zu versteifen. Das Buch ist hinreichend vor allem im Sauber der großen Liebe, die es trägt und mit dem Feuer keuscher Tiefe durchglutet.

E. M. Hamann.

Zwei Geschichtsromane von Margarete von Gottschall: 1. Wittekind. Deutscher Heimatroman aus der Weltwendezeit des achten Jahrhunderts. 1922. Münster i. W. Aschendorff. 12°. 247 S. Geb. 3,50. 2. Nach Ostland wollen wir reiten! 1924. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 8°. 388 S. Geb. 6 M.

Die in der Entstehungszeit ein paar Jahre auseinanderliegenden obengenannten Bücher fasse ich hier, weil beide an dieser Stelle zum erstenmal genannt werden, zusammen. In jedem tritt der dramatisch-episch bewegende Zug im Talent der bekannten Verfasserin günstig hervor, bis zu künstlerisch starker Spannung. Leben und Geist, Anschaulichkeit und Wucht sprechen, sprühen wohl auch, aus beiden. Wahrhaftigkeit und Kraft einbringenden Wissens und Könnens, rege Phantasie und scharf erfassende Psychologie, einwandfreie Ethik, schöne, weise gezügelte Begeisterungsfähigkeit, edler Gerechtigkeitssinn und feiner Sprachsinn helfen da warm zu begrüßende Geschichts- und Charakterbilder schaffen. Beide Romane weben interessante Vergleichungs- und Verbindungsfäden zwischen Vergangenheit und Gegenwart, besonders, für unser jetziges aktuellstes Geschichtserleben, der zweite mit seinem ungemein reichen Aufbau. Er ruft jene 80er Jahre des 13. Jahrhunderts mit ihrer geschichtlichen Tatsache deutscher Kolonisation in Polen unter des Weichen Adlers Kreuzritterbanu vor unsern Augen ins Leben zurück, zeigt den Zug deutsch-nordischer Bauern und Bürger dorthin, ihren Sieg über die Hemmungen einer großartigen Wildnis, durch deren Zwangung ein Kulturstaat (mit der Schutzstadt Posen) aus deutschem Fleiß und Geist aufblüht. Bis im Jahre 1320 der polnische Adel den ganzen unschätzbaren Kulturgewinn aus deutscher Segenshand roh zerstückt. Keine geeignetere Zeit als die jetzige, um das eine starke Leistung darstellende Buch in Tausende von deutschen Heimstätten überzuleiten mit seiner wichtigen Aufgabe (nach den zutreffenden Worten des Wandstreichens): unsere deutsche Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit eine bessere Zukunft schauen zu lassen.

E. M. Hamann.

Grundfragen der Kunstbetrachtung. Von Ludwig Volkmann. Verlag Karl W. Hiersemann in Leipzig 1925.



Wieviel Menschen kennt wohl ein jeder von uns, die im Schauen das natürliche Gegengewicht finden zu der Überbürdung des Denkens. Wohl nicht sehr viele. Wohlgemerkt, wir sagten im Schauen, nicht schlecht hin im Sehen. Nicht der unbewußten Perzeption, sondern der bewußten Apperzeption können wir uns hingeben, und doch ein Ausruhen dabei und eine Erholung von geistiger Anstrengung finden.

Möchte wohl ein ähnlicher Gedanke die Keimzelle auch für das vorliegende Buch Ludwig Volkmanns. Im ersten Abschnitt: die Erziehung zum Sehen, führt er den Leser vom falschen zum richtigen Sehen und somit von der bloßen Wahrnehmung zum bewußten Aufnehmen, dem Schauen, hin. Dieses Schauen liegt dem Schaffenden wie dem Genießenden zugrunde. Im Schauenkönnen ist auch die Auswahl mit eingeschlossen, das Prinzip, das das menschliche Auge über den photographischen Apparat erhebt. Ohne dieses Auswahlprinzip würde ein Kunstwerk nur eine photographieähnliche Wiedergabe irgend eines schönen Naturproduktes sein. Karl Stauffer Bern würde mit Recht klagen können, wie uns Volkmann bei einer ähnlichen Gelegenheit zuführt, „daß man der Kunst das leuchtende Augenpaar herausgerissen und einen toten Apparat an dessen Stelle gesetzt hätte.“ Ein sinnfällig Ding, das aus der Seele geboren ist, sagt Friedrich Theodor Vischer, soll das Kunstwerk sein, ein reales und zugleich ideales Ding.

Dieser Gedanke der Gegenüberstellung und Verschweißung von Natur und eigener innerer Vorstellung begleitet uns bis zum Ende des ersten Teils, der uns die Wege zum Stil erschließt. Und der gleiche Generalgegensatz von Stoff und Geist und seine harmonische Verschmelzung eröffnet den zweiten Teil des Buches, der die Grenzen der Künste behandelt. Auch eine Stillehre nennt ihn Ludwig Volkmann. Führte er uns in seinem letzten Abschnitt des ersten Teils vom Ornament zum Expressionismus hin, so geht er hier mit dem Leser den Weg, den die Kunst der Körperbildung in der Fläche und im Raum durchmisst, und hält Maß und Übermaß, Kunst und Unkunst scharf gegenüber. Mehr als 200 Abbildungen stellen sich dienend dem schlichtklaren Wortgefüge Volkmanns zur Seite, so daß der Leser — ausruhend im Schauen — seine künstlerische Bildung bereichern kann.

H. Heine.

Der Frauentrost des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein. Frei bearbeitet von Michelangelo Baron Zois. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Zois ist erfüllt von nationalem Empfinden, Standesbewußtsein und Arierthum. Als Oesterreicher zog ihn besonders der Minnesänger der Steiermark an, um nicht nur seine lebendigen, unvergängliche Frische und Anschaulichkeit atmenden Minnelieder der Mitwelt neu zu schenken, sondern vornehmlich durch die Erweckung bedeutender, kraftvoller Hymnen das daniederliegende Selbstbewußtsein, die durch die Not der Lage verursachte ideallose Zerschuttung, schwächliche Hoffnungsarmut des gegenwärtigen Deutschlands zu stärken und zu heben. Oesterreich, in eine Ohnmacht durch den Verlust des Krieges gedrängt, die zurückgreift auf die Ursprünge seines Bestandes, von allen Entwicklungsmöglichkeiten grausam abgeschnitten, braucht ganz besonders der Stärkung seiner hohen Hymnen. Es war aber auch Zoiss darum zu tun, die Liebe seiner Jugend, Ulrich von Liechtenstein, den er schon in jugendlichem Alter aus dem Mittelhochdeutschen übertragen hat, der so viele Erinnerungen in Oesterreich durch Burgen und Schlösser birgt, aus einem falschen, halb lächerlichen Lichte, in das ihn die postuloise Kritik des Materialismus gestellt hat, zu befreien. Er schildert und beweist die hervorragende Stellung Ulrichs als Kriegsmann und Diplomat in eigenen und fremden Welt, händeln und als Landmarschall und Landesrichter in Steiermark. Nach seinen, Ulrichs, eigenen verfaßten Erinnerungen muß er ein ungewöhnlich bewegtes, tätiges, erfolgreiches und innerlich starkes Leben als Troubadour und Liebesritter im Minnedienst hochgestellter Frauen geführt haben. Nicht weniger als 30 Jahre lang hat er so gedient, geritten, turniert, Abenteuer bestanden für seine „Frowe“, deren Ehre, Tugend und Reinheit er ebenso schwärmerisch preist, wie er sie gleichzeitig glühend begehrt und ihren „weißen“ Leib als Preis seiner Treue zu besitzen hofft. Sein Werben um seine erste Herrin, die ihn immer wieder einen Finger reicht, um ihn dann mit ganzer Hand zurückzustößt, hat die berühmten Opfer des abgeschlittenen Fingers, des operierten Mundes, den sie abscheulich fand — er hat drei Lippen gehabt — und andere mehr gezeitigt. Aber liebt man diese Darstellungen in seinen Erinnerungen und Dichtungen, mit jenem leisen Aufzug von oesterreichischer Selbstpersiflage und Humor, dann wirken sie so anziehend, daß man den Sänger gern durch alle Wegfahrten begleitet und ihn lieb gewinnt. Das Mittelalter, das wir uns gewöhnt hatten, als „finster“ zu erkennen, weil der Dreißigjährige Krieg mit seinem für religiöse Phantome vergossenen Blutströmen, die Inquisition, das Raubrittertum, wie Trauermaske daraus auftrug, ist uns in den letzten Dezennien in seiner gewaltigen Pro-



duktivität nähergerückt worden, seiner hohen künstlerischen Bedeutung, die aus tiefster Inbrunst und Ekstase geboren war. Wir haben heute ja schon, seitdem die Romantiker sich des Mittelalters bemächtigt hatten und gegen die Antike ausgespielt haben — deutsches Wesen, deutsche Kunst gegen griechische, gegenwärtig uns ein Meister Eckehart durch treffliche Übertragungen nahegekommen ist, ein Lauler und selbst Paracelsus, ein ganz anderes Bild mittelalterlichen Lebens, und erfahren hier durch Bois' Buch, wie bunt und frohlich, wie ungebunden und stark dieses Leben gewesen sein muß mit seinen Turnieren, Fahrten, Vermummungen, Festen und Wettspielen. Dem so mächtig erwachten Interesse wird Bois Ulrich von Liechtenstein mit den reichen dichterischen Beiträgen, der feinsilifizierten, kulturhohen Darstellung sicher ein hochwillkommenes Erlebnis werden. Hermann Dahl.

**ABC der Atome.** Von Bertrand Russell. Übersetzt von Dr. Werner Bloch. Francksche Verlagshandlung, Stuttgart 1925. Geheftet 2,60 M., gebunden 4,50 M.

Keine der zahlreichen naturwissenschaftlichen Hypothesen kann sich an ehrwürdigerem Alter und ausgedehnter Anwendbarkeit mit der atomistischen vergleichen. Bekanntlich stammt die Vorstellung, daß die Materie aus außerordentlich kleinen Elementarteilchen besteht, von griechischen Philosophen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts, während ihre wissenschaftliche Ausbildung, durch die sie die Grundlage der modernen Chemie geworden ist, erst vor etwa 120 Jahren erfolgte. Von einem „ABC der Atome“ könnte man nun vielleicht vermuten, daß es nichts weiter als die älteren, dem Verständnis keine Schwierigkeiten bietenden Anschauungen bringen würde. In diesem „ABC“ bildet aber gerade die grundsätzliche Umgestaltung der alten Lehre, die in den beiden letzten Jahrzehnten stattgefunden hat, den eigentlichen Gegenstand der Erörterung. Sie wurde veranlaßt durch spektroskopische Untersuchungen und vor allem durch zwei bedeutende Entdeckungen, nämlich die Röntgenstrahlen, deren theoretische Bedeutung weit über ihre medizinische Anwendbarkeit hinausgeht, und die Radioaktivität oder die von gewissen Grundstoffen ausgehende Strahlung, bei der diese sich, was früher für unmöglich galt, in andere — beispielsweise das Uran in Blei — verwandeln. Außer diesen Entdeckungen werden als unentbehrliche Grundlagen der modernen Atomlehre auch das periodische System der

Elemente, die Quantentheorie, die Wellentheorie des Lichts und die Einsteinsche Relativitätslehre eingehend besprochen. Hierbei bewährt sich der Verfasser als ein Meister gemeinverständlicher Darstellung, der die bedeutungsvollsten und schwierigsten Kapitel der neueren Physik unter Verzicht auf mathematische Entwicklungen dem Laien zugänglich zu machen weiß. Ist man seinen anschaulichen, bewundernswert klaren Erörterungen gefolgt, so begreift man, welchen überraschenden Wert die neue Auffassung, derzufolge jedes Atom ein winziges Sonnensystem mit Zentralkörper und kreisenden Planeten ist, für die physikalische und chemische Forschung hat. Auch die Übersetzung des englischen Originals ist tadellos. Geschmückt wird sie durch drei gute Bilder, die Bertrand Russell, den Verfasser des Buches, und zwei gleich ihm um die moderne Atomlehre hochverdiente Männer — den Dänen Niels Bohr und den Deutschen Arnold Sommerfeld — darstellen. Möge das Buch, in dem auch wertvolle Ausblicke nach der Seite der Philosophie hin nicht fehlen, die verdiente Verbreitung finden. J. Schiff.

Ein gut und reich gebildetes Werk „Österreich in Wort und Bild“ von C. Brockhausen ist im Franz Schneider-Verlag, Berlin, Wien und Bern erschienen (Preis 8 M.). Das Werk will durch Wort und Bild das schöne Land und seine Bewohner, deren Eigenart und Kultur denen näher bringen, die es nicht genügend kennen. Eine Reihe von Mitarbeitern schreiben zu diesem Zweck gut unterrichtete, fesselnde Aufsätze über das Land, seine Lage, Bodenbeschaffenheit und Klima, seine Tier- und Pflanzenwelt und seine Geschichte, über sein Volk und dessen Sprache, Charakter, Begabung und Kultur, über Kunst, Bildung, Volkswirtschaft und Politik Österreichs. 185 ganzseitige künstlerisch schöne Bilder veranschaulichen die landschaftlich und kulturell bedeutendsten und schönsten Plätze österreichischer Erde. Sie wecken Lust, sich aus eigener Anschauung ein Bild dieses so eigenartigen und reizvollen Stückes deutscher Erde zu verschaffen und der in Wort und Bild gewiesenen Schönheit selbst nachzugehen. Dem Vergnügungsreisenden, wie dem Geschäftsmann, dem Kunstliebenden, wie dem Politiker, wie jedem Schönheitsjüngenden Menschen hat es viel zu geben. Es erscheint als der erste Band einer Bücherei „Die Welt in Wort und Bild“, deren weiteren Bänden wir mit großen Erwartungen entgegensehen dürfen.

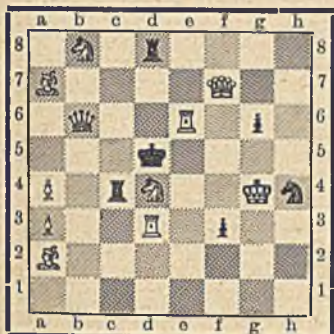




Bearbeitet von D. Ackermann.

**Aufgabe Nr. 507.**

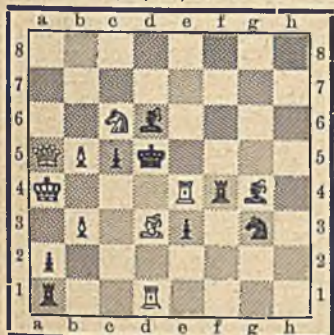
J. Diaz, Budapest.



Matt in zwei Zügen

**Aufgabe Nr. 508.**

K. Hajek, Wien.



Matt in zwei Zügen

menz: 490—95; A. Meigner in Lauingen, C. Daum in Breslau, J. Schäffer in Mann-

**Lösungen.**

Nr. 490 von M. G. Stubbs: 1. Kg5—f4.

Nr. 491 von J. Hartong: 1. Da7—f7.

Nr. 492 von M. Nuthberg: 1. La8—g2.T×g2, 2. a8D+; 1... Ka2, 2. Tb5.

Nr. 493 von J. L. W. Lilla: 1. Sd3—c5, d×c5+, 2. L×c5; 1... Sf6, 2. L:b4+; 1... Kb6, 2. Sd7+; 1... bcl., 2. Ta4+.

Nr. 494 von R. M. S. Rubbel: 1. Db3—a4, Ke5, 2. Sf7+; 1... Sc4, 2. De6+; 1... Sb bel., 2. Sd7+; 1... Ta4, 2. Sf5; 1... Tc7, 2. Dal+; 1... Df3 oder bel., 2. De6+.

Nr. 495 von M. Havel: 1. La3—f8, Td3, 2. Lg7+ 1... Tb3, 2. D×b3; 1... Tf bel., 2. Td1+; 1... Tg1, 2. D:g1+.

**Liste der Löser.**

E. Schwarzer in Hochwald; M. Stenger in Essen, J. Maywald in Cöthen, S. Alieisen in Ramen; 490—95; A. Meigner in Lauingen, heim: 490—93; J. Dusold in Eberswalde, C. Hartwig in Cöln, E. Otto in Berlin; 490, 91.

**Zu unseren Aufgaben.**

Die beiden Dreizüger, die wir als Erstabdrucke vorlegen, stammen aus unserem Leserkreise; sie sind leicht und anspruchlos. Deshalb fügen wir drei dreizügige Aufgaben bei, die in Turnieren der letzten Zeit Auszeichnungen errungen haben; sie werden den anspruchsvolleren unter unseren Lesern die erwünschteste Gelegenheit bieten, ihren Scharfsinn zu erproben. Nr. 511 von H. Weenink in Amsterdam, Weiß: Kh4, Da2, Td3, h5, La4, b4, Sd4, Be2, e3, f3, g6; Schwarz: Kd5, Tc4, Lf5, Sa3, d8, Be5, e6; erhielt den ersten Preis im Turnier des „British Chess Magazine“ 1925. Nr. 512 von E. L. Bull (erster

Preis im vorjährigen Turnier des „Lidovy Noviny“) Weiß: Kg1, Dh7, Tg4, Lf1, Sc7, f4, Schwarz: Kd4, Ta6, e4, La5, o2, Ba4, b3, b6, b7, c3, f6, g7. Nr. 513 von G. J. Anderson (erster Preis „Chess Amateur“ 1924) Weiß: Kd3, Dd1, Tg6, h5, Se7, Be2, g3; Schwarz: Kh8, Lg1, h7, Sd8, Bb5, d4, e5, f4, g4. Die beiden Zweizüger entstammen dem vor kurzem entschiedenen 2. internationalen Turnier des Schachklubs in Karstadt (Kroatien); beide Aufgaben verfügen über eine anziehende, offene Figurenaufstellung und erfreuen gleichwohl durch einen sehr reichen Ideeninhalt. Nicht nur die Ehre des ersten

**Aufgabe 509. Erstabdruck.**

M. Stenger, Essen-West.



Matt in drei Zügen

**Aufgabe 510. Erstabdruck.**

J. Manskopf, Daubhausen.



Matt in drei Zügen.



Preises, sondern eine große Reihe weiterer ehrender Erwähnungen fiel nach Ungarn, wo der Zweizüger, wie wir schon mehrfach

an dieser Stelle betonten, eine außerordentlich fruchtbare Pflegstätte gefunden hat.

#### Aus der Schachwelt.

Am 14. Juni verschied im Berliner Birchow-Krankenhaus der Schachmeister Richard Teichmann. Er ist im Jahre 1868 zu Behnißsch in S.-M. geboren, studierte später in Berlin (ohne aber seine Studien abzuschließen), sondern wandte sich dem Schach als Lebensunterhalt zu. T. war in seinen besten Jahren ein Meister von unbefruchteter internationaler Bedeutung, wenngleich er nur selten den Triumph hatte, als Erster aus den von ihm bestrittenen Turnieren hervorzugehen. Schon vor vielen Jahren blühte T. das rechte Auge ein, und er war sicherlich durch dieses Verhängnis in der vollen Entfaltung seines großen Schachkönnens schwer behindert. Besonders in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich Meister T. fleißig mit schachliterarischen Arbeiten; er war bei der Herausgabe von Ragnars „Neuesten Schachnachrichten“ tätig und hat zahlreiche Turnierbücher mit Erläuterungen der Meisterpartien versehen. In den neunziger Jahren befaßte sich T. auch lebhaft mit der Komposition von Schachaufgaben, besonders Dreizüger, und er ist unter den Preissträgern der Turniere damaliger Zeit häufig zu finden. Dem sympathischen Manne ist ein ehrendes Andenken in der Schachwelt gewiß.

Die großen internationalen Turniere folgen einander in den letzten Jahren mit einer Häufigkeit, die noch vor einem reichlichen Jahrzehnt einfach als völlig ausgeschlossen bezeichnet worden wäre. Allein in diesem Jahre fanden bis jetzt statt: Im Februar in Paris das Fünfkmeisterturnier zwischen Aljechin 6½, Dr. Tartakower 4½, Dpocenski 4, Snosko-Borowski 4, und Colle 1 Gewinnpunkte. Dann kam im April und Mai das von 21 Meistern be-

strittene Turnier in Baden-Baden, aus dem als Sieger hervorgingen: Aljechin 16, Rubinstein 14½, Sämisch 13½, Vogeljubow 13, Marshall 12½, Dr. Tartakower 12½, Rabinowitsch 12, Grünfeld 11½, Rimzowitsch 11, Torre 10½ Punkte. Kaum war dieser Wettstreit beendet, da lud Marienbad zu seinem großen Turnier ein, bei dem fast die gleichen Meister wie zuvor in dem deutschen Weltbade, in die Schranken traten. Das Ergebnis ist: Rubinstein und Rimzowitsch je 11, Torre und Marshall je 10, Dr. Tartakower und Reti je 9½, Spielmann 8½, Grünfeld 8 P.

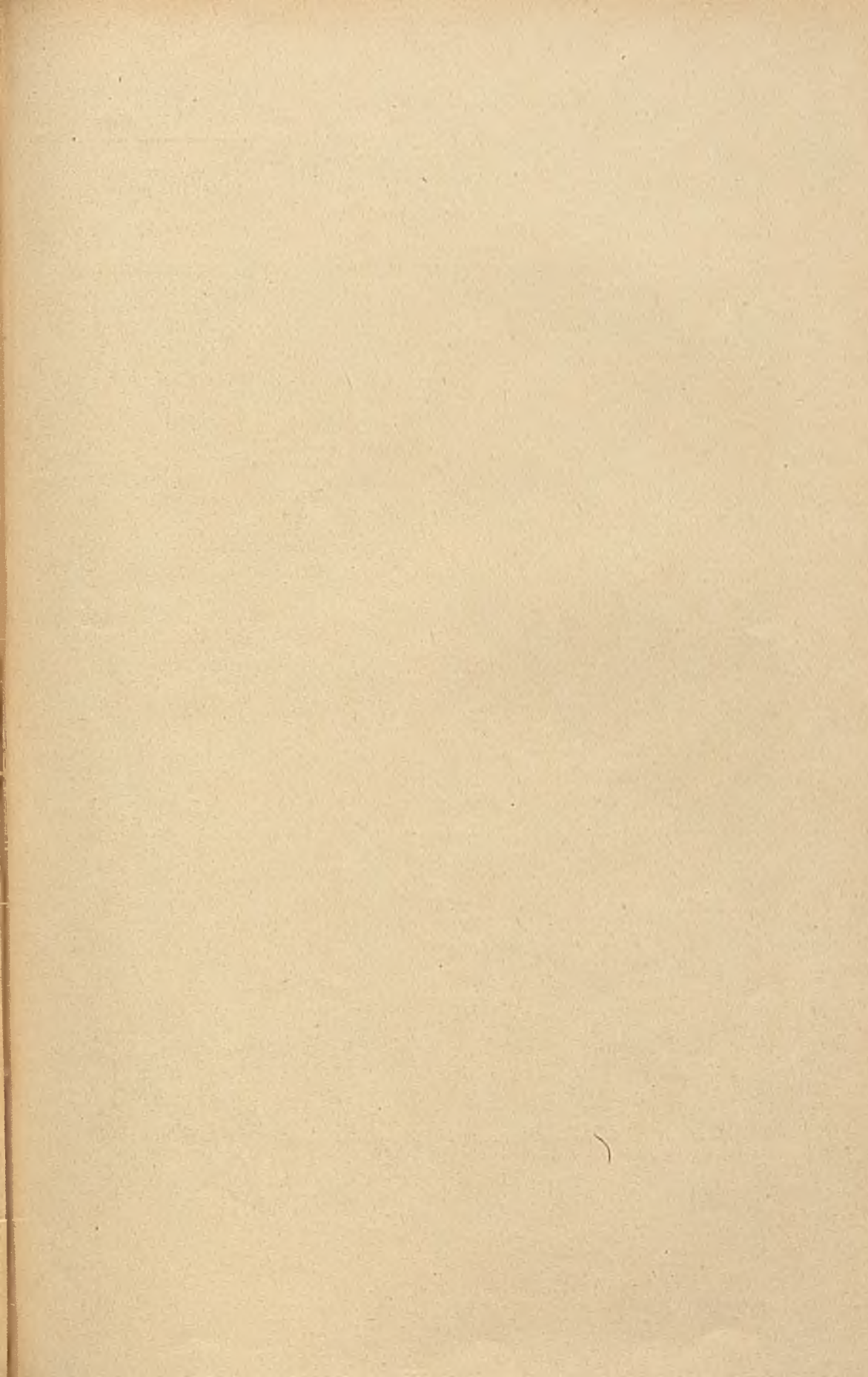
Im Herbst soll das gewaltige Turnier in Moskau stattfinden, für welches angeblich ein Preisfonds von nicht weniger als rund 50 000 M. vorgeesehen ist, um den derzeitigen Weltmeister Capablanca zur Beteiligung zu gewinnen. Em. Lasker gilt als sicherer Konkurrent und die Schachwelt ist auf das Zusammentreffen der beiden Großen in höchsten Grade gespannt.

Vorher aber haben wir die Freude, am Herausgabeort der „Bergstadt“ den 24. Kongreß des Deutschen Schachbundes (vom 25. Juli bis Anfang August) zu erleben. Es sind vorgeesehen ein Meisterturnier, zwei Hauptturniere, deren erste Sieger die Würde eines deutschen Schachmeisters erwerben und, je nach den vorliegenden Anmeldungen, eine Anzahl sogenannter Nebenturniere. Die Verkündigung des Ergebnisses im Problemturnier und ein Lösungsturnier erfolgen gleichfalls. Wir hoffen ganz besonders, daß dieser Kongreß einen würdigen Verlauf nehmen wird, gilt es doch gleichzeitig das 25jährige Bestehen des Breslauer Schachklub „Morphy“ zu begehen!

D. A.











Erich Rittmann

Hafen von Sibirsee



# Die Bergstadt

## Monatsblätter

13. Jahrgang / 12. Heft

### Die Wachau

Von Theodor Heinrich Mayer

Mit zehn Aquarellen von Heinrich Zimmermann

Man kann ruhig sagen, daß von tausend Deutschen, die den Rhein kennen und in der herkömmlichen Art sein Loblied singen, kaum einer eine Donaufahrt von Linz nach Wien gemacht hat. Sie ist ja freilich nicht so leicht zu bewerkstelligen wie eine Rheinreise, wo auf beiden Ufern Schnellzugslinien führen und außerdem zahlreiche Personenschiffe verkehren — die Donau wird nur ein ganz kurzes Stück, von Melk bis Pöchlarn, von einer Hauptbahn begleitet, am nördlichen Ufer führt von Linz bis Krems eine unbedeutende Lokalbahn mit wenigen langsamen Zügen im Tag, und auch der Schiffsverkehr bewegt sich in engen Grenzen; zwei größere Dampfer fahren täglich von Linz nach Wien; sie genügen im Verein mit dem Lokaldampfer in der „Wachau“ für den Aukturm der Reisenden...

Der Österreicher läßt sich gerne imponieren. Kommt er einmal an den Rhein, so erkennt er mit gutmütiger Widerspruchslosigkeit die tadellose Aufmachung an, besieht sich die in Märchen, Sagen, Chroniken, Romanen, Novellen, Liedern, Reiseführern, Weinkarten, Hotelprospekten und Bahnplakaten so trefflich geschilderten Schönheiten, und dann, ja dann „macht er ein Schnosel“, was dem im deutschen Norden durch das

schreckliche Wort „Feigen“ bezeichneten Gesichtsausdruck entspricht. Wenn wir uns auf ein Mittelwort einigen: er „rümpft die Nase“.

„Na also, döz war der Rhein... sehr schön, wirklich sehr schön, ja, ja... was täten die Leut' da machen, wenn s' erst unsere Wachau hätten... die sollten s' kennen lernen!“

Ja, sollten... aber es fällt weder dem besagten österreichischen Rheinreisenden noch seinen heimatischen Freunden (von den Behörden gar nicht zu reden) ein, durch eine halbwegs ausreichende Propaganda dieses „Sollen“ von einem frommen Wunsch zu einem kategorischen „Müssen“ zu wandeln. Das bringt dann den Gegensatz: für den Rhein geschieht ein wenig zu viel, für die Donau viel zu wenig, und der Österreicher, der sich eins mit seinen Volksgenossen im Reich wissen will, fühlt sich gekränkt und zurückgesetzt, weil seine herrliche Heimat draußen so wenig gewürdigt wird. Daß die Schuld daran zum größten Teil an ihm liegt, das wird ihm nicht bewußt; um so stärker und peinlicher empfindet aber er jene unselige norddeutsche Mentalität, die auch heute noch für alles, was mit Österreich zusammenhängt, nur eine gewisse gönnerhafte Herablassung hat und wohl die





Schloß Persenbeug a. d. Donau

Hauptschuld daran trägt, daß wir noch immer deutsche Österreicher und nicht die österreichischen Deutschen sind — hier wo ein Österreicher über seine Heimat spricht, darf dies nicht verschwiegen werden. . .

Die Rheinpropaganda erweckt ein Übermaß an Erwartungen, die bei aller Anerkennung der herrlichen Schönheiten des deutschen Stromes doch manchmal zu einer leisen Enttäuschung führen kann, uns Österreichern fehlt aber vorläufig die Fähigkeit, überhaupt ein größeres Interesse für unser Land zu erwecken — doch wenn aus diesem Grund die Fremden nicht zu uns finden, dann ärgern wir uns und werden ausfällig. Ja, so sind wir, da ist nichts zu machen. . .

Der Gegensatz wirkt sich weiter aus: auf dem Rhein ist der Fremdenverkehr industrialisiert, der Fremde sieht alle seine Ansprüche erfüllt und wird überall mit der Höflichkeit empfangen, die einer ständigen Einnahmepost im Landesbudget entspricht. Bei uns im

Donautal ist aber namentlich die Straßenfahrt mit Rad oder Auto eine wahre Entdeckungsreise: ohne Unterlaß erschließen sich die entzückendsten Landschaftsbilder, von denen keine Schrift, kein Hotelplakat je berichtete, und ebenso unbekannt sind auch die malerischen kleinen Dörfer, durch die man kommt. Eine verwöhnteren Ansprüchen genügende Unterkunft findet man nur in den wenigen größeren Orten, Dürnstein, Weissenkirchen, Spitz, Krems und Melk — aber dafür wird man nicht „empfangen“, sondern begrüßt und bewillkommt; der Fremde ist hier noch ein Gastfreund und nicht der Gast auf Zimmer Nr. so und so viel. Nirgends in Österreich zeigt sich die gemütliche Art der Bevölkerung deutlicher als im Donautal, wo Gastfreundschaft noch eine Tradition ist.

Der Rhein bedeutet letzten Endes doch nur einen Verkehrsweg durch deutsches Land (auch die Holländer sind ja unseres Stammes), die Donau aber war seit uraltesten Zeiten die große Straße von West nach Ost, vom Herzen Deutsch-



lands zu den unbekanntem Fernen, Lockungen und Gefahren des Orients. Von dem, der hier durchzog, wußte man nicht, ob er nach so weiter Reise wieder zurückkehrte, darum war der Willkomm um so herzlicher, der Abschied um so inniger.

So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In den kleineren Orten findet man altväterlich = trauliche Gaststätten, vor zwei- oder dreihundert Jahren an Stelle uralter Herbergen erbaut und auch jetzt noch von jenem patriarchalischen Geist durchweht, der für den Fremden nicht bloß ein Zimmer offenhält, sondern auch einen Platz im Herzen des Wirtes.

Es ist bezeichnend, daß sogar die Automobilisten, für die man sonst bei uns in Folge der maßlosen Verheerung nur Schimpfworte und Steinwürfe hat, in der Wachau von den Kindern (besonders zur Zeit der Obstblüte) unzählige Blumensträußchen in den Wagen bekommen. Als im Vorjahr ausnahmsweise einmal ein Autofahrer durch Betrunkene angehalten wurde, da ließen die Wachauer Ortsbehörden in allen größeren Blättern



Donaustrudel

Erklärungen einrücken, daß es sich ganz bestimmt nur um eine vereinzelte Ausschreitung handelte, die von der gesamten Bevölkerung einmütig verurteilt würde. In der landschaftlich gleich schönen Obersteiermark aber wurden einen Monat danach die Teilnehmer an der Alpenfahrt des Österr. Automobilklubs mit Schnupfwasser aus Kübeln begossen, ohne daß danach ein Wort der Entschuldigung gefallen wäre. In der Wachau wohnen hauptsächlich Angehörige des Bauernstandes, in der Obersteiermark Industriearbeiter — ob sich nicht da ein innerer Widerspruch des Sozialismus aufdeckt, der die Schaffenden, die Arbeiter zur Feindschaft gegen ihr eigenes Werk erzieht, wenn es endlich die ihm zugedachte Bestimmung erfüllt?

Aber das Donautal ist noch ein Idyll in seiner Ursprünglichkeit: von der Ausfahrt in Linz bis zur Einfahrt



Pöchlarn, Sitz des Rüdiger von Wechlarn



in Wien wird man kaum ein Duzend Fabrikshornsteine erblickt haben! Und im schönsten Teil, der eigentlichen Wachau von Melk bis Krems, gibt es außer ein paar Steinbrüchen überhaupt keine industriellen Anlagen. Von der Mauthausener Bahnbrücke unterhalb von Linz bis zur Kremser Straßenbrücke spannt sich kein stählerner oder steinerner Bogen über den Fluß; nur Fähren vermitteln den Verkehr zwischen den Ufern. An einer Stelle, beim „Strudel“, hat man des Stromes Wildheit gebändigt, aber sonst ist sein Bett seit den Jahrtausenden, da der Durchbruch durch das Granitmassiv vollendet war, unverändert geblieben bis zum heutigen Tag.

Von der Historie dieses Tales ist eigentlich nicht viel zu berichten. Keiner der großen Ströme Europas wurde so wenig umstritten wie die Donau. Politische Bedeutung besaß sie tatsächlich bloß zur Römerzeit, wo sie ein paar Jahrhunderte lang Grenzfluß gegen die Markomannen und Quaden war. Aber auch zu dieser Zeit knüpft sich keine größere Kampfhandlung an sie. Erst 1800 Jahre später entspann sich die einzige bedeutende Schlacht um einen Donauübergang: Aspöern. Aber sonst zogen die Heere stets längs der Donau; der Feind, gegen den sie gesandt waren, stand nicht am andern Ufer, sondern weit im Osten — Hunnen kamen von dort, Avaren, Magyaren, und wurden von deutschen Scharen wieder zurückgetrieben. Wie ein langer schmaler Meeresarm erscheint das Donautal, in das von Westen her allmählich die Wellen der Kultur vordringen, um dann vom Osten durch die Flut der Barbarei immer wieder zurückgestoßen zu werden, bis schließlich doch ein sieghaftes Beharren gelang. Das deutsche Ostreich, Österreich, hielt ein Jahrtausend lang Deutschlands Macht... wie wenig wurde ihm immer dafür gedankt...

Sicherlich wurde im Donautal der Keim zum künftigen Österreich gelegt, vielleicht schon in Zeiten jenseits der überlieferten Geschichte. In einem kleinen Wachaudorf fand man ja das be-

kannte prähistorische Kunstwerk MittelEuropas, die „Venus von Willendorf“, eine etwa spannhoch weibliche Figur mit überentwickelter Brust und schwelgendem Unterleib, wohl dem Ideal von damals entsprechend. Die Siedlungen dieser Urbewohner unbekanntes Stammes nahmen später Kelten ein, deren Herkunft gleichfalls nicht vollständig geklärt ist. Heute hält man sie vielfach (wie die Vasen, Etrurier und Tyrrhenier) für Nachkommen der verschollenen Atlantier. Die Römer legten am Südufer Kastelle an als Bollwerke gegen die Germanen, die den Kelten gefolgt waren, und zur Zeit der Völkerwanderung schob die östliche Welle wohl ein Duzend fremder Völkerschaften durch das Donautal nach Westen. Von dort trieb sie ein germanischer Sturm zurück, mußte weichen und siegte wieder — solch drängendes Bewegen erlebte das Donautal nie mehr später. Einmal schien die östliche Flut eine Weile zu beharren: der Magyarenfürst Gizzo setzte sich in Melk fest, erbaute dort eine Burg. Aber sie saß dem nun doch schon als deutsch erkannten Land wie ein Dorn im Fleisch — noch einmal zogen bayerische und schwäbische Ritterscharen aus, berannten die Feste und eroberten sie. Und Leopold der Erlauchte, der erste Babenberger Herzog, machte Melk zu seiner Residenz.

Nun sah die Donau hier lange keinen Feind mehr. Heere zogen auf ihr gen Osten nach wie vor, aber kein Kampflärm erfüllte das Tal, friedlich und gastlich blühten die kleinen Orte auf, die Weinberge am sonnigen Nordufer stiegen immer weiter an den Hängen hinan, und die Steinbrüche an den südlichen steilen Waldhängen lieferten die Steine für die vielen wehrhaften Burgen, die freilich nicht immer den einwandfreiesten Zwecken dienten. An der wichtigsten Handelsstraße von West nach Ost, in einem Land, wo sogar an den Flüssen ein Strandrecht galt und jedes aufgefahrene Schiff samt seiner Ladung dem Landesherrn verfiel, da mußte auch das Raubrittertum ein ergiebiges Feld zur Betätigung finden.



Viele Sagen knüpfen sich an diese Zeit. Auf der Insel Wörth, beim gefürchteten Donaustudel, sperren die Räuber den Fluß mit Ketten ab, und das Kreuz auf der Insel errichtete ein Tiroler Graf, der hier bei einer Strandung seine Gattin verlor, sie längst für tot hielt und doch nach Jahren wieder fand; bei den Wirbeln oberhalb St. Nikola erscheint in der Nacht ein gespenstischer Mönch als Vorbote nahen Unheils; in Pöchlarn, Bechelen, gebot zur Nibelungenzeit Markgraf Rüdiger, der menschlichste Held unter den Heldenmenschen des alten Liebes, und sein Gedanke rührte wohl manchmal an den Sinn der wilden Gefellen, die jetzt von Überfall und Raub ihr „ritterliches“ Leben fristeten; die „Teufelsmauer“ bei Spitz, einen sonderbaren Feldgrat, wollte der Widersacher quer über den Strom ziehen, da kam aber ihm selber das Gebet frommer Wallfahrer in die Quere; in St. Michael fiel einmal der Schnee so hoch, daß die Hasen über das Dach der Kirche (der ältesten in der ganzen Wachau) liefen — auch heute noch ist es mit tönernen Figuren von Hasen geschmückt, die man nicht recht deuten kann; und der Schlossherr von Hinterhaus bei Spitz reitet durch die Lüfte in Sturm und Ungewitter als Jagdgefährte Wolans. Wer kennt nicht Alggstein, dreihundert Meter über der Donau auf hoher Felsenbastion thronend, wo der Raubritter Scheck vom Wald Untat auf Untat verübte, bis man seine Feste brach und ihn in Fesseln davonschleppte? Tausende steigen jedes Jahr hinauf und genießen von dort den herrlichsten Ausblick auf die Wachau, die sich von hier überwältigend schön erschließt. Julius Wittners letzte Oper „Das Rosengärtlein“ spielt ebenfalls hier. An die Burg Dürnstein knüpft sich wieder die rührende Geschichte von Richard Löwenherz, der hier gefangen saß und durch seinen treuen Sänger Blondel nachrichten aus der fernem Heimat empfing. Nach der Raubritterzeit vernahm die Wachau erst 1645 wieder kurzes Kriegsgelänke, als eine schwedische Abteilung von Norden her gegen Dürnstein vor-

drang und die Burg zerstörte, und ein Jahrhundert später im österreichischen Erbfolgekrieg, als eine bairisch-französische Heerchar von Westen gleichfalls bis Dürnstein vordrang, aber vor der damals noch befestigten Stadt umkehrte — angeblich, weil die Verteidiger durch allerhand Komödien eine starke Besatzung und reichliche Artillerie vorzutäuschen wußten. 1805 gab es eine Stunde weiter stromabwärts, bei Loiben, ein blutiges Rückzugsgefecht zwischen den Österreichern und Russen unter Kutusow und Schmidt gegen die Franzosen unter Mortier, an das ein Denkmal erinnert.

Seitdem sind der Wachau wieder mehr als hundert Jahre friedlicher Entwicklung beschieden gewesen, aber es hat sich in dieser Zeit recht wenig dort geändert. Ein paar neue Gaststätten sind entstanden, die sich anspruchslos in die Landschaft fügen, und selbst der vor dem Krieg vollendete Bau der am nördlichen Ufer führenden Lokalbahn hat das Bild der Wachau wenig beeinflusst, bis auf eine Riesensprengung bei Dürnstein, wo der unverwitterte Fels in einer Ausdehnung von vielleicht hundert Meter Höhe und Breite bloßliegt und einen gelblichweißen auffälligen Fleck unter seinen rötlich-braunen Nachbarn bildet.

Beim Strudel hat man das Strombett noch weiter vertieft, aber trotzdem ist die Fahrt hier noch nicht völlig frei von Gefahr, erst im Vorjahr lief ein Schlepper auf, wurde erheblich beschädigt und konnte erst nach mehrtägiger Arbeit wieder flottgemacht werden.

Die leichter lenkbaren Passagierschiffe kommen natürlich glatt durch — folgen wir einem von ihnen!

Nach dem Strudel bleibt der Strom schmal und tief, weitet sich bei der Ruine Freyenstein ein wenig, und nun taucht das erste der großen Schlösser auf, Persenbeug, in breiter Front auf einen nicht allzuhohen, aber steilen Fels hingelagert. Zwei Fürstennamen voll schwerer Tragik knüpfen sich an dieses Schloß. Der Herzog von Reichstadt verlebte hier einige Jugendjahre,





Melf an der Donau

fast als Gefangener, der vor seinen französischen Freunden behütet werden sollte. Wäre es ihnen doch gelungen, den Jüngling zu entführen... der Sohn des Titanen und der ein bißchen einfältigen österreichischen Erzherzogin hätte den Frieden Europas auf lange Zeit verbürgt, vielleicht für immer. Wie kurzsichtig war doch Kaiser Franz und sein Berater Metternich, daß sie sich der Thronbesteigung des Napoleons widersetzen... Und dieses Kaisers Urenkel, der letzte Habsburger in Österreich, der hier in Perjesbeug geboren wurde, büßte des Urgroßvaters verhängnisvollen Firtum durch Verlust des Reiches und frühen Tod auf einsamer Insel. Eine kleine Strecke weiter donauabwärts, in Schloß Artstetten, das vom Schiff aus einen Augenblick hinter Hügeln sichtbar wird, schläft ein anderer Unglücklicher aus Habsburgs Geschlecht, Franz Ferdinand, der sich zu Größtem ausersehen wähnte und nun durch sein tragisches Sterben Ur-

sache des furchtbarsten Völkermordens aller Zeiten wurde. Und auch nach Süden, wo sich eine freundliche Stadt an den Strom schmiegt, im Glanz eines uralten Namens und eines jungen sonnigen Tages leuchtet, geht der Blick nicht ohne ein erschütterndes Gedenken: Pöchlarn hieß ja einst Bechelaren und war eines Markgrafen Sitz...

Die Fahrt geht weiter. Links schiebt sich die Ruine Weitenegg vor, einst eine Kuenringerfeste wie Aggstein, die Donau biegt von ihrem westlichen Lauf scharf nach Nordosten und dann nach Norden ab, und der Blick in den schönsten Teil des Stromes wird frei, in die eigentliche Wachau. Man bezeichnet mit diesem Namen oft auch schon den Teil des Donautales zwischen Grein und Melf, aber die Wachauer selbst rechnen ihr Gebiet nur zwischen Melf und Krems.

Zwei Meisterwerke österreichischer Barockkunst hüten Eingang und Ausgang der Wachau, Stift Melf und die Kirche von Dürnstein.





Dürnstein an der Donau



Mautern an der Donau



Nie wieder erlebte Osterreich eine solche Blüte und volkstümliche Vertiefung der Kunst wie zur Barockzeit, war vielleicht das erste- und letztmal in seinem Bestand wirklich ein Kulturland. Die nach der Meinung vieler schönste Kirche der Welt und auch die Krone barocker Baukunst, die Karlskirche Fischer von Erlachs, steht in Wien. Schloßbauten wie das Wiener Belvedere, Stadtpaläste wie den des Prinzen Eugen, Innenräume wie die Wiener Hofbibliothek wird es nicht viele auf der Welt geben. Und es ist ganz seltsam, daß der doch im Grunde genommen höfische, prunkvolle Stil des Barock sich hier so eng mit Land und Volk verwob, auch der Stil des Bürgertums und des angesehenen, erbgesehnen Bauerntums wurde, als wäre er aus dem tiefsten Wesen Osterreichs heraus geboren und dessen eigentlicher nationaler Stil.

Die Wachau ist das lebendige Beispiel dafür.

Hier bauten nicht Kaiser und Fürsten, bloß Stiftsherren und Bürger. Beide waren reich, aber sie erschöpften fast ihre Vermögen um der Kunst willen. Geld — was bedeutete es diesen Menschen mehr als ein Mittel, der schönsten Landschaft auch die Edelsteine herrlicher Bauten einzufügen? Bedenkenlos opferte man das Ervorbene, aber auch die spätesten Nachkommen schöpften noch reichsten Genuß aus solcher Verschwendung.

Hätte heute auch das reichste Stift das Herz, einen Prunkbau wie Melk hinzustellen? Und brächten sie auch den Mut und das Geld auf, besäßen sie auch genug Geschmaç und selbstloses Vertrauen, einen Meister wie Jakob Prandauer ganz nach seinem Willen schalten zu lassen? Aber damals war eben Osterreich ein Kulturland; der Künstler ging mit Königen und Grafen und Mönchen und Bürgern, und neidlos neigten sich alle vor ihm. Sie gaben ihm Aufträge und waren doch nur begeistert-demütige Diener seiner Schöpferkraft.

Wie wundervoll hat Prandauer die schmale, auf steilem Fels ragende Westfront von Melk der Landschaft anzu-

passen gewußt! Wie kommt auch in der auf das feinste abgewogenen Gliederung dieser Front mit dem vorspringenden Verbindungsbau doch ein wenig die behäbige Breite der hier zurücktretenden Berge zur Geltung! Wenn das Abendlicht rötliche Klänge über das Land und das Stift in dessen Mitte haucht, dann wird die Schönheit dieses einzigen Bildes zu einem wirklich unvergeßlichen Eindruck. Das leise Rauschen der Donau gehört noch dazu und die Glocken, deren Ton ebenso aus den Bergen zu kommen scheint wie aus dem dunkelnden Strom und der kleinen Stadt und dem Meisterwerk aus Stein über ihr.

Harmonie... edelste Harmonie...

Hinter Melk rücken die Berge zu beiden Seiten der Donau wieder näher heran. Rechts nähert sich das Schloß Schönbüchel, ähnlich wie Melk auf einem steilen Uferfelsen erbaut, von einem ungewöhnlich hohen, eigenartigen Turm überragt. Das Tal wird noch schmaler, die Hänge steiler, hinter Magsbach taucht rechts die Ruine Magsstein auf; in graufiger Steilheit stürzen unter ihr die rötlich-braunen Felsen zur Donau hinab. Links aber ragt der Zauerling empor, mit seinen 959 Metern der höchste Berg der Wachau. An klaren Tagen ist die Aussicht von der vier Stock hohen Warte auf seinem Gipfel überwältigend, sowohl auf die Windungen des fast achthundert Meter tiefer liegenden Stromes bis gegen Wien hin, als auch nach Norden in das endlose freundliche Hügelland bis Böhmen hinauf und nach Süden über die teils begrüntten, teils schon felsigen Vorberge auf die Gipfel der nördlichen Kalkalpen vom Hochschwab bis zum Traunstein, dem Wahrzeichen des Salzkammergutes. Der Abstieg führt nach dem Markt Spitz, der völlig in Nebenhügeln eingebettet ist. Von der knapp über dem Ort gelegenen Ruine Hinterhaus stürzte im Vorjahr die äußere Burgmauer ein; ihre Trümmer verursachten in den Weinbergen großen Schaden. Zur Zeit der Reformation bekannte sich der ganze Markt zur lutherischen Lehre und wurde dafür 1620



in Brand gesteckt. Beim nächsten Ort, St. Michael, mit der bereits erwähnten walten Kirche, treten die Felshänge so nahe an die Donau, daß sich die Straße zwischen ihnen und der Kirche bis auf Wagenbreite verengt durchschlängeln muß.

Wie die Kirche von St. Michael, so ist auch die von Weizenkirchen befestigt, hat noch gut erhaltene Mauern und einen Wachturm. Aber weniger der Kirche gilt hier die Aufmerksamkeit als den Bürgerhäusern, in denen die Kunstfreunde des Wachauer Bürgertums zu schönster Entfaltung gelangt ist. Wunder schöne Fassaden mit blumengeschmückten Erkern und vorspringenden oberen Stockwerken lassen die Behaglichkeit der Wohnräume ahnen, die noch oft mit dem kostbaren alten Hausrat erfüllt sind. Die bawocke Pracht von Melk und Dürnstein hat sich hier zu einer gemüthlich-lebensfrohen Wohnlichkeit gewandelt, die den Stil dem Zweck unterordnet und sich dabei doch nie von einem feinen künstlerischen Empfinden entfernt. Die Häuser von Weizenkirchen sind von keinem der gefeierten Wachauer Barockkünstler erbaut, einfache ländliche Baumeister dürften sie geschaffen haben -- welchen erlesenen Geschmack besaßen solche Leute damals! Man denke da nur an jene grauenvollen modernen Wohnstätten, die heute auch schon das kleinste Dorf zu einem niederdrückenden Beweis unserer Unkultur machen...

Das Schönste aber verbergen die Häuser hier vor dem flüchtigen Betrachter: die arkadengeschmückten Höfe, von denen jeder, ob er nun prächtig ausgeführt ist oder bescheiden, in seiner Art ein Beweis von der Höhe des Kunstempfindens ist, das diese alten, bodenbeständigen ländlichen Baumeister besaßen. Als der schönste dieser Höfe gilt der im Teisenhofer-Haus, dessen Bild in unzähligen Gemälden, Ansichtskarten und Photographien verbreitet ist.

Das Bergland tritt wieder zurück, rechts schimmern die weißen Häuser von Rossatz aus dem Wiesengelände, links aber leuchtet in warmem Gelb

das zweite architektonische Meisterwerk der Wachau, die Kirche von Dürnstein, von Mathias Steinl erbaut. Schon die ganze Anlage der Kirche auf einer hochaufgemauerten Terrasse ist originell, und beim Kreuzgang und beim Turm überbieten sich die genialen Eingebungen eines Künstlers, der kaum über seine engste Heimat hinaus bekannt wurde. Man kommt nicht los von der herrlichen architektonischen Gliederung dieses Turmes mit seinen kühnen Eckobelisken, seinem buntbewegten Figurenschmuck, seiner schwingvollen Krönung. Auch das Innere ist in gleicher Weise Gott geweiht wie der Kunst: der größte Maler der Wachau, der „Kreuzer Schmidt“ hat hier zwei seiner Meisterwerke, eine „Heilige Monika“ und die „Enthauptung der heiligen Katharina“, beide gleich prachtvoll in Komposition und Farbe.

Nur wieder einem Mathias Steinl konnte es gelingen, ein poetisches Gegenstück zu dem genialen Bau der Dürnsteiner Kirche zu schaffen: den entzückenden Stiftshof neben dieser Kirche. Die Traulichkeit und Stimmung dieses abgeschlossenen Winkels kann nicht beschrieben, sie muß erlebt werden. Silber Wein bedeckt die Mauern, eine hohe Trauerweide steht neben einem feinen, leise und doch hell plätschernden Springbrunnen -- und dahinter ein grandioses Barockportal, ein Rundbogen, von korinthischen Säulen getragen, von zwei Heiligengestalten in doppelter Lebensgröße flankiert, Bildwerken von wuchtigster Kraft. Eine Pforte, eines prunkvollen Schlosses würdig, hier aber ein strahlendes Leuchten aus einem berückenden Traum.

Harmonie, tiefste Harmonie wiederum... in ihr liegt die geheimnisvoll eindringliche Wirkung der Wachauer Barockkunst, die nur hier, in dieser sonnig gesegneten Landschaft entstehen konnte.

Hinter Dürnstein wenden sich die Berge völlig von der Donau ab, die Wachau ist zu Ende. Links dehnt sich in breiter Entfaltung die Doppelstadt Krems und Stein, rechts aber, schon weit im Land drinnen, nimmt das Bene-





Noch einmal auf der Fahrt nach Wien, kurz vor dieser Stadt, stoßen wir auf ein solches fromm=stolzes Jubel=lied des Barock: beim Stift Klosterneuburg, von Donato d' Allio entworfen, das bei völligem Ausbau ein würdiges Gegenstück zu Melk geworden wäre. Leider ging hier den Bauherren das Geld aus, nur ein Teil des Baues mit den zwei prächtigen Kuppeln wurde nach dem ursprünglichen Plan vollendet, wirkt auch so machtvoll genug. Nur die beiden gotischen Türme führen ein wenig, wie man überhaupt sagen muß, daß die ganze Art der Gotik

Weißenkirchen

diktinerstift Göttweig die ganze Kuppe eines breiten Hügels ein. Von der Donau aus sind keine Einzelheiten der Architektur zu erkennen, aber gerade die fehlende Gliederung gibt dem nur auf Fernwirkung berechneten Bau eine eindrucksvolle, fast schon majestätische Wucht. Steigt man die ein=undeinhalb Stunden hinauf, tritt in den ungewöhnlich großen inneren Hof, so ist man wieder mitten in der bewegten Kraft des Barock. An den Brunkränzen des Stiftes hat Lukas von Hildebrand mitgeschaffen, der Erbauer des Wiener Belvedere's. Von den Fenstern des Stiftes aber sieht man weit in die Alpenkette hinein — wie ein Bindeglied zwischen der heiteren Lebensfreude des Donautales und der ernst abweisenden Ferne der Alpen steht Göttweig da, ist so recht das Werk jener längst verstorbenen Mönche, die Gottesdienst und Menschen=dienst und Kunst so harmonisch zu vereinen wußten.

Portal des Stiftes Dürnstein





keine wirklich tiefen Beziehungen zum Wesen des Österreichers hat, so viele Meisterwerke auch hier in diesem Stil geschaffen wurden. Das inbrünstige Aufstreben auf tausendgliedrigem Pfad gotischer Architektur sagt uns Österreichern viel weniger zu als das Breite, Prangende, Aufrauschende und doch auch Behaglich-Umhüllende des Barock, das eigens für unser Land erfunden worden zu sein scheint.

Das Dorantal von Linz bis Wien gibt in Landschaft und in dem, was Menschen in sie stellten, ein überzeugendes Bild von Österreichs barockem Geist, der alles Große mehr mit den Sinnen und dem Gemüt sucht als mit der Seele und es doch nicht minder tief und innig erfasst wie die andern. Es ist ein Stück Landschaft, wie es

#### Rlosterneburg



organischer im Wachstum, harmonischer im Aufbau, reizvoller in naturhafter Schönheit seinesgleichen in allen europäischen Ländern nicht so leicht zu finden ist. Ernst Lissauer hat in seinem Buche „Glück in Österreich“ (Frankfurter Sozietätsdruckerei) das Wesen dieser Landschaft lebendig erfasst und in folgenden Worten ausgesprochen:

Die Donau fließt zwischen Wald und Wein,

Über dem langsam langen Rollen,  
Von der uralten Stille tief gestillt,  
Steht eines Heiligen verwitternd  
Bild,

Vom dumpfen Ruf des Stromes  
umschollen.

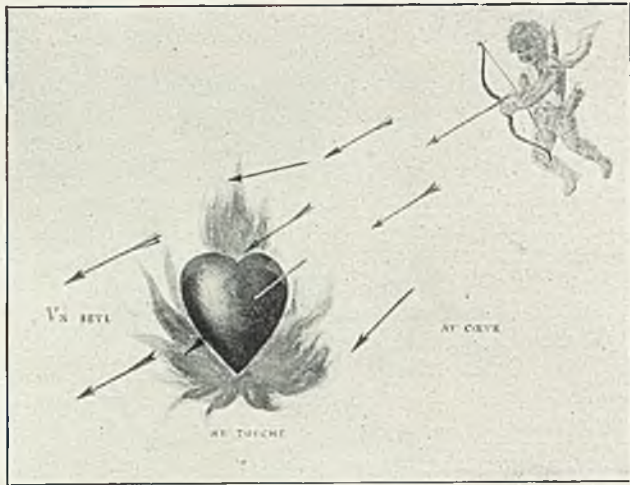
Verzaubert bin ich in den Stein,  
Ich sitz am Tisch im öden Groß-  
stadthause,

Unträumend, wach das Auge, wach  
das Ohr,

Und lausche nieder ins Gebrause,  
Und aus der Tiefe rollt's und strömt's  
empor.

#### Innenhof in Weissenkirchen





Stammbuch des Edelfräuleins de Lougueval (1600)

# Urkunden der Freundschaft

Von R. Julien

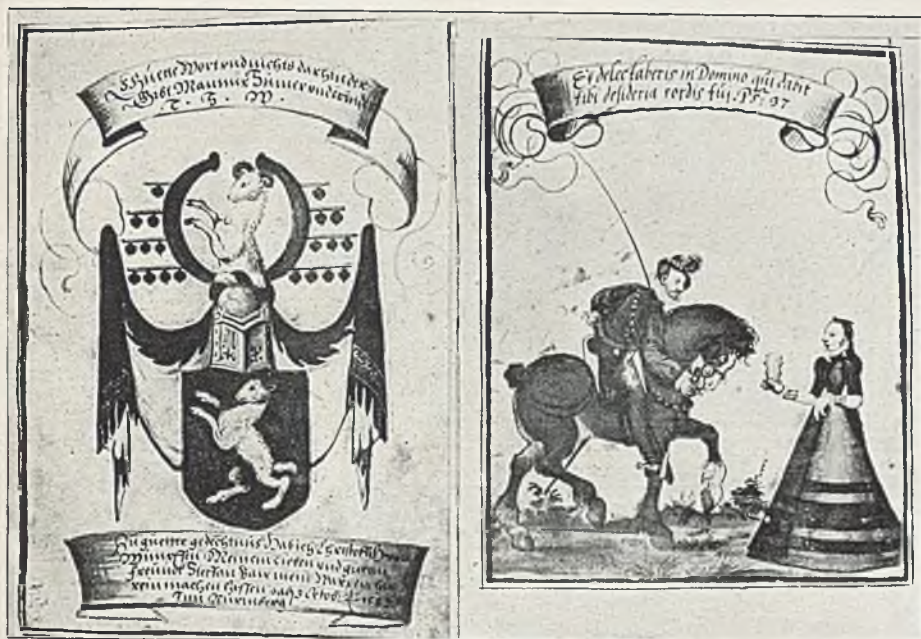
Mit 11 Abbildungen

Seit dem Siegeszug des Lichtbildes sind die zahlreichen Stammbücher oder Freundschaftsalben aus dem Gesichtskreis der Kulturwelt entschwunden, die Jahrhunderte lang eine Sache des Gefühls und der Mode waren. Manche Familien hüten sie noch pietätvoll als Erbstücke und für Museen stellen sie begehrte Sammelobjekte dar, weil sie in ihrer Art Fundgruben für Kultur- und Zeitgeschichte sind.

Man hat sich gewöhnt, das Stammbuch mit der sentimentalen Epoche in Verbindung zu bringen, die mit der Wiedermeierzeit ausklang. In Wirklichkeit aber entstammt die Sitte bereits dem Mittelalter, geht zurück auf die Urkunden, mit denen die Ritter ihre Turnierfähigkeit nachzuweisen hatten. Nicht jedem war es vergönnt, in die Schranken zu reiten, vier Ahnen wurden als Ständesnachweis gefordert. Deshalb führten die Herren Stamm- oder

Standrollen mit, in denen die einzelnen auf Pergament gemalten Wappen der Geschlechterstippen zusammengebunden waren. Mehr als Namenszug und Wappen kamen damals nicht in Frage, denn die turnierfreudigen Kämpen, die das Schwert und den Humpen tapfer schwingen, waren nur selten in der Kunst des Schreibens geübt. Aber da es bei Fest und Turnier nie an Wappenmalern fehlte, die bei solchen Anlässen ihre Hauptbeschäftigung fanden, so bot sich Gelegenheit genug, mit alten und neuen Freunden Gedenkblätter zu tauschen. Auch Fürsten pflegten Stammbücher zu führen und sich in denen ihrer Herren und Ritter einzuschreiben. Bürgerkreise versäumten nicht, nachzuahmen, was bei Hofe üblich war. Zwei Beispiele dafür bieten die Bilder aus dem „Stamm- und Geselnbuch“ („Gesel“ gleich Freund) eines Nürnberger Bürgers vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Das eine zeigt neben Sinn-





Stamm- und „Geselsbuch“ eines Nürnberger Bürgers (um 1580)

spruch und Widmung das originelle Bürgerwappen der Herrn zu Wimpffen, das andere eine figürliche Darstellung, wie sie schon bald neben Wappen und Sprüchen in Stammbüchern üblich wurden. Und nachdem man begonnen hatte, sich Wappensprüche zuzulegen, wie die Spruch- und Devisenpoesie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert überhaupt eine zuvor unbekannte Blüte erreichte, da fanden sich Reime und Sprüche in Fülle auch in den Stammbüchern ein. Wie hoch man diese wertete, beleuchtet die Tatsache, daß auf dem großen Turnier zu Wien 1560, das lange das Gespräch der Zeitgenossen blieb, nicht nur für Kampf und Sieg der Waffen, sondern auch für Devisen und Sprüche Preise verteilt wurden.

Auch die Frauenwelt begann schon damals die Stammbuchsitte zu pflegen. Manches Dokument bestätigt das. Anmutige Belege sind aus dem Buch eines Fräulein Antoinette de Longueval erhalten. Die Schildhalterinnen der

Wappen der Geschlechter, denen die Ahnfrauen entstammen, bieten in ihren interessanten, feingemalten, historischen Kostümen heute wertvolle Objekte für Kostümgeschichte.

Die gelehrten Räte der Fürsten, Lehrer und Magister in Burgen und Schlössern trieben in ihren Büchern einen großen Aufwand mit Gelehrsamkeit. Manche wurden ganz in Griechisch oder Latein abgefaßt, mindestens Wahlsprüche in Latein verzeichnet.

Ganz besondere Verbreitung und Bedeutung aber gewann die Sitte, in den Kreisen der studierenden Jugend, die ihr Stammbuch mit von Universität zu Universität führte. Alle guten und alle Schattenseiten des Studentenlebens ließen ihre Spuren in den Seiten dieser Bücher, die noch in ziemlich großer Zahl erhalten sind.

Der akademische Einschlag bringt auch hier viel Griechisch und Latein, das flotte Burschenleben viel Lieder über Wein und Weib. Auf den ersten Seiten finden sich nicht selten Ein-





Stammbuch eines Potsdamer Bürgers (18. Jahrh.)



Stammbuch des Herrn Heinrich von Einsiedel (1622)



Stammbuch eines Ritters (um 1600)

tragungen berühmter Universitätslehrer, so daß mancher dieser vergifteten Wände im Laufe der Jahrhunderte zur kostbaren Autogrammsammlung berühmter Gelehrter geworden ist. Wenn Goethe den Schüler an Mephisto, den er für Dr. Faust hält, die Bitte richten läßt:

„Ich kann unmöglich wieder geh'n,

Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen,

Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

so hat er sein einem charakteristischen Zuge der Zeit Rechnung getragen. Die verschiedenen Richtungen studentischer Stammbücher sind durch eine unserer Abbildungen gekennzeichnet. Gemeinsame Studien mögen es gewesen sein, die den „Wenzel Theodor Karmanzino, Notario aus der alten Stadt Prag“ bewogen, dem Johannes Cornelius Dworsky aus Greiffenberg ein seltenes Bildwerk in Miniaturformat zu stiften. Es ist der Versuch, eine der Visionen der Offenbarung Johannes (Kap. 1, Vers 12—17) im Bilde darzustellen. „Und als ich mich wandte, sahe ich sieben goldene Leuchter; und mitten unter den sieben Leuchtern einen, der war eines Menschen Sohn gleich. Der war angetan mit einem Kittel und begürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt



aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, als der Schnee, und seine Augen wie Feuerflammen. Und seine Füße gleich wie Messing, das im Ofen glühte. Und hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Munde ging ein scharfes zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht leuchtete wie die helle Sonne. Und da ich ihn sahe, fiel ich zu seinen Füßen als ein Toter." — Anders wirkt ein anderes Stammbuchblatt, das eine Karzerszene und die Musenjöhne nicht eben als reuige Sünder zeigt.

Als im achtzehnten Jahrhundert sich die Stammbücher in weitesten bürgerlichen Kreisen mehren, gewinnen auch die bildlichen Darstellungen eine erstaunliche Vielseitigkeit. Sogar den Halleyschen Kometen ließ ein Halleuser Bürger seinem Freunde säuberlich ins Stammbuch malen.

Mit der Kra eines hochgesteigerten Gefühlskultes im achtzehnten Jahrhundert wird das Stammbuch mehr und mehr zu einem gepflegten Kunstobjekt. Silhouetten und Miniaturen wetteifern in Zierlichkeit mit den Versen. Freundschaftstempel und -altäre, verschlungene Hände, mit Rosenketten verbundene Herzen verkörpern als Embleme den Uberschwang des Gefühls.



Stiftseite des Stammbuches eines Potsdamer Bürgers



Stammbuch eines Prager Studenten (17. Jahrh.)



Stammbuch des Edelfräuleins de Longueval (1600)





Stammbuch eines Hallenser Bürgers (18. Jahrh.)  
Der Halleysche Komet

Die Seitenbezeichnung (pag. 61) auf dem Blatt aus dem Buch des Herrn Guntz zu Potsdam erinnert daran, daß viele, die ihr Stammbuch liebevoll pflegten, auf dem ersten Blatt ein Register zum Nachschlagen führten. Und wenn „Freund Heim“ kam und einen nach dem andern wegmähte, dann malten sie ein Kreuz neben seinen Namen. Es weht ein seltsam rührender Hauch aus diesen kleinen vergilbten Pergamentbänden. Sie gleichen Kränzen, mit denen frohe Menschen einst ihr Haupt geschmückt. Die Stirnen, die sie geziert, sind längst in Staub zerfallen, in den trockenen Kränzen aber zögert noch ein Hauch des Sommers, der sie erblühen ließ.

Man belächelt heute den Wortreichtum, mit dem jene Zeit ihren Gefühlen Ausdruck gab, und es war nicht alles echt, was sie zu deren Preise sangen und sagten. Heute ist es still geworden in der Poesie vom Lobe der Freundschaft, und den Wortreichtum, den die Lyrik ihr einst geweiht,

wendet sie für „Stimmungen“ auf. Es kann nicht bezweifelt werden, daß spöttelnde Epigonen einst auch dies belächeln werden.

Mit der verklingenden Wiedermeierzeit begann das Leben der Stammbuchsitte zu ersterben. Die anfängliche Zierlichkeit der Worte wurde zur Geschraubtheit, in dem

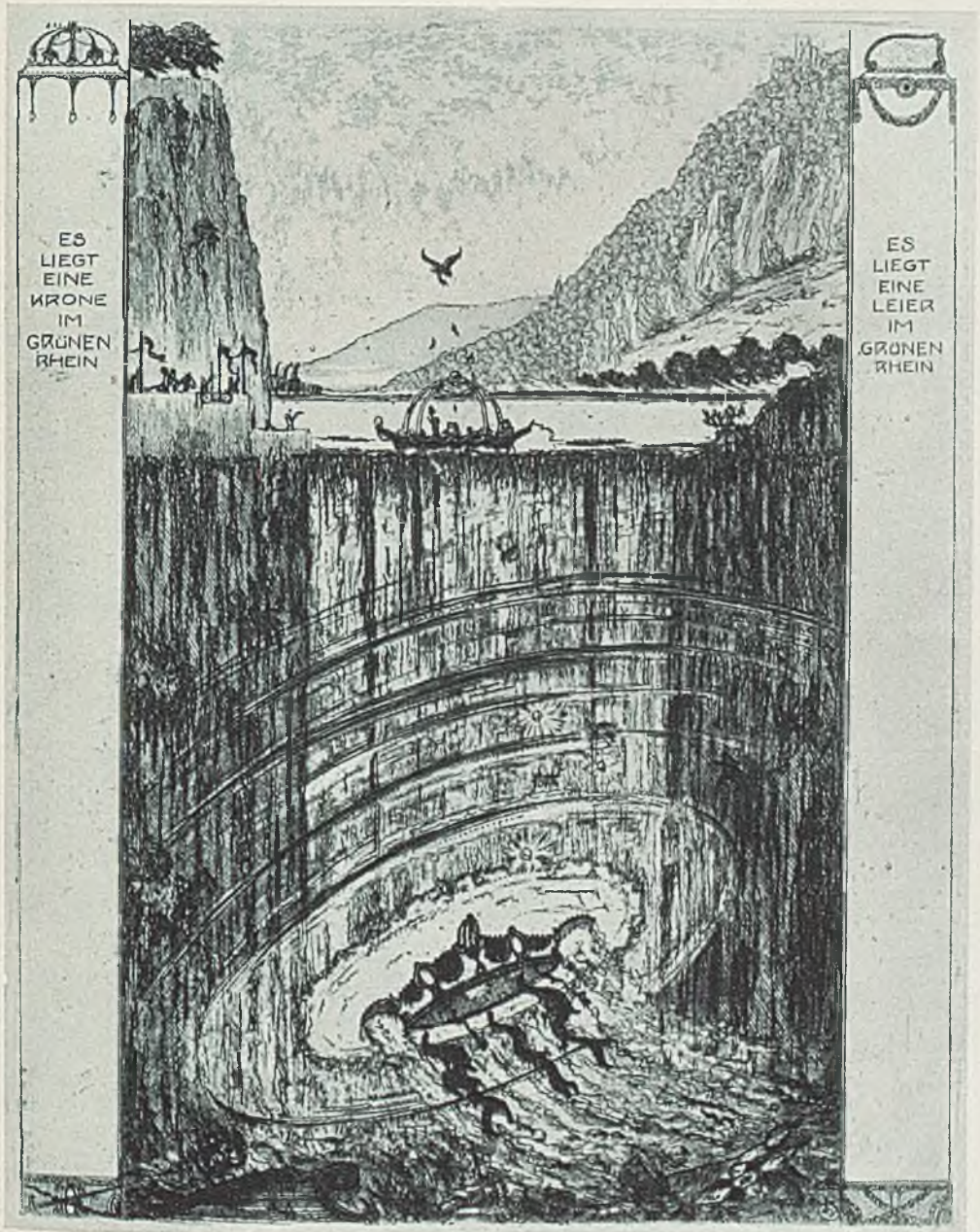
Überschwang pulste kein Leben mehr. Die hohe Zeit des Stammbuches war dahin, es ward zum Kinderspiel.

An seine Stelle trat das Photographiealbum. Unsere heutigen Photographen sind zum großen Teil Künstler, die es verstehen, Innerlichkeiten zu erfassen und wiederzugeben. Aber dennoch ist es ein Außeres, das nie die Wesenart vollkommen zum Ausdruck bringt. Und es will fast scheinen, als pulse in jenen kleinen, alten Pergamentbänden der Vergangenheit mit ihren, meistens schriftbedeckten Seiten eine stärkere Lebensfülle.



Stammbuch einer Dame (um 1830)





ES  
LIEGT  
EINE  
KRUNE  
IM  
GRÜNEN  
RHEIN

ES  
LIEGT  
EINE  
LEIER  
IM  
GRÜNEN  
RHEIN

Rudr Driver

Es liegt eine Krone

Radterung









# Swanhild

Novelle von Anna Gilaria von Eichel

Dem Sturmwind meiner Heimat,  
der's einst mir gesungen, sing ich heut  
wieder das Lied von Swanhild.

„Was tust du, Swanhild?“  
„Ich warte.“  
„Du wartest? Sag, wo-  
rauf? Du wartest immer, sag, worauf?“  
„Ich warte.“

„Du junges Weib, du brauchst nicht  
mehr zu warten. Da ist dein Kind,  
dein Sohn — des Königs Erbe: Klein-  
Gerbert. Drei Monde schon bring ich  
ihn Tag für Tag — so küß ihn endlich!“

Am Fenster ihrer Halle saß Swanhild  
und sah hinaus auf's windgepeitschte  
Meer, ihr Falkenblick flog hin zum  
Himmelstrand den nimmermüden Seh-  
suchtsflug, er flog und flog hin über  
Wellen, Wogen und Wellen, Wogen —  
aus dem Himmelstrand kein Drache stieß,  
kein windgeschwelltes Segel — nur  
Wellen — Wogen bis zum Himmels-  
rand!

„Trag fort — ich warte!“

„Königin, erwache!“ Und Mutter  
Ulla duckte sich am Sitz, ganz dicht zu  
Füßen ihrer goldenen Herrin. Ein  
Schatten schien sie, grau, in grauem  
Rock, vom grauen Tuch das graue Haar  
gehalten, im frühverwelkten Antlitz gelb-  
lich sahl der graue Kummer und die  
graue Sorge. Zwei Brunnen aber  
sprühten manchmal auf und gaben  
Zeugnis ab von tiefstem Leben: in ihren  
Augen war die Alte jung.

Mit diesen Augen sah sie auf zur  
Herrin und bettelte:

„Küß doch dein Kind, Swanhild!“

Doch Swanhild saß ruhig aufrecht  
auf der Bank. Die schlanken Hände  
ruhten ihr im Schoße des schmudlos  
dunklen, linnenen Gewands. Vornüber  
war der Kopf geneigt, der trug der  
fessellosen Haare goldne Last, gleich-

mütig, unbewußt, ablehnend fast wie  
all die Schönheit ihrer stolzen Jugend.  
Es witterte wie um des Winters Eis  
um diese Frau ein Hauch, doch heiß und  
rot war Swanhilds Mund und wie die  
Knosp' im Drang so durstig schon halb  
offen.

Und Ulla raunte:

„Lippe zur Lippe  
bindet das Band,  
kein Finger löst,  
kein Schwert zerschneidet,  
es trennt keine Ferne,  
es zerreißt kein Tod,  
was einmal im Kusse liebend  
sich gab.  
Drum küsse dein Kind, Swanhild.“

Auf fuhr da Swanhild. „Ich will  
nicht! Kein Band soll mich binden an  
herzfremdes Leben. Trag fort dieses  
Kind, bin nicht seine Mutter! Geh! —  
Quäl mich nicht, Ulla!“

Da drückte die Graue die welfenden  
Lippen in brünstigem Mitleid auf's  
Köpfchen des Kindes und huschte hinaus.

Doch kam sie bald wieder und schatten-  
flüchtig, die gleitende Sohle gab keinen  
Laut. Auf schreckte Swanhild, als neben  
ihr Ulla raunend begann:

„Herzfremdes Leben? — Dein Kind  
ist es, Swanhild! Swanhild nun rede!  
Seit Monden schon komm ich und bitte  
und bettle; so sprich doch nur, Königin,  
so rede doch, Herrin — ein Wort sag  
mir, Kind! — Was schweigst du so  
stolz und kannst nicht mehr lachen? —  
Ich selber entband dich, ich kenn' alle  
Runen, ich kenn' alle Zeichen und gar  
nichts versäumt ich. Kein Wechselbalg  
ist es! Dein Kind ist es, Swanhild,  
ist König Gerberts rechtmäßiger Sohn.“

Auffchrie da Swanhild: „Lehr mich's  
vergeffen! Dann bring es mir wieder,  
dann küß ich mein Kind.“



„Schwer war dein Schicksal,“ so raunte die Alte. „Am Tag nach der Hochzeit riefen die Hörner zum Kampf schon den König. Dein Blutsbruder Olaf forderte Beistand gen Siegwart, den Räuber, den Heldenkühnen, der jedem König den Kronreif abreißt. — So traf es auch Olaf. In offener Feldschlacht sanken die Scharen. Aus deinem Bette ging in den Tod dir dein Herr und dein König — so wollten's die Götter.“

Da neigte sich Swanhild und rasch ging das Wort ihr vom lebenden Munde:

„Die Götter bezwang ich! Wie hungrige Wölfe auf blutiger Fährte, so jagt ich dem König die Wünsche des Hasses dicht auf die Ferse, wo immer er stand und schlief und Mahlzeit hielt und socht — die Wünsche flogen schneller als sein Roß! Es ist kein Zauber, Ulla, es ist Kraft: Die Götter beugen sich dem Menschenwillen, nur muß der Wille groß auch sein und ganz.“

Hoch aufrecht stand Swanhild und war wie Wind im Flug und wieder doch wie Fels in wucht'ger Starre.

Mit jungen Augen sah die graue Ulla das unbegreifliche geliebte Kind und fand ein Wort nur, eines: „Königin!“ und sprach's erschauernd und demütig aus.

Dann ward es still in Swanhilds Halle, nur der Nordsturm kam vom Meere her und rüttelte am Holz.

Und wieder raunte Ulla:

„Königin, was tat dir denn dein König?“

Swanhild schwieg.

Und Ulla raunte leis Erinnerung:

„Mich brachten eure Männer, Kriegsbeute, in fremde Heimat und zu fremden Göttern, da nahm mich deine Mutter mild zur Magd. Ich diente treu der wonnereichen Frau, die welken mußte wie die junge Blüte. Und eh die große Nacht sie überwand, gab sie ihr Liebstes mir zur Hut im Leben, dich, Swanhild,

Königin! Ein Kindlein hold, nur weiße Gliederchen und goldner Flaum — mir war's, als hielt ich von der heil'gen Sonne einen Strahl. Und wenn du lachtest, Swanhild, dann glaubte ich, die Göttin wärst du selber. Du lachst nicht mehr —“

„Mir ist vereist das Lachen im tiefsten Blut!“ sprach Swanhild, und es brach aus ihren Augen hart ein blauer Strahl.

Und Ulla schlang die Arme um ihr Liebstes. „Mein Herzblut gab ich für dein Lachen, Swanhild! Wie lös ich dich? Ein Zauber muß dich binden. Sag, trat dein Fuß, eh du den Strand verließest, der Heimat Strand, die Rune, die dich bindet an jene Küste, wo du Kind gewesen? Ist's Heimweh, Swanhild, was dein Lachen tötet?“

Das Haupt bloß schüttelte die Königin.

„Was ist es sonst, Swanhild? Für hundert Schwerter und sechzig Rosse gab dich froh dein Vater, als König Gerberts Boten dich freien kamen. Und er gab dir Spangen und Edelsteine und prunkende Gewänder, reich an Zahl, er gab dir Sklaven mit und Dienerinnen, du solltest würdig einziehen in das Land des reichen Königs. Prunkend war die Hochzeit. Ich selber schmückte dich zur Brautnacht; Swanhild, wie warst du schön!“

„O schweige von der Brautnacht! Verschweig die Schmach! Drei Söhne begrub der König und darauf die Frau, die seiner Jugend einzig Weib gewesen. Er wollte seinem Lande einen Erben, und meine Brautnacht war ihm ein Geschäft.“

„Das also hat dein Lachen dir begraben, mein armes Reh so hart ins Herz getroffen!“

Verstehend neigte sich die alte hin zur jungen Frau.

Wie aus dem Eis der junge Frühling bricht, so schmiegte Swanhild sich in Ullas Arme, so kinderscheu erbebend. „Ulla hilf! Komm, wasch die Schmach



mir ab von allen Gliedern und sag es keinem, Sonne nicht und Wind, den Vögeln nicht und nicht der kleinen Blumen, daß mich ein Mann geküßt wie eine Dirne. — Wasch ab die Schmach, dann kann ich wieder lachen! Ulla, immer hast du mir treu geholfen, hilf — komm, braue den Trank Vergessenheit! Ich wollt's verschweigen — seit ich gesprochen, drückt es doppelt schwer. Brau mir den Trank!"

„Ich kenn die Wurzel nicht. Der Trank Vergessenheit ist nur im Becher Tod.“

„Nicht sterben ohne Liebe.“

„Nein, Swanhild, nein, nicht sterben ohne Liebe! Mein Herzblut gab ich freudig für dein Lachen, doch jenen Trank für dich, den brau ich nie; Den Becher Tod entriß ich deinem Mund und tränk ihn selber aus! Nicht sterben ohne Liebe, du, mein Kind. — So schön wie du ist keine. Die Liebe bringt den Trank Vergessenheit, in ihrem Mausch versinkt, was war! Swanhild, siehst du die Blicke deiner Großen nicht, und fühlst du nicht wie mancher junge Held erbebt, berührt ihn im Vorübergehen nur deines Kleides Saum? Erwache, Swanhild — schau um dich — die Liebesblumen blühen auf deinem Weg.“

Doch Swanhild sprach: „Ich warte.“ Und löste sachte sich aus Ullas Armen und rückte sich zurecht auf ihrem Sitz, die schlanken Hände leicht im Schoß gefaltet des schmucklos dunklen linnenen Gewands. So saß sie still. Die goldnen Haare bebten im Atemzug der sehnennden Gestalt. Zwei blaue Falken flogen ihre Augen zum Himmelstrand.

Nur Wellen, Wogen, sturmgepeitscht in Schaum und Gischt . . .

Nur Wellen, Wogen, unterm Sonnen- gold den blauen Traum verwunschener Tiefe träumend . . .

Nur Wellen, Wogen — Mond und Sternemächte . . .

Nur Wellen, Wogen bis zum Himmelstrand! — — —

## II.

Dann kam die Zeit des Things. Es kam zur Volksversammlung, was mannbar war und reif und von den Alten, was noch Schwerter tragen konnte und hell im Kopfe war zu Rat und Rede.

Schon lange ging durch Hütte, Hof und Hufe ein Wort durchs Land, des Königs junge Wittib zu küren zum Mundwart ihres Sohnes und auch zum König, bis dieser selber in sein Amt gewachsen, denn, ging die Rede, sie ist klug wie einer und tapfer wie ein Held und zauberkundig. Durch Hütte, Hof und Hufe ging ein Flüstern, ein Singen, Sagen von der Königin, die schöner sei als Sonne, Mond und Sterne. Nur hätt' das Lachen durch des Königs Tod sie jäh verlernt, so sagten ihre Leute und dankten ihr die Treue für den König!

Es war ein frohes Drängen dort am Strand, daß man zum Vollmond alles fertig brächte; denn in der ersten Vollmondnacht, da sollte nach altem Brauch der Thing gehalten werden.

In ihrer Halle saß die Königin im schmucklos dunklen Rock und sah hinaus und sah kein Segel dort am Himmelstrand. Im Osten aber, wo der Strand sich rundete zur Bucht, da knirschte unter eines Drachen Kiel der Sand und leise sprach Swanhild zur selben Zeit zur grauen Ulla:

„Mir ist, als löste sich in mir das Eis.“

Im Mittag stand die Sonne, als ein Wächter die Botschaft brachte: „Königin, ein Bote von König Siegwart.“ Er war bleich, der Wächter.

Auffsprang Swanhild vom Sitz: „Von König Siegwart? — Herein den Boten!“

Und der Bote kam. Ein Greis an Jahren war er, silbern floß sein Bart, doch aufrecht war der Gang, voll stolzer Kraft, er sah das Weib und sah den Wächter an und meinte fröhlich:

„Ich wollte doch zum König.“



Swanhild sagte stolz, so stolz, daß jenem das Lachen ganz verging: „Ich bin der König.“

„Bist du's,“ der Bote neigte sich vor Swanhild, „so höre, was mein König Siegwart will. Er bietet Zweikampf an um Kron und Land; denn einen will er alle nord'schen Stämme zu einem Reiche unter Odhins Macht. Unnötig, meint er, sei das viele Blut, der Kampf der Scharen. König gegen König und mit dem König siegt und fällt das Volk.“

„Ich bin bereit zum Zweikampf,“ sprach Swanhild.

„Alt ward ich,“ sprach der Bote, „solches Weib fand ich noch nie.“

„So künd' das deinem König und führ' ihn her,“ sprach Swanhild, „denn ich warte.“

Tief neigte sich der Alte, eh er ging.

Dem Wächter gebot Swanhild:

„Künd' es allen, daß Siegwart kommt und was er will. Ich rufe die Edlinge zusammen, ist es Zeit. Zuerst sprech ich allein mit König Siegwart.“

Der Wächter ging.

Allein in ihrer Halle warf Swanhild die Arme hoch wie Flügel, dann rief sie und es klang wie Lerchenschlag:

„Komm, Ulla, komm!“

Gelaufen kam die Alte!

„Jetzt schmück mich, Ulla, schmück mich, mach mich schön, mein Mütterchen, so schön wie du allein mich machen kannst, du Vielgetreue, Liebe! Die Nacht ist aus, die hohe Sonne steigt! Ich lache wieder, hörst du's, Mutter Ulla? Jetzt schmück mich, schmück mich, ich will schön sein, schön!“

Hoch hob die graue Ulla ihre Hände und rief zur Sonne:

„Segne, hohe Göttin du, segne mir ihr Lachen!“

In ihrer Halle saß Swanhild und war ein helles, hohes Freudenleuchten, nur jugend war sie, Schönheit, Glanz und Glück.

Der Vorhang hob sich.

Der Wächter kam und ging.

Und vor ihr stand er: Siegwart!

Allein war sie mit ihm in einer Halle, die ganz voll Sonne war und goldner Freude.

Und Swanhild bebte und wagte kaum das Wort, das stöckend kam: „Bist du geflogen durch die Luft als Vogel? Ich sah nicht deine Drachen auf dem Meer.“

„Ich kam von Sonnenaufgang,“ sprach der König.

„Der Sonne Weg ist deiner, großer Held,“ und Swanhild neigte sich in tiefer Demut.

Und Siegwart stand und wußte nichts zu sagen. Er lebte seinem Kampf und seiner Tat, ein trotz'ger Mann, das Weib socht ihn nicht an, zum Knaben ward er vor dem Weib. So stand er, zum erstenmal verwirrt vor Weibeszschöne, zum erstenmal schoß ihm ein Wunsch ins Blut, wie Südländswein voll heißer Kraft — so stand er stumm, schweratmend.

Mit ihren Falkenaugen sah Swanhild dem Mann ins Herz, und wie im Rausche sprach sie, in hellem Jubel: „Du kommst zum Zweikampf, König?“

„Mit dir will ich nicht kämpfen!“ sagte Siegwart. So rauh und hart warf er die Worte hin, wie wenn am Steuer Richtung er gebot den Ruderern. „Stell einen Edling mir an deine Statt!“

„Mein Vater zog mich auf mit meinen Brüdern, gleich ihnen trug ich Schwert und Schild, ich steh im Kampf dir, König.“ Sie sprach es stolz und kühn.

„Ich kämpfe nicht mit einem Weib!“ Und leuchtend ging der Atem heiß vom Mund ihm. „Stell einen Edling!“

„Ich will nicht.“

„Du mußt.“

Da bebte Swanhild. Ihr war, der Mann griff in die Luft nach Felsen und würf' sie hin vor ihren Fuß, ihr war, es sei das Meer, das jauchzend schäumt in Leidenschaft um eine Felsenklippe.



Und selig sprach sie: „König, hör mich an: Zwei Tage noch bis Vollmond, dann ruft das Thing mich auf zum König, mir gehorsamt der ganze Stamm, dem, der mich freit, dem bringe ich als Morgengabe dieses Königtum.“ Auf Swanhilds Wangen brannte lichte Blut, sie glüht der Flamme, die sich greifend biegt.

Und Siegwart stand betäubt und fand kein Wort.

So schwiegen beide.

Langsam suchte die Worte der König sich. „Sie sagten, König Gerbert fiel im Kampf; ich seh, das stimmt. Sie sagten aber, er hätte einen Sohn, Klein-Gerbert, stimmt dieses auch?“

„Was geht dich Gerberts Sohn an? 's ist ein Kind, drei Monde alt. Sie machen mich zum Mundwart, ich bin der König.“

„Nur an Sohnes Statt; ist er erwachsen, eignet ihm das Land.“

„Was geht's dich an?“

Schwer wog das Wort der wortunkundige Mann, dem Meer und Wind Gefellen seit der Kindheit. „Hör' zu, du Lichte, ich bin Odins Enkel. Sieh diese Art, die gab er selbst dem Ahn. Solange währt das Sieglinge Geschlecht, als Odin lebt den Menschen auf der Erde, so sagte Odin meinem Ahn. Hör, Lichte, noch dies andre: Im Südländsmeer, da geht ein blasser Gott, sie sagen übers Wasser und im Sturm. Sie sagen, er sei mächtiger als Odin. Von meinen Mannen fiel ihm einer zu. Da wandt' ich meinen Drachen, und ich schwor bei meiner Art: ‚Ich schütze Odins Reich!‘ Sein Reich ist Nordland. Ein' ich alle Stämme, bin ich der König aller, zieht die Art,“ er wirbelte im Kreis sie durch die Luft, „den Ring für Odin! Und nun hör' zum dritten: Sie sagen, was so mächtig macht den Gott, den blassen, ist die Reinheit seiner Taten. Mit gleicher Waffe will ich ihn besiegen, ich schwör'

nicht Meineid, brauche keine List, ich komm und kämpfe, siege oder sterbe für Odins Reich. Auch wollt ich einst ein starkes Weib mir freien, das mir gebären soll den Odinsenkel. Dein Kind ist wie ein Keil in meinem Holz, verstehst du das?“

Und Swanhild sagte: „Ja, du bist der Held, der großes Leben schafft! Jedoch das Kind, was stört es deinen Weg? Will ich den Weg an deiner Seite gehen, was geht das Kind dich an?“

Doch Siegwart sagte langsam: „Lichte, die Mutterschaft ist wie der Mornenwille, ich weiß das wohl, ich hatte eine Mutter, sie gab ihr letztes Herzblut her für mich. Ich kann dir das nicht sagen, was ich weiß, bin ungeschickt im Wort! Du trägst die Kette, nie löf' ich dich aus ihrem Ring, ich weiß! Geteiltes bist du und ich — ich will ein Ganzes für Odins Reich! Schau nicht mit diesem Blick, er hat den Zauber, laß mich frei, Swanhild! Ich schwur mich Odin zu und seiner Tat. Du bist der Mundwart deines Sohnes, du schützt ihm seine Herrschaft. Ich aber will dies Land. In meinen Ring gehört nichts Fremdes, weißt du, nur Eigenes, was meiner Macht sich beugt. Denn meine Macht ist Odins Macht, verstehst du! Schau mich nicht an, ich gehe! Schließ die Augen und halt mich nicht mit deinem Blick, ich muß! Es gilt die höchste Treue.“

Süß schmeichelnd sprach Swanhild: „Du trotz'ger Held, ich hab so lang gewartet! Ein Sänger sang in meines Vaters Halle ein Lied von Siegwart, der wie Sturm am Meer so unbezwingbar und so heldenkühn, seitdem hab ich gewartet nur auf dich!“ In ihrem Antlitz glühten Troß und Scham und keusche Demut und sehnsüchtiger Wille.“

Held Siegwart schloß die Faust um seine Art, und stöhnend kam das Wort aus seinem Munde: „Das Kind, das ist wie Fels in meinem Weg, ich kann nicht



dran vorbei! Ich kann mit dir nicht kämpfen, nicht mit dem Kind. Ich will ein ehrlich kämpfen: Schar gegen Schar. Ich will dein Land für Odin. Ich sag dir Kampf an. Ruf die Scharen auf! Ich gehe, Königin."

Doch stille stand er, wie festgeschmiedet, und er sah sie an.

Die heiße Angst im Blick, sprach Swanhild: „Bleib! Wir raten, wir wollen Runen werfen, die Wala rufen, daß sie Runen deute."

Fest um die Art die Faust, sprach Siegwart: „Nein. Mich lösen keine Runen von der Lat, die Odin ich gelobt. Du bist nicht frei. Du hast ein Kind, das bindet mit tausend Ketten dich an fremdes Schicksal. Ein freies Weib will ich für Odins Enkel. Wie bist du schön, Swanhild, viel schöner noch als Meer und Wind! Und doch: ich muß." Er wandte sich und schritt mit schweren Schritten durch die Halle.

Sie stand wie starr. Als er den Vorhang hob, da schrie sie auf wie ein getroffenes Wild: „Bleib, Siegwart!"

Und dann kam sie ruhig und stolz mit bleichen Wangen und mit großen Augen und stand vor ihm ganz dicht und sprach voll Hoheit: „Verwirrst du mich, verwirrst du Großes, König! Doch zwing ich mich nicht auf. Nur eines bitt' ich dich: laß deine Schiffe segeln nicht vor Morgen. Komm wieder, eh' die Sonne steigt. Vielleicht bringt dir die Nacht noch guten Rat."

Er neigte sich verwirrt: „Wie bist du schön! Ich will noch einmal kommen, dich zu schauen. Doch andern Rat wird mir die Nacht nicht bringen. Es gilt die höchste Treue meinem Gott."

Sie standen an der Halle Eingang beide, zwei Hochgestalten voller Edelkraft, und sahen sich an und bebten vor Verlangen.

Dann senkte sich der Vorhang hinter Siegwart.

Und Swanhild ging zum Hochsitz taumelnd, sank nieder auf die Bank und duckte sich in sich zusammen wie ein wundes Tier.

So fand sie Anselm, der alte Weise, der der Heilkunst kundig war. Ein Ohm des Königs war er, der nächste Anverwandte jetzt Swanhilds. Er trat ganz sacht an sie heran und fragte mild: „Mein Kind, was wollte Siegwart?"

Sie fuhr empor: „Er wollte Kampf."

„Wir sind bereit. In offener Feldschlacht fiel unser König gegen Siegwarts Scharen. Zum Thing sind wir gekommen, wir sind bereit zur Rache."

„Ich weiß es," sprach Swanhild, „doch sinn ich Rat. Bis heute widerstand kein Stamm dem Siegwart. Wohin er kommt, ist Sieg, kämpft er im Zweikampf, kämpft er in offener Feldschlacht, wie ein Zauber umgibt ihn Sieg. Ich sinne Rat: sag, Anshelm, wär' Vertrag nicht besser hier als Kampf?"

Und Anshelm sprach: „Ich dachte wohl wie du, denn Kampf mit Siegwart ist Untergang, doch auf Vertrag läßt Siegwart sich nicht ein." Das alte Antlitz fürchte dunkle Sorge.

Aus Swanhilds Augen brach der blaue Strahl, der rätselhaft, harte. „Er kommt wieder, eh er segelt bei Morgenrauen. Seid bereit zum Kampf. Doch vorher laß mich sinnen auf Vertrag, ich will heut Nacht Rat halten mit den Göttern."

Der Weise fühlte um sie her den Hauch, den witternden der tief geheimen Kräfte, er neigte sich voll Ehrfurcht, eh er ging. —

Der Wächter kam und ging.

Ganz leise glitten der Swanhild Mägde durch die Halle, sie neigten sich tief vor der verfunkenen Herrin, sie glitten durch den Vorhang nach dem Strand, wo hunt Getriebe war und Scherz und Lachen der Leute, die zum Thing gekommen waren.



Rot lief der Abend durch die Halle hin. Ein grauer Schatten tauchte in die Glut: Die treue Ulla mit dem Königskind, sie raunte der versunkenen Königin das alte Lied: „Svanhild, komm, küß Klein=Gerbert!“ und schmeichelnd Klang's: „Du hast dein Lachen wieder, so küß dein Kind auch!“

Da fuhr Svanhild empor und sah das Leuchten der vergehenden Sonne und sah in diesem Leuchten eingetaucht ihr Kind und neigte sich und sagte weich: „Wie klein und zart — ein Hauch.“

„O küß es, Svanhild!“ und flehende Inbrunst lag in Ullas Wort.

„Ein Hauch!“ sprach Svanhild und sie neigte sich. Doch eh die Lippe noch berührt das Kind, fuhr sie empor, als treffe sie vergiftet ein Pfeil ins Herz. „Ein Fels!“ schrie Svanhild auf, „ein Fels am Wege! Trag es fort — schnell fort! Beschütz es, Ulla.“ Auf Svanhilds Stirne stand in hellen Tropfen kalter Schweiß.

Erschrocken glitt die Alte mit dem Kind durch all die Glut des roten Abends und verschwand.

Und Svanhild hob die Arme, nicht wie Flügel, als hingen Ketten dran, so langsam hob sie die Arme auf zur roten Sonne und schluchzte: „Leben!“

Und die Sonne sank. Rot ward das Meer von ihrem heißen Sterben. Und Svanhild stand und sah die lohe Pracht und sah die Schatten kommen als Gesck und alle Glut auffangen, alle Farbe. Da überkam sie eine wilde Angst um ihre Jugend, um ihr bestes Leben, um ihrer Liebe laugersehnten Preis, es würgte sie, als hielt den Mund ein Nebel. Sie war wie Erde, die den Keim erwartet in einer Stunde schwül vom Sturmesbrodem.

Und wie sie von dem grauen Meer, dem grauen Himmel sich von Furcht geschüttelt wandte, da sah sie Ulla stehen, grau in dem grauen Abend, dicht an ihrem Sitz und Svanhild

sprach, kaum mächtig ihres Worts: „Gib mir das Herzblut!“

Und Ulla verstand sie nicht und fragte: „Was willst du, Svanhild?“

„Das Herzblut,“ sagte Svanhild.

Und wieder sagte Ulla: „Was willst du, Svanhild?“

Und Svanhild sagte: „Nur mein Glück, mein Recht — den Weg mach frei . . .“

„Wie kann ich?“ fragte Ulla.

Da raunte Svanhild: „Sie sagen, hier am Hals sei eine Stelle — ein Griff nur, Ulla — mach den Weg mir frei!“

Auffschrie die Alte: „Furchtbare — Schweig — Schweige!“

Und Svanhild fragte böse: „Willst du nicht? Du schwurst mir soviel Treue . . .“

„Ich kann nicht.“

Und grausam sagte Svanhild: „Magd, du mußt!“

Auffschluchzend warf sich Ulla ihr zu Füßen: „Du willst es selbst nicht, du bist krank, im Fieber, wach auf, Svanhild!“

„Kennst du den Griff?“ sprach Iauernd die blasser Frau.

Doch Ulla lag am Boden und schluchzte laut und bettelte: „Svanhild, wach auf — du, Mutter! Küsse doch dein Kind“!

Verächtlich ging Svanhild an ihr vorbei, ganz ruhig, ganz klar, ganz kalt, in ihren Augen war der blaue Schein — — —

Und Ulla lag am Boden, wie angeschmiedet vor Entsetzen. Sie sah Svanhild gehen, wiederkommen.

Und Svanhild kam, hoch, bleich und wie im Traum. Und Svanhild sprach: „Der Weg ist frei!“

Da fuhr die Alte auf und jagte fort zum Kind.

Und Svanhild stand am Fenster und sah im Dämmergrau, so stumpf und fahl und so erschreckend, farblos erwachen jenes seltsam helle Leuchten



der nord'schen Nächte, und sie hob die Arme wie Flügel auf und jauchzend sprach sie: „Leben!“

Dann fiel sie nieder wie ein müdes Kind auf ihren Sitz, aufatmend sank ihr Kopf auf eines Polsters Rand, und im Entschlafen lachte ihr Mund, und in dem Lachen jauchzt es: „Siegwart!“

Bei Morgengrauen weckte sie der Wächter: „Der König will Euch grüßen, eh er segelt.“

Swanhild sah um sich, griff nach der Stirne, ward bleich und bebte, richtete sich auf, stolz und gewaltig und im großen Auge den blauen Strahl. „Bringt Fackeln, das Licht ist grau. Rüst Anshelm und die Edlinge zum Rat. Sind alle hier, dann ruft den König, solange mag er warten!“

Und sie saß am Hochsitz, ein Bild von Stein, sie neigte kaum dem Gruß der Großen sich, nur Anshelm winkte sie an ihre Seite.

Es füllte sich die Halle mit Gestalten voll trotzger Kraft. Das Fackellicht warf seltsam ins graue Morgenlicht gelbroten Schein. Als bis zum letzten Mann die Thronen standen, gebot Swanhild: „Nun führt herein den König!“

Und waffenlos, im Gürtel nur die Art, im Purpurrock mit goldnem Saum kam Siegwart, ganz allein.

Die Königin erhob sich nicht zum Gruß, sie sah ihn kommen nur mit durst'gen Augen.

Im Saal war Ehrfurcht vor dem großen Helden, vielleicht auch Neid und Haß, vielleicht auch Furcht, vielleicht auch Ehrgeiz, es mit ihm zu wagen, und Staunen war vor seiner schlichten Kraft.

Er neigte grüßend sich nach allen Seiten und neigte tief sich vor der Königin und sprach in Dual:

„Zum letzten Male grüße ich dich, Swanhild.“

Die Königin stand da voll ruhiger Hoheit: „So brachte keinen Rat dir diese Nacht?“

„Ich diene Odin,“ sagte Siegwart fest. Voll ruhiger Hoheit sprach Swanhild weiter:

„Hört, Edlinge, und hört, ihr Mannen alle: Zum Zweikampf kam der König um dies Land. Ich war bereit. Er kämpft mit keinem Weibe. Gewaltig ist er, unbesiegt bis heute, den Schrecken Nordlands nennt ihn schon das Lied, ich dachte gut zu handeln für Volk und Land, ich bot Vertrag ihm — Ehe zur Bürgerschaft des Vertrags. Er will nicht.“

Ein Murmeln ging bedrohlich durch die Reihen.

Doch Swanhild sprach ruhig weiter und voll Hoheit: „Er sagt, er will ganz Nordland nur für sich. Mitmundwart sein des Königserben will er nicht.“

Das Murren wuchs zur Brandung.

In die Brandung, sie übertönend, sprach Swanhild ganz ruhig:

„Wir wollen ruhig jetzt raten, doch sei der künft'ge König auch im Ring. So will ich's immer halten. Das Königskind, es soll im Ring uns mahnen, getreu nur einzustehen für sein Recht. Hol du den künft'gen König, mein getreuer Ohm.“

Und Anshelm ging. Ruhig, aufrecht stand Swanhild und wartete wie alle.

Und plötzlich dort am Eingang schrie es: „Tot!“ Entsetzt, verstört stand dort der alte Ohm, des Königshauses aller-nächstes Glied. „Das Königskind Klein-Gerbert — tot!“

Es lief, wie durch das Meer, eh wilber Sturm es peitscht, die windgejagte erste Welle läuft, ein Regen durch die Halle, ein Bewegen.

Die Königin, sie hielt mit beiden Händen sich fest am Hochsitz, doch sie blieb noch aufrecht. „'s ist nicht wahr! Ich sah das Kind gesund noch, eh die Nacht begann —“ Und sie stieg nieder von des Hochsitz' Stufen und schritt hin durch die Halle, ehrfurchtsvoll und gram-erfüllt, so machte man ihr Platz.



Nur Anshelm stellte sich in Weg, gebietend: „Bleib, Königin, die Toten sind gefährlich.“

„Ich bin die Mutter — ich kann noch helfen —“

„Ich kenne alle Kräuter vor dem Tod,“ sprach Anshelm schmerzbewegt, „hier hilft kein Kraut. Erdrosselt ward dein Kind.“

Da wankte Ewanhild. Und Anshelm führte stützend sie zum Hochsitz, dort sank sie nieder und verhüllte tief mit ihrem weißen Mantel sich das Haupt.

Und Anshelm gab rasch flüsternd die Befehle, daß an dem Kind geschäh nach altem Brauch, was Not tat, denn voller Haß und Lücke sind die Toten und ziehen gern Lebendiges sich nach.

Es war ein großes Schweigen in der Halle, dann, wie die Windsbraut einsetzte hier und dort und mächtig anschwillt und zum Wirbel wird, so flogen Rufe auf: „Mord ist geschehen! Wer war der feige Mörder? Wem war das Königskind in Weg? Dem Fremdling dort — dem Räuber Nordlands —“

Doch Siegwart stand, nicht hörend, was sie riefen, und sah starr auf Ewanhild. —

Der Wirbel wuchs: Mord! Rache, Mord! Der Fremde! Der Räuber Nordlands! Siegwart! Rache!

Auffuhr Ewanhild, der weiße Mantel wallte, es hegte wild das fessellose Haar, weiß war ihr Antlitz, nur das blaue Licht der Augen brannte.

„Wer zeih den Gast des Mordes?“

Da brach der Sturmwind los, sie schlugen an die Schilde — Mord — Rache — Rache — Mord — Rache! Der Saal erbebte vom Gedröhn der Stimmen.

Und Siegwart wachte auf aus der Erstarrung. Er sah um sich, und Heißzorn war in seinem Blick und aus dem Gürtel riß er Odins Art und wirbelte im Ring sie um sein Haupt. „Bei meiner Art, ich schwöre: nicht essen will ich, trinken nicht, nicht ruhen, bis

ich den Mord am Königskind gerächt, dann aber räch ich den Verdacht an euch! Weh dem, der mich als feigen Mörder schilt! Seht diese Art, ich heb sie nicht zum Angriff, nicht zur Verteidigung, bis sie gerächt den Mord und naß ward von des Mörders rotem Blut.“

Und Siegwart trat ganz dicht heran zum Hochsitz und sah Ewanhild mit großen Augen an und sagte rauh, ganz seltsam rauh und leise: „Königin und Mutter, gibst Deine Rache du in meine Hände?“

Und Ewanhild stand stolz aufrecht, ungebeugt, im bleichen Antlitz nur zwei blaue Flammen: „Nimm meine Rache, König, üß sie treu!“

Da legte sich der Sturmwind in der Halle. Als fiel ein großer, schwarzer Adler nieder, so lastete das dunkle Schweigen, von Leidenschaft durchwühlt, und alle sahen wie gebannt auf Siegwart.

Und Siegwart sprach zu Anshelm: „Wer hütete das Königskind heut Nacht?“

„Die treueste aller Frauen Ewanhilds, Ulla — ich fand sie ganz verzweifelt an der Wiege.“

Siegwart gebot: „Ruft Ulla!“

Ein armer, grauer Schatten kam ins Licht, ins grellrot lohende der Fadeln. Mitleid erfaßte alle vor dem wilden Weh, das lautlos schrie aus jedem Glied, aus Schritt und Haltung dieses alten Weibes.

Nun Ewanhild stand hochaufrecht, starr und kalt und sprach mit seltsam heller Stimme: „Mutter Ulla, mein Kind vertraut ganz blind ich deiner Hut, es ward gemordet. Ich klage — klage — klage! Ich rufe: Rache — Rache — Rache! Hier steht der Mächer. Siegwart hat geschworen, er will berühren weder Trank noch Speise, nicht rasten will er und nicht ruhen, zum Angriff nicht, nicht zur Verteidigung die Art erheben, eh sie gerötet von des Mörders Blut. Du warst allein heut Nacht beim Kind, jetzt rede!“



Und Siegwart stand, die Faust um seine Art, sah Swanhild an und dann die alte Frau — aus seinen Augen sah ein Nieerlebtes — das Grauen sah dem Helben aus dem Blick.

Ein Schweigen war, ganz schwer von Leidenschaften, ganz schwül von Leidenschaften war die Halle.

Und Ulla wandte.

Mit der hellen Stimme sprach Swanhild: „Mütterchen, ich band das Kind an deine Treue. Wer war heut Nacht bei meinem Kind?“

„Nur ich!“ sprach Ulla, und es klang wie Unfenschrei.

Und Swanhild fragte: „Hat die Drud auch Speis und Trank erhalten wie sie muß? Es schleicht um Kinderwiegen arglistig würgend oft die Drud zur Nacht.“

Heran trat Edeltraut, die treue Magd. „Ich selbst bereite täglich Milch und Brot, in vollen Töpfen steht der Drude Speise vor der Wiege, vor Tür und Fenster auch. Und Ulla weiß die Zauber-  
runen alle. Die Drud kann's nicht gewesen sein, heut Nacht.“

„Warst du heut Nacht auch im Gemach beim Kind?“ so fragte Swanhild.

Und schuldbewußt gestand die treue Magd: „Ich war mit all dem jungen Volk am Strand. Allein war Ulla, doch sie ist die treueste, getreu wie Sonnenlicht.“

Und wieder sprach Swanhild: „Die Art dort wartet auf ein Herzblut!“ und aufrecht stand sie und sah Ulla an, und stahlhart war ihr Blick.

Da sprach der arme graue Schatten dumpf: „Ich hab's getan.“

Hin durch den Saal rann eine Welle jäh. Und Schrecken war's und Staunen, Abscheu und Widerwillen und abergläubisch Grauen.

Und Swanhild sprach: „Du lügst — die Treueste du! Sieh, keiner glaubt es! Sag uns, wie es kam. — Die Art dort wartet auf ein Herzblut, Ulla.“

Der graue Schatten raunte wirr: „Ich tat's aus Lust . . . in meinen Fingerspizen saß Loki, stieß und zwang. 'Es gibt am Halse eine Stelle, Ulla, ein einziger Griff — kennst du die Stelle, Ulla?' Und Loki stieß und zwang. Es ist so zart — ein Hauch — ein Griff.“

„Unholdin, sie ist irr im Blut,“ rief Anshelm voller Grauen. „König, nimm deine Art und richte schnell.“

Doch Siegwart fragte dumpf: „Tatst du's — ohn' Auftrag —?“

„Loki — Loki stieß und zwang die Fingerspizen“ — und Ulla lachte irr und bog die Hand zu bösem Griff — „kein Auftrag, Herr und König, Loki zwang, es ist so klein und zart — ein Griff nur, Ulla —“

Mit scheuer Hand hob Siegwart Odins Art, „Ein Hexenweib —“

„Du hast geschworen, König,“ mahnte Anshelm, „die Hexe büße!“

Hin durch die Halle floß ein Murren ein Rufen, Schreien: „Rache und Gericht!“

Swanhild winkte nach dem Stab und brach ihn und brach ihn über Ullas Haupt, und Swanhild sprach mit heller Stimme: „Schuldig.“

„Gericht und Rache,“ tost es durch die Halle.

Aufflog die Art.

„Dein Lachen, Swanhild,“ klang's erstickt im Todesschrei, „mein Herzblut!“ Ein grauer Schatten sank hin auf den Grund.

Bewegung war und Grauen in der Halle.

Und Anshelm hob die Hände: „Gericht Gericht ist hier geschehen, ihr Götter!“ Dann gab er die Befehle: „Schnell, tragt sie fort und übt an ihr die Bräuche. Ich sehe nach, daß nichts vergessen wird, denn voller Haß und Lüge sind die Toten.“

Und während Sklaven eilig, stumm und scheu den Schatten saßten und von dannen trugen, trat Anshelm heran zu



Siegwart, faßte seine Hand und sprach: „Du nimmst in deine Hände unsere Rache, König, ich achte dich wie einen von der Sippe.“

Heiß Siegwart schüttelte die Hand des Alten: „Ein gutes Wort in schwerer Stunde sprichst du, denn nie tat meine Art noch solche Arbeit.“

Anshelm sprach ernst: „Es war gerecht Gericht, denn Sühne muß es geben, solange es Götter gibt.“

Swanhild saß aufrecht und wie erstarrt und sah mit großem blauem Blick ins Leere.

Er hinausschritt, neigte Anshelm sich vor ihrem Hochsitz tief: „Du bist dem Leid gestanden, arme Mutter, heut wie ein Mann und König. Und Ulla war dir wert! Ich ehre dich ohn' Thingspruch schon als meinen König.“

Und in der Halle hörten sie's voll Ehrfurcht und schlugen an die Schilde.

Die Königin sprach leise: „Lösch die Fackeln — geht — ich dank euch allen. Mit König Siegwart will ich Rat noch halten.“

Und sie stand auf.

Und reglos stand sie, bis die Halle leer war.

Und reglos stand sie und sah Siegwart an mit heißen Augen.

Und er im Rausch, von diesen Augen trunken, sagte: „Swanhild!“

Da warf sie beide Arme hoch wie Flügel und sprach nur: „Leben!“ Und: „Ich warte, Siegwart.“

Und wie ein Nar in Brunst den Schrei mag tun, hell und kühn und wild, so rief er: „Swanhild!“ Im Vorwärtsschnellen aber fiel die Art, die lose er in' Gürtel wohl gesteckt, ihm vor die Füße. Er hob sie auf, erschrocken, scheu, wie man nach einem Heiligtume greift.

Er sah sie an. Er sah die Spur von Blut, die noch dran klebte. Und zögernd rang im Widerwillen sich das Wort vom Munde ihm: „Ein seltsam Zeichen, meine Art, sie legt sich mir in' Weg, in'

Weg zu dir, Swanhild!“ Und jäh fuhr er zurück: „Swanhild, ich hab ein Furchtbares gedacht — — —“

„Und hättest' ich's selbst getan,“ sprach Swanhild hell, „hättest' deine Art dann auch Gericht gehalten?“

Ein Beben ging hin durch den starken Mann, so wie der Sturm den mächt'gen Eichbaum schüttelt. Doch kurz und klar sprach er ein Wort nur: „Ja.“

Und Swanhild schwieg, sie neigte tief das Haupt.

Und immer noch stand Siegwart wie im Sturm und sah sie an wie einer, dem die Wogen, die wilden Meereswogen bis zum Hals, bis an den Mund schon schwellen, schlagen. —

„Swanhild, nie wieder will ich's denken, auch nicht im Schlaf, auch nicht im Traum. Dann mir den Gedanken, Swanhild! Schwör bei meiner Art, 's ist Odins Art, sein Erbe. Und dein Sohn und meiner soll dieses Erbe in die Zukunft tragen. Leg deine Schwurhand hier auf diese Art und sag: ich tat es nicht.“

Und Swanhild legte ihre schlanke Hand hin auf die Art, die feucht von Ullas Blut noch war — die heil'ge Art.

„Dein Sohn und meiner,“ sprach sie und leuchtete vor Zukunft, „ich tat's nicht.“

„Verzeih mir,“ sprach er.

Sie hob die Arme wie zwei helle Flügel und jauchzte: „Siegwart!“

„Swanhild.“

Zwei große Flammen lohten heiß zusammen.

### III.

Und Swanhild lebte! Und im Rausch des Glücks, im Rausch der Kraft war ihr, durch ihre Adern floß Sonnenblut, sie sei die Sonne selber und ihrem Willen bucke sich die Erde.

Und Swanhild lebte! Und im Rausch des Glücks, im Rausch der Kraft war ihr, sie sei der Wind, ganz frei von Schwere



und von Lasten frei und ihrem Willen bebten Meer und Land.

Und Swanhild lebte! Und im Rausch des Glücks, im Rausch der Kraft war nichts als ihre Liebe, und Siegwart war ihr Aufstehen und ihr Schlafen, und Siegwart war ihr Wachen und ihr Ruhen und Siegwart war ihr Tag und war ihr Traum, ihr Herzschlag war er und ihr Atemholen — — Siegwart!

So floss die Zeit und wand das Jahr zum Kranz um Swanhilds helle Stirne. Doch dem Siegwart wand sie die Krone Nordlands um das Haupt. Wohin er kam, kam Sieg. Und Swanhild ritt zur Seite ihm in offener Schlacht und stand zur Seite ihm im Zweikampf kühn und saß an seiner Seite klug im Rat. Es kamen Könige und boten die Gefolgschaft und schwuren ihren Eid auf Odins Alt; denn unsiegbare glaubten alle Siegwart. Durch Nordland flog er wie der Frühlingssturm, und ihre Locken flogen in dem Sturm wie goldene Pfeile von der Göttin Sonne. Und wen sie trafen, trafen sie ins Herz und war Swanhild geschaut, vergaß sie nie. Die Säger sangen vom dem großen König, der Nordland einte zum gewalt'gen Reich, sie sangen von des Wikings Siegwart Taten und sangen manchen Zweikampf auch von ihm.

Doch wenn die Säger sangen von Swanhild, dann ward ihr Lied ein goldener Ehrenbecher, randvoll mit Edelsteinen angefüllt. Es bebte um Swanhild ein Hauch vom Meer und von der Scholle, wenn im Morgenduft sie atmet ihre tief geheimen Kräfte, es bebte um Swanhild ein Sonnenduft, ein Dufte der Nordlandsnächte, voller Sterne und voll Geheimnis. Jede Hütte sang Swanhildens Schönheit und von Ferne her kam Volk gezogen, nur für den Gewinn, die Königin im Leben auch geschaut, ihr Lachen auch gehört zu haben; denn es raunten schon die Leute, Heilkraft sei wie ein geheimer Zauber in dem Lachen.

Es raunten schon die Leute, sie sei Freya, herabgestiegen von Walhall, der Erde größtem Helden nur zur Freude.

Doch Swanhild lebte! Und weil jeder Tropfen, der durch ihr Herzblut rann, nur Freude war am Sein, so warf im Übersäumen sie den Saft der Freude wie einen Brunnen in die Lüfte, achtlos, wer kam, sich dran zu laben, sie lachte jedem Kind zu, jedem Greis, sie schenkte Brot und schenkte Edelsteine, sie schenkte Wein und Linnen und Gewand, und keiner ging von ihr mit leeren Händen. Doch achtlos tat sie's, wie im Frühlingsdrang die Erde gibt aus unbewußten Tiefen, die Erde gibt's der Sonne, nicht den Menschen, — — was Swanhild schenkte ihrem Volke — — sie gab es ihrer Sonne: Siegwart gab sie's hin!

So floss die Zeit und tauchte Swanhild ein in einen Strom, der bligte und der blinkte, als wär sein Bett aus lauter goldnen Kiesel. Und niemals flog ein schwarzer Vogel auf, nur weiße Tauben flogen über'n Strom mit festlich leuchtenden, geweihten Schwingen und niemals rann ein Schatten durch die Wellen, die kleinste Welle warf noch goldnen Schaum.

So lebte Swanhild.

Und dann kam das Große, das Wunderbare und das nie Erlebte, ein neues Leben quoll aus ihrer Liebe in ihren Säften auf, sie fühlte jauchzend in ihrem Schoße Siegwarts Sohn sich regen. Nie zweifelte dieses Weib, es würd ein Sohn, denn blind vertraute Swanhild ihrem Willen. Sie fühlte Mutter sich zum ersten Mal, zum ersten Mal umschmeichelten ihr Haupt der Mutterhoffnung stolze Frauenträume.

Und lachend wie zum Tanze schritt Swanhild der schweren Stunde freudestark entgegen.

Und aus der Morne Hand rann diese Stunde wie alle Stunden auch.

Es war ein mutig starkes froh Gebären. Die Frauen jauchzten: „König,



Heil, ein Sohn!" und legten auf den Boden ihm das Kind.

Nach Wikingbrauch hielt Siegwart seinen Speer dem Neugeborenen hin, die Frauen harreten, doch Swanhild lachte, denn sie wußte wohl, ihr Kind griff nach dem Speer! Und sieh — es griff — mit beiden kleinen, ungeschickten Händen!

Da lachte Siegwart stolz, es dröhnte durch die Halle seine Lust, er hob den Sohn vom Boden auf und sprach: „Sohn, nimm ich, Arghelm, Dich in meines Hauses Schutz und Recht.“ Doch wie das Kind sich reckte in des Vaters Arm, erschrak der Held und ließ es eilig gleiten dem sel'gen Weib in Schoß, das jubelnd, lachend es empfing. Und tiefer neigte sich Swanhild, und ihre Lippen bebten den ersten Mutterkuß . . . . .

Doch eh die Lippen noch berührt das Kind, da floß ein Schatten an dem Bett vorbei durchs Frauengemach und stand im Winkel still . . . . .

Und Swanhilds Blick war starr, und Swanhild faßte nach Siegwarts Hand — „Siehst du sie dort — dort — hilf!“

Erstaunt sprach Siegwart: „Was siehst Du, Swanhild? Der Winkel dort ist leer.“

Erschreckt umdrängten auch die Frauen das Lager. „Was ist dir, Königin? Wir sehen nichts.“

Doch Swanhild sah mit ihrem starren Blick im Winkel dorten grau im Grau den Schatten, ihr Busen hob sich leuchtend, doch den Namen, den all ihr Blut ihr auf die Lippen drängte, sprach sie nicht aus, sie schrie nur: „Licht — Licht — Licht!“ und sank zurück.

Und Siegwart, der die wilde Angst gehört im Schrei, stand hocherstaunt und sagte immerzu: „Du Mutigste, was willst Du mit der Angst? — Ich bin bei Dir — was kann uns da geschehen?“

Als hörte sie in ihrer Ohnmacht Vanden die Stimme noch, so blühte ein Lächeln auf auf ihrem blassen Mund.

Voll Fackellicht ward das Gemach, die Frauen umdrängten bang die Königin,

und eine sprach in raschem Trost zu Siegwart: „Ein Kind gebären ist kein Harfen-spiel, und morgen lacht sie wieder!“

Doch aus der Morne Hand rann diese Stunde wie alle Stunden auch.

Siegwart ließ nach dem weißen Anshelm rufen, er sah Swanhild noch in der Ohnmacht Vanden und gab den Frauen flüsternde Befehle, doch allzusehr besorgt erschien er nicht. Und als man ihm den Knaben zeigte, lachte er und meinte, solchen Bengel zu gebären müßte schon ermüden, der sei ja kräftig wie ein junger Bär!

Da freute sich der König ob die Maßen und gab Befehl, aus seinen Wiking-schätzen den schönsten Schmuck zu suchen für Swanhild.

Am andern Morgen erwachte Swanhild. Ihr war, als hätte sie nur böß geträumt. Vorbei der Alp der Nacht. In hellem Glück erwachte Swanhild, im blauen Auge jenes Frühlingsleuchten der Mutterschaft, das voll von Ewigkeit, von den geheimsten Kräften voll des Lebens!

Sie rief nach Siegwart, der war fortgeritten zur frohen Festjagd mit den Edelreuten.

Die Frauen brachten seine goldnen Spangen und das Gehänge bunt von Edelsteinen, den Stirnreif mit dem funkelnden Rubin, und lachend in die Kissen hingeschmiegt ließ Swanhild sich von ihren Frauenschmücken, verlangtelachend nach dem kleinen Sohn, den voller Scherz und Ländelei die Frauen ihr brachten, daß er trinke.

Dem ersten Kinde hatte Swanhild hart die Brust verwehrt, es hatte nie getrunken vom Saft der Mutterschaft, zum ersten Male fühlte Swanhild bebend ein hilfloses Leben ihr am Busen saugen, sie fühlte, ach, den weichen Rindermund wie die Berührung zarter Rosenblätter, erschauernd bebte durch ihr ganzes Sein die Zärtlichkeit hingebenden Gefühls, und innig neigte sie das Haupt zum Kinde, und ihre Lippen wollten einen Kuß — —



Da rann der Schatten durch den hellen Tag, und Swanhild sah die graue Ulla stehen am Fußrand ihres Lagers — Swanhild sah die graue Ulla stehen, die treue Ulla stehen, und Ulla hob das Kind, das erstgeborene, das niegetränkte, das niegeküßte, mit bittender Gebärde hob sie's hoch, entgegen hob sie's seiner Mutter — Swanhild!

Und starr ward Swanhilds Blick. Und wie das Leben vor dem Tod erschrickt, so rann Entsetzen ihr durch alle Glieder; am Busen festgejogen, trauf das Kind und Swanhild hielt es, doch die Hände bebten.

Bewirrt, erschrocken sahen rings die Frauen ins wild verstörte Angesicht Swanhilds, und eine raunte etwas von der Drud.

Doch Swanhilds Ohr war scharf. — „Wer kennt die Zeichen?“ Mit raschem Atem fragte es Swanhild.

„Ich kenn sie alle, mich lehrte sie die Ulla,“ erschrocken schwieg Edeltraut. Das unbedachte Wort hätte gern sie in den Mund zurückgezwungen, denn niemand sprach in Gegenwart der Königin den Namen aus der ungetreuen Magd. Man raunte leise nur ein Lied von ihr, unheimlich war's, man sang das Lied beim Spinnen, ein dunkles Lied war's von der bösen Ulla . . . . .

Ob sie den Namen gehört, die Königin? Sie saß im Bette, steil aufrecht saß sie, und sie hielt ihr Kind mit liebender, mit schützender Gebärde, nun sank's gesättigt ihr zurück in Schoß — so lieb und hilflos! Da quoll durch ihr Entsetzen, ihr Erstarren ein lauer Strom des Glücks, es quoll durch all ihr Sein wie Duft des ersten Weilchens unterm Schnee. Und wie sie so das Schreckliche dort schaute, am Fußrand ihres Lagers, die Gefahr, die anschlich an ihr Kind: die drohenden Toten, da glomm in ihrem Blick, der war wie Glas, so leblos starr, ganz langsam auf der blaue Strahl ihr, der lebend'ge Wille — stahlharter Wille!

„Ich kämpfe,“ sprach Swanhild ganz hell und laut. „Ich siege!“ rief Swanhild im stolzen Drohen. Und wie sie's rief, da schwand der Schatten hin. Da janzzte Swanhild noch einmal: „Ich siege!“

Und hob ihr Kind, nach ihren Mutterlippen, den sehnsuchtswarmen hob sie auf ihr Kind, — doch küssen tat sie's nicht! Ob ihre Rippen es berührt, flog scheu ihr Blick zum Fußrand ihres Lagers hin. Der Platz blieb leer. — Sie küßte Siegwarts Sohn, den kleinen Arthelm, nicht, sie hielt ihn zärtlich, in banger Sorge an ihr Herz gepreßt, und eilig gab Befehl sie auf Befehle.

„Du sollst die Runen rizen, Edeltraut, die Runen alle gegen Drud und Zauber der Toten, Edeltraut! Wir wollen Anshelm um seine besten Zaubersprüche fragen.“

Und sorg für Trank und Speise an allen Fenstern, allen Türen, Sorge! — Und stell vor jeden Baum, der Schatten gibt uns Haus, den Napf voll bester Milch — der toten Kinder Seelen schauen in den Bäumen.“

Dann wählte Swanhild zehn Jungfrauen aus in strenger Wahl, die klügsten, besten, zehn Jungfrauen wählte sie, die sollten jede Nacht im Kreise Wache stehen um Arthelms Wiege.

Zehn andere Jungfrauen wählte sie in strenger Wahl, die besten, klügsten, die sollten stehen im Kreis den ganzen Tag, war sie nicht selbst beim Kind, um Arthelm, ihn zu schützen vor Gefahr.

Und Edeltraut, die sollte alle Runen die Jungfrauen lehren, die vor Zauber schützen, und Anshelm sollte kommen und sie lehren den Totenzauber und die Zauberkräuter. —

So kämpfte Swanhild mit dem starken Willen, der Götter zwingt. Befehl kam auf Befehl, und jeder war der höchsten Weisheit voll. Sie sprach zu Edeltraut: „Dich setz ich ein, die zwanzig Jungfrauen streng zu überwachen, ich



seh Dich ein als erste Hüterin! Als Schwester halt ich dich, erprobt du Treue! Doch weh Dir, Edeltraut, verläumst Du Deine Pflicht! Ich warn Dich, Edeltraut, beschütz mir Arthelm besser, als mein erster Sohn gehütet ward durch Ulla.“

Sie schrie den Namen laut, in wild verbiss'nem Troß warf sie ihn hin ans Fußend ihres Lagers, sie forderte den Schatten kühn heraus, — leer blieb die Stelle — freudig rann das Licht hin durchs Gemach.

Aufatmend neigte Swanhild sich nieder mit dem sehnsuchttim'gen Mund —

Da rann der Schatten dicht an ihr vorbei, berührte fast die Gliederchen des Kindes.

Mit gellem Schrei sank Swanhild in die Kissen. —

Erschrocken, verstört umstanden sie die Frauen, doch Swanhild kämpfte kraftvoll sich empor, sie schnellte auf, steil aufrecht saß sie da, auf ihrer Stirne tropfte der Rubin im Widerschein des Morgenlichts wie Blut und drohend sprach sie: „Wer von meiner Schwäche ein Wort nur weiterraunt, den bannt mein Fluch, und wer's dem König sagt, trifft Tod!“

In ihren Augen war der blaue Strahl! „Licht will ich! Jeden Vorhang fort — der Tag in alle Winkel! Am Abend bringt die Fackeln noch vor Dämmern und viele — viele! — Licht will ich — keine Schatten im Gemach!“

Und Freude will ich! Wenn der König kommt, will ich entgegen ihm schon gehen gesund! Bringt mir vom weißen Dinnen das Gewand, den weißen Mantel mit den goldnen Säumen, den ich getragen an dem ersten Tag, da er mich schaute, — schön will ich sein und — siegen!“ sprach Swanhild. „Und leben will ich — leben!“

Sie winkte fort die Frauen. Als sie allein war, tat sie, was sie mußte aus innerm Zwang: — sie küßte kühn ihr Kind und sagte kühn: „Ich troß Dir,

Ulla! Ich seh Dich, Ulla — wir sind allein — jetzt rede!“

Im Aug den blauen Strahl, so sah Swanhild die Ulla an am Fußend ihres Lagers. — Da stand die Alte, nur ein grauer Schatten und hob das Kind, das erstgeborene, das nie getränkte, das nie geküßte, mit bittender Gebärde hob sie's hoch, entgegen hob sie's Swanhild, — doch Ulla sprach kein Wort — — —

„Rede — was willst Du?“ fragte Swanhild, nicht stolz und kühn mehr, atemlos und bang. —

Doch Ulla schwieg.

Und: „Rede!“ keuchte Swanhild.

Doch Ulla schwieg und hob das Kind empor, das erstgeborene, das nie getränkte, das nie geküßte — — —

„Sühne?“ keuchte Swanhild.

Doch Ulla schwieg.

„Ich will Dir jeden Tag an hundert Eimer bester Milch schütten zum Trank, — ich will Dir opfern in allen Hainen Odins.“ — —

Doch Ulla schwieg.

„Noch nicht genug? — Ich zahle — ich zahle die Sühne — jede Sühne — nimm!“ Und Swanhild riß die Spannen, das Gehänge, den Stirnreif riß sie ab und warf den Schmuck ans Fußend ihres Lagers — „Willst Du mehr? — Was ich besitz an Schmuck und Gold — ich zahle es — nur komm nicht wieder! Ulla, komm nicht wieder und laß mein Kind mich küssen, meinen Arthelm.“

Da bog der Schatten, der am Fußend stand, ums Bett herum. — — —

„Halt ein!“ schrie Swanhild auf — „Nicht näher — nicht näher“ — —

Der Schatten stand ganz dicht an Swanhilds Seite und bot das Kind ganz nahe ihr zum Kuß.

Und Swanhild wimmerte: „Ich soll es küssen? Zur Sühne küssen? — Ich kann nicht! — Doch — ich tu's — gib — Ulla — gib —“



Doch Ulla wies mit hartem Finger auf jene Stelle, wo ein blaues Mal der Würgerhand den Hals des Kindes sehrte.

„Ich kann nicht!“ schrie Swanhild, „nicht diese Stelle! — Ich kann nicht küssen,“ so leuchte Swanhild, und sie sprang aus ihrem Bett, den Arthelm fest ans Herz gepreßt, der wild erschrocken schrie, und Swanhild floh — in wilder Flucht floh Swanhild.

Die Frauen vor dem Gemache stoben auseinander. Sie sahen entsezt die Königin im lang nachschleppenden, im weißen Hemde entfliehen nach dem Wald, doch keine wagte zu folgen, denn so groß und bleich und so in sich gefangen, abwehrend jede Menschennähe schritt dahin die Königin mit ihrem Kind.

Und vor der ersten Esche hielt sie an. Sie hob ihr Kind mit beiden Armen hoch: „Beschütz uns, heiliger Baum!“

Da schrak sie jäh, und wie ein Pfeil ins Herz traf das Erinnern: die toten Kinder wohnen in den Bäumen!

Und wie sie schaute, so angstvoll schaute, da sah sie in den Zweigen, die wie zum Nest sich fügten, ihr totes Kind, ihr blasses totes Kind — — — es lag da wie ein armes, kleines Vögelchen ins Nest geschmiegt, — ihr erstgeborenes Kind . .

Da brach Swanhild zusammen.

Und wie sie lag, von keiner Hülle fast getrennt vom Boden, so Leib an Leib, nackt an der nackten Erde, der moos'gen, weichen, duftigen Waldeerde, da rief sie: „Mutter — Mutter!“ — „Mutter!“ rief Swanhild und drückte fester sich ans heil'ge Herz der Mutter Erde. Im heiligen Baume rauschte leis der Wind, der kam von ferne her, aus unbekanntem Welten, er schaukelte der Zweige grüne Wiege, er schaukelte das tote Kind, — das lebende berührte suchend sacht und süß der Mutter Busen — wie Swanhild so lag, — da kam es über sie, blickartig grell und tief und dunkel doch — ihr ganzes Sein durchbebt die Offenbarung:

„Heilig ist das Leben!“

Sie schluchzte einen Namen nur: „Klein-Gerbert!“

Verschwunden war in grüner Zweige Wiege das tote Kind, es rauschte nur der Wind im Eschenbaum, der kam von fernen Welten, von unbekanntem Welten kam er her —

Und Swanhild neigte sich tief über Arthelm und hauchte in erstickter, in scheuer Zärtlichkeit: „Kleinkleiner Gerbert — mein erstgeborenes, mein armes Kind.“

Und wieder suchte ihr sehnsüchtiger Blick im Baum die Wiege — leer blieb die Stelle — Swanhild küßte Arthelm — sie wollte mit dem Fuß den Schatten rufen. . .

Leer blieb die Stelle — winnemd hauchte Swanhild: „Gemordet Leben bleibt ja tot für immer!“ Und weinend duckte sie sich an der Esche Stamm in sich zusammen und gab dem zweiten Kind, das hungrig schrie, die wild erregte Mutterbrust zu trinken.

So fanden sie die Frauen, die verängstigt ihr endlich nachgegangen.

„Was wollt ihr denn von mir?“ so fragte Swanhild. „Ich muß doch hier bei meinen Kindern bleiben.“

Die Frauen sagten: „Wenn der König kommt, muß er daheim dich finden, froh, frisch und gesund, Frau Königin, sonst ist der König traurig.“

Sie hört es kaum, sie saß geduckt am Stamm der Esche, sie tränkte Arthelm, und mit Augen, die groß vor Sehnsucht waren, sah sie auf in das Gezweig.

„Ist Siegwart traurig,“ sagte Edeltraut und rief noch einmal hell den Namen: „Siegwart!“

Das wedte Swanhild. „Ich will zu Siegwart!“ sprach sie. Und sie stand auf und ließ sich Kleid und Mantel willig überwerfen von den Frauen.

Klein Arthelm fest ans Mutterherz gedrückt, schritt langsam die Königin dahin, die Frauen folgten in einiger Entfernung, stumm vor Scheu —





Frank Siegele

Altes Schloss







Im Frauengemache legte Svanhild Klein Arthelm in die Wiege, in Mutterlust strich sie das Linnen glatt und schob zurecht die Kissen, sie beugte zum Kuß sich nieder und dann sah sie auf — kein Schatten — keine Ulla — auch kein Gerbert — Klein Gerbert. . .

Tief atmete sie auf, doch ihre Augen, sie waren groß vor Sehnsucht, noch einmal neigte die Mutter sich. . .

Und da geschah's —

Das Furchtbare:

Auffschrie Svanhild entsetzt — das Kind wand sich in Krämpfen!

Angst, Aberglaube, Verwirrung bei den Frauen, ein Raunen, Rennen, ein Betun, Betreuen, was sie nur wußten von der alten Weisheit, sie wandten's an.

„Ruft Anshelm, holt ihn schnell,“ befahl die Königin.

Und Anshelm kam und schüttelte besorgt und tief erschrocken das alte, weiße Haupt.

Inmitten all der Angst klang rascher Fußschlag, der König stob daher von froher Jagd. Die Jägerlust im Aug sprang er vom Roß, trat freudvoll ins Gemach und rief nach seinem Sohn.

Verstörte Mienen — entsetzte Blicke — Svanhild dort an der Wiege, zauber schön, doch bleich und fremd, ein seltsam Bild von Stein, wie fern im Südländsmeer in Göttertempeln er sie geschaut —

„Was ist geschehen?“ rief Siegwart. Und begriff es nicht, wie sie ihm sagten: „Dein Sohn ist krank, er liegt in schweren Krämpfen.“

„Der Anshelm sprach doch gestern: ein Bengel wie ein Bär!“ Und unbeholfen, ganz verblüfft stand Siegwart an der Wiege: „Was ist geschehen? Anshelm, hilf!“

Der Weise hob die Schultern wie einer, der nicht weiß, welch Wort zu sagen.

Da sprach Siegwart selber: „Wöser Zauber?“

Und Siegwart ward ganz Wille: „Wir müssen den bösen Zauber brechen! Er ist mein Sohn, er ist der Odinsentel, ist Nordlands Zukunft — ich will sein Leben!“

„Leben!“ sprach Svanhild und sah mit großen Augen hinein in Ewigkeiten.

Und Anshelm riet ihm: „Hol die Wala, Siegwart. Will es die Norne, kann die Wala retten.“

„Das weiße Roß!“ schrie Siegwart. „Schirrt es in Gold! Zehn Edlinge zu Pferd. Zehn Jungfrauen reiten mit. Ich führ' das Roß der Wala.“ Und Wort ward Tat in windesschneller Eile, und Siegwart stob von dannen, und hinter ihm stob das Gefolge; wie bunte Blitze flog es überm Boden — verschwand im Wald —

In schweren Zuckungen wand sich das Kind, Svanhild, geduckt an seiner Wiege, litt jede Zuckung mit, und jedes Wimmern zerschchnitt ihr Herz; doch weinte Svanhild nicht, sie kämpfte um ihr Kind, stahlharter Wille war in ihrem Blick.

Euch Götter zwing' ich! schrie es in ihr auf.

Und Svanhild küßte Klein Arthelm, und Svanhild rief: „Ich rufe nach dir, Ulla! Du willst Klein Arthelm! — Sage doch den Preis — ich löß' ihn!“

Leer blieb das Gemach, in allen Winkeln rann nur Licht — kein Schatten. Verzweifelt, alle Willenskraft im Blick, schrie Svanhild wild beschwörend: „Mutter Ulla!“

Nur Licht — kein Schatten — und das Kind in Krämpfen!

Das Gesicht am Boden, demütig wie einst Ulla, die getreue Magd, vor ihr gelegen, lag jetzt die Königin und bettelte: „So komm — und sag' mir, was du willst — ich löse — ich zahle — jede Sühne zahl' ich — Ulla, ich ruf' dich — Mutter Ulla, komm!“

Nur Licht — kein Schatten — und das Kind in Krämpfen!



Da endlich in der Ferne der raschen  
Kofse Laut — der Jagende!

„Siegwart!“ rief Swanhild, und sie  
wankte auf und wankte ihm entgegen  
totenbleich, und neigte tief sich vor der  
weißen Wala.

In ihren weißen Schleiern trat die  
Wala, ein Rätsel, ins Gemach.

Doch durch die Schleier sahen  
Augen — die hatten Menschenglück,  
und Menschenwerk und Menschenleid  
und -sehnen, Menschenschuld durch  
ein Jahrhundert schon geschaut —  
hell war der Blick und tief wie Meeres-  
tiefen!

Aus ihren Schleiern sah mit diesen  
Augen die Wala auf Swanhild.

Und Swanhild bebte. Ihr war wie  
morgens an der heiligen Esche. Geheim-  
nisvoll ins tiefste Leben traf sie dieser  
Blick.

Die Wala sah dies Beben.

Die Wala trat zur Wiege, sie neigte  
sich aufs Kind und:

„Wehe, wehe!“ rief die weiße Wala  
und nochmals „wehe!“ Es rauschte wie  
Vogelflug mit schwerer, schwarzer  
Schwinge der Ruf hin durchs Gemach.

Von Swanhilds Lippen bebte eine  
Antwort, ein Schrei aus Mutterherzen:  
„Leben! — Leben!“

Und dunkel sprach die Wala:

„Scheite sichtet, schüret Scheite!  
Odin holt noch heut ein Leben.

Nornen raunen, rufen, raten,  
Nornen rufen: Flamme, lohe!  
Lohe, lohe, lohe — Flamme!“

Dumpf gab der König den Befehl:  
„Am Strand den Scheiterhaufen baut.“

Und Sklaven gingen behend ans  
Werk.

Auf ihren Stab gebeugt die weiße  
Wala, im Kreise ging sie um die beiden  
sacht, das Kindlein in der Wiege, die  
Königin daneben, im Kreis gebannt  
Klein-Arthelm und Swanhild.

Im Gehen, im sachten Schreiten  
dunkel sprach die Wala:

„Nornen wissen hohe Weisheit:  
Blut ist Saft aus Nornenbrüsten,  
Schuld ist Gift in Nornenmilch,  
Sühne, Segen, Heil und Heilung  
aber halten Menschenhände.“

Und stille stand die Wala, zu Siegwart  
trat sie dann, aus ihren Hüllen hob  
sie die greisen, lebensklugen Hände  
und griff die heilige Art aus Siegwarts  
Gürtel.

Und mit der Art trat sie an Arthelms  
Wiege.

Auffschrie Swanhild: „Nicht mit der  
Art das Kind berühren — unschuldig  
Blut und Meineid rührt es an —. Ich  
hab' erwürgt — Klein-Verbert!“

Die Wala ließ die Art zu Boden glei-  
ten, und Swanhild hob sie auf.

Da sah sie Ulla gleiten durchs Ge-  
mach — ein grauer Schatten — über  
Arthelms Wiege sich niederneigen —  
in der Luft verrinnen...

Und hell sprach Swanhild: „Deine  
Sühne weiß ich — ich bin bereit — ich  
komme, Mutter Ulla!“

Zur Wiege neigte sich Swanhild  
und sah das Kind ruhig werden unterm  
Aug' der Wala, die ihre Hände auf  
Kopf und Herz ihm legte, ruhig und  
rosig einschlafen sah sie Arthelm zum  
Schlaf des Lebens, und sie küßte mit  
langem, heißem Mutterkuß ihr Kind.

Dann schritt sie aus dem Ring, den  
abgeschritten die Wala, den keiner zu  
überschreiten gewagt, auch Siegwart  
nicht. Und: „Leben!“ sprach Swanhild  
im Gehen und hob die Arme wie zwei  
lichte Flügel, kraftvoll und frei das stolze  
Haupt erhoben, schritt sie aus dem Ring.

Zu Siegwart trat sie, bot ihm seine  
Art, zu Siegwart sprach sie: „Ich wollt'  
zu dir — und wie der Weg — mir gleich!“

Als wär ein Eichbaum mit Wucht an  
seine Schläfe hingeschlagen, stand Siegwart  
noch betäubt von ihrem Ruf:  
„Ich hab' erwürgt Klein-Verbert!“  
Er sah sie an, wie man Gespenster an-  
schaut, er nahm die Art nicht —.



Berstehend und voll Liebe und voll Weh sprach Swanhild: „Siegwart — ich weiß — ich hab' am Heiligsten gefrevelt — nicht deinen Fuß — auch deinen Handschlag nicht verlang' ich auf den Weg — doch hör' mich, Siegwart. Nimm deine Art und tritt dort in den Kreis der Wala zu Klein-Uythelm: dein Sohn und meiner — Siegwart, er wird leben! Und weitertragen wird er deinen Stamm und weitererben wird er Odins Art. Ich fühne — Siegwart!“

Und Swanhild ward bleich und Swanhild behte. „Meine Sonne — Siegwart!“

Da schrie er, wie ein Mensch in Seesnot schreit, wenn all die wilden Wasser nach ihm greifen: „Swanhild!“ Und nahm die Art.

Sie jauchzte. „Dank dir, Siegwart!“ Sie winkte der Wala.

Die Wala faßte Siegwarts Hand und führte zu Uythelm ihn.

Und Swanhild schritt, ohne umzuschauen, aus dem Gemach, gefolgt nur von der Wala.

Und auf dem Holzstoß, der so schnell geschichtet, sah Swanhild Ulla stehen mit Klein-Verbert, und Swanhild rief: „Mein Kind, ich komme!“ Und rasch im Sprunge stand Swanhild schon oben. „Ich bin bei dir — ich will dich wiegen — küssen!“

Die Wala warf die Fadel in das Holz —

Und als die Flammen hoch und hell sie faßten, da hob Swanhild die Arme wie zwei lichte Flügel und jauchzte: „Leben! — Lohe, reine Flamme!“

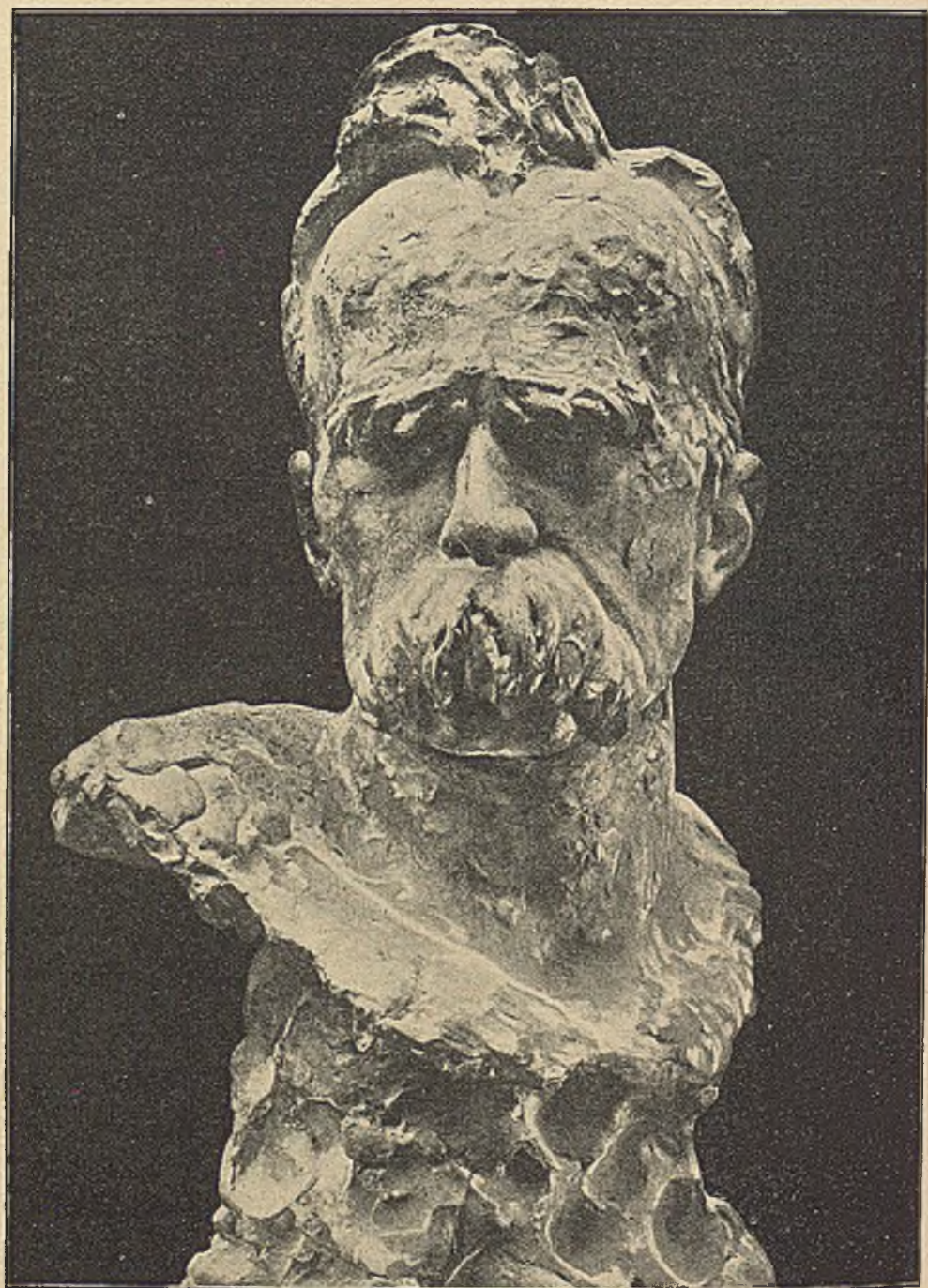
## Und eines Tages . . . .

Und eines Tages wachst du lächelnd auf:  
Ein holber Traum trägt aus dem Zaubernet  
der Nacht dich wie auf sel'gen Märchenschwingen  
ins goldne Leuchten deines Frühlingswunders. —  
Ein Lerchenlied singt deines Herzens Jubelschlag  
dem lieben Gott zu Dank. Dein Hoffen schwingt  
im Wirbelflug der Schwalben wonnetrunken  
zum ew'gen Firmament. Und deine Sehnsucht  
läuten tausend heimlich feine Blütenglocken.

Und eines Tages neigt sich müd' dein Pfad:  
Aus Licht und Leuchten, das in Dunkel scheidet,  
klingt leise noch ein letzter Ton in deinen Traum  
mit zager Melodie von Lieb und Leid und Sehnen. —  
Erstschauend sinnst du deinen fernen Wegen nach  
und deine Frage bangt: „Herr, wohin führst du mich?“  
Da senkt der Herr den letzten Schlaf auf dich  
und spricht dir lächelnd milb sein Wiegenlied:  
„Komm, folge mir zum ewigen Frühlinglicht! . . .“

Paul Berglar-Schröder.





Friedrich Nietzsche

Gustinus Ambrosi



# Der Bildhauer Gustinus Ambrosi

Von Max Hayek  
Mit acht Abbildungen

Und daß dies nichts ist als ein tiefes  
    Sehnen  
Nach einer Gottheit, die die Welten  
    bindet,  
Und daß die Seele, die den Gott  
    nicht findet,  
Aus sich die Werke schleudert statt  
    der Tränen.  
Gustinus Ambrosi.

**G**ustinus Ambrosi ist gegenwärtig zweiunddreißig Jahre alt. Er wurde am 24. Februar 1893 in dem burgenländischen (seinerzeit ungarischen) Eisenstadt geboren, wo auch Haydn in diese Welt kam, doch stammt er väterlicherseits aus einem alten italienischen Künstlergeschlecht. Er führt als den ältesten seiner Vorfahren einen Andrea Ambrosi an, der, Baumeister und Architekt, um 1553 in Florenz geboren wurde und um 1640 starb. Ansonsten werden Maler und Goldschmiede als Ambrosis Ahnen genannt, ein Francesco, ein Antonio, ein Giuseppe Ambrosi, doch war der Vater unseres Bildhauers, ein Friedrich Ambrosi, Hauptmann der weiland österreichisch-ungarischen Armee, während die Mutter, eine geborene de Langh, eine Ungarin, auf der Fußta Gharmath unter Pferden,

Geflügel und Kühen gelebt hatte. Das Ungaro-Italienische, Blut und Leidenschaft, ist denn auch in Gustinus lebendig, der übrigens ein Prachtbursche ist, hoch, breit, mächtig, ein Athlet mit wahrhaft stählernen Armen und von einer Kraft, die mit dem Marmorblock Fangball spielt. Wir haben den genialen Typ des Künstlers vor uns, eine unzeitgemäße Erscheinung, einen Renaissance-Menschen, dem die Kunst der Zubegriff des Lebens ist. Der Kunst, dieser strengen Göttin, die Wonne und Peinigung vergeben muß, hat unser Bildhauer sich verschrieben auf Aufstieg und Untergang.

„Bis jetzt schuf ich 296 Büsten,“ schrieb er mir vor langer Zeit einmal ins Konversationsheft — denn er ist seit seinem

siebenten Lebensjahr taub, Rede und Gegendrede müssen schriftlich geschehen — doch dürfte sein Werk inzwischen das dritte Hundert von Büsten, Statuen und Bildwerken verschiedener Art weit überschritten haben. Ambrosi hat den furor laboris, den leidenschaftlichen Schaffensdrang des von immer neuen Ideen gequälten Künstlers, in ihm wühlt rastlos der Wille, dem Großen das Größere zugefellen und endlich das Ungeheure zu vollbringen. Er, der arme Junge von



Die Hand



einst, der in Prag und Graz bei Dekorationsbildhauern studierte, ehe ihm gelang, in einem der österreichischen Staatsateliers im Wiener Prater Unterkunft zu finden, er, der Einsame aus müßendem Willen, ist sicher einer aus dem promethischen Geschlecht, das aus Zerrissenheiten zur Harmonie, aus Dunkelheiten ewig sehnsüchtig zum Licht verlangt. Fast alle seine Plastiken — soweit sie nicht Porträtbüsten sind — verherrlichen den auserwählten, tragischen Menschen, auf dem die Hand Gottes lastend ruht, den leidensvollen Menschen, der im Kampf gegen übergewaltige Schicksalsmächte großartig untergeht. Überall ist der Aufschrei seiner Seele zu hören, die sich der Erde entschwingen und in einer anderen, besseren Welt Erlösung finden will. „Der Mann mit dem gebrochenen Genie“: er ist das Symbol des Menschen, dessen Kraft nicht ausreicht, um die Schwerkraft des irdischen Seins zu überwinden. „Mit dem Haupt im Himmel weiland, fühlen, Maria, dieser Erde niederziehende Gewalt!“ — so dichtete der junge Goethe, bis der alte gelernt hatte, nach keinem Warum lechzend zu fragen, das Unerforschliche ruhig zu verehren und das Weil, als eherne Notwendigkeit und Forderung des Tages, zu ertragen und zu erfüllen. In Ambrosi türmt sich ein ungebrochener Wille von leidenschaftlicher Eignisucht dem Leben entgegen — und da der Kampf gegen das Gegebene sieglos ist, wäre Niederbruch und Umnachtung das Ziel — wenn nicht die Kunst als Organ überwindender Befreiung vom Leben das Leben erst möglich machte. „Wenn

ich nicht produktiv sein könnte — ich wäre längst nicht mehr!“ schrieb Ambrosi. Man muß es ihm glauben. Denn ihm hätte es wie einem Nietzsche ergehen können, dem er, aus geistesverwandtschaftlicher Regung, ein gewaltiges Denkmal setzte. „Die Umnachtung“ ist nur eines der tragischen Kapitel dieses Denkmals, das auch einen „Seelentranten“ und einen „Zusammenbruch“ umfaßt. Und so formte Ambrosi auch jenen Griechenjüngling Ikarus, dessen kühnster Sonnenflug mit tödlichem Absturz enden muß. Der aufwühlende, schwerrollende Afford der Sehnsucht, die traurige Melodie des Entbehrens und Entfagens tönt aus vielen Plastiken unseres Künstlers, dessen Wert nicht mit der Gelehrten-Eile des Künstlers, sondern vor allem als Ausbruch und Ausbruch eines ungeheuren Temperaments zu werten ist. „Ecce Homo“: sehet, welch ein Mensch! Etwas von solchem Denken kann sich einstellen, wenn man das große Gesamtwerk dieses zweifellos hochbegabten Bildhauers beschaut. Immer und überall ist das äußerste Mühen eines Menschen um den großen Gedanken und dessen Offenbarwerden im plastischen Kunstwerk zu



Der Mann mit dem gebrochenen Genie

er-  
kennen, immer  
wieder ver-  
sucht ein erdge-  
bundener Ab-  
ler den Him-  
melsflug, um  
immer wieder  
zu entfagen  
und das dra-  
matische Spiel  
unter Wunden  
und Wunden  
neu zu begin-  
nen. Ein Bild-  
werk wie  
„Kain“ ist von  
einer Festigkeit  
der Leiden-  
schaft, die in  
der Plastik  
nicht häufig er-  
reicht wurde.  
Eine Seele  
schreit auf, ein  
Schuldiger  
brüllt die Ber-  
ge an: „Fallet  
über mich!“  
— Doch mit-  
ten unter sol-  
chen Kolossen,





Rain

die eine erhabene Sprache sprechen („Die Erschaffung Adams“, „Der opfernde Abel“, „Prometheus“, „Der Einsame“) blühen dann wieder etliche Werke Ambrosis aus dem Marmor, anmutige Kinder der Freude und Liebe, „Der ewige Frühling“, „Der Fuß“, „Regen und Erde“ und viele andere, in denen die leuchtende Schönheit menschlicher Glieder in schwingender Bewegung gezeigt und der Form jegliche Schwere genommen wird. Denn Ambrosi, auf dessen Brauen zwar immer ein tiefer Ernst thront, ist doch auch der feinhändige Bildner entzückender Büsten. Er hat eine Anzahl schöner Frauenköpfe modelliert und sich als Porträtist von ungewöhnlicher Klasse gezeigt. Erstaunlich, mit welcher Schnelle er arbeitet, mit welcher Kunst er das getreue Abbild eines Menschen in wenigen Stunden in Ton fertig hat.

Ich sagte schon, daß Gustinus Ambrosi, der Zweihunddreißigjährige, bis heute weit mehr als dreihundert plastische Werke geschaffen habe. Es ist dies schon als physische Leistung genommen gewiß etwas



Die Umnachtung

Ungewöhnliches, zumal es sich bei Ambrosi immer um ganze Arbeit handelt, um gewaltige Würfe, ja, nicht selten um überlebensgroße Statuen oder Gruppen. Er hat in seinem Werk den Kämpfen seiner Seele, ihren Siegen und Niederlagen, ihren Freuden und Qualen Denkmale gesetzt, immer gierig und brennend in Ungeduld, sich mitzuteilen aus Überfülle. Diese unbegrenzte Mitteilbarkeit, dieser unersättliche Trieb, sich auszusagen, sich loszuwerden und abzustreifen, hat Ambrosi auch zum Dichter gemacht. Denn Ambrosi, dieser künstlerische Mensch par excellence, ist auch Dichter. Und es ist ein Schau- und Hörspiel eigener Art, ihn seine Verse in dunklen Kehllauten deklamieren zu hören (Ambrosi kann sich nur mühsam verständlich machen — er war einmal völlig taubstumm!) Ich habe ihn im Prater, in seiner abgeschiedenen Werkstatt, wo er, ein *Syllo*, unter seinen steinernen Geschöpfen herumwandelt, oft besucht. Wir unterhielten uns dann über Gott und Welt, über Natur und Kunst, und es





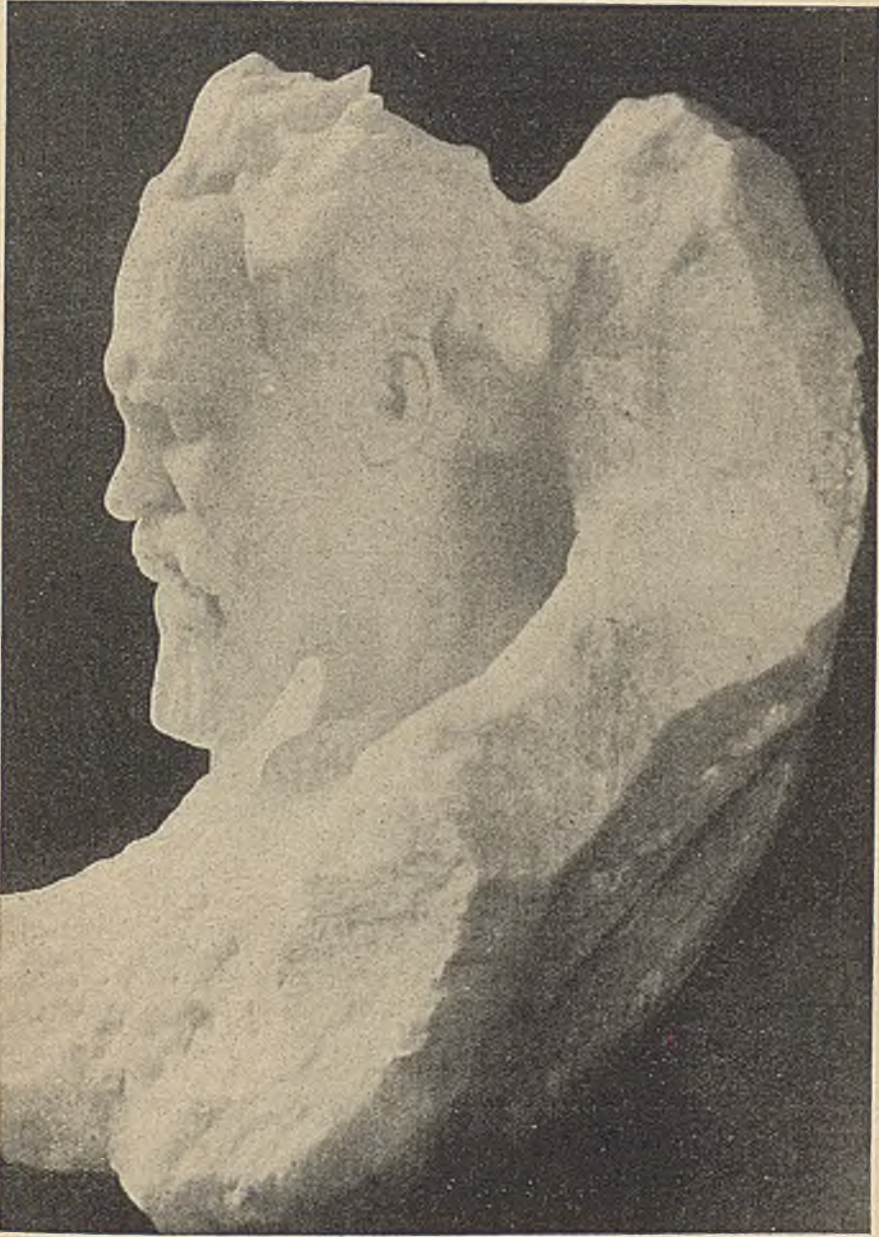
Ambrosi

waren immer reiche Stunden. Und Ambrosi philosophiert mit Worten womöglich noch eifriger als in Stein und Erz. Er hat an der Türe seiner Werkstatt dieses Sonett geheftet (es ist eins von Hunderten):  
 Wohl dir, wenn dir noch fremd ist jene  
 Klage,  
 Die sich der Brust des Einfamen entringt!

Baronessè Lintv

Dem, der mit Mühe Ewiges erzwingt,  
 Ist nichts verlorn'ner als verlorne Tage!  
 Sprich, hieltst du je den Hammer in der  
 Hand,  
 Um tief im Stein dir selber zu begegnen?  
 Begriffst du je der Ewigkeit tiefstes  
 Segnen,





Wilhelm Rienzl

Marmorbüste im Grazer Opernhaus

Die dich mit Nie-Erschaffenem umwand?  
 Hart aber ist der Stein und troht den  
 Hieben —  
 Mit hundert Stunden ist noch nichts ge-  
 tan —  
 Von morgen mußt auf morgen du ver-  
 schieben,

Was dich doch stündlich aus dem Stein  
 sieht an!  
 Bis du nach tausend Stunden wie im  
 Wahn  
 Aufstöhnst: O Gott, wer hieß solch' Tun  
 mich lieben?  
 Und er hat einst, vor Jahren, in einem  
 Briefe an einen seiner Freunde offenbart,



wie er in seiner einsamen Werkstatt haust, den Tag und die Nacht verbringt, mit seinen Entwürfen, Plänen, Gedanken und Statuen, mit seinen Göttern und Dämonen allein . . . Er schrieb:

„Die Schauer tiefer Mitternacht umfassen mich . . . Ich bin allein. Wie Dichtung mutet mich mein Leben an . . . War es nicht Sehnsucht nur? . . . Nach hohen Dingen! Nach Größe, Tiefe und Erhabenheit . . . Menschenwürde und höchste Ethik! O, reinen Geistes Wunder zu eratmen, so rings gestreut sind auf der Mutter Erde! . . . Und dann in die Knie hinzusinken, vor ihr, der Einzigen, All-Unendlichen, der Allnatur!

Vor meiner Werkstatt ging ich nun spazieren. Die Praterau im Mondlicht! Silber in Silber! Schleierseiden! . . . Leise, wärzige Winde in nächtlicher Taufrische! Welch Labfal müde gearbeitetem Geiste, und doch nicht wirklich Müdem: ruhe ich nicht, indem ich rastlos tätig bin? Namenloses

Schweigen um mich und betäubender Duft träumender Hohlenderbüsche . . . Ich hatte eben am Gipsmodell des „Opfernden Abel“ geschaut . . . Ein Werk, das ich im Januar (1917) in nicht ganz neunzehn Tagen modellierte . . . Nachmittags begann ich, und gegen neun Uhr abends am neunzehnten Tage stand es fertig . . . Und nun das

Gipsmodell: ich schabe an den Beinen und modelliere direkt in Gips nach, im Gefühl, alles noch besser machen zu können, gewöhnlich in der Nacht, denn da ist das Talglicht mein Lehrer: die Schatten werden scharf gezeigt und geben der Formen Fehler her . . . So hatte ich auch jetzt das Talglicht im Drahtring am Kopfe . . . die Brust voll Gedanken an die Erschaffung Adams, ein Sonett an Gott und . . . Gedanken an Dich, mein Guter!

Aber was gesteh' ich Dir nun? In diesem einfachen und doch unendlichen Wunder der Nacht raunen mir die Tränen — wider Willen! Und weswegen? Ich dachte: alles Menschenwerk ist unnützlich!

Ewig unnützlich! Nur das wird von allem bleiben, was im Augenblick von Dauer ist . . . Was ist es? Der Geist des All und des Nichts: es ist eines und dasselbe!

Wie freundlich war es doch, da Du noch in Wien weiltest! Da warst Du bei mir in solchen Stunden!

Nun war ich allein: Fledermäuse umfuhren mich . . . ab und zu blieb ich stehen und sah in die Sterne . . . dabei dachte ich schon an meinen „Heiligen Sebastian“ . . . an die „Traumwandlerin“ . . . an „Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft“ . . . an den ganzen „Tempel der Menschheit“ . . . ach! Alles Skulpturen, Gebilde, Höhen, Breiten, Tiefen, Weiten, Tiefen! Gesimse,



Gustinus Ambrosi neben seinem Skarus



Gebälte! Timponeum! Puppeln! Traumwandel in selbigem, bewußtestem Wahne!

Alles Menschenwerk ist unnütz! Zum wievielten Male sage ich es mir! . . . Ist es notwendig, jetzt, da alle schlafen, wach zu sein und darüber nachzudenken? Und doch! Ich kann nicht anders . . . dort steht mein „Opfer der Abel“, breitet die Arme aus und redet, was ich am liebsten verschweigen möchte . . . Alles Menschenwerk ist unnütz! Es sei denn, o Mensch: du mußt dich opfern können! . . . Du lebst, du bist, du mußt auswirken: dich entwickeln; werden; werten; umformen; dich wiedergebären, sozusagen allem Unnützen zum Trost: den Glauben an das Leben, an alles rätselvoll in dir Tätige und Wirkende gleich einer heiligen Brandfackel hoch zu Häupten halten!

Und so arbeite ich in einem fort mit Liebe! Meine Werke wachsen aus meinem Herzen . . . Ach, daß du meine Werke sehen könntest! Du würdest fühlen, wieviel Liebe ich an diese Dinge verschwende! An diese Dinge, die Lehm sind, Stein und Staub! Alles, was ich anpasse, muß leben! Aus allem wächst das Gebild meiner Seele mit aller Sehnsucht, Blut und Leidenschaft . . . und dann steht das Werk da, ich wende mich Neuem zu — denn da ich mich mit jedem erschaffenen Dinge bejahe, kann ich es bald nicht mehr lieben . . . weiter gilt's zu streben! Tiefer gilt's zu streben! Und also schenke ich den Dingen um mich Genossen . . . erschaffe ich mir steinern Freunde . . . Und mein Geistertanz froh-

lockt unter Dingen!“ . . . (Aus „Gustinus Ambrosi“ von Karpfen, Friß Wien, Thyrso's Verlag.)

So und ähnlich schreibt der ekstatische Jünglings-Mann seine Briefe — und er schreibt täglich welche — so wandelt er, nach dem Wort des Vaccalaureus, im eigensten Entzücken, die Sonne vor sich, Finsternis im Rücken . . .

Ist nun Ambrosi zweifellos eine künstlerische Persönlichkeit, so ist er doch noch immer nicht zu jener vollkommenen Selbständigkeit emporgereift, die in einem höchsten Sinne den Künstler ausmacht. Noch schimmern am Firmament dieses jugendlichen Stürmers und Drängers die gewaltigen Sterne des Michelangelo und Rodin mit verführerisch-betäubendem Glanze. Noch ist er nicht ganz er selbst geworden, noch nicht zu einer nur ihm eigentümlichen Formenprache, zu einem nur ihm eigentümlichen Stil gelangt. Doch: seine Entwicklung ist noch lange nicht abgeschlossen, und niemand weiß, wohin ihn die Zeit noch führt. Er ist ein rollendes Rad, das keinen Stillstand kennt, er ist eine Energie, die mit zäher Kraft um höchste Ziele ringt. Sicher ist er aber heute schon eine bedeutende und interessante Erscheinung. Denn er ist einer jener Menschen, in deren Seele Gott den Stachel der Sehnsucht und des Vollerbungswillens gesenkt hat, und er ist einer jener echten Künstler, die in ihrem Werk den Genius der Menschheit bei seinem großen Namen rufen wollen. Und solche Künstler sind uns heute nötiger als je.

## Das XXXV. Sonett

Von Gustinus Ambrosi

Oh, du mein Gott! den ich im Stein  
empfand,  
Vom Abendneigen bis zum Morgen-  
dämmern  
War ich das Werk, ein Hammer und  
ein Hämmern,  
Das dich gerufen an des Steines Rand.  
Vom Morgendämmern bis zum Abend-  
neigen  
War nur der Hammer meines Körpers  
Hand  
Und nur der Stein mein Hirn, das  
ihn umwand,  
Um werkend in die Unterwelt zu steigen.

Schüf' ich nicht — müßt' mich Qual  
zu Boden werfen,  
Denn auf mich schwer getürmt wie  
Felsenquadern  
Hast du das Ungeheuerste tiefinnen.  
In meinem Blut, unstät in tausend  
Adern,  
Schreit es nach dir! Unstät in tausend  
Nerven  
Endigt in mir nur alles zum Beginnen.

Aus „Sonette an Gott“. Erschienen im Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien



# Der Trauerwalzer

Von Anna Charlotte Wukly

❖

Aus dem großen Bauernhause drang Stimmengewirr. Die Fenster standen weit offen, daß der breite Sonnenstreifen, der auf der Landstraße lagerte, sich bis zu dem hellgescheuerten Fußboden schieben konnte, ganz in die Nähe der vielen Menschen, die in dunklen Kleidern die Stube füllten. Sie saßen und standen in düsteren Gruppen längs der Wände und bei dem schweren, eichenen Tisch in der Mitte, über den sich das schneeige Leinentuch noch fleckenlos spannte und den blinkendes Festgeschirr in erdrückender Fülle bedeckte. Die schwerfällig-schwärzlichen Menschengruppen in der niedrigen, durch sie beengten Stube bildeten einen scharfen Gegensatz zu den im Sommerlichtgebäderten Feldern, die sich in gelblich-grüner Weite draußen dehnten und sich in der Ferne mit dem kräftigen Blau des Himmels vereinten. Ganz seitlich nur erhob sich wie ein fernes Abbild der schweigenden dunklen Menschen in dem Hause ein breitgliedriger, dickstämmiger Waldabschnitt hinter einem hellgrünen Rain.

In dem kühlen Hausflur neben der Stube saßen auf roh gezeimerten Bänken die Musikanten, sechs an der Zahl. Sie hatten die Blasinstrumente auf den weißen Sand der Dielen gestellt und ließen einen Humpen mit schäumendem Bier von Mund zu Mund gehen. Der rauhe Klang ihrer abgerissenen Unterhaltung und das Glucksen des Bieres, das durch die ausgedörrten Kehlen rann, vermischte sich mit dem Klappern des Geschirrs in der Küche jenseits des Hausflures, aus der ein vielartiger Duft von allerhand Gebratenem und Gebackenem vorwitzig durch den Türspalt schwebte. Eine stattliche Kochfrau hantierte an Kochherd und Backofen, und zwei dralle Mädchen trugen gewichtige Schüsseln mit Braten, Geinüsen, Geflügel, Salaten und Frischten in die Stube, postierten die Humpen mit Bier zwischen die Teller und häuften

knuspriges Backwerk zu ansehnlichen Bergen, über die der Blick sich nur im Zickzack emporarbeiten konnte, denn sie wechselten die Vegetation in einer das Auge zugleich satt und hungrigmachenden Mannigfaltigkeit.

Indessen verbreiteten sich in der Stube die Tabakvölkchen, die den derben Tonpfeifen entstiegen, und trugen dazu bei, die schwüle Atmosphäre zu einer erdrückenden zu gestalten. Zu der das gleichmäßige Paffen der schweigenden Männer eine einschläfernde Melodie abgab.

Im Winkel neben dem riesigen Kachelofen stand eine Anzahl Frauen mit großen Taschentüchern, teils in den Händen, teils an den Augen. Aus ihrer Mitte drang ein stoßweises Schluchzen. Dort saß in einem hohen Lehnstuhl die Witwe des vor einigen Stunden mit allen Ehren beigesezten Jochen Schulten, fast zerdrückt von der Steifheit des kreppüberdeckten Trauerkleides, trotz ihrer ansehnlichen Körperfülle beinahe ertrinkend in dem Wittwenschleier, der ihr dickes blondes Haar mitleidlos verhüllte und wie ein zweiteiliger schwarzer Strom längs der blühenden Wangen bis auf die runden Hüften herniederran. Sie saß vornübergeneigt, das Taschentuch in die kräftigen Hände gepreßt, und starrte mit tränengefüllten Augen vor sich hin, als sähe sie auf dem hellgescheuerten Fußboden das Bild des Verstorbenen, dessen Namen sie unter immerwährendem Schluchzen rief. „Jochen, Jochen, du warst mir einzig Glück!“ wiederholte sie zu unzähligen Malen, während die Frauen bestätigend die Köpfe hoben und senkten und die Männer intensiver an den Pfeifen saugten und hin und wieder ein brummelndes: „Je, dat is all so!“ oder „dor helpt all nix!“ hörenließen. Nur die beiden drallen Mädchen liefen geschäftig auf und ab, das Mahl für die Trauergäste zu bereiten, das dem Begräbnistage einen würdigen Abschluß geben sollte. Vereinzelt drang wie ein aus anderen Welten verirrter Laut der



verhaltene Probeton eines Instrumentes vom Hausflur herein, grell trotz seiner gedämpften Kürze, eine Dissonanz, die jäh in die Luft schnitt und wieder schwand.

Setzt erschien in der Tür die breite Gestalt der Kochfrau. Musternnd überblickte sie den Tisch mit den prunkenden Gerichten und Humpen, spähte einen Augenblick aus dem Fenster und wandte sich ungeachtet der mitfühlenden Frauen und der tränenvollen Besunkenheit der Witwe an die letztere mit einem nüchternen: „De Pastor kimmt, un det Eten is gaud!“\*)

Lowise Schulden hob die blauen Augen nach der Tür, durch die gleich darauf der sehnige Geistliche trat, der den Lalar daheim gelassen, aber einen ausgeprägten Hunger mitgebracht hatte, so daß er nicht verhindern konnte, daß sein erster Blick über die Lockungen des Tisches stolperte, dann jedoch gebändig zu Lowise eilte, die den Versuch machte, sich vom Lehnstuhl zu erheben. Aber das schwere Kleid und der wallende Schleier, den sie in ihrem Kummer abzunehmen vergaß, schienen sie mit Gewalt an den Sitz zu bannen. Also streckte sie nur wie in einer Abwehr die Hände aus und rief unter neuem, stärkerem Schluchzen: „Jochen, Jochen, du warst min einzigt Glück!“

Unwillkürlich richteten sich aller Augen auf den Pastor, der zufällig den gleichen Namen trug. Er hatte aber eine würdevolle, abweisende Mine aufgesetzt, und trat zu der Trauernden, sie noch einmal zum Troste zu mahnen. Sie nickte zu seinen Worten unter unersiegbaren Tränen. Zwei Frauen stützten sie, daß sie sich erhob. Mit weinendem Munde trat sie zum Tisch, neben dem Geistlichen Platz zu nehmen, und die übrigen ließen sich ebenfalls nieder, schmerzfällig und steif, mit Füßeschurren und hörbarem Seufzen, mit einigen ratlosen „je, wat kimmt, dat kimmt!“ Der Pastor sprach das Tischgebet, von Lowises schluchendem Weinen ruckweise unterbrochen, während der kräftige Duft der Suppe

aus den dampfenden Tellern stieg. Dann nahm das Trauermahl seinen Anfang.

Sie aßen schweigend, in die Genüsse vertieft, die Gaumen und Magen schmeichelten, und das Klappern der Eßgeräte war das einzige Geräusch, das neben dem Schlurfen und Schmaßen der hingebend genießenden Mäuler zu vernehmen war, wenn nicht gerade der dröhnende Laut eines markig auf den Tisch zurückgestellten Kruges die Eintönigkeit nachdrücklich unterbrach. Die Mägde in den hellen Kattunkleidern schwikten von dem eiligen Hin und Her und hatten alle Hände voll zu tun, die dickbäuchigen Krüge immer wieder zu füllen und die begehrten Schüsseln zu versorgen. Lowises Tränen waren im Dampf der Speisen versiegt gleich zitternden Regentropfen in der Sonnenwärme, ab und zu nur, zwischen zwei Gerichten, schlich sich ein verlorener Seufzer über die für Sekunden ruhenden Lippen. Die zunehmende Hitze im Raum mahnte sie an die Last des Trauerschleiers, und sie löste ihn mit ungeübten Händen mühsam aus dem vollen Haar, das nun in seiner ganzen blonden Frische durch die Stube leuchtete, in einem Wettstrahlen mit den Feldern vor den kleinen Fenstern. Sie sah noch recht appetitlich aus in ihrer blühenden Fülle, die durch die knappe, schwarze Kleidung wie durch einen dunklen Rahmen ans Licht gehoben wurde. Manche Männeraugen, die sich nicht zu tief in die Lockwege des Tisches verstrickt hatten, blinzelten über die Teller wohlgefällig zu ihr hinüber. Korl Bauding, der seit kurzem ebenfalls den großen Hof alleine bewirtschaftete und seinem Hanning in einem gleich umfangreichen Trauermahl die würdige Ehrung erwiesen hatte, stellte den schäumenden Krug soeben nach einem tüchtigen Schluck auf den Tisch, als die ährengelbe Frucht auf Lowises Haupt aus den sinkenden Schleiern auftauchte, dicht vor seinem verträumten Hühnerblick, — und geblendet wie er war, vergaß er ganz, das Bier hinunterzuschlucken, das nun den Weg durch Nebenpfade suchte. Korl Bauding hustete erschütternd,

\*) Der Pastor kommt und das Essen ist gut.



während hilfsbereite Fäuste seinen breiten Rücken gleich Dreschflegeln bearbeiteten. In die schweigsame Tafelrunde war eine kleine Bewegung gekommen. Die meisten hielten im Essen inne, wobei sie die Gabeln mit den gerade aufgespießten Fleischstücken und Kartoffeln reglos wie seltsame Fragezeichen in die Höhe hielten. Der alte Hinfellein aber, der bei allen Gelegenheiten mit seinem Rat zur Hand war, hatte den Mund so voller Kalbsbraten, daß er nur unartikulierte Laute hervorstoßen konnte, die er mit der dichtgespißten Gabel zu illustrieren suchte, indem er diese mit einer in Spiralen kreisenden Bewegung hoch über dem Kopfe schwenkte. Da aber niemand wußte, was er meinte, schlug man nur weiter auf Korl Baudings breiten Rücken, daß es gewichtigen Trommelschlägen glich. Lowise wurde bei diesem Anblick von einer neuen Ergrißtheit gepackt; sie vergrub ihr Gesicht abermals in ihr Taschentuch und begleitete den Dreschtakt mit weinendem Gezirp. Schließlich schüttelte Korl die wohlmeinenden Fäuste ab und half dem Rest des verirrtten Trankes mit einem kunstvollen Nachschluß auf den rechten Weg. Diesmal vernied er allerdings, Lowise anzublicken.

Es schien, als hätte die unabsichtliche Unterbrechung der Stille der Tafelrunde durch Korl Bauding den Auftakt zu einer leisen Regsamkeit gegeben, denn kaum waren die trommelnden Fäuste auf seinem Rücken verstummt, als vom Hausflur her die grollen Klänge eines Chorals in die Stube drangen. Die Musikanten begannen ihr Hauskonzert. Sie hatten die Kehlen reichlich mit Bier geölt, daß sie nunmehr allen Ansprüchen des Musikhungers genügen konnten, und für alle Fälle standen noch ein paar frisch gefüllte Gumpen neben den hölzernen Bänken. Um die Musikbereitschaft ihrer Kehlen zu beweisen, schlossen sie an den Choral ohne Unterbrechung einen schneidigen Militärmarsch an. Sie waren so gut eingespielt, daß sie es wagen konnten, einen kleinen Übergang von dem getragenen Tempo des ersten Musikstückes zu der Weise des

Marsches zu improvisieren, jeder nach eigenem Einfall natürlich, aber nach kühner Schwenkung wie Lühows wilde verwegene Jagd doch zum Ziele führend. Schmetternd bahnten sich die Töne den Weg durch Tabakwolken und Kaffeebüfte, die riesigen irdenen Kannen entstiegen. Und was alle Reize des bisherigen Mahles nicht vermochten, das blieb Frau Musica vorbehalten, als der Zauberin, die alle Tiefen erschließt; die Bäuern und Bäuerinnen schüttelten die schweigsame Schwerfälligkeit von sich ab und wurden gesprächig und immer lebhafter, daß die Musikanten die Zungen bald anspannen mußten, um die Sprache der Instrumente nicht von den Menschenstimmen erdrückt zu sehen. Schließlich wollten die ärmeren Dorfbewohner, die sich vor den Fenstern auf der Landstraße versammelten, auch etwas von den musikalischen Künsten hören. Also überboten sich Trompeten, Posaune und die imposante Pauke in Kunstbesessenheit und freundlichem Entgegenkommen und warfen aus dem Füllhorn ihrer Klänge eine strahlende Spende nach der anderen auf die sonnige Landstraße und in die glutheiße Stube, wo die Unterhaltung aus einem leise sum menden Lusthauch zu einer Windsbraut von Stimmen angewachsen war. Lowises Tränen waren endgültig versiegt. Die weiche Hand der Frau Musica hatte sie fortgenommen, wie die Arznei das quälende Fieber nimmt. Korl Bauding brauchte sich nicht mehr zu verschlucken, wenn er den Anblick ihrer wohligen Fülle genoß. Lowise saß mit dem Pastor in seiner nächsten Nähe, und ihr schimmerndes Blondhaar dünkte ihm eine milde Sonne. Ringsum trockneten sich die Beute den Schweiß von der Stirn, aber Korl Bauding empfand nur die Blut in seinem Herzen, gegen die es kein kühlendes Mittel gab.

Der Pastor verabschiedete sich von Lowise unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches. Er verstand selbst nicht, was er zu ihr sagte, so überwältigend strömte die Musik durch den Raum. Manchmal schien es, als ob die Musikanten nicht mehr ganz fest auf den



Bänken saßen, auf jeden Fall herrschte bei diesem Marsch eine verschiedenartige Auffassung über die Tempi unter ihnen, die jeder nach seiner Meinung nachdrücklich zu behaupten suchte. Zuguterletzt blieben die Anhänger des Zweiviertel Sieger, und gerade als der Pastor das Haus verließ, klang der Hohenfriedberger in einem Sturmgalopp aus.

„Korl!“ sagte der alte Hinkelstein zu Korl Bauding, „hör dich dat an, wann die Soldaten so rinnen, paddelt ihnen die Zunge vor die Beine!“\*) Korl Bauding starrte interesselos auf den Platz, wo Lowitz gesessen hatte, und die Stube schien ihm düster ohne den Lichtschein ihrer blonden Üppigkeit. Und sie nahm nicht einmal mehr als oberflächliche Notiz von ihm, hatte nicht den leisesten Blick für seine gedankenvolle Betrachtung. In seinem tiefen Sinnen hatte er einen Krug um den anderen leer getrunken, mehr als einen der würzigen Schnäpse durch die wundgehustete Kehle gejagt, ohne daß er aus dem Sinnen herausgekommen wäre. Die ganze Stube war schon von seinen Gedanken wie von einem beweglichen Nebel erfüllt, und noch immer fehlte der Fingerzeig der Vorsehung, der den rechten Pfad beschrieb. Oben trat Lowitz wieder in die Tür. Sie fächelte sich mit einem reinen Taschentuche Kühlung zu und löschte dann ihren Durst an einem frischen Krug. Die Musikanten machten eine Pause. Ihr Marschrepertoire war bis zum letzten erschöpft. Sie feuchteten Lippen und Kehlen gründlich an, in der stillen, aber allgemeinen Hoffnung, daß das Musikbedürfnis nunmehr volllauf befriedigt sei. In der Stube wurde den Lungen gleichfalls Ruhe gegönnt, zumal die anregenden Weissen die Unterhaltung im Stich ließen. Lowitz setzte den stärkenden Krug ab und sah sich im Raume um. Die Genüsse des Magens und der Kehle waren beinahe ganz aufgezehrt. Viele der Gäste, die ihr heute teilnehmend zur Seite gestanden hatten, saßen vom Bier ermüdet mit stumpfen Augen und sahen

gedankenlos durch die Fenster, die das Tageslicht in einem bläulichen Schleier aus Tabakwolken und Alkoholdunst bargen. Lowitz seufzte hörbar auf. Da sah sie die pausierenden Musiker, und ein neuer Gedanke zwängte sich in ihr angegriffenes Haupt.

„Min leiv Mus'kanten! Min gauden Mann tau Ehren speelt doch mal 'nen lütten Walzer!“\*\*)

Die Blasinstrumente wurden aufs neue an den Mund gesetzt. Hm-tata, hm-tata, hm-tata. . . hub der Walzer an. Er torkelte ein wenig, wand sich schwerfällig aus dem Munde der Instrumente, die ihre Kraft den Märschen verschwenderisch geopfert hatten. Nach und nach erst wuchs ihr Ehrgeiz mit den Walzerwellen. Waren die Märsche ihrem Temperament Auregung zu feurigem Spiele gewesen, riß der Walzer sie zum Singen geradezu hin. Natürlich konnte ihnen nicht allen die gleiche Tonart behagen, sie waren selbstständig genug, die für ihre jeweilige Stimmlage am besten passende selbst zu finden, und über die Hauptsache, die Dur-Lage, blieben sie sich einig. Es galt jetzt nur, sich im einzelnen gegen einander zu behaupten, damit einer nicht den anderen in die Unverständlichkeit sang. Da mußte jeder mit Titanenkräften bei der Sache sein. Und sie sangen mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte, mit einer taumelnden Lust, die wie ein Aufschrei ihrer Seelen klang. Sie schrien ihre Freude in die gelben Wogen der Felder, die lautlos den Walzerharmonien lauschten, und sie kreischten sie in die Stube, die vorhin so taub schien den Vierteltakten gegenüber. Jetzt lauschte auch sie gleich der Felderweite.

Korl Bauding starrte auf Lowitz, die wieder am Tische saß, den Kopf in die Hand gestützt. Er wußte nicht, wie es kam, daß er plötzlich aufrecht stand, als hätten ihn die Walzertakte in die Höhe gezogen. Etwas Elektrifizierendes ging von ihnen aus. Unwillkürlich wiegte er sich in den Hüften. Wie er dann vor Lo-

\*) Wenn die Soldaten so rennen, paddelt ihnen die Zunge vor die Beine.

\*\*) Meine lieben Musikanten! Meinem guten Mann zu Ehren spielt doch mal 'nen kleinen Walzer!



wise zu stehen kam, wußte er ebenfalls nicht zu deuten. Verdukt und verständnislos sah sie ihn an. „Fru!“ sprach er stoßend. „Das hört sich an, als ob de Engel schrigen. Jä möt mi woll mal drehn dortau!“\*) Sie erhob sich mit aufgestützten Händen. „Dat mi in Ruh! Jch denk an Fochen bei dat Walzerstück.“ Sie wollte sich fortwenden. Da gellte die große Trompete ein blendendes Taratü!, daß es den Raum zu sprengen drohte. Dem Korl Bauding riß ein Schreier vom Hirn. Er griff nach Lovisens Hand, ehe sie sich entfernen konnte. „Den gauden Mann tau Ehren nen ganzen lütten...“ dat er mit bewegter Stimme.

\*) Das hört sich an, als ob die Engel schreien. Jch möchte mich mal drehen dazu.

Da konnte sie nicht widerstehen. Sie half den Tisch beiseite schieben und ließ sich von Korl zum Walzer führen. Die Bläser schwelgten im langsamen Rhythmus. Sie drehten sich beide mit ernstem Gesicht, bis Lovise vom Tanze allmählich erglühte. Der Dreivierteltakt hielt sie wie Neze umstrickt. „nen beten rascher, min leiv Mus'tanten!“ rief sie, schwindlig von dem trägen Drehschritt. Sie ermunterten sich zu flotterem Tempo. „Noch en beten rascher, noch en beten rascher!“ Hei, rasten die Takte daher, in fliegenden Rhythmen. Lovise und Korl flogen mit ihnen im Walzer zu Ehren des Guten.

„Jjjuch!“ jauchzte sie schüchtern. „Jjjuuuch!“ im Ahnen neu nahenden Lebens.

---

## Der gepanzerte Ritter

Von Marianne Bruns

Durch die Innensfläche der Frauenhand, wie über ein eben entdecktes Land, stapft, gepanzert von Kopf bis zu Weinen, der Käser. Die rosigen, wunderfeinen Hautlinien gefallen ihm gut. „Sehr schön geharkt, meine Gartenwege,“ und die schmale, reglose Frauenhand ruht harmlos im Moose und sommertrüge. Aber plötzlich taumelt die neue Welt um den Herrn Ritter, das Gartenfeld hebt sich gewaltig und biegt um den Armen eine dunkle Höhle. Zum Gotterbarmen zappelt der Stolze und liegt auf dem Rücken. Dann wieder Licht: Vier runde Brücken hängen schwankend über der Abgrundluft. Er tastet und klettert und langsam stuft von Glied zu Glied er sich höher am Finger. Zulezt, ein kühner Gefahrenbezwinger, auf des Mittelsten vorgebogener Spitze, bedenkt er, daß er nicht sicher sitze, spannt die Flügel und fliegt in die Weite. Aber in zierlichem Fingergebrette ruht die betörende Scherzhand noch stille: Siegesbewußter Verführungswille, Meint ihr, man könne der süßen Frauen schönen, diegsamen Händen trauen?





Erich Feyerabend

Oliver Plumket

Bildnis für die Kirche in Lamspringe am Harz









# Deutsche Festtage in Ruffstein

Von Elfriede von Fürstenfeld

Mit zwölf Zeichnungen der Verfasserin



der Festgäste und gewährt dadurch dem Ganzen einen besonderen Reiz. Die Ruffsteiner Tage werden wohl allen, die sie miterleben durften, unvergeßlich bleiben.

Es war dies eine Würdigung des bedrängten Südens, des schönen, tapferen Tirol. Den Höhepunkt bildete der große Festzug der Teilnehmer, bei dem die meisten ihre heimischen Trachten trugen. Vor allem die Tiroler kamen, so wie einst zum

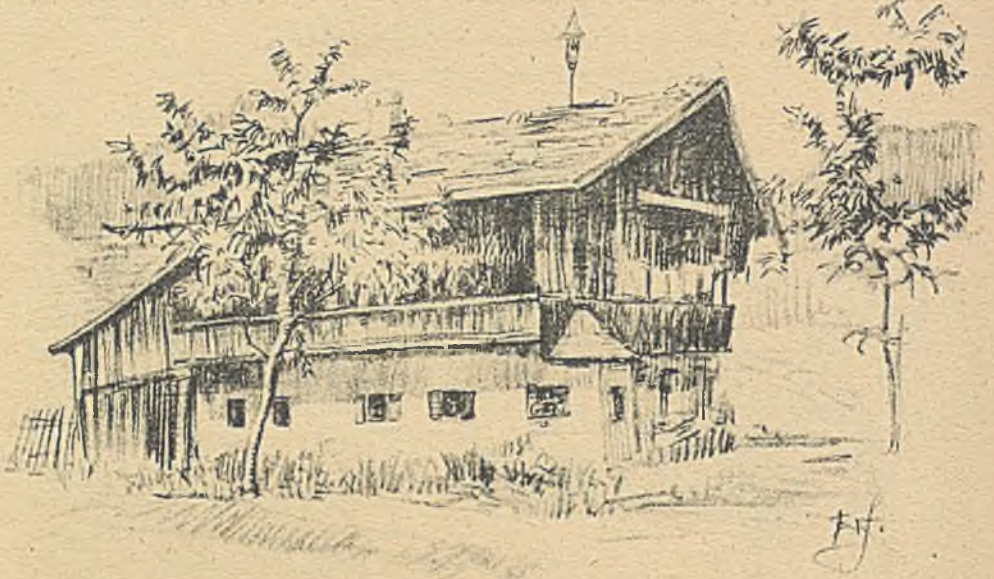
Schön ist das Gebirge im Herbst und das Ziel vieler, welche die Natur in ihrem

Blätterschmuck noch einmal genießen wollen, ehe sie sich mit dem Hermelinmantel des Winters umkleidet, um andere Freuden

zu bieten. Doch wer die Zeit des Blühens in den Alpen miterlebte, jenen späten Frühling, an den sich kalendermäßig bald der Sommer schließt, wird dieser unbedingt den Vorzug geben. Mögen auch die Berge nicht so klar sein, die ersten Gewitterwolken auf den Spitzen hängen, umso heller leuchtet der Schnee in den Spalten und die Blütenpracht im Tale. Diese stimmungsvolle Zeit, Pfingsten, das liebeliche Fest, ist alljährlich der Treffpunkt der Landesverbände des Vereins für das Deutschtum im Ausland, hinter dem außer bedeutenden Persönlichkeiten aller Stände und Gaue die deutsche Jugend geschlossen steht. Diese nimmt auch an den Tagungen teil, bildet die Hauptmasse

letzten Aufgebot, auch diesmal, als es galt, das Zusammengehörigkeitsgefühl im Dienste bedrohten Grenzlandes zu bekräftigen. Beim Anblick der Passierer und anderer Südtiroler Gruppen war wohl jedem schwer ums Herz, daß diese wackeren Brüder unter schmachlich fremder Knechtschaft stehen. Desgleichen bei den Sudeten-Deutschen, den vergessenen Kindern Germaniens. Egerland und Böhmerwald hatte, wenn auch nur wenige Vertreter in ihrer Tracht entsendet, einer Mahnung gleich, Bayern möge seine historischen Rechte wahren. Die begeisterten Juruße bewiesen, daß diese Zuschauer nicht, wie es häufig im Reiche der Fall ist, alles was aus der Tschechoslowakei kommt, für Tschechen halten, wie es die jetzigen Machthaber zu verbreiten suchen. Wo viel Sonne, sind auch dunkle Schatten; den Gegensatz zu der Festesstimmung bildete die Beratung, bei welcher jedem Vertreter unterdrückten Deutschtums Gelegenheit geboten wurde, seine Klagen vorzubringen und Hilfe zu erbitten. Es war ein gewaltiges Lied vom deutschen Leid aus allen Gauen, die unter Fremdherrschaft gekommen sind. In allem war eine große Überstimmung zu bemerken, als hätten unsere





Peiniger ein gemeinsames Rezept, das Deutschland mit der Wurzel auszurotten. Allenthalben wird der Hebel bei der Schule angelegt, klassenweise Aufhebungen verfügt und der Jugend langsam jede Möglichkeit genommen, im Geiste ihrer Ahnen unterrichtet zu werden.

Wenn sich Deutsch-Böhmen über die Aufhebung von 3000 deutscher Schulklassen seit dem Jahre 1919 beklagt, als deren Ersatz von den Tschechen innerhalb des deutschen Sprachgebietes mehr als 1000 tschechische Minderheitsschulklassen gegründet worden sind, in die Deutsche durch Gewalt und andere Zwangsmittel hineingetrieben werden, so klingt das angesichts der versprochenen Gleichberechtigung in der freien Republik empörend. Das Verhalten der Italiener liefert manches Seitenstück hierzu. Wagen die sechs Millionen Tschechen den vier Millionen das zu bieten, so machen die Italiener noch mehr vom Rechte des Stärkeren Gebrauch, indem sie als 35-Millionenvolk die 200 000 deutschen Südtiroler, was die Erziehungsfrage anbelangt,

völlig entrechteten. Neuestens bringen sogar Karabinieri in die Wohnungen ein, um Nachschau zu halten, ob nicht mehr als drei Kinder anwesend sind und der Verdacht naheliegt, daß sie in der deutschen Sprache unterrichtet werden könnten. Unter solchen Umständen die deutsche Erziehung der Jugend aufrechtzuerhalten, ist eine Aufgabe, die an Unmöglichkeit grenzt. Es werden die Reihen der Analphabeten einen erheblichen Zuwachs erhalten, wie es bisher in Italien allgemein, aber nicht in Deutsch-Südtirol üblich war. Es war sehr wissenswert, was die einzelnen Vertreter zu berichten hatten, und warf gresse Streiflichter auf die jeweiligen Verhältnisse des Landes. So hat der Abgesandte aus dem Memellande um Schaffung eines Hilfs- und Unterstützungs fonds für die Lehrer und Lehrerinnen. Eine Altersversorgung sei dort nicht üblich. Im Dienst ergraute, über 70 Jahre alte Lehrer seien noch genötigt, Stunden zu geben, weil diese allein ihnen den Lebensunterhalt sicherten. Sind sie dessen





nicht fähig, ist die bitterste Not ihnen gewiß. Aus den von den Rumänen in Besitz genommenen Gebieten erscholl der dringende Ruf nach Gründung von Büchereien und Wohlfahrts-einrichtungen, da alles durch den Krieg zerstört sei. An Dringlichkeit übertraf eine Bitte die andere. Überall sollte der Verein für das Deutschtum im Auslande helfen. Es fällt in sein Arbeitsgebiet, der Wille ist auch dafür vorhanden, bloß an Kraft fehlt es und den nötigen Mitteln dafür. Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit ist noch nicht mit dem Schutzgedanken des Auslandsdeutschtums vertraut. Die Jugend, welche sich in der stattlichen Zahl von 12 000 zu dem Feste einfand, ist auch da die Zukunftshoffnung des deutschen Volkes, das noch immer nicht genug aus seiner Geschichte gelernt hat. Die Gründung der Jugendgruppen ist das einzige Mittel, um den Gedanken in das Volk zu tragen und sich dessen Unterstützung zu sichern. Das deutsche Volk

hat mit der Gründung der Republik die Pflichten, die ihm daraus erwachsen, ihrer ganzen Verantwortung nach noch nicht voll erfaßt. Jeder ist noch gewöhnt, alle Entscheidungen auf die Regierung, auf die Behörden abwälzen zu wollen, den Staat als einen eigenen Körper und nicht als die Gesamtheit zu empfinden, von der jeder ein Bestandteil ist. Bei der verwickelten Sachlage des Krieges und der Nachfolgezeit sieht sich die Bevölkerung der Gegenwart vor eine große Aufgabe gestellt, da halbwegs nach Gerechtigkeit Klärung hineinzubringen, wichtige Güter zu erhalten und nicht den Fluch der Nachwelt auf sich zu laden, den gestellten Anforderungen nicht gewachsen gewesen zu sein. Diese Erwägungen hat wohl jeder während der Verhandlungen gepflogen und den Entschluß gefaßt, alle Kräfte mehr denn je in den Dienst der guten Sache zu stellen. Es war auch eine ernste, feierliche Stunde, als Maria Kahle, die west-





Unser „Fremdenführer“

fälische Dichterin, der Jugend eine Bergpredigt hielt. Um vieles innerlich gereift ist wohl mancher heimgekehrt, heim ins deutsche Land, den verschiedenen Gauen, aus denen sie gekommen waren, die räumlich so weit entfernt und durch den selben Gedanken, den selben Stamm einander so nahe stehen. Es schien fast ein Traum zu sein, als diese blonden Mädels von der Wasserkante, die Jungens aus der Marienburg und Schleswig-Holstein mit den Tirolern an demselben Wirtshausische saßen und mit ihnen durch die blühende Landschaft zogen. Lachte auch der eine über des anderen Sprache, so verstand man sich doch bald sehr gut, und es fiel der Abschied schwer. Alles hegte den Wunsch, gelegentlich wiederzukommen, wenn auch nicht in Gruppenfahrt, sondern wie es gerade der Zufall ergibt. Sehr richtig bemerkte

treuherzig ein Einheimischer: „Tät ihnen nachher halt nit mehr so gefallen, denn dös Fest macht alles no viel scheener!“

Nach dem Festzug war auf der Ruffsteiner Beste munteres Treiben. Die alte Burg hatte sich dem friedlichen Strom der Jugend ergeben. Überall war irgend etwas los, vor allem durften sich nun die getrennt geführten Burschen- und Mädchengruppen zusammenfinden. Was Wunder, daß da einige das Tanzbein noch über die Sperrstunde für Jugendherbergen schwingen wollten und die pflichtgetreuen Hüter die Säumigen suchen mußten. Das Licht auf der Burg leuchtete verräterisch — sie war bald entdeckt. Ein verschwindend kleines Häuflein im Hinblick auf die Gesamtzahl von 12 000, die übrigen waren, der strengen Obhut folgend, den Weg der Ordnung rechtzeitig in die Quartiere gewandelt.





Die Befürchtung von vielen, Ruffstein wäre zu klein, solche Besucher-massen unterzubringen, bewies sich als grundlos. Die Opferwilligkeit der Bevölkerung, die Umsicht der Festleitung hatten dieses Hindernis aus dem Wege geräumt. Arbeit hatte dies wohl für alle gekostet, Wirte und Gäste nicht minder. Eben weil die Stadt nicht groß ist, bietet sie ein übersichtliches Feld, wo man sich leicht trotz der großen Massen traf, was z. B. in Innsbruck nicht der Fall gewesen wäre.

Weit im Umkreis der Stadt waren die jugendlichen Gäste in den Dörfern verteilt und gewannen dadurch auch Verbindung mit der Landbevölkerung. Im Bauern, dem eigentlichsten Hüter der Heimatscholle, wurzelt viel mehr Verständnis für die Bodenständigkeit, die Stammesrechte eines Volkes als in dem Städter, dessen Gewinn oft in der Beweglichkeit seiner Habe, der



Berührung mit fremden Völkern, dem Internationalismus liegt. So wie es der Engländer vermag, versteht es leider der Deutsche nicht, alle Außenvorteile wahrzunehmen und dabei doch auf das eigene Lager bedacht zu bleiben. Mutter Natur lehrt auch eine andere Heimatliebe, als die physiognomielosen Großstadtstraßen, wo man, so das Wohnungsamt und das Schicksal will, auch sein Quartier schmerzlos wechselt.

Wie die Überlieferung auf dem Lande ihren Sitz hat, beweist auch die Tracht, welche, wenn auch leider für die Allgemeinheit außer Gebrauch gekommen, als besondere Festkleidung wenigstens in Bestandteilen fortlebt. Unter den Festzugsteilnehmern und Zuschauern konnte man gerade drei Stadien der Trachtüberlieferung unterscheiden. Erstens die historische, welche bemüht um des Festes willen von den Mitgliebern der Trachtenerthal-



tungsvereine angelegt wurde. Diese weist oft Absonderlichkeiten auf, die wohl ihre weit zurückreichenden Gründe haben müssen, doch die man sich nicht leicht erklären kann. Eine solche ist die Albacher Tracht, welche den Frauen einen puppenhaften, steifen Eindruck verleiht. Watteunterlegte Ärmel, ein hochgerückter, sehr breiter Rock, ein runder, großer Hut. Das Eigenartigste sind weiße Wickelgamaschen statt Strümpfen, die bis zum Fußgelenk reichen, das sie sehr plump erscheinen lassen. Die Männertracht hingegen ist malerisch



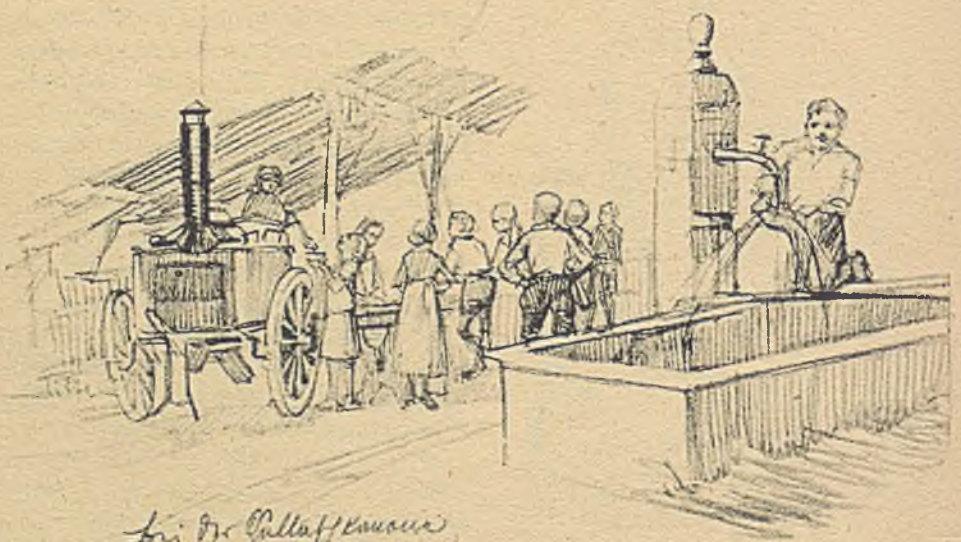
Alt Ruffsteiner Tracht

kühn, wie sie diesem freien Bergvolk zukommt.

Die Inntaler Tracht lebt noch im Volke als ererbte Sonntagskleidung aus Großmutter's Tagen; denn bei dieser sind die an das Renaissance-Kostüm erinnernden Linien deutlich erkennbar, welche die Mode der 70er und 80er Jahre aufgegriffen hatte im Neuromantizismus als passende Bevölkerung des „altdeutschen Wohnzimmers“

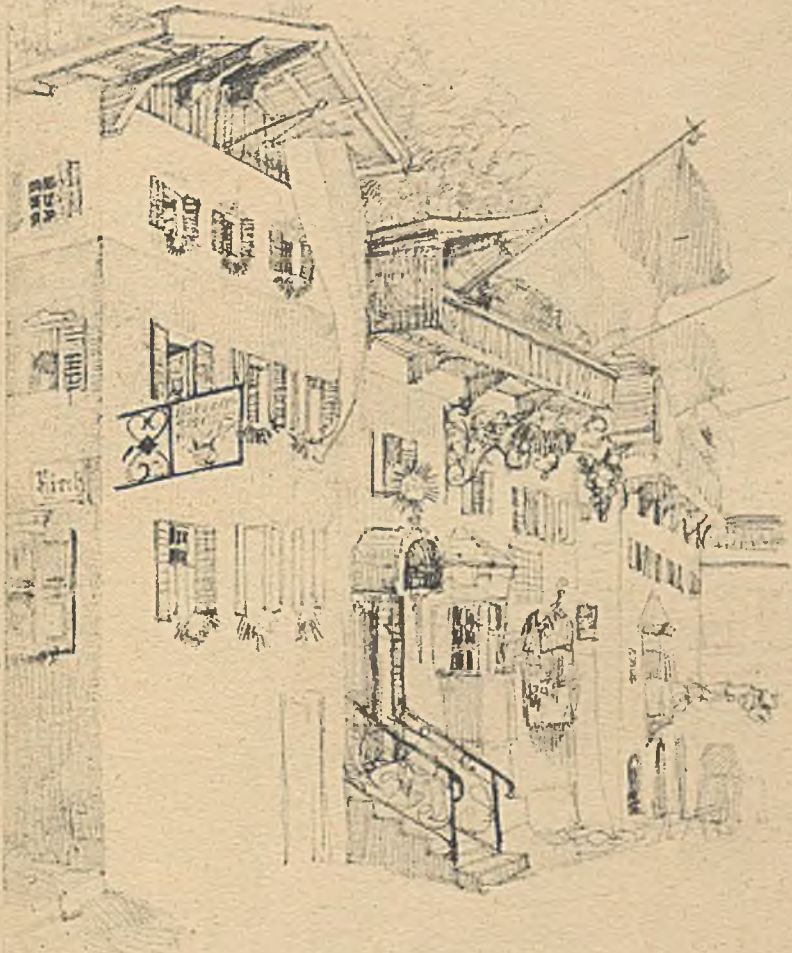
im Sinne Makart's.

Das dritte Stadium ist erst im Werden das heißt, die Blusentaille der 90er Jahre um die Jahrhundertwende ist als



bei Dr. Gallaffner





Gasse in Ruffstein

brauchbare Modiform im Volk haften geblieben, wird langsam zur Tracht durch das Fortschreiten der übrigen. Meist sind diese Kleider schwarz. Statt des früheren Bauernschmucks, den Antiquitätenhändler für die Städte feilhalten, wird um den Hals über den hochgeschlossenen Blusenfragen die lange goldene Uhrkette oder ein kurzes Kettchen mit einem Herzen getragen. Dazu hat sich aber der goldbesetzte Schnürhut und die großblumige Seidenschürze erhalten. Diese Wertgegenstände leiden nicht so unter der Ab-

nutzung, kommen deshalb nicht leicht in Frage, ersetzt werden zu müssen, was dann eben die alten Formen verdrängt. Zu dem Gute gehört das lange, schwarze Band, das über die Haare gebunden wird.

Ruffstein, das als Befestigung schon bis in die Römerzeit zurückführen dürfte, hat bei den modernen furchtbaren Waffen seine strategische Bedeutung verloren. Einen argen Sturm hatte es unter den Truppen der Kaiserlichen zu bestehen, als Maximilian die Beste belagerte und zur Übergabe zwang.



In friedlicher Form fand dieses Schauspiel anlässlich der Festtage seine Wiederholung. Leuchtraketen stiegen aus dem Tale unter heftigem Völckerfeuer zur Burg empor, die schließlich in bengalischen Flammen stand. Die Natur wirkte bei dem Schauspiel mit, vielstimmiges Echo warf von den Bergen die



Schüsse zurück, als ob Freund und Feind in regster Tätigkeit wären.

Rufsteiner Volk, schönes deutsches Tirol, dessen südliche Bewohner sich nicht mehr so schreiben dürfen, was du uns gabst im Blühen des Mai, soll unvergessen sein und sich im ganzen Mutterland Germania zu reicher Frucht entfalten!



Die Erwartung der Götterkinder





Bauernburg Rosenau (Siebenbürgen)

Franz Siegele







# Heidheimat

Novelle

Von Hans Anton Schütt

„Ein Mensch hatte zweien Söhne . . .“ Die Kinder lasen in der Bibel die Geschichte des Jünglings, den es hinausdrängte aus der Enge des Vaterhauses hin in eine Welt, die ihn lockte mit bunten Farben und Klängen.

„Und er zog ferne über Land . . .“  
Lehrer Ehlers, der dem Lesen zuhörend auf dem Pulte saß, hatte den verlorenen Sohn noch nie so gut verstanden wie diesmal. Trug er selbst nicht ähnliche Gedanken mit sich herum wie jener Jüngling? In seiner Stube auf dem Schreibtisch lag noch der Brief, den ihm der Briefträger gestern morgen gebracht und worin sein Freund, der Schulleiter in der großen Stadt, ihn mahnte, sich nun endlich zu entschließen, ob er sich um die freie Stelle bewerben wolle oder nicht. Die Zeit drängte. Eigentlich hätte Lehrer Ehlers während des Bibellebens durch die Bankreihen gehen und sich die Rechentafeln der Kleinen ansehen müssen, heute aber blieb er sitzen und überließ sich seinen Gedanken . . .

Wie war doch alles gekommen? Während der Sommerferien hatte ihn sein Freund aus der Stadt besucht. Nach einer Heidewanderung saßen sie beide ausruhend am Hünengrab, vor sich das weite, sonnenflimmernde Land. Eine ganze Weile schwiegen sie, dem Lied der Heide lauschend, das ihnen aus dem Singen der Lerchen entgegenkündete.

„Ein Jdhyll ist dein Leben hier,“ brach schließlich der Freund die Stille, „ein Jdhyll, schön für ein paar Sommerwochen — aber ein halbes Menschenalter hier leben wie du Karsten, das brächte ich nicht fertig.“

Karsten Ehlers schwieg.

„Paß auf, Freund, eines Tages siehst du vorm Spiegel und entdeckst das erste graue Haar an dir. Wir werden älter, Karsten, und mir scheint, du hast lange genug im Heidedorf gefessen. Und dann: Wie hältst du es aus, ohne gute Musik zu hören, du das musikalische Wunder unserer Klasse? Hör' zu, was ich schon lange auf dem Herzen trage: Du mußt in die Stadt! An meiner Schule wird zum Herbst eine Stelle frei. Was an mir liegt, will ich für dich tun. Ich kenne dich ja. Bewirbst du dich, ist dir der Platz ziemlich sicher.“

Noch immer sagte Karsten Ehlers nichts. Er war mit seinen Gedanken weit fort, in einem weiten, strahlendhellen Saal. Menschenstimmen umschwirrten ihn, dann schwieg plötzlich alles . . . Ein leises Klopfen, und nun huben die Geigen an und durchwirkten den Saal mit tönenden Gespinnsten. Des großen Meisters Seele klagte in diesen Tönen ihre Not, offenbarte ihr Glück, aber Karsten Ehlers war zu Sinn, als wäre seinem eigenen Leid und seiner eigenen kargen Freude durch diese Musik Stimme verliehen worden.

Das alles versäumte er hier draußen in der Einsamkeit des Heidendorfs, hier, wo er nur Sonntags im Kirchdorf zuweilen den alten Kantor beim Orgelspielen vertreten durfte.

„Du schweigst dich aus, Karsten.“

Karsten Ehlers raffte sich zusammen. Ja, der Freund hätte nicht Unrecht, aber es käme ihm zu schnell. Er müsse sich erst mal alles ordentlich durch den Kopf gehen lassen. Seit diesem Gespräch waren viele Wochen vergangen, und nun lag oben in der Stube der Brief und forderte von ihm noch heute einen festen Entschluß . . .



Während der Pause ging Lehrer Ehlers, wie es seine Gewohnheit war, in den Garten, der neben dem Schulhof lag. Die Vögel in den Büschen und Bäumen schienen ihn zu kennen und zu grüßen. Im Birnbaum saß der Buchfink und war über die Morgensonne und alles Leben ringsum so entzückt, daß seine Kehle erzitterte, während er sein Lied lustjauchzend ins Blaue hinausfliegen ließ. In den Zweigen zirpelig huschte behende im Gebüsch, und hoch im Kirschbaum saß der Star und piff auf alle Welt. Karsten Ehlers kannte sie alle und gewährte ihnen gerne Gastrecht. Er sah nach dem Spalierobst aus, dessen Zweige schnurgerade, wie nach dem Lineal gezogen an der Hauswand befestigt waren. Nicht umsonst besaß er einen Ruf als Gärtner im ganzen Kirchspiel. Auch die Bäume setzten reiche Früchte an. Er hatte fast jeden einzelnen selbst gepflanzt und gepflegt und war mit ihren Eigenheiten vertraut. Und plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: ob er wohl in der Stadt auch einen Garten sein eigen nennen würde? Ja, weit draußen, hinter dem Weichbilde der Stadt, würde er vielleicht ein kleines Fleckchen Erde bekommen, zwischen all' den vielen andern Pachtgärten, ein Stück Land, das man ihm jederzeit nehmen konnte, wenn es den Stadtvätern einfiel, hier einen Weg oder eine Straße durchzulegen . . .

Ob er sich in diesem Garten je heimisch fühlen, je das Bewußtsein in sich tragen würde: „Dies ist mein Eigen, ich wob ein Stück meines Wesens in die Arbeit an diesem Streifen Land ein.“

Am Nachmittag saß Lehrer Ehlers in seiner Arbeitsstube oben im Giebel. Die Fenster zum Garten hin standen weit offen. Der Sommerwind streifte herein und wehte wie im Spiel die Vorhänge auf. Lehrer Ehlers sah die Geste der Schulkinder durch. Wieder

boten ihm diese kleinen Arbeiten tiefen Einblick in die Seele seiner Heidekinder. Von ihrem alltäglichen Erleben erzählten die Kinder, wie sie vor der Schulzeit die Kühe auf die Weide treiben und abends beim Melken helfen mußten, wie sie auf dem Aalenmoor schon beim Torfstechen mit anfaßten oder die Knaben in der Heide Kaninchen und Hasen aufscheuchten, als der Förster die große Treibjagd abhielt. Aus diesen Erzählungen lernte Lehrer Ehlers die Neigungen und Eigenheiten seiner Kinder kennen und später den einzelnen in der Schule richtig behandeln. Die Kinder dankten es ihm dadurch, daß sie ihm anhängen. So kam es, daß ihm Ostern jedesmal weh ums Herz wurde, wenn es galt, wieder eine Schar für immer aus der Schule ziehen zu lassen. Lehrer Ehlers schalt sich oft selbst dieser Regung wegen, aber es gelang ihm doch nicht, sie zu verschrecken.

Wieder wanderten Karsten Ehlers Gedanken in die große Stadt. Ob ihm dort die Kinder, in dem einen Jahr, wo er sie behielt ebenso ans Herz wachsen würden wie seine Heidejungen und Mädchen? Immer wieder strömten seine Gedanken dem einen Ziel entgegen, und immer noch lag der Brief auf dem Schreibtisch und forderte Antwort.

Karsten Ehlers stand auf und trat ans offene Fenster. Der Aussicht wegen, die sich von hier aus darbot, hatte er die steile Treppe nicht gescheut, als er die Giebelstube zu seinem Arbeitsraum machte. Über die Bäume des Schulgartens hinweg sah man auf weite, goldgelbe Roggenfelder, die ihre reifen Ähren der Sense entgegenbogen. Knick und Wälle spannten grüne Rahmen darum. In der Ferne dunkelte wie ein brauner Streifen die Heide. Hoher Sommerhimmel wölbte sich darüber.

Karsten Ehlers stand und lauschte dem Wind, der in den Bäumen zu



flüstern anhub: „Komm' ins Freie“ glaubte er zu hören, „draußen hat alles ein anderes Gesicht.“ Ja, er hatte es oft selbst erfahren, wie sich ihm im Hinwandern durch Felder und Heide Verworrenes zur Klarheit gestaltete. Karsten Ehlers griff nach Hut und Stock. Die Heide sollte ihm Antwort geben auf all' seine Fragen. Er wollte sie ohnehin noch heute auffuchen, um nach seinen Bienen zu sehen, die während der Blütezeit dort zum Honigsammeln standen. So hatte er denn die Pfeife, mit deren Rauch er sich zudringlicher Bienen erwehren wollte, vom Brett und suchte, auf der Hausdielen angekommen, seine Bienenkappe hervor. Durch den Spalt der offenen Küchentür rief er seiner alten Haushälterin zu, daß er wohl vor Abend nicht zurückkommen würde.

Dann trat Karsten Ehlers auf die Dorfstraße hinaus. Hier war um diese Zeit kein Mensch zu sehen. Erst als er in den Feldweg einbog, begegnete ihm der alte Bauer Stöcken. Er hatte seinen Leuten, die schon mit der Roggen-ernte beschäftigt waren, Vesper nachgebracht. Karsten Ehlers blieb eine Weile bei ihm stehen und sprach von dem und jenem.

„Gebt Se of mal Iwerrer Nahrich freegen von Jehru Söhn Hannes, Stöcken?“ Hannes hatte bei Lehrer Ehlers die Schule besucht und war später ausgewandert.

„Ja, irst güstern — is werrer 'n Breef von em ankamen. De Schollehrer kann ja mal hinkamen un em lesen. Em geht dat ja sowiet ganz god, man blots, he lengt so na Hus. — Wenn ich doch nur noch einmal auf dem Liedberg stehen und in die Heide sehen könnte, schriift he in sien lekten Breef.“ —

Das Gespräch mit dem Alten wollte Karsten Ehlers nicht aus dem Sinn, als er nach einer Weile weiterschritt, der Heide zu.

„He lengt so nah Hus . . .“ Ja, Hannes Stöcken war auch ein verlorener Sohn, der in sich schlug und bekannte: „Heimat, ich habe gesündigt, im Himmel und vor dir.“ Seine Reue aber kam zu spät, er konnte nicht mehr zurück, nun, wo er drüben auf einsamer Farm saß mit Frau und Kind. „Und ich selbst“, sann Karsten Ehlers weiter, „wird es mir nicht ähnlich ergehen zwischen den beengenden Häusermauern der Stadt? Wird mich nicht auch das Heimweh nach der Heide unablässig quälen, daß ich, wie der verlorene Sohn, mich aufmachen und in meine Heidheimat zurückwandern möchte? Dann aber wird es auch für mich zu spät sein, dann werde ich, wie Hannes Stöcken, in der Fremde mich Tag und Nacht sehnen, nur einmal wieder auf dem Liedberg zu stehen, wo man die Heide vor sich liegen sieht. . .“

Vom sandigen Feldweg bog Karsten Ehlers nun ab in einen Pfad, der nur durch eine Wagenspur bezeichnet wurde. Er führte auf den Liedberg an die Stelle, nach der Hannes Stöckens Heimweh rief. Auch Karsten Ehlers blieb jedesmal eine Weile oben stehen, wenn er die Anhöhe erreicht hatte. Grenzenlos dehnte sich vor ihm das weite Land. Im zartroten Schein unzählbarer Blüten leuchtete die düstere Ebene auf. Die silbernen Stämme der Birken gleißten hell daraus hervor. Verwachsene Kiefern duckten sich koboldhaft ins Kraut nieder. Der Sommerhimmel, unter dem die Verchen schwebten und ihre Liederfülle auf alles Land ausgossen, stand hoch darüber. Der Anblick dieser verspäteten Blütezeit in der Heide stimmte Karsten Ehlers stets traurig. Dachte er dabei an sein eigenes Herz, das auch nach einem späten Glück suchte und es nun zu finden meinte, fern in der Stadt? Aber vor der Unendlichkeit der Heide zerflossen ihm alle engen Gedanken. Aus dieser Weite, die fern in den Himmel einzumünden schien, wehte ihm



immer ein Hauch des Mils entgegen, und vor der Unberührtheit des Heidelandes, an dem schon Jahrtausende ohne tiefe Spuren zu lassen vorbeigegangen waren, wurde in ihm der Begriff der Zeit zunichte, erfüllte ihn trostreiche Ahnung der Ewigkeit. . .

Hier auf dem einsamen Hünengrab hielt Karsten Ehlers oft seine eigenen Andachten ab, und hier verstand er die Heiden gut, die ihren Gottheiten auf Bergen Altäre gebaut oder sie in Wäldern verehrt hatten.

Karsten Ehlers vermochte sich nur schwer diesem Gefühl naturhaften Bewobenseins zu entreißen, nach geraumer Zeit erst ging er weiter, seinen Bienenstöcken zu, die im Schutze einiger Fichten am Heiderand standen.

Die Luft ertönte von Bienengesumm, das stärker wurde, je näher er den Körben kam. Karsten Ehlers zog seine Kappe mit dem Drahtgeflecht für das Gesicht über und zündete seine Pfeife an. Die Bienen streiften ihn oder stießen in der Eile wohl an das Drahtgitter, sonst aber wahrten sie Abstand von ihrem Pflegevater, der nun an die Kästen trat und sie öffnete, um nachzuschauen, wieviel Honig die Waben enthielten. Eine der Bienen, die in der einbrechenden Abendkühle fluglahm geworden war, nahm er in seine Hand und wärmte sie. Wieder beschlich ein wehmütiges Gefühl Karsten Ehlers. Vielleicht war es der letzte Sommer, daß er seine Bienen hier in der Heide stehen hatte. In die Stadt konnte er sie nicht mitnehmen. Karsten Ehlers hing an seinen Bienen, er beobachtete ihr Leben und Treiben, schäkte am Ton ihres Gesummens ihre Stimmung ab und sorgte für sie wie ein Vater. Ihm schien es unmöglich, sich von ihnen zu trennen.

Von leisem Weh erfüllt ging er, nachdem die Arbeit an den Bienenstöcken vollendet war, weiter, quer durch das

blühende Land. Wenn die Heide sich auch meilenweit erstreckte, so gab es doch kaum einen Ort, den Karsten Ehlers nicht kannte. Fast täglich durchwanderte er sie. Noch jetzt dachte er oft an den Tag, wo er als junger Lehrer die Heide zum erstenmal in ihrer Blüte gesehen hatte. Wie im Rausch war er damals durch das weite, honigduftende Land hingetaumelt, über sich Bienengesumm und gleitende Wolken, Weg und Steg hatte er verloren, nur weiter, weiter dem lodenden Fernerand entgegen. Mils trete er in eine fremde, unentdeckte Welt, so war ihm zu Sinn gewesen. Er hätte sich kaum gewundert, wenn seltsame Fabelwesen ihm begegnet oder traumhafte Städte plötzlich vor seinen Augen aufgetaucht wären. Ja, es berührte ihn fast fremd, als er schließlich in ein Dorf gelangte und dort Bauernhöfe und Strohdachkaten wie überall und die Menschen, in der gebräuchlichen Sprache redend, antraf.

Auf einem Findling, der als Mal am Fußsteig stand, setzte sich Karsten Ehlers ausruhend nieder. Die Sonne neigte sich dem Untergang zu. Wie auf einer breiten, goldgleißenden Treppe stieg sie hinter einer Wolkenwand nieder, ihren roten Mantel nach sich schleppend. Ein goldenes Tor schien am Ende der Treppe ins Land des Ewigen zu führen. Alle Treppenstufen waren überfüllt von den himmlischen Heerscharen, die auf Geigen, Flöten und Posaunen ein jauchzendes Loblied anstimmten, daß es laut über die stille Heide scholl.

Es war seltsam, das verklingende Abendrot berührte Karsten Ehlers immer wie Musik. Das volle, gleißende Licht der sinkenden Sonne wirkte auf ihn wie Posaunenschall; wenn sich das vollblütige Rot zu mildem Schein dämpfte, hörte Karsten Ehlers auffingende Geigen, und aus den violetten Schatten der herannahenden Nacht klangen ihm beruhigende Flöten entgegen.



Was brauchte er in die Stadt zu ziehen, wenn ihm das Abendrot allein eine solche Fülle von Musik beschert, und wie wollte er dort draußen leben, wo ihn hier alles mit feinen Seilen gebunden hielt: die Heide, seine Bienen, die Schule? . . .

Die Seele voller zwiespältiger Gedanken wanderte Karsten Ehlers langsam heimwärts . . .

Nach dem Abendbrot unten in der Wohnstube, durch deren von Kletterrosen umrankte Fenster man auf die Dorfstraße schaute, stieg Karsten Ehlers wieder in seine Arbeitsstube hinauf. Er wollte ganz mit sich allein sein, nun, wo er sich endlich entschließen mußte. Die Fenster standen noch vom Nachmittag her offen. Karsten Ehlers trat hinzu, um sie zu schließen. Draußen flammten die Sterne in blendender Fülle. Wieder, wie schon oft, stand er ergriffen von der Erhabenheit des Sternhimmels, und seine Gedanken wanderten in die Stadt, wo ihm bei seinen Besuchen das Stück Himmel über den Straßenzügen stets fremd und entrückt erschienen war. Hier aber kam es ihm vor, als leuchteten die Sterne nur für ihn, als wäre der Himmel sein Eigen . . .

Von der Heide her über die wallenden Kornfelder sah Karsten Ehlers plötzlich eine hohe, schlanke Frauengestalt schreiten. Braunes Haar floß ihr lang über die Schultern nieder. Ihr Kleid schimmerte in der Farbe der Heideblüten. Verwundert schaute ihr Karsten Ehlers entgegen. Unter seinem Fenster blieb sie stehen und schaute zu ihm hinauf. Ihre dunklen, ernstesten Augen blickten ihn fest an.

„Du kennst mich nicht, Karsten Ehlers,“ sagte sie, „und auch nur wenige bekommen mich zu Gesicht. Nur wenn die Not drängt, mache ich mich den Menschen offenbar. Solche Stunde ist nun gekommen. Du, Karsten Ehlers, willst die Heide verlassen, aber weißt du auch, was du tust? Du kennst das

Heimweh nicht, du weißt nicht, wie dir zu Sinn sein wird, eingeklemmt zwischen den Steinmauern. Denke, du gehst an einem Tage wie dem eben vergangenen durch die Straßen, in denen sich die Hitze staut, du schleppst dich mühsam vorwärts und jäh fällt dir ein, daß hier draußen die Heide blüht, daß hier Bienen beim Honigtragen summen und die Luft von süßem Blütenduft erfüllt ist. Dann wird dich ein grenzenloses Sehnen anpacken nach dem Lieberg, nach den Menschen hier draußen, nach deiner stillen, friedevollen Heideheimat. Du kennst das Heimweh nicht, Karsten Ehlers.“

„Wer bist du?“ fragte Karsten Ehlers voll Erstaunen, „meine innersten Gedanken faßt du in Worte? Bist du die Heide selbst?“ Er spähte schärfer ins Dunkel hinaus, aber nichts war mehr von der Gestalt zu erkennen. Nur der Nachtwind rauschte in den Büschen, und die Sterne glänzten.

Ja, das Heimweh! Von jähem Entschluß getrieben eilte Karsten Ehlers an seinen Schreibtisch. Nun war er mit sich im Klaren. Rasch nahm er Papier und Feder zur Hand, um nun endlich den Brief an seinen Freund zu schreiben. „Du meinst es gut mit mir,“ schrieb er, „aber ich kann deinem Rat nicht folgen, ich kann nicht fort aus meinem Heidedorf . . .“ Dann berichtete er von all' dem, was ihn in den letzten Tagen bewegt hatte: „Als ich noch in den Anfängen meiner Gärtnerei stand,“ fuhr er darauf fort, „pflanzte ich einmal in der Sommerzeit einen jungen Baum um. Aber er wollte im neuen Erdreich nicht Wurzel schlagen und verkümmerte. Später sprach ich mit meinem Nachbar, einem alten Bauern, darüber. „Bömmutt man in 't irste Fröhjahr umpflanzen,“ sagte er, „naher ritt man tovel von de lütten Sugwutteln mit aff. Dat verdriggt de Bom ni, denn geiht he in.“ Freund, ein solcher Baum bin



auch ich. Auch ich bin mit zu vielen Saugwurzeln eingewachsen in mein Heideland. Dort zwischen den Stadtmauern mühte ich verkrümmern.“

Dies und noch anderes schrieb Karsten Ehlers, schloß den Brief in einen Umschlag und legte ihn zurecht. Er wollte ihn dem Briefboten morgen selbst übergeben. Karsten Ehlers stand, wie von einer drückenden Last befreit, auf. Es drängte ihn, alles, was ihn nun bewegte, einem verstehenden Wesen mitzuteilen. Wer war ihm vertrauter als seine Geige, die um alles wußte, was sein Herz je durchzittert hatte. Auch jetzt wieder nahm er sie zur Hand und ließ sein Fühlen auf ihren Saiten offenbar werden. Schwermütig und dumpf erklangen die Töne, wie beschattet von verborgenem Weh. Dazwischen aber zitterte zuweilen eine kurze, verträumte Melodie. War es das Lied vom Glück, dessen Weise auch Karsten Ehlers oft heimlich nachgelauscht hatte? Verwirren wurden jetzt die

Töne, schlangen sich ineinander, lösten sich und strebten unrastig ins Weite. Jene Wochen der Ruhlosigkeit zogen an dem Spielenden vorbei, wo er, uneins mit sich selber, nicht wußte, welcher Stimme seines Innern er Gehör geben sollte, wo die große Stadt lockend vor ihm aufgetaucht war, um wieder zu nichte zu werden vor der einfachen Größe der Heide, bis in den kaum vergangenen Stunden Klarheit in sein Inneres eingekehrt war und er erkannt hatte, wie ihm alles hier unlöslich ans Herz gewachsen war: der Garten, seine Schule, die Heide. . . Die Töne schwangen sich befreit auf, wie Vögelchen, die sieghaft in den Himmel steigen. In den nächtlichen Garten hinaus klangen sie, über die schlummernden Kornfelder hinweg, bis in die weite, dunkle Heide. Wie ein Gruß waren die Töne, wie ein inniges Bekennen. Zu fest bin ich mit dir verwoben, nimmer kann ich von dir fort, du stille Heide, die meiner Seele Heimat geworden ist auf immerdar!

## Sein letzter Waldbegang / Wiltrud Prinzessin von Bayern

Ein kühler Tag und blau der reine Himmel,  
 In goldnem Gelb die Ahornkronen glühten.  
 — Wir schritten durch den Forst am Rand des Flusses  
 Auf dürrm Rasen, unterwühltem Boden,  
 Durch Pappeldickicht, zwischen jungen Buchen  
 Und sonngebräunte Rainfarren — Samengarben!  
 Wo war das Leuchten hin, das jüngst zum Walde  
 Von weither Bienen in die Auen lockte?  
 Kein Blühen mehr, kein Laut im stillen Dickicht —  
 Nur unser Schritt und dürrer Aste Knacken  
 Und Knistern, wenn wir Solidago streiften!  
 Mein Vater wankte durch Gestrüpp und Stengel,  
 Unsichern Fuß's und Rot in seinen Wangen,  
 Ein heißes Rot, umrahmt vom weißen Barte,  
 Schon einmal war's das Zeichen innerer Blutung!  
 Mein Vater litt und stand und klagte leise  
 Und war so mild, ja wie um Hilfe suchend  
 Und Liebe gebend, ohne Abschiedsworte!  
 „Vielleicht das letzte Mal in seinen Wäldern,“  
 So fühlte ich und eilte durch die Nesseln.  
 Das letzte Mal! so sang die inn're Stimme —  
 Und was ich ahnte, ward für mich Gewißheit!



# Im Fluge durch sieben Staaten

Von Paul Koene, Münster

Mit elf Aufnahmen der Junkers- Luftbild-Zentrale



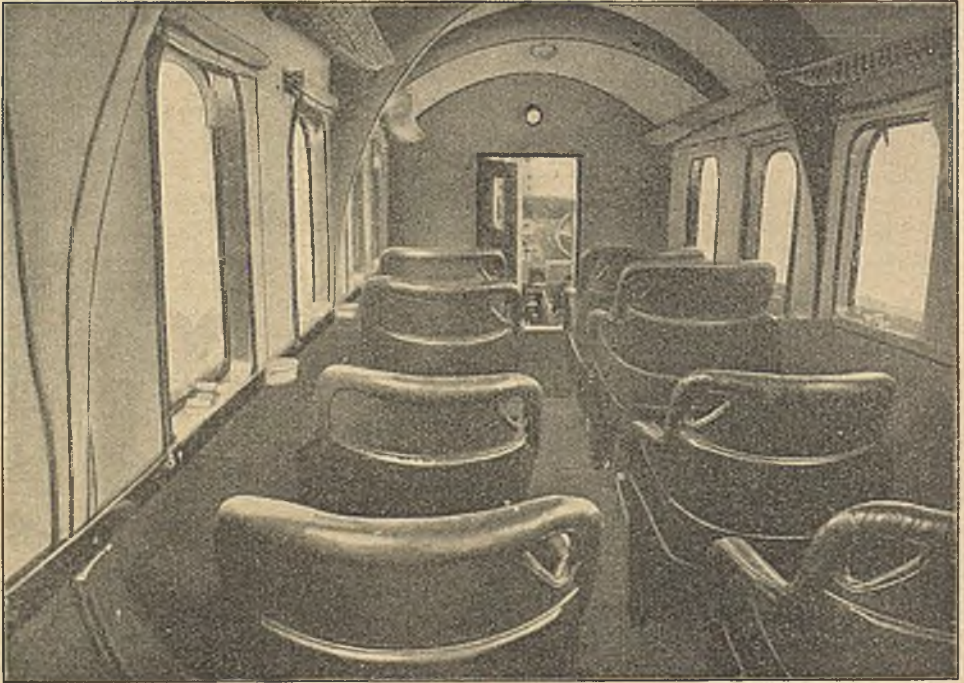
Der Siebenstaaten-Flieger Horn

Hast du, lieber Mitbürger der Bergstadt, in den Tagen vom 22.—26. Juni aufmerksam die Tageszeitungen gelesen? Ich zweifle nicht daran. Nun gut, dann bist du auch gewiß auf Notizen gestoßen, in denen von einem Siebenstaatenflug der deutschen Presse die Rede war. Es kann aber auch sein, daß du nichts davon gelesen hast, wenn die Artikel vielleicht in den Zeitungen unter „Sport“ erschienen, weil der Schriftleiter dieser Abteilung sie für sich beanspruchte in der Meinung, sieben wildgewordene Berufsgenossen flögen in vier Tagen über 4000 Kilometer in Mitteleuropa umher, um irgend eine sportliche Leistung zu vollbringen. Und du, lieber, geruhfamer Leser und Mitbürger der Bergstadt,

du gehörst vielleicht zu denen von der alten Art, die für den Sport nichts übrig haben oder doch nicht soviel, daß sie begreifen, warum allsonntäglich abends und nachts hunderte von Stenographen, Sekretären und Druckern damit beschäftigt sind, nach telegraphischer Meldung ihres eigenen Mitarbeiters zu vermerken, daß der Fußballklub Sowieso gegen den Fußballklub Anderswo mit 4:3 (Halbzeit 2:0) gewonnen hat. Diesen Lesern und Mitbürgern der Bergstadt, denen mit dem Sport nicht beizukommen ist, will ich vom Sieben-Staaten-Flug der deutschen Presse erzählen, den mitzumachen ich als Vertreter der westdeutschen Presse das beneidenswerte Vergnügen hatte. Laß es nur ruhig, es hat wirklich mit Sport nichts zu tun, aber es soll auch zeigen, daß ungeachtet aller Fesseln, die dem deutschen Flugzeugbau auferlegt sind und weiter nach der neuesten Botenschafternote auferlegt werden sollen, die deutsche Flugzeugbau-Industrie Leistungen vollbracht hat und vollbringt, denen andere Nationen nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben. Eigentlich ist es ja lächerlich einfach: in Kopenhagen zu frühstücken, das Mittagsmahl in Essen einzunehmen und abends in großer Gesellschaft im fürstlichen Grand Hotel Volter in Zürich im Kreise lieber Gäste zu Abend zu speisen.

Damit ihr von vornherein im Bilde seid, stelle ich euch zunächst unser Flugzeug im Bilde vor. Es ist ein dreimotoriges Ganzmetall-Flugzeug aus den Junkerswerken in Dessau. Es bietet außer dem Flugzeugführer und dem Orter — wißt ihr dies schöne, deutsche Wort auch





Inneres des Reiseflugzeuges

zu deuten? Orter ist der Wegführer, der die Orte auf der Karte festlegt und danach dem Führer den Weg weist — die vorn im geschützten Führerstand sitzen, in der geschlossenen Kabine haben neun Personen Platz. Und hinten ist neben der Gepäckkabine noch eine kleine Kabine, in der sich eine Einrichtung befindet, durch die man nach Aufheben des Deckels durch den Fußboden auf die Erde gucken kann — es ist aber kein Guckkasten, im Gegenteil! In dieser Kabine kann zur Not auch noch einer sitzen, aber der Platz könnte ihm bei einem längeren Flug hin und wieder strittig gemacht werden. Wir hatten ihn nicht besetzt, sondern nur die neun Klubsessel in der Kabine mit Beschlagnahme belegt, für uns sieben Pressevertreter aus Berlin (2), Hamburg, Königsberg, München, Münster und Wien, den Reiseleiter und Flugzeugkommandanten Herrn Fischer von Portuzyn und einen Obermonteur als

Warter des Flugzeuges und Motors. Das Flugzeug hat eine Spannweite von 29, eine Höhe von 8 und eine Länge von 16 m. Das Gesamtgewicht beträgt 4770 kg, die Motorenstärke rund 500 PS. So, nun wißt ihr's.

Wer nicht ganz fest im Glauben an die Sicherheit des Fliegens ist, den kann allerdings ein Zweifel antommen, wenn er vor solch einem Ungetüm steht, ob es mit seinen mehr als 100 Zentnern nicht wie ein Stein zu Boden plumpsen muß, sobald es wild- rasende Motorenkräfte in die Luft gerissen haben. Wir alle brachten diesen festen Glauben mit, und unser Glaube festigte sich von Stunde zu Stunde, von Kilometer zu Kilometer mehr, daß es kein sichereres Verkehrsmittel gibt als dieses Flugzeug, kein sichereres, kein schnelleres und kein angenehmeres.

Regnete es uns auch — wörtlich genommen — aufs Dach, als wir am Samstag, den 20. Juni in Berlin zur





Surten/Rieb

ersten Strecke nach Danzig starteten — wir machten uns nichts daraus, wir saßen in der Kabine wohlgeborgen. Und zudem, wo war Berlin mit seinem Regen schon nach wenigen Minuten Fahrt? Immer heller wurde es im Osten, je weiter wir kamen, und als wir nach 2½ stündigem Fluge über Eberswalde, Stargard, Stolp bei Leba auf die Ostsee gingen, um den polnischen Korridor respektvoll zu meiden, da lachte uns die Sonne in ihrer schönsten Pracht an. Und sie begleitete uns bei dem Fluge über die der Danziger Bucht vorgelagerte Halbinsel Gela, über die Danziger Bucht mit ihrem sie umsäumenden Gottesgarten der Natur, bis hinein in das liebe, schöne, alte treudeutsche Danzig. Soeben holte die Turmuhr der Marienkirche zum Schlage der zwölften Stunde aus, da setzte unser Flugzeug auf dem Flugplatz Langfuhr auf, auf dem uns eine erlauchte Gesellschaft einen festlichen Empfang bereitete. Gewiß fühlten wir uns geehrt, daß man

uns wie die Fürsten willkommen hieß. Aber wir mußten es entschieden ablehnen, als Helden angesehen zu werden, die irgend eine große Tat verrichtet hätten oder verrichten wollten. Nichts von dem war der Fall, wir waren alles andere als Helden, Genießer schlimmster Sorte waren wir, die dem Herrgott in seine Sonne hineinflogen, um ihre lachenden, erwärmenden Strahlen aus erster Hand zu beziehen. Helden? — o nein. Aber gute Deutsche waren wir, die ihren lieben, vom deutschen Mutterherzen losgerissenen Landsleuten im Freistaat Danzig ein ganzes Herz voll treudeutscher Gefinnung entgegenbrachten und dieser Gefinnung durch Wort und Handschlag Ausdruck gaben. Es war eine weihewolle, leider zu kurz bemessene Stunde, die uns mit unseren deutschen Brüdern im Ratzkeller vereinte. Gern wären wir länger geblieben, um Danzig als Stadt in den Einzelheiten zu genießen, die wir von oben nur ahnen



konnten. Aber wir sollten noch am Abend in Kopenhagen sein, und es ging dem Winde, der uns in drei Stunden von Berlin nach Danzig gebracht hatte, entgegen. In gleißendem Sonnenlicht glitzerte unser Vogel auf dem Rasen des Flugplatzes, und im Sonnenglanz wiegte er sich bald darauf wieder der Danziger Bucht entgegen:

„Was kümmert mich das Polenkorps,  
Und was scheert mich der Korridor“  
dachte unser Führer gewiß, es ist ja doch unser Land, deutsches Land, und aufjauchzend vor frecher, froher Lust, den blöden Politikern ein Schnippchen schlagen zu können, die da meinen, durch einen Spruch am grünen Tisch trennen zu können, was die Jahrhunderte in Blutsverwandtschaft zusammengelittet haben, zog unser Lustroß Kurs geradeaus gen Westen über den Korridor hinweg. Bald lag die Ostsee wieder zu unseren Füßen in ihrer Ruhe und Schönheit, die sie ziert, wenn nicht der Nordwind ihren Scheitel küßt und sie zum wilden Tanze reizt. Kaum daß hin und wieder ein Schaumkrönchen irgend einer vorwichtigen Welle sich zeigte, so ruhig war heute die Ostsee. Es soll ein größeres Erlebnis sein, im Flugzeug zu sitzen, wenn unten die Wellen sich jagen und die Schiffe in ihrem tollen Tanze mit auf- und niederreißen. Erst dann soll man empfinden, welcher Fortschritt es ist, über diesen Hexensabbat von Wind, Wogen und Wellen in sicherem Fluge hinwegzufliegen, dieses große Erlebnis wurde uns nicht zu teil. Ruhig wie die See war es auch an dem ganzen Strande, dem wir etwa drei Stunden lang folgten, ohne daß sich das Bild zur Rechten und Linken wesentlich änderte. Links sahen wir die seen- und wälderreiche Küste, rechts die grüne See. Dazu der Gleichtakt des Motors, der wohlige Klubstuhl — weiß Gott, es wurde auf einmal auch so still und ruhig in unserer Kabine — wir hielten im Wohlgefühl

unseres guten Gewissens ein Unterstündchen. Jawohl, lieber Leser, auch das geht, der Motor — er stört dich nicht, wie auch die Eisenbahn dich nicht stört, selbst wenn du mitten in ihrem Bereich wohnst. Doch als wir in der Höhe des Stettiner Hafens waren und damit rechnen mußten in scharfer Rechtsdrehung gen Rügen, Schweden zu steuern, da waren wir alle wieder in reger Betätigung. Ort für Ort wurde auf der Karte festgelegt, Swinemünde, Heringsdorf, Ahlbeck und dann — ade Festland! wir schwebten zwischen Himmel und Wasser.

Das war aber nicht mehr der Himmel, der sich in Danzig so klar über uns gewölbt hatte. Wo war die Sonne? Nichts war mehr von ihr zu sehen, und sie hatte doch noch längst nicht Feierabend. Ein schwarzbehangener Himmel empfing uns über Rügen, dichter und dunkler wurde das Wolkengemisch um uns. Wir sahen nichts mehr, weder Wasser noch Land. Doch da — ein stolzes Schloß liegt rechts zum Greifen nahe unter uns: Schloß Puttbus. Was wird der Führer machen, so dachten wir; wird er versuchen, durchzustossen oder über die Wolken zu gehen. Keins von beiden tat er. Wir merkten plötzlich, daß er landeinwärts flog und Anstalten machte, eine Zwischenlandung zu vollziehen. Ein Platz war bald gefunden, zwar kein Flugplatz, aber ein Haferfeld. In ihm rollte sich unser Vogel aus. Wir waren geborgen — aber — auf Kosten des wohlserwogenen Programms, das uns festlichen Empfang in Kopenhagen verhieß. Klärte sich auch das Wetter auf, — wir hätten's also geschafft, wenn der Führer leichtsinnig statt vorsichtig gehandelt hätte — wir kamen am Abend nicht mehr fort, sondern erst am Nachmittag des folgenden Tages, nachdem es sich gründlich ausgegnet hatte. Wir hatten die Wartestunden arbeitend im Strandhotel zu Sellin verbracht, in dessen Nähe unser Landungsplatz lag.





Die Alp bei Borghausen (D. S. A.)

Als wir am Sonntagmittag unangemeldet gen Dänemark flogen, — der Start aus dem fürstlichen Hafer vollzog sich glatter als wir dachten — da empfing uns an der Grenzscheide des schlechten und guten Wetters ein majestätischer Regenbogen, der sich wie ein geschlossener farbensprühender Ring auf das Wasser legte. Es war ein gutes Omen für unseren Empfang in Dänemark, das wir nun in seiner satten Schönheit unter uns liegen hatten und bis zur Höhe Kopenhagens überflogen, um programmäßig eben der schwedischen Küste, der freundlichen Hafenstadt Malmö einen kurzen Besuch abzustatten. Mit einer großen Schleife begrüßten wir die schwedische Stadt, die den Zunkerzwerken für einen Filialbetrieb ihres umfangreichen Dessauer Wertes bereitwilligst Gastrecht eingeräumt hat. Nachdem wir so unsere Besuchskarte im zweiten Staat des vorgesehenen Programms abgegeben hatten, ging's in flotter Fahrt zurück nach Kopen-

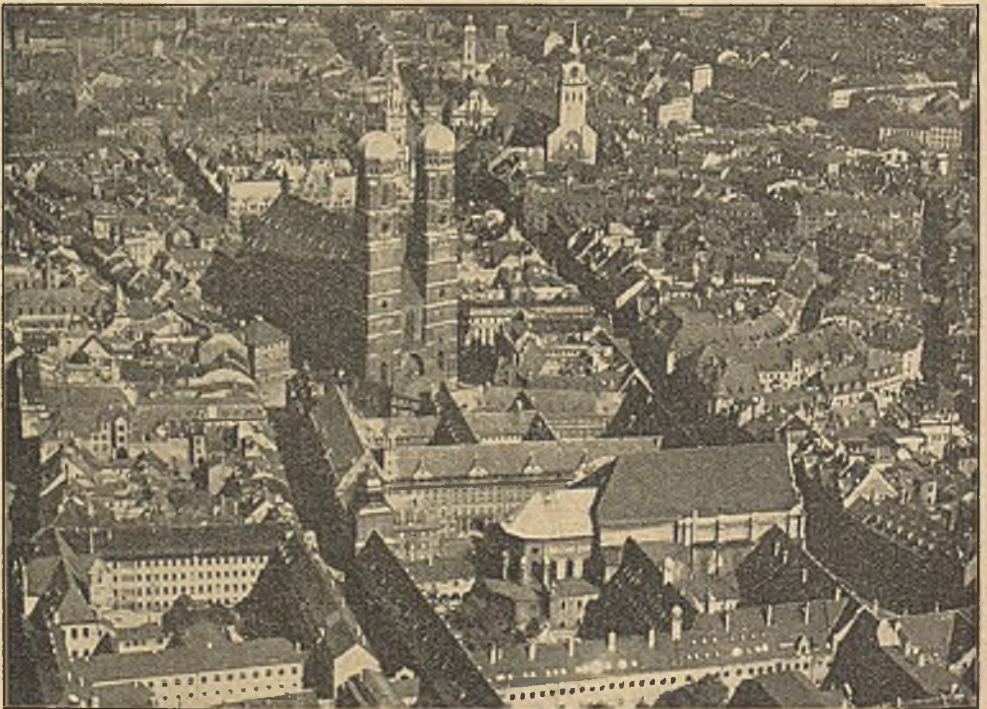
hagen, wo wir herzlich empfangen wurden, trotzdem wir unangemeldet kamen und dazu noch auf einem falschen Platz gelandet waren. Es waren liebe Menschen, mit denen wir den „verlängerten Abend“ erleben durften; ihre Freude, uns bei sich zu sehen war echt, ebenso echt wie ihr Frühstückskorb, der dänische Gastfreundschaft und Wohlhabenheit barg, den sie uns am Montag morgen mit auf die Reise nach Zürich gaben. Was lautet das einfach — Kopenhagen — Zürich, und doch sind es 1200 Kilometer, die dazwischen liegen. Kleinigkeit für unseren Kilometerfresser, der an die 170—180 Kilometer fraß, wenn zum Vollgas der Rückenwind sich gesellte. Und er fraß sich durch; durch die Regen- und Sturmwolken, die sich namentlich über Münster, dem Sauerlande und dem Oberrhein ihm entgegenstemmten und ihm, von der Seite kommend, die Flanken rüttelten, daß er stellenweise aufbäumte wie ein Schiff auf sturmgepeitsch-



ter See. Unser wackerer Pilot aber hatte sein Flugzeug fest in der Hand, ja er löste sogar sein uns in Kopenhagen gegebenes Versprechen ein, uns mitten über den Rheinfall bei Schaffhausen zu führen. In 1300 Meter Höhe überquerten wir die schäumende, quirlende Wassermenge, die sich dort über Felsgeröll talwärts stürzt. Diesen Blick im Bilde festgehalten zu haben, war ein Meisterstück unseres Orters Ungewitter, für das wir ihm dankbar sind. Als getreuer Chronist muß ich noch berichten, daß wir den Flug, der uns in 7½ Stunden von Kopenhagen nach Zürich brachte, in Dorsten in Westfalen auf dem Flugplatz des besetzten Ruhrgebietes, in dem jeglicher Luftverkehr untersagt ist, für zwei Stunden unterbrochen hatten. Stunden, die durch einen gastlichen, herzlichen Empfang der Essener Herren ausgefüllt wurden.

Mit der Landung in Zürich, das wir in

1400 Meter Höhe, der größten Höhe auf unserm ganzen Fluge, im stillen Abendfrieden mit seinem prächtigen See unter uns liegen hatten, und dessen Dichtmeer uns nachher zum Grandhotel Dolder einen gar festlichen Gruß bot, war der erste Teil unseres Fluges zu Ende. Wiederum reiche Gastfreundschaft, Liebe und Freundschaftsbeweise und Bewunderung der Leistung unseres deutschen Flugzeuges. Das Lob wiegt in Zürich doppelt, weil dort ein internationaler Flughafen allererster Ordnung ist und Flieger sind, die sich im Flugwesen auskennen. Noch einmal kreuzten wir über dem See und der schönen Stadt, ehe wir am anderen Morgen in Richtung Wien starteten. Dieser Weg ist eine Luftstraße auch erster Ordnung mit München als Etappenstation. Wir hätten die Strecke Zürich—Wien in einem Stück meistern können, trotz des kleinen Umweges über Bregenz, den



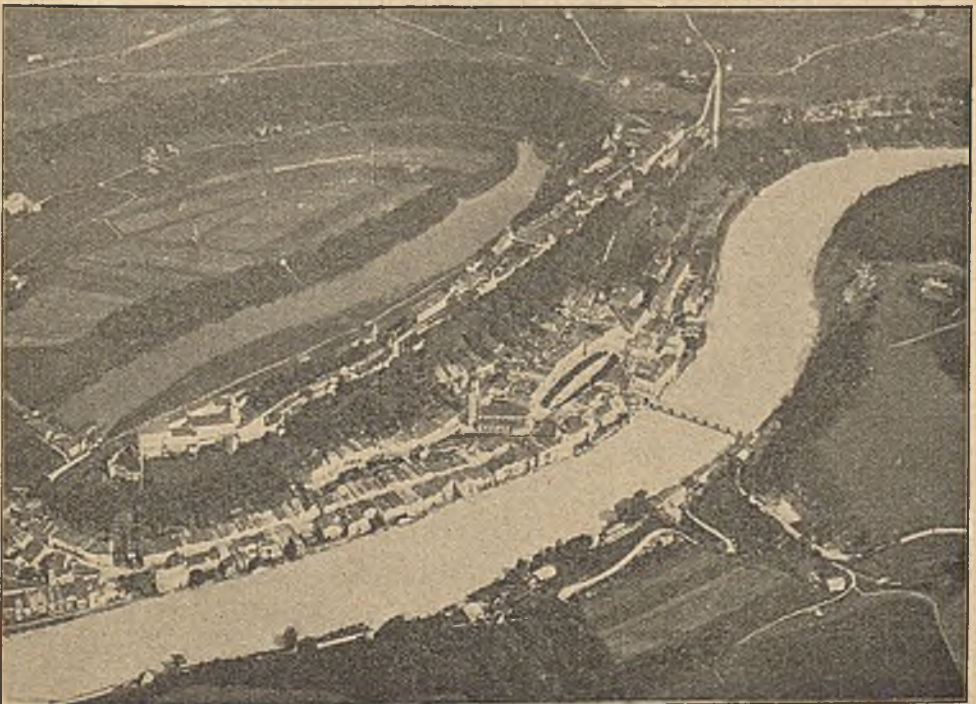
München mit Frauentirche



wir uns beim Überqueren des Bodensees leisteten, aber München am Wege liegen sehen und nicht eben anhalten — der Deutsche muß noch geboren werden! Die Münchener, vertreten durch ihre berufenen Spitzen, hätten es uns auch arg verübelt, wenn wir nicht dort „gestankt“ hätten, zumal der Münchener Kollege unter uns mit seinen 60 Jahren der Vordälteste war. Nur kurz war der Besuch, dann ging's nach einer Visiten-schleife über der Stadt ostwärts der schönen blauen Donau zu, die wir bei Linz erreichten und, ihre Bögen abschnei-dend, bis Wien verfolgten. Herrliche, stets wechselnde Ausblicke boten sich auf dieser Strecke. Die zur Donau oft steil abfallenden, mit Burgen und Klöstern bestandenen, schluchtenreichen Donau-berge konnten wir in ihrem vielgestalte-ten, zerklüfteten Aufbau bis zum fernen Horizont überblicken. Die Luft war auf diesem Teil des Weges so klar wie an

keinem Tage zuvor. Von den Klöstern war es namentlich das reiche Kloster Melk, das durch seinen gewaltigen, die Stadt beherrschenden Umfang unsere Aufmerksamkeit erregte. St. Pölten grüßte seitwärts und dann rückten die Rieseln des Wienerwaldes, die Rag-Alp und der Semmering ihre ansehnlichen Bergmassive heran. Es waren die Vorboten Wiens, das wir nach gut zwei-stündigem Fluge von München aus in seiner ganzen steinernen Ausdehnung unter uns liegen hatten. Mitten über den Stefansturm hinweg, Schönbrunn zur Rechten, den Prater voraus, ging die Reise, die nach weiteren 5 Minuten mit einer kunstvollen Landung auf dem Flugplatz Aspern für heute zu Ende ging.

Hier gab's ganz großen Empfang und freudig bewegte Herzen. Wir waren, da die Luft keine Grenzen kennt, das verkörperte Symbol des Anschlußgedan-kens, der — gerade am Abend unserer



Burghausen an der Salzach





Schloß Schönbrunn - Wien

Ankunft in großen Massenversammlungen propagiert wurde, derweil wir in Hiking beim Heurigen saßen und Wiener Volksleben studierten — ja, es gibt nur ein Wien! Leider zeigte es sich gerade an dem folgenden Ruhetage, dem einzigen der Reise, von seiner schlechtesten Seite. Unsere Rundfahrt durch Wien, der Besuch des Zistercienserklosters Heiligentreu und der Stadt Baden, standen im Zeichen eines ununterbrochenen Regens. Dafür war es aber am anderen Morgen wieder sonnigklar, als wir in 4½-stündiger Fahrt über Passau-Regensburg — nicht Tschecho-Slowakei — nach Leipzig und nach kurzem Aufenthalt dort über Dessau nach Berlin flogen, wo mit einer glatten



Leipzig: Das Völkerschlechtsdenkmal

Landung am Donnerstag abend unser 4000 Kilometerflug zu Ende ging.

Der Aufenthalt in Dessau war mit ein Gipfelpunkt der Fahrt, weil wir dort mit Prof. Junkers, dem genialen Erbauer der nach ihm benannten Junkersflugzeuge zusammenkamen und mit ihm Zwiesprach halten konnten über seine weiteren Pläne. Ihrer sind so

viele und große — u. a. liegt ein Modell vor für ein Luftschiff für 100 Personen —, daß man nur von Herzen

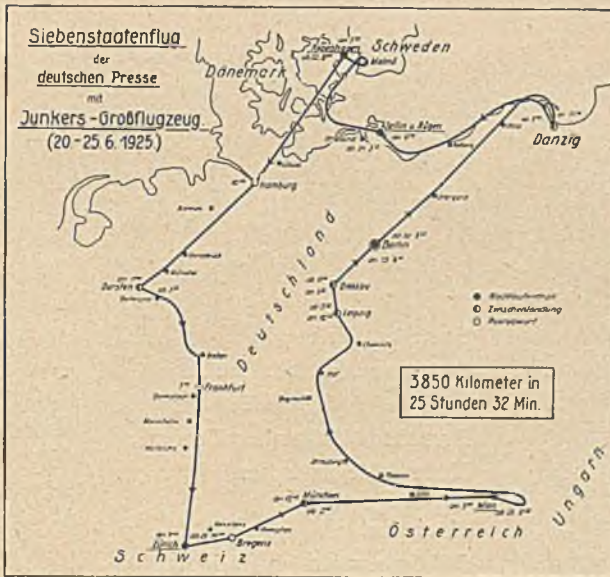


Leipziger Hauptbahnhof

bedauern kann, daß ein blöder Wahnsinn, genannt „Völkerbundsrat“ es fertig bringt, Deutschland in seinem Bestreben, dem friedlichen Weltluftverkehr zu dienen, hemmend in den Arm zu fallen.

„Bringen Sie die Baubeschränkungen zu Fall und schaffen Sie uns einige tausend Dollar, dann fliegen wir im nächsten Jahre mit dem großen Flugschiff nach Amerika,“ sagte Prof. Junkers. „Und ich halte mich für die erste Ozeanfahrt als Berichterstatter der ‚Weltstadt‘ bestens empfohlen,“





sagte ich. Mit Bewunderung und Dank schieden wir von Prof. Junkers, mit dem Danke für den uns berei-

reten Genuß, der mehr war als ein Genuß — eine köstliche Lebenserinnerung!



Begrüßung der Heimgekehrten durch den Oberbürgermeister von Dessau

1. Prof. Junkers.
2. Der Verfasser des Aufsatzes
3. Herr Fischer v. Poturzyn, der Leiter des Fluges





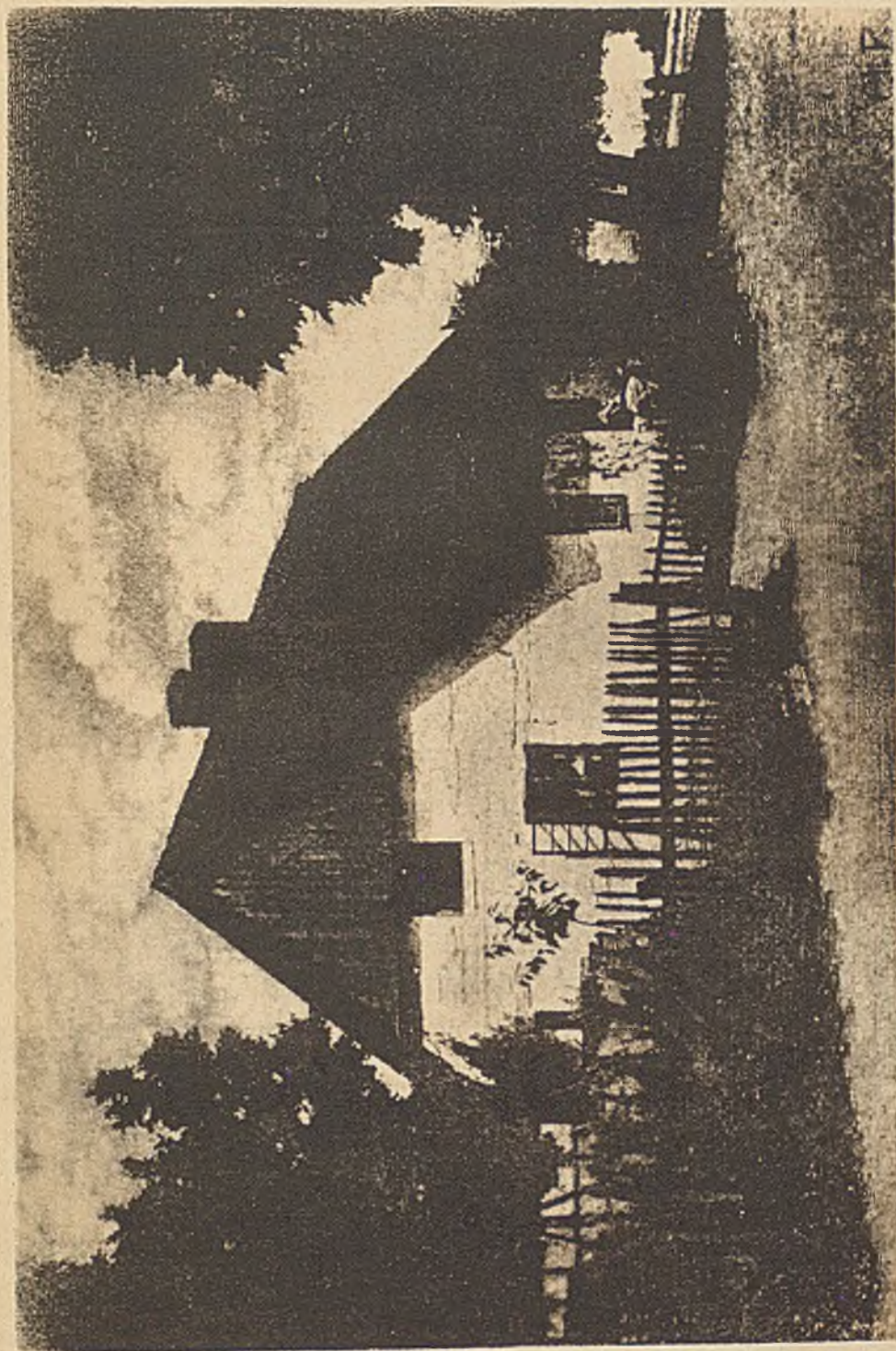
S e p t e m b e r

Sinke hin, sinke hin  
Blatt um Blatt von meines  
Lebens Baume;  
Schwebend leicht, wie im Traume,  
Müde Hülle sinke hin.

Blätterlos,  
Still, wie wenn ich schlief,  
Harr ich nun der neuen Zeit.  
Aber meines Lebens tiefe  
Wurzel stehet  
In der Erde Mutterchoß,  
Sturmgefeit.  
Und um meine Wipfel wehet  
Sternenklare Ewigkeit.

Else Mannich





Rassubenhäuschen in Westpreußen

Nach einem Brombilddruck von Alfred Prauß, Breslau

Dritter photographischer Wettbewerb der Bergstadt. Dritter Preis

Offenbrud







# Der Schaukasten

Eine heitere Geschichte

von Walter Fischer

Angelika Poppenriegel war hoch in die Dreißig gelangt, ohne daß sich ihr der glückliche Hafen der Ehe je mehr als verheißungsvoll aus der Ferne gezeigt hätte. Ihr Schicksal war das eigenartige jener Frauen, die, obgleich hübsch, lebhaft, auch nicht ohne Vermögen, so doch nicht imstande sind, einen von ihren zahlreichen Verehrern länger als auf Freundschaftsdauer zu fesseln. Ihr Gemüt war nicht dazu angetan, darüber in Trübsinn zu verfallen; es war nicht nach ihrem Wunsch, aber es ging auch so. Diese stille Entsagung brachte etwas von jenem Pedantisch-Gesetzmäßigen in ihr Dasein, das so oft dem Junggesellen seine eigentümliche Note gibt. So kam es, daß sie abends Punkt sieben Uhr das Kontobuch zuklappte, das sie bei Meyer u. Co. seit Jahr und Tag führte, um nach ihrem einfachen Abendbrot bis acht Uhr ihren gewöhnlichen Spaziergang zu machen, der sie immer über die gleichen Promenadenwege führte. Auf diesem Abendgange blieb sie im Frühling und Sommer immer ein einziges Mal stehen, und das geschah, um den üppig blühenden Kranz der viola tricolor näher zu betrachten, der den immer gleichmäßig sprudelnden Springbrunnen umgab.

Wenn Angelika Poppenriegel das Ausgangstor der Promenade verließ und somit ihren gewöhnlichen Spaziergang abschloß, begann Emmerich Hahnemann den seinen am Eingangstor. Er klappte ebenso pünktlich um sieben Uhr seine Bücher zu, die er seit Jahr und Tag der Firma Siebebrink u. Co. getreulich verwaltete; aber da er seinen Abendshoppen vor seinem Spaziergang einzuschieben pflegte, konnte

letzterer erst um acht Uhr seinen Anfang nehmen. So wandelte Emmerich Hahnemann zwischen acht und neun dieselben Wege, die Angelika Poppenriegel die Stunde zuvor gegangen. An dem immer gleichmäßig sprudelnden Springbrunnen stand auch er auf kurze Zeit still, jedoch geschah dies seinerseits, um sich seine Abendzigarre anzuzünden.

Die Jahre hatten diese Zeiteinteilung zum ungeschriebenen Gesetz gemacht, so sehr, daß auch an Regentagen Emmerich Hahnemann seinen Schirm öffnete, um seinen Gang zu beginnen, wenn Angelika Poppenriegel den ihren schloß, um ihr Heim aufzusuchen. Da trat ein Umstand ein, der stark genug war, um dieses ewige Gleichmaß zunächst zu stören: Angelika Poppenriegel ließ sich photographieren. Sie folgte dabei mehr einer augenblicklichen Laune, als daß sie irgend eine Absicht damit verband. Der Photograph aber, der ihr Konterfei zu Papier brachte, pflegte besonders gute Bilder zu seiner Empfehlung zu verwenden, indem er sie in einem eigens dazu ausgehängten Schaukasten dem Publikum präsentierte. So geschah es, daß Angelika Poppenriegel eines Abends, als sie von ihrem Spaziergang heimkehrte, ihr Bild in jenem Schaukasten erblickte, der neben ihrer Haustür angebracht war. An diesem und an jedem der folgenden Abende benötigte Angelika Poppenriegel fünf Minuten über das gewöhnliche Maß zu ihrem Spaziergange, denn soviel Zeit verwandte sie darauf, ihr Bild im Schaukasten immer wieder von neuem zu betrachten.

Und aus demselben Grunde geschah es, daß Emmerich Hahnemann von nun



an auf seinem Spaziergange zweimal stille stand, obgleich er seine Zigarre immer nur einmal entzündete. . . .

So vollzog sich zwar die Heimkehr beider nicht mehr in der alten Regelmäßigkeit, aber Emmerich Hahnemann wandelte nach wie vor dieselben Wege, die Angelika Poppenriegel die Stunde zuvor gegangen. Da trat ein Ereignis ein, das in seiner Tragweite unsterblich war, das ewige Gleichmaß nunmehr wirklich aus seiner Bahn zu bringen: Emmerich Hahnemann ließ sich ebenfalls photographieren! Und war es Laune des Zufalls oder eine höhere Fügung —: Emmerich Hahnemanns Konterfei gelang ebenso gut, es kam in den gleichen Schaukasten und zwar links neben das Bildnis Angelika Poppenriegels! In jenem Abend stand Angelika Poppenriegel lange, lange vor dem Schaukasten, so lange, daß sie ihre Haustür eben erst verschlossen hatte, als Emmerich Hahnemann schon das Ausgangstor der Promenade verließ. Und als er endlich seinen Heimweg antrat, nachdem er das Wunder auch seinerseits einer erdenklich langen und genauen Betrachtung unterzogen hatte, lag Angelika Poppenriegel noch wach und hatte zum erstenmale den Gedanken, daß ihrem Leben doch eigentlich recht viel fehle. . . .

Und als Emmerich Hahnemann am anderen Morgen der Kaffee nicht recht schmeckte, bewegten sich seine Gedankengänge in ganz ähnlichen Bahnen. —

In diesen Tagen begannen Angelika Poppenriegel und Emmerich Hahnemann ihr Glück zu suchen.

Es stahl sich etwas Neues, Wunderbares in ihre trockenen Herzen. Angelika Poppenriegel begann zu bemerken, daß in ihrem Kontobuch nicht lauter schwarze, leere, leblose Ziffern und Zifferbuchstaben waren, sondern daß auch manchmal die Sonne darin spazieren ging und auf den

weißen Seiten tanzte und malte und Geschichten erzählte. . . . und Emmerich Hahnemann passierte es sogar, daß er bei Regenwetter den Schirm vergaß und mit den Händen nach den hellen Tropfen haschte. Aus ihren Spaziergängen wich die alte Eintönigkeit, sie hörten auf die Lieder, die die Vögel sangen und sahen, daß der Flieder Blüten bekam. Und ihr Gang durch die Promenade war nicht mehr ein Weg von einem Tor zum anderen, sondern während sie in Blumen und Blüten wanderten, bauten sie an dem Märchenschloß, das sie in ihrem Herzen trugen. . . .

In solchen stillen Abendstunden reifte in Emmerich Hahnemann der Wunsch, das Frauenbild aus dem Schaukasten zu besitzen, denn es war ihm ein Symbol alles dessen, was er vom Leben bisher versäumt hatte. Sein nüchterner Geist hätte diesen Wunsch als jünglingshaft verwiesen, wenn er nicht so krankhaft stark geworden wäre, daß er sein ganzes Denken einnahm. Als er denn eines Abends wie gewöhnlich die ausgehängten Bilder besah, d. h. er sah eigentlich nur eines, da begann er tändelnd seine Schlüssel an dem Schlüsselloch des Schaukastens zu probieren. Und siehe da, es paßte wirklich einer. Als er sich aber umsah, ob ihn jemand beobachte, da bemerkte er, daß sich gerade ihm zu Häupten ein Fenster öffnete. So barg er rasch den Schlüssel wieder in seiner Tasche und ging eilig davon, so eilig, daß er nicht mehr sah, daß der Frauenkopf, der in dem Fenster auftauchte, sogleich wieder zurückfuhr, und daß bald darauf Angelika Poppenriegel aus dem Hause trat und erst wieder darin verschwand, als sie sich überzeugt hatte, daß das Männerbildnis noch an seinem Plage war. . . .

Dieser Mißerfolg war aber nur dazu angetan, Emmerich Hahnemanns Ver-



langen noch mehr ins Krankhafte zu steigern. Er hätte selbst nie geglaubt, daß in seinen Büchern etwas anderes sein könnte als die Zahlen, die seine Firma aufbauten; nun geschah es aber, daß die Sonne ein Frauenbild hineinmalte und zwar so hell und groß, daß die Zahlen, die sonst so gewichtig taten, ganz blaß und klein wurden.

Und eines Tages beschloß er, den Raub zu wagen. Sein Spaziergang glich an diesem Abend dem eines Primaners, der in einer Stunde sein erstes Stelldichein haben soll. Sein Gang war von jener Uruhe beflügelt, die zugleich Erwartung und eine unbestimmte Furchtsamkeit bedeutet. Als es endlich zu dunkeln begann, begab er sich durch das eiserne Gittertor und pendelte langsam die Straße hinab, bis er vor dem Ziel seines Wunsches stand. Kein Mensch war in der Nähe. Nur vor jenem Fenster über dem Schaukasten empfand er eine ungewisse Scheu, die seine Hand zittern machte, als er vorsichtig und leise den Schlüssel in das kleine Schlüsselloch schob. Ohne sich seines Handelns bewußt zu werden, hatte er mit einem raschen Griff sein Ziel erreicht; er barg das Frauenbild in seiner Brusttasche und wollte eben nach dem Schlüssel greifen, um die Glastür wieder zu schließen, als eben jenes Fenster sich öffnete, das ihn das erstemal verschreckt hatte. Rasch ließ er alles wie es war, das

Türchen offen und den Schlüssel darin und verbarg sich beobachtend in der Tür des Nachbarhauses.

Und diesmal konnte Emmerich Hahnemann sehen, wie der Frauenkopf, der im Fenster erschien, sogleich wieder darin verschwand, und wie Angelika Poppenriegel bald darauf aus dem Hause und vor den Schaukasten trat. Und dann sah er etwas Merkwürdiges, nämlich, wie Angelika Poppenriegel zunächst kopfschüttelnd die leere Stelle betrachtete, dann aber vorsichtig das Türchen noch einmal öffnete und sein, Emmerich Hahnemanns, Bildnis an sich nahm. Als sie nun ihrerseits das Türchen behutsam schließen wollte, trat Emmerich Hahnemann rasch aus seinem Versteck. Angelika Poppenriegel erschrak und sah sich hilflos um. Da zog er das Bild aus seiner Tasche, das er geraubt, und verglich es mit seinem Gegenüber, und sie tat staunend das Gleiche.

Beide begannen zu lachen; Angelika Poppenriegel aber verschloß den Schaukasten und reichte Emmerich Hahnemann den Schlüssel.

Und dann geschah langsam, langsam alles das, was daran schuld war, daß bald darauf im Schaukasten ein neues Bild erschien, auf dem Angelika Poppenriegel im weißen Schleier und Emmerich Hahnemann im eleganten schwarzen Gehrock für die Nachwelt verewigt waren. . . .





# Hermann Löns

Von Fritz Alfred Zimmer

**D**u neuer Dichter der Heide. Wir dachten, die herrliche Droste, der alte, liebe Theodor Storm und der köstliche Detlev von Liliencron hätten ihre Wunder uns ausgefungen. Doch da bist du gekommen im schlichten Lodenrock und Wetterhut mit einem Sträußchen Rittersporn und Ehrenpreis und ein verträumtes Volkslied auf den Lippen — und wieder blühte die Heide, die rotfroh schimmernde Heide, in Unendlichkeit.

Am Grünwasser goldet der Ginster, und aus dem Junglaub im Erlengestrüpp und Weidenbusch flötet die Goldammer. Frau Einsamkeit sitzt am Feldrain an der kleinen Böschung bei den zwei Ebereschen und singt ihr sehnsuchtsvolles Lied bis in die Abendfarben. Und aus dem Knick- und Kiefernschlag am Galgenberg, bei den Kreuz- und Jammersteinen, um die der Nordwind pfeift, klingt Habichtsruf, und aus der Ahlenflucht und dem Eulenschloch schreien der Waldkauz und die Nebelkrähe.

Dann schleichst du, herrlicher Heidedichter, in Jägerleidenschaft den Finger am Hahn und doch allem Erdenwesen verschwistert zugesellt und den freien Waldtieren verwandt, mit dem Grauhund durch Bruch und Moorrauch, durch Verhack und Stangenholz, in beglücktem Staunen vor jedem Täuber und Eichelhäher und in Andacht und Ehrfurcht vor jedem Hofsänger und Feldsperling. Deine Freunde sind die Moorbauern, die Tümpelfischer und Heidhauer, und du unbekümmerter Naturbursche und lachender Geeskerl sagst, daß die weniger als die vornehmen Leute drinnen in der großen Stadt Alltagsmenschen sind. Denn ihnen und dir ruft immer der Ruckuck und blühen die Weidenröschen

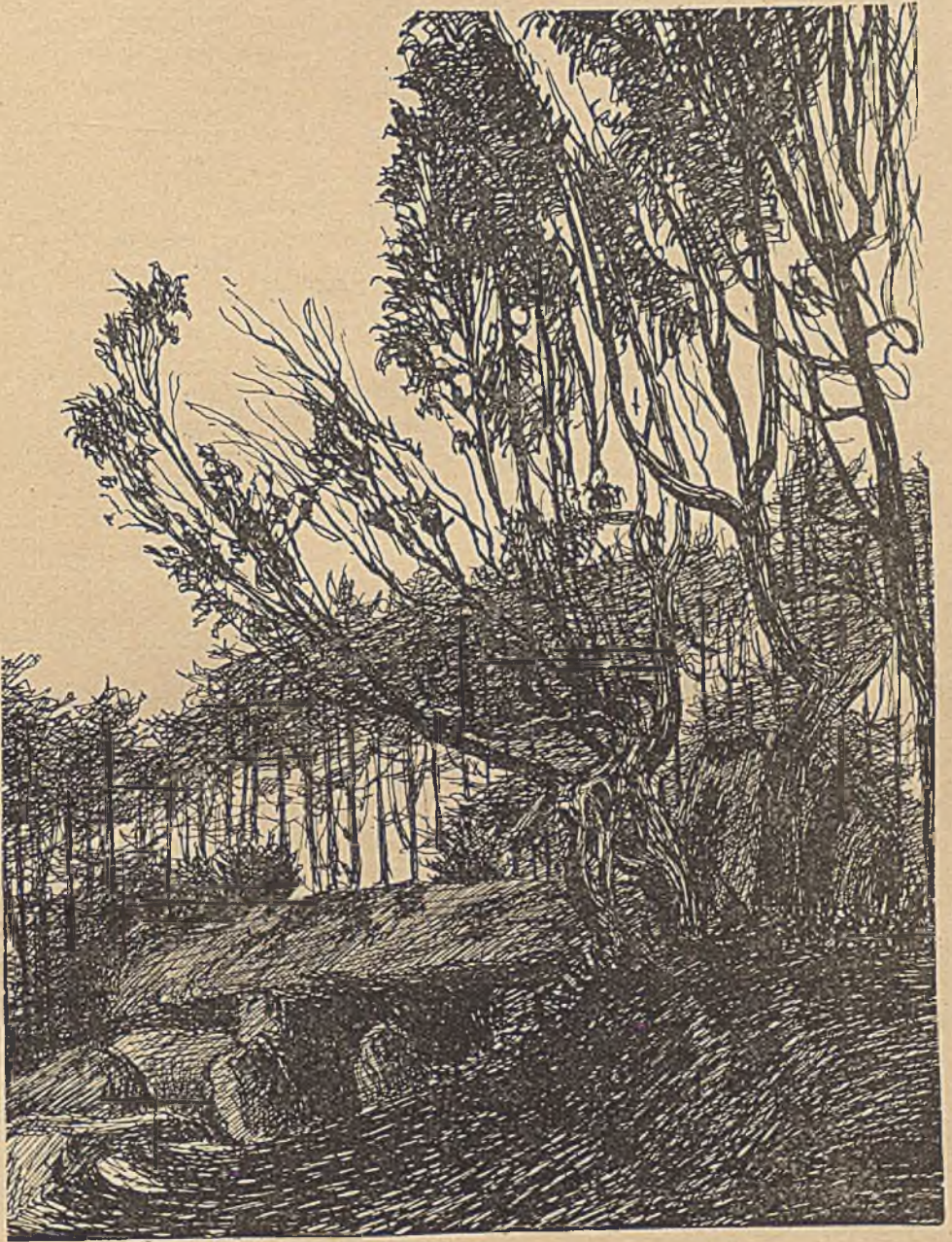
bei den zarthängenden Birken im Vornbusch, wo die zierlichen Wasserjungfern spielen. Und die Finken und Meisen singen aus dem Holunderstrauch über die Rosmarinheide. Sie haben auch dich singen gelehrt, frisch und frei wie sie und sehnsüchtig wie die Nachtigall im Haselholz!

Und was für Geschichten du weißt von all deiner heiligen Jagd und den Mümmelmanns und anderem köstlichen Getier! O, wie du aufhorchen liehest wieder die eiteln, landfremd gewordenen Menschen, aufhorchen vor Schöpferwonne in deinem Märchenwald auf dem Eichsfeld, am Radauner See und in der Lüneburger Heide! Aufhorchen ein ganzes Volk vom Flugland der Düne bis zur dunklen Bergwaldwildnis, du Wittelkindsblut mit den visionären Augen, über deinen Dorfgeschichten und dem großen Schicksalsbilde vom Wehrwolf. Starcker du und Weiser und Prophet.

Aber: Auf der Moorwiese in der Sommerheide am Vinsen- und Wasserrosenteich gehen Irrlichter. Auch dein Irrlicht, du Dichter der Heide! Du sahst, du Sehnsuchtsmensch, das zweite Gesicht. Zuerst in Märchenheimlichkeit. Aber es hat dich, tiefstes Heimathetz, wie deinen Helmolt Hagenrieder wurzellocker gemacht und zu einem Hermann Heimlos, der eigenwillig, ohne Habe, ohne Weib und Kind, ohne Geld und ohne Freund und Bruder in Straßenstaube fremder Länder ging, unruhvoll in Osterreich und Holland und der Schweiz, und warst in deinem fernen Deutschland doch sein sehr berühmter Dichter, Hermann Löns!

Und hast, Gott Dank, doch aus dem Lande Nirgendwo zuletzt auch wieder heimgefunden und hast noch einmal,





Steingrab bei Südböfjel

Federzeichnung von Dorothea Milde



jäh emporgerissen in Krieg und Jagd,  
dem alten Lande der Lönsgelechter  
ganz tief und rot dein wildversehntes  
Herzblut gegeben, als eine Franzosen-  
kugel vor Meims dich traf.

Du ruhst nun im Lande Nimmernot.  
Und wenn jedes Jahr die schöne deutsche  
Heide wieder blüht, dann ließt das Jung-  
volf in den Schulen mit leuchtenden  
Augen deine wunderbaren Tier-  
geschichten, dann singen die Wander-  
vögel, Bursche und Mädchen, zur Laute  
in Sehnsucht deine lieben Lieder, —  
eine versehnte Künstlerseele erschauert  
über deinem „Schmerz- und Notbuch“  
des zweiten Gesichts, und herbe deutsche  
Männer schöpfen Kraft aus deinem  
Lektren Hansbur und dem schicksals-  
großen Wehrwolf. —

O glücklos-glücklicher Dichter Her-  
mann Löns! Du Sehnsuchtsmensch, derdu  
es jetzt erreicht hast, „das ferne Land“.

Und das ist offenbar:

Ich weiß ein Land, in dem ich  
niemals war;

Da fließt ein Wasser, das ist silberklar,  
Da blühen Blumen, deren Duft ist  
rein

Und ihre Farben sind so zart und  
fein,

So zart und fein, wie sonst am Himmel  
nur

Der Abendröte lekte Spur  
An hellen Abenden im jungen Mai  
Beim allerersten fernen Eulenschrei.

Nach singt ein Vogel in dem fernen  
Land,

Er singt ein Lied, das ist mir un-  
bekannt,

Ich hört es nie und weiß doch, wie  
es klingt,

Und weiß es auch, was mir der  
Vogel singt;

Das Leben singt er, und er singt  
den Tod,

Die höchste Wonne und die tiefste  
Not,

Jedwede Lust und jeglich Herzeleid,  
Die Lust der Zeit, das Weh der  
Ewigkeit.

Ich kenn das Land und weiß nicht,  
wo es liegt,

Und weiß es nicht, wohin der Vogel  
fliegt,

Und hörte von dem Bach das Rauschen  
kaum,

Der Blumen Duft empfand ich nur  
im Traum,

Im Traume nur sind einst sie mir  
erblüht,

Im Traum nur hörte ich des Vogels  
Lied,

Das Lied vom Leben und das Lied  
vom Tod,

Das Lied der Wonne und das Lied  
der Not.

Erreiche ich das ferne, fremde Land,  
Dann blüht das Lebensmal in meiner  
Hand;

Wenn nicht, dann sang der Vogel  
nur von Tod,

Sang mir ein Leben, bitter und voll  
Not.

Du weißt den Weg nach jenem Land;  
sag ja!

Dann ist das ferne, fremde Land  
so nah,

Dann singt der Vogel nimmermehr  
von Tod

Und Not, dann blühen alle Blumen  
rot, so rot, so rosenrot.



# Java-Kaffee

Einiges über den Kaffeebau in Niederländisch-Indien

Mit sieben Aufnahmen des Verfassers

Von W. Schmedes

**B**u den wichtigsten Landeserzeugnissen und Ausfuhrsgütern Niederländisch-Indiens zählt neben Reis, Rohrzucker und Tabak der Kaffee, und zwar der sogenannte arabische Kaffee, demgegenüber die Erzeugung von Liberia-Kaffee weit zurücksteht. Letzterer gedeiht besser in den Niederungen, während der arabische Kaffee Höhenlagen von 1000 — 1500 m liebt. Die Liberiabohne ist größer als die anderen mit dem Sammelnamen „Javakaffee“ bezeichneten Sorten, muß sich indeß mit einem niedrigeren Preise begnügen als z. B. der Preanger- und der Malangkaffee, die im Preise ziemlich gleich sind. Höher noch wie diese wird der Menadokaffee (Celebes) und am höchsten der Mandhelingkaffee (Sumatra) bewertet.

Besonders gut gedeiht der Kaffee auf den Abhängen der zahlreichen Vulkane, deren ausgeworfene Asche ein dem Kaffeebaum sehr zugutes Düngemittel bildet, so daß anderer Düng sich meist erübrigt.

Läßt man die Kaffeepflanze ungestört wachsen, so entwickelt sich ein Baum daraus von 15 — 20 cm Durchmesser und 8 — 12 m Höhe. Da aber hohe, alte Bäume weniger ertragreich sind und das Pflücken der ungleichmäßig reifenden Früchte zu beschwerlich sein würde, läßt man die Bäume meist nicht mehr als 2 m hoch werden, so daß das Ernten bequem mittels niedriger Trittleiter erfolgen kann.

Der Kaffeebau in Niederländisch-Indien ist größtenteils Monopol der Regierung, und der reichlich gleichgültige Eingeborene muß, da eine geregelte Steuerzahlung in bar kaum von ihm zu erreichen ist, da, wo dies angängig,

Kaffee bauen, die Ernte gegen ein mäßiges Entgelt an das Gouvernement abliefern, und dies verkauft den Kaffee im Versteigerungsverfahren an die Ausfuhrfirmen und zwar zu einem wesentlich höheren Preise, der zeitweilig wohl gegen das Dreifache des dem Erzeuger gezahlten Betrages erreichte! Es gab Jahre, die indeß der Vergangenheit angehören, da das Gouvernement auf diese Weise einen recht befriedigenden Jahresabschluß erzielte.

Das Entstehen einer Kaffeepflanzung vollzieht sich in der Regel in der Weise, daß ein unternehmungslustiger Fachmann, der aber abgehärtet sein muß und sich weder vor Moskitos, noch vor Schlangen und Tigern fürchtet, auf die Suche geht nach einem für den Kaffeebau geeigneten Stück Urwald (Abbildung 1) von einigen Hundert Bouws, à 71 a, das noch nicht vergeben ist. Dies wird ihm auf seinen Antrag meist ohne große Schwierigkeit durch das Gouvernement auf 99 Jahre in Erbpacht gegeben. Dann sucht der „Erbpächter“ Geldgeber. Entweder läßt sich eine Bank bereit finden, das Nötige herzugeben, oder es wird eine Aktiengesellschaft gegründet, die nun das für die ersten 3—4 Jahre benötigte Werkkapital beschafft, um zunächst einen Zugangsweg anzulegen, Material für Wohnungsbauten, sowie Geräte zu erwerben und Gehälter, Löhne und die Pacht zu bezahlen.

Nunmehr wird das erforderliche Personal angeworben, was oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist; denn die Nulis wissen ganz genau, daß die ihrer harrende Aufgabe nicht leicht, vielmehr mit allerlei Unbequemlichkeiten, Ent-





Abb. 1: Urwald an den Abhängen des Vulkans Kawi (Ostjava)

behaltungen und selbst Gefahren verbunden ist, und der Unternehmer sieht sich wohl gar genötigt, mit Elementen vorlieb zu nehmen, denen aus irgend einem Grunde der Boden ihres bisherigen Wirkungskreises zu heiß geworden. Die Oberleitung übernimmt in der Regel der Erbpächter selbst. Ist nun ein wenigstens für Packpferde gangbarer Zugangsweg geschaffen, (an Fahrwege ist vorerst nicht zu denken,) so wird zunächst für den Administrator, die Aufseher und die Kulis ein provisorisches Unterkommen hergerichtet, das indeß weder auf Eleganz noch auf Bequemlichkeit Anspruch macht; dann wird mit dem Fällen

des Urwaldes begonnen und in erster Reihe an geeigneter Stelle die Pflanzschule angelegt, in welcher die benötigten Pflänzchen aus dem Samen, der Bohne, gezüchtet werden, die man dann, wenn sie etwa 12—15 Zentimeter hoch sind, in Reihen von ungefähr 3 Meter Abstand auspflanzt.

Wichtig ist das Vorhandensein fließenden Wassers wo dies nicht anders erreichbar ist, wird es herzugeleitet (Abbildung 4).

Da es der Terrainschwierigkeit wegen selten möglich ist, die gefällten Urwaldbriesen — oft sehr wertvolle Hölzer — abzutransportieren, so läßt man die Stämme einfach an Ort und Stelle liegen, wo sie im Laufe der Jahre versaulen und somit dem Erdreich wieder zugute kommen, insofern sie nicht inzwischen stückweise als Brennholz in der Küche Verwendung fanden (Abb. 2). Äste und Zweige

läßt man eine Zeit durch die Tropensonne dörren, und dann werden sie, zu riesigen Haufen aufgeschichtet, verbrannt und die Asche verstreut.

Nachdem ein größeres Stück Urwald geschlagen ist, wird, da man nunmehr das Gelände einigermaßen übersehen kann, mit der Errichtung der definitiven Wohnungen, der Vorratsräume, der Pferdebeställe und der Anlagen für die Bereitung des Produktes ein Anfang gemacht, nach deren Fertigstellung (Abb. 3.) jetzt größere Bequemlichkeit und Sicherheit gegen wilde Tiere herrscht, gegen deren Überfälle man sich am Beginn nachts durch hellodernde Feuer schützte. Nach und



nach wird dann das ganze Areal urbar gemacht und bepflanzt.

Schon im dritten Jahre bringt der Kaffeebaum die ersten Früchte; der Ertrag steigert sich bis etwa zum 18. Jahre, nimmt dann allmählich ab, und man läßt die Bäume in der Regel nicht über 30 Jahre alt werden. Die Arbeit auf einer völlig in Betrieb befindlichen Pflanzung besteht hauptsächlich in der Beseitigung des Unkrautes, dem Einsammeln der reifen Früchte und deren Zubereitung für den Markt.

Vorsorgliche Unternehmer sichern sich beizeiten weiteres, angrenzendes Gelände, um, wenn nach etwa 30 Jahren der erste Anpflanz abgewirtschaftet ist und im Ertrage nachläßt, weiteres jungfräuliches Land zur Verfügung zu haben.

Natürlich ergeben sich bei der Anlage einer Kaffee-Plantage auch Fehlschläge, wenn z. B. der Erbpächter sich in der Höhenlage irrte; wenn der Boden der Kaffee-pflanze nicht zusagt, oder wenn das abgeholzte Gelände dem verderblichen Westmonsun zu sehr ausgesetzt ist, wie solches der Fall war auf der großen Pflanzung Sirah Kuntjong, wo die heftigen Westwinde, verbunden mit wolkenbruchartigen Regen das Blühen und den Fruchtansatz dermaßen beeinträchtigten, daß an einen ersprießlichen Betrieb nicht zu denken war und der Kaffeebau aufgegeben werden mußte. Beiläufig sei bemerkt, daß beim Schlagen des dortigen Urwaldes Reste von einem alten Hindu-



Abb. 2: Kaffee-pflanzung auf den Abhängen des Vulkans Katwi

tempel gefunden wurden, der, nach der Chronik, vor etwa 700 Jahren durch einen Ausbruch des Vulkans Katwi verschüttet wurde. In diesen Ruinen fanden sich außer einer großen Anzahl steinerne Hindugötzen auch kupferne Sanscritmünzen.

In dem Falle, daß der Kaffeebau aufgegeben wird, beschreitet man wohl den Ausweg, von der Kaffee- zur Chinakultur überzugehen; denn der Chinabaum gedeiht dort, wo die Höhenlage dem Kaffeebaum nicht mehr zusagt. Übrigens sieht sich der Kaffee-pflanzer häufig genötigt, seine Pflanzung gegen zu heftige





Abb. 3: Wohnungen und Pferdeställe

Stürme und zu intensive Sonnenstrahlen zu schützen durch das Pflanzen von Schattenbäumen (Abb. 5).

Die Bereitung der geernteten Frucht vollzog sich früher in der Weise, daß diese auf zementierten Tennen unter fleißigem Umschaukeln durch die Sonnenhitze in wenigen Tagen gedörret, dann durch Schälmaschinen, sogenannte Hüßler, vom eingetrockneten Fleisch und der Hornschale befreit und schließlich das Produkt in Säcken zur Verladung gebracht wurde.

In der Neuzeit hat man dagegen die westindische Bereitungsart durchweg eingeführt, die darin besteht, daß man die geernteten Früchte vermittels Pflücker zerquetscht, sie dann, noch in der Horn- oder Pergamentschale, einige

Tage in zementierten Wasserbehältern gären läßt, darauf durch fließendes Wasser gründlich reinigt und dann an der Sonne oder auch durch künstliche Wärme trocknet, die völlig trockenen Bohnen durch Schälmaschinen von der Hornschale befreit, durch Poliermaschinen vollkommen säubert und endlich mit der Hand sortiert, was ebenso wie das Pflücken Frauenarbeit und eine rechte Geduldsprobe ist.

Das Trocknen in geheizten Räumen macht unabhängig von der Witterung; dasjenige durch Sonnenhitze ist billiger, bei ungünstigem Wetter aber beschwerlich, da die Bohnen vor Regen geschützt werden müssen. Um dies zu erreichen, werden die Trockentennen so angelegt,





Abb. 4: Wasserleitung für eine Kaffeeplantage

daß bei drohendem Regen auf Rollen laufende Schuttdächer übergeschoben werden können (Abb. 6).

Der Kaffeebaum hat viel Ähnlichkeit mit unserm Kirschbaum; nicht nur die Blätter ähneln dem Kirschbaumblatt, sondern auch die Blüte ist wie bei diesem weiß, wohlriechend und umgibt in dichten Büscheln die Zweige, und die reife Frucht hat außer der Form und Farbe der reifen Kirsche auch süßschmeckendes Fleisch wie diese. Einen Unterschied zeigt erst deren Inneres, denn statt des einen Kernes unserer Kirsche enthält die Kaf-

feefrucht zwei halbbrunde Bohnen, die mit ihrer Flachseite gegeneinander gelagert sind. Ausnahmsweise enthält die Kaffee Frucht nur eine einzelne verkümmelte runde Bohne, die, wie die mißfarbenen, beim Sortieren abgesondert wird, die man bei uns Perlbohne nennt, die es aber wahrscheinlich nur dieser hübschen Benennung verdankt, daß sie von mancher Hausfrau bevorzugt und sogar wohl teurer bezahlt wird als die gesunde, gut ausgebildete Bohne.

Beim Durchwandern einer Kaffeeplantage kann man etwaiges Durst-





Abb. 5: Kaffeepflanzung mit Schattenbäumen

gefühl auf angenehme Weise durch reife Kaffeefrüchte stillen.

In diesen gesegneten Kaffeedistrikten hat der verwöhnte Europäer in der Regel einen Kaffeeextrakt vorrätig, aus welchem er unter Zusatz von Zucker und heißer Milch in kürzester Zeit einen Göttertrank herstellt; dahingegen trinkt der Javane seinen mit Palmzucker gesüßten Kaffee ohne Milchzusatz; auch filtriert er ihn nicht, sondern läßt ihn sich setzen, und mancher Eingeborene von Sumatra, der sparsamerweise die Bohnen zu Gelbe macht, begnügt sich sogar mit einem Blätteraufguß des Kaffeebaumes, den er auch „Koppi Daor“, d. h. Blätterkaffee nennt. Der Wissenschaft wegen habe auch ich ihn einstmals auf Sumatra getrunken, aber auch nur ein einziges Mal!

Weiter oben wurden einige Spezialitäten des Niederländisch-Indischen Kaffees aufgeführt; hier nun möchte ich noch eine weitere Spezialmarke erwähnen,

nämlich den Quak-Kaffee. Den Namen entlehnt diese Sorte von einem marderartigen Tier, eben dem Quak. Dieser Quak ist ein Ledermaul, das sich mit Vorliebe am süßen Fleisch der reifen Kaffeefrucht ergötzt, er ist aber auch ein Kenner und weiß genau zu unterscheiden, welche Früchte am reifsten, also auch am süßesten sind, und da er ein vorzüglicher Kletterer, ist es ihm ein leichtes, sich die schönsten reifsten Früchte und nur diese vom Baume zu holen. Er zerdrückt die zarte äußere Schale, um zum süßen Inhalt zu gelangen, verschlingt dann aber die ganze Frucht einschließlich der Bohnen. In den Eingeweiden des Tieres nun geht derselbe Prozeß im kleinen vor sich, wie im zementierten Wasserbehälter im großen: Das süße Fleisch vergärt und wird verdaut, die Bohnen aber in ihrer Hornschale sind unverdaulich und kommen auf natürlichem Wege wieder zum Vorschein; also auch eine Art westindischer Bereitung!



In den Kaffeepflanzungen nun finden sich des öfteren kleine Häufchen, die wiederum an unsere Kirsche oder, besser gesagt, an die Kirschenzeit dadurch erinnern, daß sie, ebenso wie bei uns am Wegestrand die mit Kirschkernen gespickten dort mit Kaffeebohnen durchsetzt sind, die aber vom Quak dort deponiert wurden. Diese Häufchen nun lassen die Kaffeepflanzer sorglichst einsammeln, die Bohnen mittels fließenden Wassers reinigen und dann trocknen. Da die Bohnen selbst durch die Hornschale gegen Verunreinigung geschützt sind, ist, nachdem die Schale entfernt, gegen ihren Verbrauch nichts einzuwenden! Europäische Kaffeeliebhaber brauchen indeß nicht zu befürchten, mit solchem Quak-Kaffee etwa bemogelt zu werden, denn, und das soll ausdrücklich betont werden, diese Bohnen, die jede einzeln mit Liebe und Sachkenntnis ausgesucht wurden,

kommen überhaupt nicht in den Handel, sondern diesen Quak-Kaffee reserviert der Pflanze egoistischerweise für den Kaffeeextrakt des eigenen Bedarfs, es ist die allerfeinste Marke!

Der Vollständigkeit wegen möchte ich zum Schluß noch einer weiteren Spezialsorte Erwähnung tun, die ich einst auf einer Reise durch die Molukken kennen lernte. Das war auf einer Insel, nahe der Küste von Nordost-Celebes, wo der gute Menadokaffee wächst. Von dem in Rema stationierten Kontrolleur, d. i. der holländische Verwaltungsbeamte etwa im Range unseres Landrats, Mynheer van B., wurde ich eingeladen, ihm auf einer Dienstreise nach der zu seinem Bezirk gehörigen Insel Lembah Gesellschaft zu leisten, da er sonst den ganzen Tag mit nur malayisch sprechenden Eingeborenen zusammen sein mußte. Da meine Zeit es mir erlaubte, nahm ich die

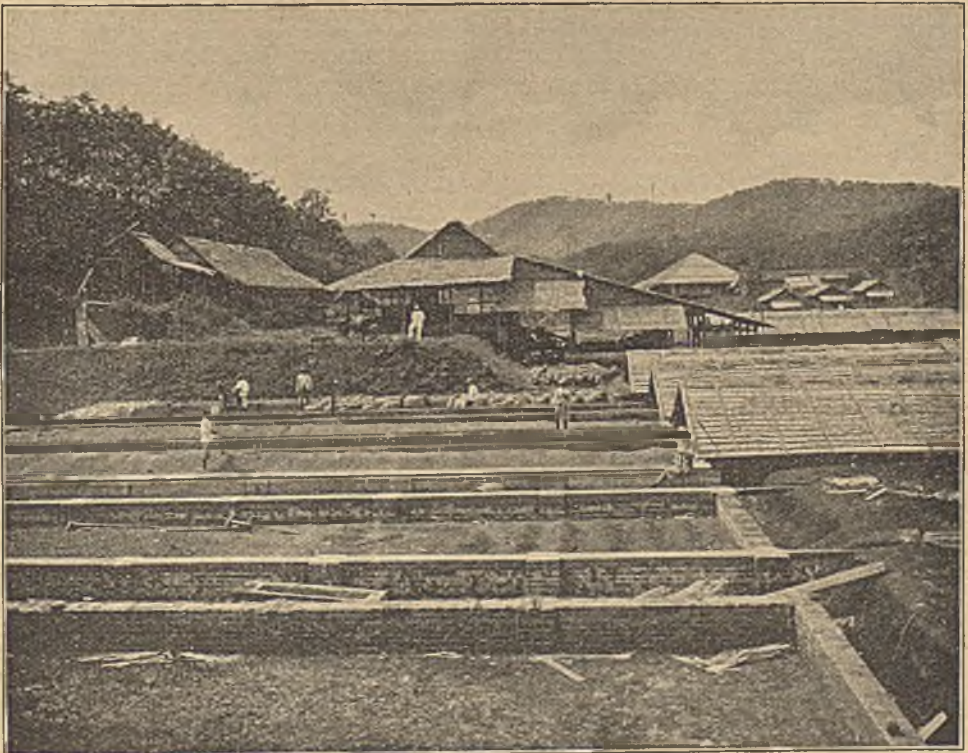


Abb. 6: Trockeneinrichtung mit verschiebbaren Schutzbächern





Abb. 7: Keine „Turnübung“, sondern „Ruhepause“ der Kaffeepflanzer und Kultis

Einladung gern an. Die mehrstündige Fahrt dorthin im mit 10 Rudernern besetzten Regierungsboot, bei herrlichem Wetter, sitzend auf Polsterbänken, gegen die glühenden Sonnenstrahlen geschützt durch ein Sonnensegel, eine duftende Manilla rauchend, ist mir noch heute in angenehmster Erinnerung, und mit Vergnügen gedenke ich noch der farbenprächtigen Seerosen, Quallen, Muscheln und Korallen, die aus dem kristallklaren Meeresswasser selbst aus bedeutenden Tiefen herausleuchteten, so wunderbar schön, wie nur die tropischen Gewässer — wir befanden uns ganz nahe dem Äquator — sie beherbergen! Der Zweck dieser Dienstreise war die Steuerveranlagung der Inselbewohner, die teils noch Heiden, teils Mohamedaner und teils Christen waren. Beim christlichen Häuptling angekommen, fanden wir die Bevölkerung, nach Religionsbekenntnissen gesondert, bereits versammelt, in der den Eingeborenen eigentümlichen Weise auf dem Erdboden hockend, wobei nur die Fußsohlen den Erdboden berühren (Abb. 7). Jeder Steuerpflichtige

hatte mündlich anzugeben, wieviel Pferde eventuell Büffel er hatte, die Christen und Heiden auch, wieviel Schweine; ferner wie groß ihr Acker, speziell ihr Reisfeld war, dann die Anzahl der Kokosnußbäume, der Muskatnuß- und Pfefferbäume usw., alles brachte der mitgekommene inländische Schreiber zu Papier, und der Häuptling kontrollierte die Angaben, worauf die Veranlagung zur Steuer erfolgte.

Wir beiden Europäer bildeten dabei eine Art Oberaufsicht und Respektspersonen und vertrieben uns die Zeit mit Rauchen und Kaffeetrinken. Unser Wirt nämlich, der Häuptling, hatte es sich nicht nehmen lassen, uns auf der Veranda, auf der wir saßen, einen sehr starken Kaffee in einer großen europäischen Kanne aufzutischen, mit der Bitte, recht fleißig zuzulangen, wodurch er sich hoch geehrt fühlen würde. Als taktvolle, wohlerzogene Europäer taten wir ihm die Ehre an und schlürften den siedend heißen, braunschwarzen, mit Palmzucker gesüßten Trank, und trotz des aus allen Poren hervorbrechenden Schweiß-



ßes, schenkte Wynheer van B. aus Liebenswürdigkeit gegen den Häuptling seinen Untergebenen stets aufs neue ein, wobei er sich wiederholt einer Blattrispe bediente, um den anscheinend durch Kaffeegrund verstopften Ausguß wieder zu öffnen. Ich bemerkte, wie er, als unser Gastherr auf einen gegebenen Moment abwesend war, den Topfdeckel lüftete, um sich, wie ich meinte, zu überzeugen, ob unsere aufopferungsvolle Tätigkeit bald überstanden sei; dann aber schenkte er mir sowohl als sich selber wieder ein und beide tranken wir weiter, aus Höflichkeit und um unseren Wirt zu ehren, und schwigten dabei wie in einem russischen Dampfbade.

Alles aber nimmt einmal ein Ende, so auch diese Steuerveranlagung und endlich waren wir auch auf dem Boden der Kaffeekanne angekommen. Nunmehr wurde unter vielen Höflichkeitsbezeugungen Abschied genommen, und wir traten, nachdem wir für die lieben Kinderchen unseres Gastherren jeder einen „Rytsdaalder“, d. i.  $2\frac{1}{2}$  Gulden, geopfert hatten, den Rückweg an. Unterwegs klärte mich dann Wynheer van B. über die Ursache der Verstopfung der Kaffeekanne auf, die nicht etwa im dicken Kaffeegrund, sondern in einem riesigen Kakerlak bestanden habe, von der Art Küchenschaben, wie sie in den Tropen ganz besonders gut gedeihen und bis 8 Zentimeter lang werden. Das Tier

hatte sich wahrscheinlich im Ausflußrohr der Kanne häuslich niedergelassen, war durch das kochende Wasser überrascht worden und so elendiglich umgekommen. Ich muß gestehen, daß sich mir bei dem Gedanken an den genossenen Kakerlak-Extrakt das Innerste ein wenig umzudrehen begann und ich nicht umhin konnte, dem Kontrolleur sanfte Vorwürfe zu machen ob seines fleißigen Einschantens trotz seiner Kenntnis der näheren Umstände. Er wußte mir indeß klarzumachen, daß er beim besten Willen nicht anders habe handeln können, denn als „Hoofd vom Bestuur“, als oberster Beamter seines Bezirkes und als Vorgesetzter des Häuptlings habe er die moralische Verpflichtung gehabt, den Häuptling nicht zu beschämen, ihn nicht in Verlegenheit zu bringen dadurch, daß er zeigte, von der Anwesenheit des Tieres im Kaffeetopf Kenntnis gehabt zu haben, der Mann würde dadurch todunglücklich gewesen sein, und deshalb habe er mir und sich selbst tapfer eingeschänkt und mit Todesverachtung selbst getrunken! — Vor solchem Heroismus strich ich natürlich die Segel. Außerdem aber, setzte M. v. B. beruhigend hinzu, soll ein Kakerlak-Ausguß nicht nur nicht schädlich, sondern sogar sehr wirksam sein gegen Asthma! Und vielleicht ist dem wirklich so. Jedenfalls bin ich bis jetzt, wo ich im 77ten Jahre stehe, von diesem Uebel verschont geblieben.





# Herbstnovelle

Von Franz Friedrich Oberhauser

Vom Fenster aus sieht man auf ein Gewirr zahlloser Dächer. Sie sind ineinandergeschoben wie dreikantige Schachteln, Giebel an Giebel geschmiegt oder mit der Stirnseite in ein anderes Dach verwachsen. Es gibt kleine und geschwungene Giebel, strenge eintönige Firste, die gerade sind wie eine Eisenbahnschiene und andere wieder geschwungen wie ein großer Fischrücken.

Dunkle, alte, sienabraune Dächer säumen einen großen Hof. In diesem Hofe arbeitet ein Töpfer. Bunte Geschirre wandern durch die Hände der Gehilfen, ein Lehrlinge schichtet die Töpfe, legt die calvillegelben zu den venedigblauen, die kardinalroten zu den milchweißen, oder baut eine Pyramide lorbeergrüner Kannen. Dazu klingt von den Kirchen das Geläute der Glocken, und aus dem alten Kastanienbaum kommt ein seliges Vogellied. Wenn man diesen Hof mit den funkelnden Töpfen sieht, hat man das Gefühl, als seien hier Dinge mit einem lauten Leben ohne viel Umstände streng in Ordnung gehalten, die jeden Augenblick froh und übermütig in die Welt springen möchten.

Um aber zur Erzählung zu kommen: Der Töpfermeister ist ein einfacher Mensch mit einer frohen Lebensart, ein Mann, den nichts so leicht verblüffen kann. Wenn ihm zeitweilig ein Topf in Scherben fällt, denkt er weiter nicht daran, oder wenn schon, philosophiert er ein wenig, daß es auch im menschlichen Leben nicht anders zugeht und so manche Töpfe in Scherben gehen, die eine schöne Farbe und hübsche Form hatten. Vom Aberglauben hält er nichts, es ist ihm gleichgültig, daß die Scherben Glück bedeuten, sonst wäre er der glücklichste Mensch, wenn er alle Töpfe in Scherben schließe.

Es hätte niemand geahnt, daß dieser Mann ein Geheimnis mit sich trug, das ihn innerlich erwärmte, das ihm Freude spendete und eine dauernde Befriedigung gab. Er war das Gegenteil eines Träumers und doch hing dieses Geheimnis wie ein Traum in seinem Leben. Er hütete es, pflegte es wie ein Kind. Dieses Geheimnis war einfach genug, wenn es auch nicht alltäglich war.

Unweit seiner Werkstatt lag ein Waisenhaus. Die Waisenkinder gingen manchmal an seinem Hofe vorbei, einmal kamen sie auch herein und durften sich die zahllosen bunten Geschirre ansehen.

Und eines Tages hatte der Töpfermeister die komische Idee, für so ein Waisennädchen zu sorgen, seine Ersparnisse anzulegen. Er tat es im stillen, niemand wußte etwas davon. Von Zeit zu Zeit trug er ein Päckchen Geld in die Anstalt, ließ einem Mädchen, das er sich ausgesucht hatte, eine gute Erziehung angedeihen, spendete für den Unterricht in der Musik und schuf sich damit einen Lebenszweck, der mit einem seligen Traume Hand in Hand ging.

So kam es, daß eines Tages, nach Jahren, dieses Mädchen in sein Haus aufgenommen wurde. Es sorgte für die Wäsche, hielt die Wirtschaft in Ordnung, kochte und spielte des Abends Klavier. Sie war nicht schön, aber lieb und hatte ein weißes, feines Gesicht, sünke Hände und einen klugen Geist. Die Jahre gingen hin, der Töpfer fühlte sie nicht. Es lag ein lichter Schein über dem Leben der beiden. Gisela dachte wohl niemals daran, daß ihr freundliches Wesen, ihre Art das Haus in Ordnung zu halten, im Hofe zwischen dem bunten Geschirr herumzuwirtschaften, dem Töpfer langsam die Erkenntnis seiner Einsamkeit bringen mußte. Wenn sie abends beisammen





Alles soll wachsen

Radierung  
von B. Zwiener









saßen, er in der Zeitung las, sie eine Handarbeit fertigte oder Klavier spielte oder dem Meister zuhörte, der aus seinen Lehrjahren und Wanderschaften komische Schnurren erzählte, wenn sich dann ein frisches Lächeln in ihrem Gesichte spiegelte, von einem frohen Herzen kommend, dann kam es wohl vor, daß dem Töpfer eine Traurigkeit in die Seele kamm, und daß er nachzurechnen begann, um wieviel Jahre er sich verspätet hatte. Diese Rechnungen aber erleichterten ihn nicht, sie machten ihn trübe und einsamer als je, und aus seinem Geheimnis, aus seinem Traum ward ein Leid, das schließlich auch auf Gisela übergriff, die vergebens nach dem Grunde suchte . . .

\*

An einem Herbsttage, der mit blauem Rauch und seinem Gespinnst über den Weingärten hing, indessen die Sonne den Trauben schmeichelte und in die vollen Kugeln noch ein Fünklein Feuer goß, saßen die beiden nach dem Tageswerk wieder an dem Abendtisch, Draußen fiel die frühe Nacht, hing ein Flämmchen Abend noch im Gefieder der Herbstwolken, das rasch verböschte.

„Ich habe dir Blumen auf dein Zimmer gestellt, Geranien,“ sagte Gisela, „und ich habe Dir etwas besonders Gutes gekocht, denn heute sind es zehn Jahre, daß ich bei Dir sein konnte!“

„Zehn Jahre!“ dachte der Töpfer, das sind also zweiunddreißig, zweiundvierzig Jahre. Und dabei noch kein einziges graues Haar, Mut für das Leben, ohne bang zu werden, aber . . .“

„Du gibst mir keine Antwort, ich bin in Sorge um Dich, Du bist in letzter Zeit so traurig. Was betrübt Dich, bin ich es?“

Er lächelte.

„Willst Du nicht etwas von mir erzählen?“

„Ich von Dir?“

„Ja. Ich kam doch aus dem Hause der Eintönigkeit zu Dir. O, ich weiß es noch

sehr gut, als wir einmal in Deinem Hofe Besuch machten, ich werde es niemals vergessen, und Du standest da und lachtest, weil wir uns alle freuten.“

„Ja,“ sagte er, und es war ihm, als löste sich ein dichter Schleier, der seinen Traum seit geraumer Zeit verhüllte. Er sah Gisela an und reimte sich diese ganze seltsame, verlockende, leidvolle Geschichte zusammen, die ihn froh machte und so unselig und die für sein Leben nun Kummer und Glück bedeutete. Er fühlte, daß er jetzt ein Tor vor sich hatte, aus der Dämmerung zu entfliehen, daß er jetzt ihr alles sagen konnte. Er war nicht empfindsam, aber einfach und regelmäßig in seinem Leben. Und eben, als er beginnen wollte, stand das Mädchen bei ihm, ganz nahe, und es quälte sie etwas, er sah es am Beben ihres Mundes und am Glänzen ihrer Augen.

„Du sollst wieder froh werden . . . Vater!“

Vater . . .

Er sah sie an, und alles brach zusammen, seine Zukunft stürzte ein, vergrub ihn, sein Herz, seine Sehnsucht, alles. Nur ein Wort genügte und alles war zu Ende . . .

Sie sah in seine großen Augen, sie begriff ihn im Augenblick.

„Gisela!“ sagte er etwas mühsam, mit einem Versuch zu lächeln, „bin ich Dir wirklich wie ein Vater?“

„Ich muß Dich irgendwie nennen; Du hast für mich gesorgt, Du hast mir mehr als nötig Gutes erwiesen, ich muß einen Namen haben, der meiner Liebe zu Dir Ausdruck verleiht, es ist nicht der rechte, ich weiß, aber . . .“

„Aber?“ fragte er.

Es war eine stille Stunde. Draußen verklang die Welt.

„Willst Du meine Frau werden? Gisela?“

Und Gisela reichte ihm lächelnd und wortelos beide Hände über den hellen Tisch.



# Die Freikarten

Von Ernst Hoyerichter



**A**lois Mehltreter wurde gestern als erster Charakterspieler am Stadttheater engagiert.

Da war in acht Tagen der Hamlet angelegt, und Alois durfte die Titelrolle spielen. Und so oft er zu mimen hatte, waren ihm von dem Direktor zwei Freikarten zugesagt. Das Stadttheater war ein großes Theater, und je größer eine Bühne ist, um so mehr Freikarten werden ausgegeben.

Es wurde Freitag. Und Hamlet wird immer an einem Freitag auf das Programm gesetzt.

Schon am Vormittag bekam Herr Mehltreter durch den Theaterdiener die beiden Freikarten zugestellt.

Sie waren giftig grün wie das Gras, das in den Körbchen der Schokoladenosterhasen liegt. Oder so grün wie der Schnittlauchstocck, der am Fensterbrett seiner Hausfrau stand. Oder grün wie die Seelen der Ladenmädchen und Liftjungen. Und noch viel grüner...!

Es fiel ihm auch beim Anblick dieser saftigen Farbe die Haar Schleife Ophelias ein, die sie bei der Hauptprobe um die Stirne trug und deren Trägerin im Verlaufe des Stückes wahnsinnig wird.

Aber er ahnte noch nicht, daß auch Freikarten die schreckensnahe Macht in sich tragen können — einen verrückt zu machen.

Viele Tage zuvor hatten sich manche Bekannte, Freunde und Freundinnen bei ihm auf die Freikarte mit dem Wunsche auf ein freundliches Gedenken vormerken lassen. Er hätte mit Leichtigkeit an die fünfzig Freikarten an den Mann oder an die Frau bringen können. Aber er hatte deren nur zwei, und er wußte gar nicht, wer zunächst am würdigsten war. Denn eine Freikarte ist eine Gnade, so dachte er. Man hat nicht nötig, sich lange an der Kasse anzustellen, erlebt nicht, daß gerade der Platz, den man sich wünscht, schon ausverkauft ist, hat vor allem einen guten Platz, denn alle Freikarten sind gut, und spart

Geld, für das man schon die Gasmessermiete, Gerichtsvollzieherunkosten oder Nachtkästchen auf Teilzahlung begleichen kann.

Kurz und gut, in reiflicher Erwägung all dieser Umstände machte sich der Künstler auf den Weg, seine Freikarten, die er mit Erbkönigbesorgnis zwischen den Flügeln seiner Brieftasche aufbewahrt hielt, zu verschenten.

Das Naheliegende ist immer das Beste. Und so beschloß er, vor allem zunächst einmal seiner Hausfrau eine Freude zu bereiten. Die hatte um diese Zeit gerade bei ihrem Zugehepflanz zu tun, der mit der Trambahn nach zweimaligem Umsteigen leicht zu erreichen war. Alois traf sie an, als sie eben den ersten Absatz an der Treppenhausstiege mit Schmierseife polierte. „Frau Saumweber, hier hab' ich zwei Freikarten für Sie und Ihren Mann...!“

„Freikarten...?“ sagte Frau Saumweber zwischen Verwunderung und Überlegung, „Freikarten haben Sie für mich...? Ja — warum haben Sie mir das nicht schon gestern gesagt? Jetzt kommen Sie daher, wo ich gar nicht darauf eingerichtet bin... Und für meinen Mann auch eine? Ja — da muß ich erst wissen, ob der auch wirklich heute Abend Zeit hat. Also, bittschön, suchen S' doch zuvor meinen Mann auf. Der ist draußen beim Asphaltieren in der Landshuter Allee, Endstation der Straßenbahn...!“

Alois bremste sich, freundlichst dankend für die Auskunft, auf seinen lädierten Gummiabsätzen und fuhr in entgegengesetzter Richtung zur Landshuter Allee. Als es im Wagen nach Asphalt zu riechen begann, sprang er bereits noch während der Fahrt ab, um ja noch früh genug den Herrn Saumweber zu erreichen. Dabei tappte er in den frisch aufgetragenen Teerteig, lief geradlinig über die warme Fläche dem Teerkessel zu. Aber ehe er ihn erreichte, flogen ihm auch schon die Wurfgeschosse einiger



Arbeiter nach, denen er durch seinen Eifer Fußtapfen um Fußtapfen in die geglättete warme Fläche trat. Der Asphaltur Saumweber wollte sich gerade auch an der Schleuderei beteiligen und hatte schon ein Winkelmaß wurfbereit erhoben, als er in dem Straßenschänder seinen Zimmerherrn Alois Mehltreter erkannte: „Verflucht, was fällt Ihnen ein..? Schämen Sie sich, mit solchen Kindereien die saure Arbeit eines halben Tages zu verpfuschen..!“

„Entschuldigen Sie bitte, aber ich habe zwei Freikarten für Sie — und ich erlaube mir..!“

„Ich pfeif' auf Ihre Freikarten..! Hätten S' mich z'erst um Erlaubnis g'fragt, bevor S' über unseren warmen Asphalt g'hupft sind..!“

„Entschuldigen Sie bitte vielmals..!“

„Sie sind ja verrückt!“.. schrie der Arbeiter.

„Noch nicht..!“ entgegnete ihm Alois und lief den gleichen Weg zurück.

„Auf zur Familie Gabisch..!“ rief er sich anfeuernd zu. Denn dieser Familie schuldete er viel Dank, und manche Hilfe war noch von ihr zu erwarten. Herr Gabisch war Mäzen und verhalf jungen, aufstrebenden Talenten zum Erfolg. Alois hoffte noch von ihm die Mittel zu bekommen, mit deren Hilfe er sich zum Operntenor ausbilden könnte. Die Tochter fütterte ihn mit Zigarretten und Konservenfleisch, und die Mutter hatte ihm eine Erholungsreise für seinen Kehlkopf an die Adria zugesagt.

Dieser Familie die Freikarten zu präsentieren, konnte nur freudiges Echo finden. Als er vor ihrer Haustür ankam, hatte er noch zwei Stunden bis zur Vorstellung. Es war also für den Hamlet Alois Mehltreter Zeit zu handeln. Denn man konnte doch nicht zwei Freikarten auf Polsterfessel ohne weiteres verfallen lassen. Als er bei Gabisch eintrat — war auf dem Küchenbalkon der Papagei angekommen... „Dora, willst du wohl hereinkommen?... Oder willst du nicht kommen? Aber die Dora, die sonst das schöne Lied „Ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen..!“ in drei Sprachen sang, gab keine Antwort. Das

jungfräuliche Federvieh saß auf dem Ramin des Waschhauses und kratzte sich hinter den Ohren... „Also, du willst wohl nicht kommen?“ schrie Herr Gabisch immer wieder zu seinem Liebling hinüber, obwohl er schon nach der ersten Frage hätte ersehen können, daß sie nicht wolle. „Nicht wahr, du gehst schön in dein Häuschen zurück..? Du bist ein solgfames, liebes Tier..!“ Daraufhin flog die Dora einen Hof weiter nach hinten auf eine Dachrinne. Wutentbrannt warf Herr Gabisch mit Wäscheköppeln nach ihr, worauf sie noch weiter von ihrer Heimat entfernt auf einen Telephonmast zuslog. In diesem Augenblick bot Alois seinem Mäzen die Freikarten für Hamlet an: „Ich möchte Ihnen eine Freude machen, ziehen Sie sich bald an... es wird höchste Zeit..!“

„Was wollen Sie..? Sehen Sie nicht daß ich eins meiner Familienmitglieder einfangen muß..! Jetzt kommen Sie mit ihren Freikarten daher..! Helfen Sie mir, das Vieh in den Käfig zurückzubekommen... Nachher wollen wir über Hamlet reden..!“ — — —

Alois fühlte sich auch hier zum Handeln verpflichtet. Er sah das Schicksal dieses Vogels mit dem Schicksal seiner Freikarten, ja selbst mit dem ferneren Wohlergehen seiner eigenen Person unentrinnbar verknüpft. Er kletterte entschlossen die Feuerleiter hinauf, überlegte dabei, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, ein Insekt aufzugeben: „Kehre zurück — alles verziehen!“ Auf Raminkehrerleitern entlang kroch er immer näher dem Standstiz des Vogels zu, der aus der Dachrinne alte Küchenüberreste zog, während Alois zwangsmäßig seinen großen Monolog vom ‚Sein oder Nichtsein‘ vor sich her bellamierte. Aber durch dies Shakespearesche Vermaß wurde die Dora, die nur südländische Romanzen gewohnt war, noch mehr verwirrt, und flügel Schlagend flüchtete sie auf die Kronen der nahen Anlagenbäume, wo sie allen Blicken entchwand. — — —

Für Alois war es klar, daß an eine Rückkehr zur Familie Gabisch ohne Vogel nicht mehr zu denken war. Denn



nur wenn die Lora wieder im Käfig saß, wollte der Mäzen über Hamlet und Freikarten mit sich reden lassen. . . Von den Türmen schlug es schreckliche Zeit. Jetzt sollte er ja schon in der Garderobe sein und die traumgelockte Perücke des Dänenprinzen über seine Ohren ziehen. Und jetzt stand er hoch oben auf dem Dachstuhl einer fünfstöckigen Mietkaserne. Ein Kaminklehrer, Schwarz, als hätte er Linte getrunken, begegnete ihm auf dieser Reise über die Dächer. Und der Künstler bot ihm seine beiden Freikarten an. Aber der schwarze Meister besuchte nur Rinos mit sechsfachen Raubmord und Harmoniumbegleitung. Im übrigen hielt er den Namen Hamlet für die Fabrikmarke einer Margarinegesellschaft.

Und Alois ließ sich, aller Hoffnung bar, am Ableiter aufs Pflaster

herab und rannte dem Theater zu. Dort hatte man in aller Eile, weil der Hamlet Alois Mehltreter nicht rechtzeitig eintraf, mit Rotstift die improvisierte Aufführung von „Hasemanns Töchter“ statt „Hamlet“ angekündigt. Die Vorstellung hatte bereits begonnen. Und da für Alois alle Aussicht, die Freikarten verschenken zu können, geschwunden war, setzte er sich selbst auf die zwei leeren Plätze, jedes Wein auf einen der Polstersitze gelegt.

Am nächsten Morgen lagen vor seiner Zimmertür drei Briefe: der Hausherr Saumweber hatte ihm die Bude gekündigt, die Familie Gabisch verbat ihm auf immer das Betreten ihrer Wohnung, und der Direktor des Stadttheaters hatte ihm wegen Kontraktbruchs mit sofortiger Wirksamkeit den Vertrag gelöst.

## Berliebte Windfahne.

Knarr und Knack —  
 Ich muß mich drehn.  
 Ost, Süd, Nord,  
 Heute nach hier, morgen nach dort.  
 Jeder packt mich und drängt mich zur Seite  
 Mit lautem Gesprelle —  
 Schauderhaft!  
 Denn ich liebe nur einen — den zärtlichen West,  
 Der mich so linde, so linde erfährt:  
 Ihm hielte ich immer in Liebe still,  
 Greife nach mir, wer noch greifen will — —  
 Aber unmöglich!  
 Ich muß mich drehn.  
 Ich darf auf keiner Neigung bestehn —  
 Ich muß mich drehn —  
 Knarr — Knack —  
 Pack!

Anne-Marie Neumann.





terdrückte Neigungen, Wünsche und Liebhabereien erhalten Spielraum; Natur, Kunst und Volkstum klopfen an vergessene Stellen unseres Herzens. Es ist auf einmal eine Lust zu leben. Der Übermensch kein Traum — jenseits von Dienst und Stundenplan. Holdrio, wer den Freiherrnkittel trug!

Über dann die Rückkehr. Zwar leidlich noch, solange sie Heimkehr heißt. Doch dahinter — Handlanger — hoch!

Am besten in solchem Falle: ein Saltomortale — hinein in die Fron! Wenn es möglich ist. Mir nicht. Künstlich suchte ich die Reise zu verlängern. Rezept: Konrad Ferdinand Meyer „Der Reisebecher“:

„Währenddes ich, leise singend, reinigt' ihn vom Staub der Jahre,  
 War's, als höbe mir ein Bergwind aus der Stirn die grauen Haare,  
 War's als dufteten die Matten, drein ich schlummernd lag versunken,  
 War's, als rauschten alle Quellen, draus ich wandernd einst getrunken.“

Ähnliche Wonnen nachschlürsend, erhob ich eine Placerei zum Genuß und zog das Auspaden meines Koffers

Reise — ein Interregnum im Pflichtentrott. Da werden vom brutalen Alltag zugeschüttete Schächte der Seele frei, un-

mit Bewußtsein in die Länge. Briefe galt es zu ordnen, Karten zu sichten, Bilder in Systeme zu bringen. Und endlich: dies und jenes Stück der Ausrüstung mußte in liebe Hände zurückgegeben werden. Alles mit zereemonieller Feierlichkeit und lyrischem Einschlag. Jeder Staubfleck ist — geweiht. Hier ein Woklatsch von Nürnberg, dort eine Mitgift aus Ambras. Der Inhalt dieser Schokoladenhülse — Luft aus Altdorf. — Und jener bräunliche Fleck im Taschenbuche — objektiv genommen nur ein Moskito-grab, ein Typendruck der Verzweiflung — mir immerhin ein materieller Stimmungsniedererschlag aus Venedig.

Vom geliebten Rucksack gab es einen besonders nachdenklichen Abschied. Haben die Philosophen, die Fühlhörner der Menschheit, die Bohrwürmer der Intelligenz, Recht mit der Behauptung, alle Materie bis herab zum Ziegelstein sei beseelt, — dies Idealmöbel eines Wanderers ist es gewiß. Ist unbedingt mehr als ein toter Gegenstand. Ein tatsächlich guter Freund: unscheinbar und bescheiden, alles tragend und ertragend, bequem im Umgange und nirgends im Wege, von unbegrenztem Fassungsvermögen und einer Geduld, die ebenso wenig reizt wie seine Hüllennacht.

Wo gäbe es ein Ding, dessen Außerer ganz ästhetische Anspruchlosigkeit, eine strenge Formel des Zwecks, mehr ethi-





sches Pathos besäße als das seine? Nie will er mehr scheinen, als er ist. Fehlt seiner Form der Inhalt, so prahlt er mit keiner künstlich aufgebauchten Hohlheit; er zieht sich vielmehr zusammen bis zur Grenze des Unwesentlichen, bis zu dem bloßen Begriff seiner einstigen Körperpotenz. Was dabei von ihm übrigbleibt, ist kaum noch mehr als ein deutliches Bestreben, keinen Raum einzunehmen, eine letzte mögliche Anpassung an das Nichts, das er umschließt. Auf diesem Wege der Entmaterialisierung wird er eine philosophische Erfüllung: er nähert sich dem Kantischen Ding-an-sich, hinter dessen Phänomen die Sinne ebenfalls keine Substanz wahrzunehmen vermögen.

Andererseits — welche eine ungewöhnliche expansive Kraft schlummert in diesem Schaltier der Industrie!

Welche Unmöglichkeiten verschlingt und verdaut er! Bücher, Wäsche, Lebensmittel — Gesteppflaster, Kochgeschirr und Stiefel — Zahnbürste, Purgatorium — Vikör und Antiseptika, — Zwirnfäden, Nadel, Schere, Schlipf, — Schnurbartforcierer, Opium, Streichhölzer, Licht und Magenbinde: alles, alles umschließt und verwahrt er, dabei immer noch eine ungeahnte Möglichkeit versteckt haltend für ein verspätetes Utensil, bis er, schließlich rund wie ein Globus, sich als kugeliges Symbol des All-Einen in einem höchsten Formtriumph auslebt.

Nicht ohne Wehmut schied ich von dem Wackeren. Solange er noch über der Stuhllehne hing, erinnerten mich merkwürdige Druckreflexe auf dem Rücken an manche „Erstlingsparadieswonne“. Mit seinem Verschwinden hörte auch diese Täuschung auf. Und damit erst die

**Reise**





# Unbekannte Gedichte und Pläne Eichendorffs

Ein Fund von Dr. Rudolf Schabe, Berlin

Unerwartet sind in einem alten Dichternachlaß, unter handschriftlichen Papieren, unbekannte Gedichte und Äußerungen Eichendorffs aufgetaucht.

Der Romantiker Rudolf von Beher, mein Großvater, war ein Freund des großen Lyrikers, den er in Berlin kennen gelernt hatte; die Beziehungen setzten sich bis in die Wiener Zeit Eichendorffs fort.

Eichendorff hat in verschiedenen Perioden seiner dichterischen Entwicklung Berlin angehört, aus dessen geistigem Vorn er schöpfte und dessen literarisches Leben er mit der Wärme und dem Reichtum seiner Natur wiederum befruchtete. Die Fäden, die von Eichendorffs Persönlichkeit in die Kreise der Berliner Romantik sich spinnen und darüber hinaus ins geistige Berlin überhaupt, sind noch nicht genügend verfolgt und annähernd in ihrer Bedeutung gewürdigt worden. Zart und silberfein, wie die Seelenstruktur dieses innigen Dichters, bedürfen sie zu ihrer Erkenntnis einer besonders sorgfältigen literarischen Umschau.

Da treten die aufgefundenen Handschriften ein, die uns mitten in die wichtigen Berliner Epochen des Dichters versetzen und diese in ganz neuem Lichte zeigen, in unbekanntem Poesien sie widerspiegelnd, die in den Rang wertvoller Eichendorff-Schätze treten. Eine Quelle ist uns erschlossen, die unsere Kenntnis Eichendorffs in vielen Einzelheiten bereichert und starke literarische Anregungen zur Beleuchtung mancher noch offenen Fragen zu bieten vermag.

Was den großen Dichter veranlaßt haben kann, diese lyrischen Ergüsse, die zum wesentlichen Teil in ihren schönsten poetischen Konzeptionen sein reines, tiefgefühltes Liebesleben betreffen, nicht in seine Sammlungen aufzunehmen, wissen wir nicht. Vielleicht sind sie, aus dem Augenblick geboren, ihm wieder entfremdet worden oder haben sich sonstwie seinen Blicken entzogen; für wert zur Aufnahme könnte er sie gewiß erachtet haben.

Im Herbst 1809 hat Eichendorff zum erstenmal Berliner Boden betreten. Er trug eine junge Liebe im Herzen, zu Luise Viktoria von Larißch. „Der damals ein- undzwanzigjährige Dichter,“ erzählt unser

Gewährsmann Beher, „war einer Einladung des Grafen Loeben gefolgt. Er stand unter dem Eindruck der Trennung von der Erwählten seines Herzens. Die herbstliche Stimmung und die Trennung spiegeln die Verse wider:

Als da die Blätter fielen sacht,  
Und Wehmut schleicht ins Herz hinein.  
So kommt die trübe, kalte Nacht  
Auf goldnen, warmen Sonnenschein.“  
Ein handschriftlich überlieferter Liebeszyklus folgt:

In die Welt hinaus.  
Ich sag': „O Mond und Sterne,  
Führt mich zu der Liebsten Haus!“  
Und sie gießen mir so gerne  
Den schönsten Wegschein aus.  
Da winkt ein Haus unter Tannen,  
Ein Lichtlein schimmert drauß,  
Ich aber muß von dannen  
In die weite Welt hinaus.

\*  
Fragt nicht nach meinen Schmerzen,  
Nach meinem Glück so laut.  
Ich trag' eine Lieb' im Herzen,  
Die mir ward anvertraut.

Bei Lieben und Waldehrauschen  
Muß man voll Andacht sein;  
Daß, will man Zwiegespräch tauschen,  
Kein Mistton kling' hinein.

\*  
Nun bin ich ruhig worden,  
Da ich die Liebste fand.  
So ist's im heil'gen Orden  
Um manch ein Herz bewandt.

Es kommt, es kommt der Frieden  
Erst, wenn man fand und weiß.  
Und doppelt kling't's hinieden  
Nun Gott zu Ehr' und Preis.

Von allen Seiten ergriß das junge Gemüt von dem reichen Berliner Leben Besitz.

„Neue Geister traten,“ fährt Beher in seinem Bericht fort, „dem empfänglichen Sinn des Dichters in Berlin entgegen. Nur wenig beachtet sind seine Beziehungen zu Adam Heinrich Müller, der äußerst geschätzt wurde, Vorlesungen über Friedrich den Großen hielt und auf Eichendorff nachhaltige Wirkung ausübte. Fichte







# Vom Büchertisch

Die Krisis im Leben des Künstlers. Von Albert Steffen. 1925. Leipzig-Zürich, Grethlein u. Co., 8°. 148 S. Geb. 4 M.

Das ursprünglich in der Inflationszeit von einem schweizerischen Verlage herausgegebene Bändchen versank damals für Deutschland vollständig. Jetzt, „durchgesehen und verbessert“, wird sein Neudruck weitere Kreise deutscher Kulturliebhaber zu fesseln und zu betriebligen verstehen. Möglich, daß die auffällig hochgreifende Rudolf Steiner-Widmung manche abschrecken wird. Der Verfasser selbst, als feinsinniger Roman-, Novellen- und Dramendichter bekannt, gibt sich in diesem auf anderem Gebiete stehenden Werkchen als erschütterter Anhänger der Wiederverkörperungslehre und zugleich als religiös eingegründeter Denker von ehrlichem Streben nach sachlicher Gerechtigkeit und jener Liebe, um die es nach Thomas von Kempen, „etwas Großes ist“. Seine Aufschrift trägt das Bändchen nach dem ersten Kapitel, das alsbald die Aufgabe unserer Zeit dahin kennzeichnet: Denken, Fühlen und Wollen, die in früheren Epochen noch nicht so sehr wie heute auseinander gerissen gewesen seien, zu einem richtigen Zusammenklang im Selbstbewußtsein zu bringen. Wie im ganzen Buch, so spannt der Verfasser schon im Anfangskapitel seinen elastischen Themenbogen sehr hoch und weit. Was er hier über des Menschen Tafsagen zu seinem Schicksal, über die zu gewinnende innere Schönheit in Krankheit, über die leuchtenden Gefühle und Gedanken bei zerfallendem Leibe, über die Seelenschönheit als Tat des Willens sagt, ist sehr schön und tiefgreifend. Ähnlich charakterisiert sich das zweite Kapitel: Dante und Goethe, besonders hinsichtlich Dantes, zu dessen persönlichst ausgestalteter Weltanschauung Steffen wörtlich bemerkt: „Wie denn der Katholizismus ein Vollmenschentum innerhalb des Dogmas durchaus ermöglicht, ja fordert.“ Auf Tiefe zielt auch Steffens Feststellung der Gegenätzlichkeit zwischen Dante und Goethe in Persönlichkeit, Werk und Einwirkung, doch drängen sich hier manche gewichtige Einwürfe auf. Viel Leucht- und Beleuchtungskraft zeigen auch die übrigen Kapitel über: Jer. Gothelf, Gottfr. Keller, C. Spitteler, Dostojewski, Rabindranath Tagore, Expressionismus vor und nach dem Kriege, das Werden des Kunstwerks. Im Anschluß sei verwiesen auf Steffens wertvolles Büchlein, das ein Wegführer sein möchte zur innigen Vereinigung mit der Natur kraft ihrer Wunder an Schönheiten und Befreiungen: „Pilgerfahrt zum Lebensbaum.“ Ebenda 12°. 61 S. Geb. 2 M. (Aus der Selbstdylabücherei).

E. M. Hamann.

Lehrer Detleffens Kinder. Roman. Von Marie Woltersdorff (Marie Burmester). Berlin, V. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen. N. 4°. 268 S. In Ganzleinen geb. 4 M.

Ein psychologisch fein, ja, künstlerisch gesehen, schön gezeichnetes Bild aus schlichtem Menschenleben. Nordisch ländliche Gegend mit Heide, Wald und Meer ist die Hauptbühne. Ganz nahe werden einem die Hauptgestalten gebracht. Man lebt mit, atmet unter ihnen in ihrer landschaftlichen, wohllichen und menschlichen Umgebung. Handlung und Stimmung lönnen sich eigentlich, dem unmittelbaren Eindruck nach, kaum einfacher geben. Und doch bieten sie beide soviel! Die Träger der Begebnisse erfahren Freud und Leid, dieses mit, durch und ineinander, der Hauptsache nach, zu bleibendem Gewinn. Ein reiches Buch, zum öfteren wieder in die Hand und als Segen ins Herz nehmen.

E. M. Hamann.

I. Die Nacht der Erlösung. Mit Holzschnitten von Willi Geißler. 1923 8°. 56 S. Geb. 2 M. — II. Die grauen Blätter des Valentin Brunner. Mit Holzschnitten von Ulrich Hallerstedt. 1924. 8°. 130 S. Geb. 3 M. Beides von Franz Lüdtke. Rudolfstadt in Thür. Greifenverlag.

In Band 1 ist der Kampf um die Reinheit das Hauptmotiv einer Doppelvision. Zutage tritt, bis zur Übersteigerung, dichterischer Schwung, dichterischer Blick, der zurückschaut auf die gewordene, der hinauschauf auf die werdende Menschheit. Mystischer Idealismus eines mystischen Ethikers durchdringt das Ganze. In Band 2 ist der Verfasser durchaus Symboliker. Symbolik bleibt die treibende Kraft. Der ersten Hauptgestalt folgt, nach angedeutetem Zeitraum, eine zweite. Beide sind Goldmacher. Der Erste, ein Franziskanerjünger, erkennt zunächst: Das Wesen aller Dinge ist Gold, ist von Gott zu Gott bestimmtes Leuchten, nur verhüllt. Durch Frauenliebe gelangt er auf den Irrweg der Gottesferne und stirbt darin. Der Zweite ein Lehnsmann Satans, erkennt zunächst: Das Wesen aller Dinge ist Dred. Durch Frauenliebe gelangt er zum Schluß: Das Wesen aller Dinge ist Liebe; Gott ist Liebe. Geführt durch Priesterhand, wird er zum Lehrer der Jugend im Lande, zum Schaffer ebelsten, leuchtenden Goldes für Zeit und Ewigkeit. Aus dieser neueren Art Lüdtkes, idealistisch zu fühlen, zu sehen, darzustellen, berührt mich etwas wie Krampf einer bedauerlichen Sucht nach Ungewöhnlichem. Möge hier der Irrtum bei mir selbst liegen.

E. M. Hamann.



**Miniaturen und Silhouetten** von Mag von Boehn. Vierte vermehrte Auflage, München bei F. Bruckmann, A.-G.

Wer verbindet mit dem Wort Miniatur nicht Kultur und Persönlichkeit. Wer nicht Freundschaft, Verehrung und Liebe, die das Miniaturbildnis entstehen ließen. Eine Zeit richtet vor unseren Augen sich auf des empfindsamsten Seelenlebens, die das Porträt einfüg in der Kapsel eines Ringes, im Kollier auf der Brust, eine Zeit steht auf, in der Gold, Perlmutt und Elfenbein ein unentbehrlicher Luxus waren, zur Eleganz, zur Hebung der Persönlichkeit.

Wenn Mag von Boehn in seinem Buche „Miniaturen und Silhouetten“ uns die Geschichte des Miniaturporträts entwickelt in England, Frankreich und Deutschland, so gibt er uns damit nicht nur eine Übersicht, nicht nur ein Kapitel aus Kulturgeschichte und Kunst, wie der Untertitel besagt, sondern er leuchtet mit Blicklicht in das Seelenleben einzelner dargestellter Persönlichkeiten hinein, so daß dem Betrachter das Nuß des So-Seins der Erscheinung aufgeht oder er andererseits den verlißenden Zug des Pinsels eines Modemalers zwingend durchfühlt. Der Maler selbst entgeht der Lupe des Verfassers ebensowenig und oft sind es zu Tage tretende Charakterzüge, die eine Zimmerwiederkehr von Aufnahme-willen oder Umwandlungszwang in den Werken des Malers auf dem Gebiet des Miniaturporträts ersichtlich klarlegen. Für den Leser, der nicht nur Kenntnisse sammeln sondern selbst urteilen sich einstellen möchte beim Lesen eines kulturhistorischen Werkes, sind solche psychologischen Einstreuungen unschätzbare Fingerzeige. So durchleuchtet Boehns psychologische Betrachtungsart die Physiognomie von mehr als 150 Persönlichkeiten — allein die genannt, die im Bilde vorgeführt sind — und führt uns damit einen Kunstweg von fast vier Jahrhunderten, in dem das Kleinbild einen großen Raum einnahm. Ein weiteres Kapitel behandelt die mannigfaltige Verwendung der Miniatur zu Schmuck, Zier und Dekoration. Der Dosenluxus nimmt hierbei den breitesten Raum ein.

Ungegliedert ist dieser Darstellung der Fein- und Kleinmalerei im Porträt ein Abschnitt Scherens- und Schattenkunst. Boehne weist auf ihren Ursprung aus dem Schattentheater des fernen Ostens hin, macht auf ihre Verwandtschaft aufmerksam, die sie mit den schwarzfigurigen Vasenbildern zeigt, und begleitet sie durch die Weimarer Zeit, die Zeit der „physiognomischen Kaserie“, wie Lichtenberg sie nennt. Mit dem Schwinden der bildnismäßigen Treue, dem Angleichen des Dargestellten an ein Ideal und zum Schluß mit den unbegrenzten Möglichkeiten der Vielfältigkeit, ging das Abnehmen der Kleinporträtkunst Hand in Hand. Wir schauen heut

in das Reich der Miniaturen, als auf etwas Fernes, Gewesenes, zurück und sind der führenden Hand dankbar, die, in dem sie gleichermaßen erschließt und erklärt, in uns etwas wie eine Renaissance hervorzaubert einer heut fast versunkenen Kunst.

Hel. Heine.

**Leopold von Ranke.** Von Gustav Koloff. Aus zwei Jahrtausenden deutscher Geschichte. R. N. Langewiesche. Verlag Königstein. i. Taunus und Leipzig 1924.

Ranke's Werke sind nicht Gemeingut unseres Volkes geworden, konnten es nicht werden. Ihr streng pragmatischer Charakter, ihre vornehme Objektivität, fern von dem subjektiven Einschlag und fortreißenden Schwunge eines Treitschke hindern die Volkstümlichkeit. Und doch verdient die Gedankenwelt des überragenden Forschers, daß sie unserem Volke in gangbarer Münze vermittelt wird. Aber wie das? Sollte man nach Ranke eine neue Geschichte schreiben? Das würde ein Abklatsch seiner Gedanken ohne jede Naturwüchsigkeit sein; es wäre eben kein Ranke mehr. Daher war es ein tragfähiger Gedanke Koloffs, dem Geschichtsschreiber in einer Auswahl seiner Werke selbst das Wort zu erteilen, wobei das Wahlurteil und der verbindende Text die Tätigkeit des Herausgebers ausmachen. Ueberragende Männer und weltgeschichtliche Entscheidungen waren so herauszustellen, daß dem Leser nur Teile und doch ein Ganzes geboten wurde. Das scheint mir wohl gelungen. Der gebildete Deutsche wird seinen größten Historiker kennen lernen, wie er ist, und Gelegenheit haben, an der Arbeit des Meisters das eigene Urteil zu schulen und zu klären. — Druck und Ausstattung sind des Gegenstandes würdig.

F. W.

**Otto Brandt.** Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Mit 12 Tafeln. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart. Berlin und Leipzig 1925.

Deutschland hat zu seinem Glück und Unglück eine Überzahl fremdstaatlicher Berührungspunkte. Die bewegte Geschichte seiner Grenzlande reicht über ein Jahrtausend zurück. Unsere Nordmark mag an weltgeschichtlicher Bedeutung hinter der West- und Ostmark zurückstehen — das Herz unseres Volkes schlug am wärmsten für die Eidergaue; die alte Sehnsucht zum Meere lodte, die Mißachtung eigenen Volkstums daselbst brachte das Blut in Wallung. Doch der Weg war weit und gefährlich: von Margarethes nordischem Großstaat bis zu den Privilegien der Herzogtümer von 1460, „daß se bliuen ewich tosamende ungedelt“, und zu ihrer Er-



hebung von 1848, die der Tat Bismarcks vorarbeitete. Das alles kann Brandts Buch allerdings nur streifen. Er findet den eigentlichen Gegenstand seiner gediegenen und abschließenden Arbeit an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts, wo eine solche bisher fehlte. Damals wird doch einwandfrei deutlich, bis zu welchem Grade Schleswig-Holstein mit dem geistigen und politischen Deutschland innerlich verknüpft war. Als dann nach dem Tode des jüngeren Bernstorff (1797) die Entwicklung zum Zusammenbruch des dänischen Gesamtstaates führte und die Danisierung in den Herzogtümern immer deutlicher hervortrat, da erhoben sich die geistigen Elemente zu stiller, aber zäher Abwehr. Ein deutsches Nationalgefühl war da! Nicht Dahlmann, wie bisher immer angenommen worden, hat es geschaffen, sondern benutzt und geleitet (1815). Ähnliches gilt von Ulven Jens Vornsen, dem redenhaften Landvogt von Sylt (1830). Darin liegt keine Verkleinerung, sondern nur der Beweis, daß Kräfte triebhaft in der Volksseele schlummern, die nur überragende Männer zu kräftigem Leben erwecken können, mögen sie Dahlmann oder Bismarck heißen. Das gut ausgestattete Buch wird seine Leser finden, heute mehr denn je; gibt es doch auf jeder Seite wohlbeglaubigte Kunde vom ewigen Rechte der Selbstbestimmung, das wohl gebeugt, aber nicht ertötet werden kann.

J. W.

Im Baustein-Verlag G. m. b. H., Leipzig, erscheint eine Reihe von Bänden „Philosophie“, als deren Herausgeber Karl Vorländer zeichnet. Die Reihe will nach und nach das gesamte Gebiet der Philosophie gemeinverständlich darstellen. Die Bändchen sind für den Nichtakademiker bestimmt und in ihrer ganzen Anlage darauf berechnet, von Laien verstanden zu werden. Die ersten beiden Bändchen der Sammlung „Einführung in die Philosophie“ und „Die griechischen Denker vor Sokrates“ hat der Herausgeber selbst verfaßt. Vorländers Verdienste in der Darstellung der Geschichte der Philosophie und der Erläuterung ihrer Grundbegriffe sind zu allgemein bekannt, als daß man die glückliche Lösung der hier gestellten Aufgabe besonders hervorzuheben brauchte. Er geht auch hier mit großem pädagogischem Geschick die philosophischen Probleme an und stellt ihre Notwendigkeit und Bedeutung für jeden denkenden Menschen heraus. In der Geschichte der griechischen Denker arbeitet er die philosophischen Grundbegriffe klar, bestimmt und allgemein verständlich heraus. Der dritte Band „Voltaire als Denker“ von Otto Adolf Ellissen behandelt „Mann und Werk“ zugleich und

rückt in wesentlichen Punkten das Bild des viel gehafteten und geschmähten, aber auch viel bewunderten französischen Philosophen zurecht. Der schwierigen Aufgabe, „Kants Leben und Lehre“ für den Nichtphilosophen faßlich darzustellen, unterzieht sich mit Glück Otto Schönbröcker, indem er die Kantischen Grundbegriffe rein herausarbeitet und die Ergebnisse der Kantischen Lehre überall in ihrer Übereinstimmung mit dem gesunden Menschenverstand zeigt. Der letzte vorliegende Band der Sammlung „Nietzsche, der Philosoph des Heroismus“ von Hans Weichelt kommt dem Bedürfnis nach einer begriffsmäßigen Auseinandersetzung mit dem Werk und der Persönlichkeit Friedrich Nietzsches entgegen, dessen Philosophie in ihrer aufwühlenden Kraft und Leidenschaft an Unmittelbarkeit der Wirkung nichts eingebüßt hat und mit dessen Lehre jeder nach Bildung Strebende sich zu seiner Zeit auseinanderzusetzen hat. Dem Unternehmen des Baustein-Verlages wird man aus voller Überzeugung guten Erfolg und weite Verbreitung wünschen können.

Dr. —H.

Ossendowski und die Wahrheit. Von Sven Hedin. 111 S. Preis geh. 2.—M. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1926.

In seinem Reiseverl „Von Peking nach Moskau“ beschäftigt sich Sven Hedin in dem Kapitel „Ein literarischer Seitensprung“ kritisch mit Ossendowskis Buch „Tiere, Menschen und Götter“. Er weist auf Grund seiner eigenen Forschungen und seiner eingehenden Kenntnis von Land und Leuten Tibets nach, daß die meisten geographischen Angaben in dem genannten Buche falsch sind und auch die Darstellungen der Verhältnisse der Wirklichkeit nicht entsprechen. Er geht sogar soweit zu behaupten, daß die Ergebnisse und Schilderungen aus Tibet reine Erdichtungen sind. Auf diese Kritik hin gab Ossendowski zu, daß sein Buch gar keinen Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit mache, sondern mehr den Charakter eines Romans trage. Zugleich beschuldigte er aber Sven Hedin des Vorneides und stellte ihn sogar als Agent der Sowjets hin. Um sich zu wehren, sammelte Hedin das gesamte Material über das Buch und legt es hier der Öffentlichkeit zur Entscheidung vor. Den schwersten Schlag gegen Ossendowski kann er aber dadurch führen, daß er überzeugend nachweist, daß dieser das Schlusskapitel seines Buches: „Das Mysterium der Mysterien“ aus einem 1910 erschienenen Buche eines geistreichen Franzosen glatt abgeschrieben hat. Das bedeutet für Ossendowski das Ende als Schriftsteller. Das Buch ist seinerzeit auch in der Bergstadt anerkennend besprochen worden.



Wenn aber schon die erste geographische Zeitschrift der Welt, das „Geographical Journal“ in London urteilt: „Jede Seite vibriert vor Wahrheit“, wievielmehr mußte sich da ein nicht mit solch geographischen Wissen ausgerüsteter Beurteiler täuschen lassen. Auch war in der Besprechung nur der literarische Wert des Buches betont worden. Von diesem urteilt selbst Sven Hedén, daß Ossendowski's „Erzählung, rein literarisch betrachtet, meisterlich sei.“ Hedén wendet sich gegen das Buch auch nur, „weil gerade der geographische Forscher Wahrheit und Dichtung streng voneinander scheiden muß“ und die Öffentlichkeit gewarnt sein soll. —r.

### Johannes, die Stimme des Rufenden.

Eine Erzählung aus der Zeit und Umwelt Christi. Von Catharina Gondlach. 334 S. in 8°. Mainz, Verlag Kirchheim u. Co. Brsch. 3 M., geb. 4,50 M.

Wie schon der Titel verrät, bietet die bekannte Verfasserin einen biblischen Roman. Sie weiß durch ihre Schöpfung von Land und Leuten, von Zeitgeschichte und Zeitbegebenheiten die knappen biblischen Berichte so in dichterische Farben zu gestalten, daß ihre Erzählungen oftmals wie Apokryphe anmuten. Des Täufers Art und Persönlichkeit ist hart, herb, großartig, wie es sein Aufwachsen in der großartigen Umgebung der jüdischen Wüste mit sich brachte. Sein Wissen und seine Erkenntnis ist tief. In allen Lagen seines bewegten Lebens bleibt er auf der höchsten Höhe seines idealen Berufs. Die Frauengestalten, so Areta, Herodias, Salome, paden durch die scharfe Realistik. „Johannes“ ist ein Buch, das die Leser lieb gewinnen werden. L. R.

### Aus „verschlossenen Welten“.

Hermann Dahl hat in seinem 1922, im Faustverlag, München, erschienenen Buch „Verschlossene Welten“ das Phänomen des Fernsehens und anderer okkulten Erscheinungen auf wissenschaftliche Basis zu stellen und speziell durch eine neue Einstellung zu dem Zeitproblem, zu erhellen versucht. Dabei hat Dahl seine eigenen Erlebnisse auf dem Gebiet des Fernsehens erzählt, von denen die großen politischen Schauungen besonders interessant sind.

Dahl hat wohl als einziger 1916 bis auf den Monat des Kriegsende vorausgewußt. Er hat 1919 den traurigen Kleinrieg in Oberschlesien verkündet und schil-

dert ein 1920 erschautes großes neues Staategebilde, das bis 1926 reicht. Die weltbewegenden Ereignisse in Afrika und Asien sind die Vorläufer der sich beginnenden Auswirkung der Prophetie.

Wir zitieren wörtlich Seite 54:

„Und ein Jahr später, im Oktober 1920 erstand vor meinem geistigen Auge ein neues größeres Staategebilde, das die Vision von 1919 nicht aufhob, sondern nur erweiterte.“

Ich sah England. Ein krebsartiges Geschwür zertrte an seinen besten Kräften: Irland. Im Dämmer zwischen Wachs und Entrücktsein rollte sich mir ein gewaltiges Gemälde auf. Ich sah den Sklaven, der die Kette zerbricht. Qualen, Hunger, Demütigung und Entmündigung, die englische Geldsäcke füllten, trieben die Asiaten heraus, zu verbissener Opferbereitschaft, das Joch abzuschütteln, das ihr selbstamer Pazifismus so lange getragen.

Der Krieg hatte die kulturelle Autorität zerbrochen. Ich sah das ganze Morgenland im Wandel, erwacht zum Eigenbewußtsein. China und mit späterem Anschluß Japan forderten Asien für die Asiaten mit unentwegter Beharrlichkeit (Schanghai ist nur der Beginn. Die volle Auswirkung wird sich bis tief ins Jahr 1926 hineinziehen).

Frankreich glich einem Storpion, der seinen tödlichen Stachel Deutschland ins Blut geböhrt und selbst daran zugrunde gehen mußte.

Haß, Rache, Furcht vor Vergeltung schnürten es mehr und mehr von den andern Staaten ab, und je mehr es sich schützen wollte, desto mehr gab es sich preis. In dem großen Sklavenaufstand rotteten sich auch die Marokkaner gegen Frankreich zusammen. In zäher blutiger Wehr drängten sie die Franzosen zurück bis ihre Oberherrschaft gebrochen war. Mit Unterbrechungen zog sich der Kampf auch bis tief in das Jahr 1926 hinein. An dieser Asiaten- und Afrikanerfurcht der Deutschland feindlichen Staaten wuchs Deutschland aus seiner Bedrängnis wieder empor. Deutschland allein hatte nichts zu verlieren. (Die Aufhebung der französischen Sanktionen sind heute schon eine Folgeerscheinung.) Frankreichs reiche Säfte verrodneten langsam. Isoliert stockten die Ströme, die es bisher befruchtet hatten.“

Wir machen darauf aufmerksam, daß 1919 und 1920 noch keinerlei Anzeichen zu der Unabhängigkeitsbewegung vorhanden waren.

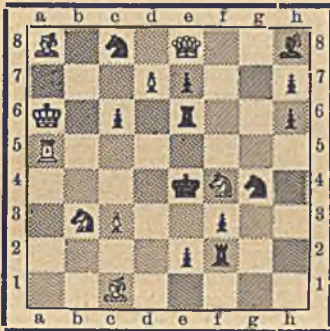


# Schach

Bearbeitet von D. Adermann.

### Aufgabe Nr. 514.

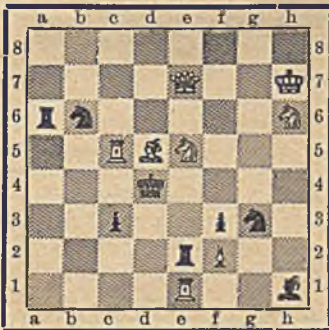
A. Madsen, Svendborg.



Matt in 2 Zügen.

### Aufgabe Nr. 515.

H. Hedrich, Hamburg.



Matt in 2 Zügen.

### Lösungen.

Nr. 496 von E. Brunner: 1. Tb2—b7! 1. Tb7 scheitert nur an dem äußerst verstedte Gegenzuge 1... Dbl.

Nr. 497 von S. Beter: 1. Tg5—h5. Abgesehen von der unschönen Häufung schwarzer Steine ist auch diese Aufgabe vorzüglich.

Nr. 498 von Dr. G. Kaiser: 1. Ld6—b8, Lc7, 2. Sc7; 1... Ld4, 2. Lg3; 1... bel., 2. S×f6.

Nr. 499 von M. Riemeyer und S. Beemink: 1. S18—g7, Th5, 2. Te4+; 1... Lg8, 2. Td7+; 1... L×g7, 2. L×g7+ aber auch: 1. Td7+; 2. Te4+.

Nr. 500 von F. Simhovič: 1. Te3—a3.

Nr. 501 von B. v. Holzhausen: 1. La1—h8, 2. Dgl.

### Liste der Löser.

M. Stenger in Essen, E. Schwarzer in Hochwald, C. Richter in Glas, F. Peters in Wien: 496—501; jedoch gab Herr Stenger allein die Nebenlösung zu 499 an! E.

Kieelsen in Kamenz, F. Maywald in 7, 500; E. Otto in Berlin, M. Richter in Cöthen, F. Dufold in Eberswalde: 496, Halle: 501.

### Zu unseren Aufgaben.

In den letzten beiden Jahren haben sich in Deutschland einige Schachspalten herausgebildet, die in ganz erstaunlichem Maße dasjenige übertreffen, was wir früher auf diesem Gebiete gewöhnt waren. Schon seit einer langen Reihe von Jahren ist es üblich, daß die Tageszeitungen regelmäßig wöchentlich einmal eine Schachaufgabe oder eine Meisterpartie in Verbindung mit einigen Nachrichten „Aus der Schachwelt“ veröffentlichen. Manche dieser Schachspalten haben ein respektables Alter erreicht, so z. B. die Schachspalte in der „Illustrierten Zeitung“ (Leipzig), die durch rund

60 Jahre fortgeführt wurde. Andere zeichneten sich aus durch die Güte ihres ausgewählten Inhalts, so z. B. die „Münchener Neuesten Nachrichten“ unter Bayersdorfers und Köhnlins Leitung in bezug auf Probleme, sowie die von Dr. Larrasch geführten zahlreichen Schachspalten hinsichtlich der Partienanglofrierung. Fast ausnahmslos handelte es sich aber um Veröffentlichungen bescheidenen Umfanges; während das Ausland, besonders englische und amerikanische Zeitungen auch in dieser Beziehung viel sportmäßiger zu Werke gingen. In Amerika erscheinen z. B.

### Aufgabe Nr. 516.

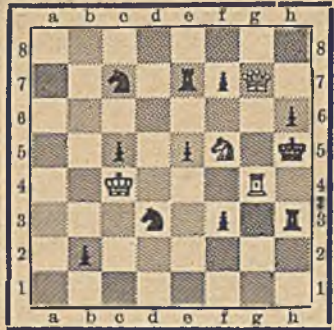
Dr. C. Hartlaub, Bremen.



Matt in 3 Zügen.

### Aufgabe Nr. 517.

Dr. E. Palloška, Prag.



Matt in 3 Zügen.



Schachspalten allwöchentlich im Umfange einer halben Druckseite des dort üblichen, sehr großen Zeitungsformats und es ist keine Seltenheit, daß dem Löser von Schachaufgaben je Woche 12 bis 20 Probleme vorgelegt werden! Natürlich kann diese, nach unseren Begriffen unvernünftig reichliche Kost nur auf Kosten der Qualität geboten werden. Hieraus ist unter anderem die weitreichende Vorliebe des angloamerikanischen Aufgabefreundes (Löfers wie Komponisten) für den Zweizüger zu erklären. Den Zweier kann man ja bei einiger Übung „vom Blatt“ lösen und andererseits gibt es zahlreiche englische Komponisten, die wohl ihre 500 bis 600 Zweizüger, aber nicht ein einziges Problem von bedeutendem Werte geschaffen haben. Nun haben wir auch in Deutschland einige Schachspalten bekommen, die den Umfang der ausländischen erreichen, sie aber durch die Gediegenheit ihres Inhalts bei weitem übertreffen. Wir denken an die „Ostdeutsche Morgenpost“ in Buedßen O. S. (Leiter Dr. A. Krämer), an die „Münchener Zeitung“ (Leitung Max Weininger) und vor allem an das „Chemnitzer Tageblatt“ (Leiter Dr. Ed. Virgfeld). Dr. Virgfeld hat sich unter Aufwendung ganz erstaunlicher Energie mit fast allen bekannten Komponisten der Welt in Verbindung zu setzen gesucht, um sie für sein Unternehmen einer „Länderchau“ zu gewinnen. Sein Plan ist ebenso

originell, wie unterhaltend und anregend für alle Problemfreunde, die zu den nach vielen Hunderten zählenden Beziehern seiner Schachspalte gehören: Ein Geschöpf seiner Phantasie, „Problematisus“, bedient sich einer Zunders Luft-Limousine, um alle die dem Aufgabefreunde namentlich bekannten Männer persönlich aufzusuchen, ihre äußere Persönlichkeit, ihre Lebensverhältnisse und Neigungen sowie ihre spezielle Liebe in Bezug auf die Problemlkunst festzustellen. Von jedem dieser Besuche bringt er ein ausgewähltes Original des Komponisten heim und diese, nach Ländern (in Deutschland nach kleineren Bezirken) gruppierten Aufgaben werden in einem Problemturnier konkurrieren. Der Gehalt seiner Schachspalte und der nach ähnlichen, wenn auch nicht ganz so weitreichenden Gesichtspunkten geleiteten „Münchener Schachzeitung“ an wertvollen Originalen ist ungeheuer. Unsere diesmaligen Aufgaben entstammen sämtlich diesen beiden Veröffentlichungen. Für Freunde der praktischen Partie lassen wir aus dem an anderer Stelle besprochenen neuen Studienwerke zwei künstliche Endspiele folgen: K. A. L. (Leonid) Kubbels, gewidmet den Brüdern Platorff 1923 Weiß am Zuge gewinnt: Weiß Kd1, Tc3, Bg2; Schwarz Kh7, La5, Sb8 und (1917) Weiß am Zuge hält unentschieden: Weiß Kf5, Tc6; Schwarz Kd2, Le3, Sh1, Bh3.

### Schachliteratur

**150 Endspielstudien.** Von Leonid (K. A. L.) Kubbels, 180 S. 8. Geb. 5 M., zu beziehen durch Hans Hedewigs Nachf. in Leipzig oder B. Ragan, Berlin W. 8, Behrenstr. 24.

Das mit einem Bilde des Verfassers versehene Büchlein enthält nach einer Einleitung des russischen Meisters G. Löwenfisch ein kurzes Vorwort des Autors und, in zeitlicher Aufeinanderfolge, 150 ausgewählte Studien Kubbels. Die beiden Einführungen sind mit einer Übersetzung aus dem Russischen ins Deutsche versehen; die Lösungen bereiten nicht etwa irgend welche Schwierigkeiten; wenn auch die Namen der Figuren mit dem russischen Buchstaben bezeichnet sind, so geschieht die Feldangabe nach der bei uns üblichen Art. Der Inhalt des Buches ist äußerst wertvoll und wir können seine Anschaffung angelegentlich empfehlen; Kubbels steht trotz oder vielleicht wegen seiner Jugend unter den Studentkomponisten in vorderster Reihe.

Ursprünglichkeit und Schönheit sind allen seinen Arbeiten in so hohem Maße eigen, daß jeder an der Sammlung, gleichviel wo er das Buch anschlagen mag, seine helle Freude haben wird.

**Internationales Schachturnier zu Baden-Baden vom 15. April bis 24. April 1925,** veranstaltet durch die Stadtverwaltung Baden-Baden. Sammlung sämtlicher Partien, XVI und 127 S. gr. 8 mit 4 Bildtafeln. Herausgegeben von Dr. S. Larrasch. Preis 4 M. Verlag B. Ragan, Berlin W. 8, Behrenstr. 24.

Wenige Wochen nach Beendigung des sehr bedeutenden internationalen Turniers liegen die Partien, allerdings ohne irgend welche Erläuterungen, vor. Der interessierte Schachfreund wird gleichwohl dankbar sein, daß er um mäßigen Preis das wertvolle Material für seine Studien zur Verfügung haben kann. D. A.

















